UNIV.OF
TORONTO
LIBRARY

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

Band LVII.

(October — November — December 1888.)

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.

31530 1
2. 5. 35

Alexandrien, Ernst Gimpel. — Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — Athen, Karl Wilberg. — Basel, Louis Jenke's Buchhandlung. — Boston, Carl Schoenhof. — Brüssel, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — Budapest, C. Grill's Hofbuchhandlung. — Buenos-Aires, L. Jacobsen & Co. — Bukarest, Sotschek & Co. — Christiania, Albert Cammermeyer. — Cincinnati, Wilde & Co. — Dorpat, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Universitäts-Buchhandlung. — Kapstadt, A. Braun. — Konstantinopel, Lorentz & Keil, Hofbuchhandlung. — Kopenhagen, Andr. Fred. Hoest & Sohn, Hofbuchhandlung. Wilh. Prior's Hofbuchhandlung. — Liverpool, Scholl & McGee. — London, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Trübner & Co. Williams & Norgate. — Luzern, Doleschal's Buchhandlung. — Lyon, H. Georg. — Mailand, Ulrico Hoepli, Hofbuchhandlung. — Mitau, Fr. Lucas. — Montevideo, L. Jacobsen & Co. — Moskau, J. Deubner. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — Neapel, Heinrich Detken, Hofbuchhandlung. F. Furchheim. — New-York, Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — Odessa, L. Rudolph's Buchhandlung. — Paris, G. Fischbacher. Haar & Steinert. F. Vieweg. — Petersburg, Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandlung. — Philadelphia, E. Schaefer & Koradi. — Pisa, Ulrico Hoepli's Filiale. — Porto-Alegre, A. Mazeron. — Reval, Kluge & Ströhm. Ferdinand Wassermann. — Riga, J. Deubner. N. Kymmel's Buchhandlung. — Rio de Janeiro, Laemmert & Co. — Rom, Loescher & Co., Hofbuchhandlung. — Rotterdam, W. J. van Hengel. — San Francisco, Fr. Wilh. & D. Barkhaus. — Santiago, C. Brandt. — Stockholm, Samson & Wallin. — Tanunda (Süd-Australien), F. Basedow. — Tiflis, G. Baerenstamm Wwe. — Valparaiso, C. F. Niemeyer. — Warschau, E. Wende & Co. — Wien, Wilh. Braumüller & Sohn, Hof- & Universitäts-Buchhandlung. Wilhelm Frick, Hofbuchhandlung. Manz'sche k. k. Hofverlags- & Universitäts-Buchhandlung. — Yokohama, H. Ahrens & Co. Nachf. — Zürich, C. M. Ebell. Meyer & Zeller. Orell Füßli & Co. Sortiment (Albert Müller).

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd. 57

Inhalts-Verzeichniß

zum

Siebenundfünfzigsten Bande (October — December 1888).

			Seite
*	I.	An unsere Leser	3
*	II.	Aus Kaiser Friedrich's Tagebuch. 1870—71	5
III.		Die Albigenserin. Erzählung von **Konrad Mähly**. I./III.	33
IV.		Briefe von Felix Mendelssohn-Bartholdy an Aloys Fuchs. Mit Einleitung von **Eduard Hanslick**	65
V.		Aus dem Hochgebirge. Von **Paul Güßfeldt**. I./V.	86
VI.		Die Reform des englischen Oberhauses. Von **F. Heinrich Geffcken**	116
VII.		Ein literarisch-politischer Verein. Von **Ernst II.**, Herzog zu Sachsen-Coburg-Gotha	127
VIII.		Dr. Georg Weber. Von **A. Hausrath**	148
IX.		Politische Rundschau	154
X.		Gildemeister's Dante-Uebersetzung. Von **P. D. Fischer**	160
XI.		Eine neue Schiller-Biographie. Von **Erich Schmidt**	164
XII.		Literarische Notizen	166
XIII.		Bibliographie	168
XIV.		Die Albigenserin. Erzählung von **Konrad Mähly**. V./XI. (Schluß)	169
XV.		Berlin und die deutsche Musik. Von Freiherrn **R. v. Liliencron**	210
XVI.		Darwin. Seine Vorfahren und Freunde, seine Studien- und Wanderjahre, sein Leben und Arbeiten daheim, seine Werke und Briefe, sein Charakter. Von **W. Preyer**	231
XVII.		Aus dem Hochgebirge. Von **Paul Güßfeldt**. VI./IX. (Schluß)	255

(Fortsetzung umstehend.)

*) Um denjenigen unserer Abonnenten, welche das Octoberheft nicht in seinem vollen Umfange erhielten, nach Möglichkeit Ersatz zu schaffen, gaben wir im Novemberheft statt zehn Bogen zwölf Bogen Text (S. 169—360).

		Seite
XVIII.	Das Arbeitsgebiet des Kunstgewerbes. Von **Julius Lessing**	278
XIX.	Tokio-Igaku. Skizzen und Erinnerungen aus der Zeit des geistigen Umschwunges in Japan, 1871—1876. Von Dr. **Leopold Müller**, Oberstabsarzt I. Classe. I./II.	312
XX.	Aus dem Zeitalter der Humanität. Eine Vorlesung. Von **B. Suphan**	330
XXI.	Die Lerche. Von **Adolf Wilbrandt**	338
XXII.	Nachgelassene Blätter von **Theodor Storm**	341
XXIII.	Politische Rundschau	347
XXIV.	Russisch-baltische Literatur	353
XXV.	Literarische Notizen	356
XXVI.	Bibliographie	359
XXVII.	Boris Lensky. Roman von **Ossip Schubin.** I./XI.	361
XXVIII.	Friedrich der Große und die Italiener. Von **P. D. Fischer**	400
XXIX.	Geistesstörung und Verbrechen. Von **Otto Binswanger**	419
XXX.	Tokio-Igaku. Skizzen und Erinnerungen aus der Zeit des geistigen Umschwunges in Japan, 1871—1876. Von Dr. **Leopold Müller**, Oberstabsarzt I. Classe. III./V. (Schluß)	441
XXXI.	Lord Shaftesbury. (1801—1885.) Von **Gustav Cohn** (Göttingen). I./X.	460
XXXII.	Zum neunten December. Von **Ludwig von Sybel**	481
XXXIII.	Von Sonnenfels zu Sonnenthal. Zur Eröffnung des neuen Burgtheaters. Von **Sigmund Schlesinger**	490
XXXIV.	Politische Rundschau	502
XXXV.	Suphan's Herder-Ausgabe	508
XXXVI.	Neue Belletristik. Besprochen von **Otto Pniower**	510
XXXVII.	Zu den Denkwürdigkeiten Sr. Hoheit des Herzogs Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha	512
XXXVIII.	Weihnachtliche Rundschau	513
XXXIX.	Literarische Notizen	517
XL.	Bibliographie	519

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Fünfzehnter Jahrgang. **Heft 1.** October 1888.

(Zweiter Abdruck.)

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Otto Herrnsdorf. — Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — Athen, Karl Wilberg. — Basel, Louis Jenke's Buchhandlung. — Boston, Carl Schoenhof. — Brüssel, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — Budapest, C. Grill's Hofbuchhandlung. — Buenos-Aires, L. Jacobsen & Co. — Bukarest, Sotschek & Co. — Christiania, Albert Cammermeyer. — Cincinnati, Wilde & Co. — Dorpat, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Universitäts-Buchhandlung. — Kapstadt, A. Braun. — Konstantinopel, Lorentz & Keil, Hofbuchhandlung. — Kopenhagen, Andr. Fred. Hoest & Sohn, Hofbuchhandlung. Wilh. Prior's Hofbuchhandlung. — Liverpool, Scholl & McGee. — London, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Trübner & Co. Williams & Norgate. — Luzern, Doleschal's Buchhandlung. — Lyon, H. Georg. — Mailand, Ulrico Hoepli, Hofbuchhandlung. — Mitau, Fr. Lucas. — Montevideo, L. Jacobsen & Co. — Moskau, J. Deubner. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — Neapel, Heinrich Detken, Hofbuchhandlung. U. Hoepli's Hofbuchhandlung. — New-York, Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — Odessa, L. Rudolph's Buchhandlung. — Paris, G. Fischbacher. Haar & Steinert. F. Vieweg. — Petersburg, Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandlung. — Philadelphia, E. Schaefer & Koradi. — Pisa, Ulrico Hoepli's Filiale. — Porto-Alegre, A. Mazeron. — Reval, Kluge & Ströhm. Ferdinand Wassermann. — Riga, J. Deubner. N. Kymmel's Buchhandlung. — Rio de Janeiro, Laemmert & Co. — Rom, Loescher & Co., Hofbuchhandlung. — Rotterdam, W. J. van Hengel. — San Francisco, Fr. Wilh. & D. Barkhaus. — Santiago, C. Brandt. — Stockholm, Samson & Wallin. — Tanunda (Süd-Australien), F. Basedow. — Tiflis, G. Baerenstamm Wwe. — Valparaiso, C. F. Niemeyer. — Warschau, E. Wende & Co. — Wien, Wilh. Braumüller & Sohn, Hof- & Universitäts-Buchhandlung. Wilhelm Frick, Hofbuchhandlung. Manz'sche k. k. Hofverlags- & Universitäts-Buchhandlung. — Yokohama, H. Ahrens & Co. Nachf. — Zürich, C. M. Ebell. Orell Füßli & Co. Sortiment (Albert Müller).

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

An unsere Leser.

Mit dem vorliegenden Hefte beginnen wir den fünfzehnten Jahrgang der „Deutschen Rundschau".

Die Mitwirkung der ausgezeichnetsten Vertreter deutscher Wissenschaft und Literatur, das fördernde Wohlwollen eines stetig sich erweiternden Leserkreises haben die Leitung dieser Zeitschrift in den Stand gesetzt, immer gleichmäßiger nach allen Seiten hin das ursprüngliche Programm derselben auszuführen, welches als Aufgabe der „Deutschen Rundschau" vorzeichnet: ein repräsentatives, die Gesammtheit der deutschen Culturbestrebungen umfassendes Organ zu sein. Ihres hohen Zieles sich bewußt, hat die „Deutsche Rundschau" gleichen Schritt zu halten versucht mit den gesteigerten Anforderungen, die sich aus der reicheren Entfaltung des deutschen Lebens ergaben, und innerhalb der geistigen Sphäre desselben sich einen Platz gesichert, der auch im Auslande voll gewürdigt wird. Mit befriedigtem Blick auf die Vergangenheit und mit vertrauensvollem in die Zukunft gehen wir der Vollendung unseres dritten Lustrums entgegen.

Es ist uns vergönnt, dieses erste Heft des fünfzehnten Jahrgangs zu eröffnen mit einem Abschnitt

Aus Kaiser Friedrich's Tagebuch.

1870—71.,

der schönsten, edelsten und ergreifendsten Gabe, über die wir uns selbstverständlich jeder weiteren Aeußerung enthalten. Die Leser der „Deutschen Rundschau" werden zu schätzen wissen, was ihnen hier geboten wird.

Gleichzeitig sind wir in der bevorzugten Lage, den also beginnenden Haupttheil unseres Heftes in bedeutender Weise zu schließen mit einem neuen Blatt

Aus den Denkwürdigkeiten Sr. Hoheit des Herzogs von Sachsen-Coburg-Gotha.

Auch hier genügt Angabe des Titels, um ein ungewöhnliches Interesse zu wecken.

Nach Beendigung der Erzählung:

Die Albigenserin.

Von

Konrad Mähly,

mit welchem wir unseren Lesern einen ihnen bisher unbekannten Autor vorführen, folgt der Roman:

Boris Lensky.

Von

Ossip Schubin.

Kürzere Novellen und Skizzen werden neben und nach diesen umfangreicheren Werken erscheinen.

Von den weiterhin zur Veröffentlichung bestimmten Beiträgen aus den Gebieten der Wissenschaft, der Memoiren- und Reiseliteratur heben wir hervor:

Friedrich der Große und die Italiener. Von Director Dr. P. D. Fischer.

Aus dem Zeitalter der Humanität. Von Prof. Dr. B. Suphan.

Berlin und die deutsche Musik. Von Dr. R. Freiherrn von Liliencron.

Neuere Kunstgeschichte als Universitätsstudium. Von Prof. Dr. Herman Grimm.

Charles Darwin's Leben u. Briefe. Von Prof. Dr. W. Preyer.

Grundsätze der Naturforschung. Von Prof. Dr. J. Rosenthal.

Geistesstörung und Verbrechen. Von Prof. Dr. Otto Binswanger.

Lord Shaftesbury. Von Prof. Dr. Gustav Cohn.

Thomas Hobbes. Von Dr. Ferdinand Tönnies.

Heilige Bäume und Pflanzen. Von Dr. Ferd. Adalb. Junker von Langegg.

Martial. Von Prof. Dr. E. Hübner.

St. Petersburger Aufzeichnungen. Von ***

Tokio-Igaku. Skizzen und Erinnerungen aus Japan vom Oberstabsarzt Dr. Leopold Müller.

Briefe von H. Heine. Mit Einleitung von Prof. Dr. H. Hüffer.

Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Eduard Mörike. Mitgetheilt von Prof. Dr. Jakob Bächtold.

Max Schneckenburger, der Dichter der „Wacht am Rhein", nach seinen Tagebüchern. Von Dr. W. Lang.

Ferner Essays zur Literaturgeschichte von Dr. **G. von Loeper** und Prof. Dr. **Erich Schmidt**; die bedeutenderen Neuigkeiten der deutschen und ausländischen Literatur finden ihre Besprechung in den regelmäßigen Rubriken der „Literarischen Rundschau" und „Literarischen Notizen". In fortlaufender Chronik berichtet **Karl Frenzel** über die „Berliner Theater", und über das „Berliner Musikleben" in Oper und Concert Musikdirector **Theodor Krause.** Die „Politische Rundschau" jeden Heftes giebt in objectiver Darstellung und gedrängter Kürze eine Uebersicht der politischen Vorgänge des Monats, während die wichtigeren Erscheinungen und Fragen des öffentlichen Lebens der eingehenderen Betrachtung in selbständigen Arbeiten vorbehalten bleiben.

Den alten Freunden unseres Unternehmens, deren Gunst und Theilnahme durch eine so lange Reihe von Jahren uns begleitet hat, bringen wir unseren Dank und den neuen, die sich zu ihnen gesellen mögen, unser Willkommen, hier, an der Schwelle des neuen Jahrgangs, der — so hoffen wir — von keinem der früheren an Werth und Mannigfaltigkeit seines Inhalts übertroffen werden wird.

Berlin, im September 1888.

Die Verlagshandlung: Der Herausgeber:

Gebrüder Paetel. Dr. Julius Rodenberg.

Aus Kaiser Friedrich's Tagebuch*).

1870—71.

I.

11. Juli. Thile sehr ernst, kann sich kaum helfen zwischen Ems, Varzin und Sigmaringen, um sich Instructionen zu holen; der Erbprinz ist in den Alpen, der französische Geschäftsträger Lesourd sagt in Gegenwart des österreichischen zum spanischen Gesandten, er werde abreisen, da Niemand zum Verhandeln da sei. 12. Juli. Bismarck will kommen, Gortschakow und Reuß kommen an. 13. Juli. Unterredung mit Bismarck, der am 12. spät aus Madrid die Nachricht vom Verzicht des Erbprinzen erhielt, wodurch er den Frieden für gesichert hält, will zurück nach Varzin, scheint überrascht durch die Wendung in Paris. Gortschakow ist auch friedlich, wenngleich er eben die Nachricht erhalten, Frankreich verlange Garantien für die Zukunft, man müsse dies abwarten, doch werde auch dieser Punkt seine Erledigung finden. Er bewundert unser Benehmen, das des Erbprinzen und unserer Presse, er werde Sorge tragen, daß die großen europäischen Cabinette dies anerkennten. Ich höre indeß aus Paris, Napoleon habe einem seiner ehemaligen Minister gesagt, im gegenwärtigen Augenblick seien Spaniens Angelegenheiten gleichgültig, es handle sich um den Kampf über den Besitz der Macht zwischen Preußen und Frankreich. Einige französische Blätter tadeln die Haltung der Regierung, Ollivier's Organe fordern die Ausführung des Art. V. des Prager Friedens über Nordschleswig und Auflösung der Verträge der Süddeutschen mit uns. 14. Juli. Bestätigung der kriegerischen Nachrichten. 15. Juli. Bismarck sagt mir, daß er mit Roon und Moltke dem König bis Brandenburg entgegenfahre, unterwegs trug er mit großer Klarheit und würdigem Ernst, frei von seinen sonst gewöhnlich beliebten kleinen Scherzen, seine Ansicht über den Stand unseres Verhältnisses mit Frankreich vor, so daß mir nun klar ward, daß ein Nachgeben um des Friedens willen bereits unmöglich; Stärke und Verfassung des französischen Heeres halten er und Moltke

*) Um jeden Zweifel an dem Ursprung dieser Veröffentlichung auszuschließen, bemerken wir, daß Seine Majestät, der verewigte Kaiser Friedrich, das von Ihm während des französischen Feldzuges geführte Tagebuch Höchstselbst unserem Einsender mitgetheilt, und daß dieser nur aus Gründen der Discretion sich auf die nachfolgenden Auszüge aus demselben beschränkt hat, welche geeignet sind, sowohl die edle Persönlichkeit des hohen Verfassers in ihrer vollen Bedeutung hervortreten zu lassen, als einen wichtigen Beitrag zur Geschichte jener großen Zeit zu bilden.

Die Redaction der „Deutschen Rundschau".

nicht für besonders. Der König war durch unser Erscheinen überrascht, hatte aber, nachdem er Bismarck's Vortrag während der Weiterfahrt angehört, nichts Wesentliches gegen die Dringlichkeit einer zu befehlenden Mobilmachung einzuwenden. Auf dem Bahnhof Thile mit Ollivier's Rede, der König will die Mobilmachung des VII. und VIII. Armeecorps befehlen, da sicherlich die Franzosen in 24 Stunden vor Mainz sein würden, ich drang auf sofortige Mobilmachung der ganzen Armee und Marine, weil keine Zeit zu verlieren, dies wird angenommen, was ich dem Publicum verkünde; der König umarmt mich in tiefster Bewegung, wir Beide fühlten, worum es sich handle, er besteigt mit mir den Wagen, begeisterter Empfang, ich mache den König auf die „Wacht am Rhein" aufmerksam, in diesem Augenblicke fühlte Jeder die feierliche Bedeutung der dazu gehörigen Worte. 16. Juli. Es werden drei Armeen gebildet, ich soll die süddeutsche führen, habe also den allerschwierigsten Auftrag, mit jenen uns abholden und keineswegs in unserer Schule ausgebildeten Truppen einen so tüchtigen Gegner zu bekämpfen, wie es das französische Heer sein wird, der sich lange vorbereitet und sicherlich sogleich in Süddeutschland einfällt. 17. Juli (Sonntag). Ergreifende Predigt von Strauß in der Potsdamer Garnisonkirche, dann Kriegsrath, mir die Süddeutschen mit dem XI. preußischen Corps, Stosch ist unabkömmlich, Blumenthal Chef meines Stabes, Gottberg Quartiermeister. 18. Juli. Allgemeine Begeisterung, Deutschland erhebt sich wie ein Mann und wird seine Einheit herstellen. 19. Juli. Ich erhalte meine officielle Ernennung. Eröffnung des Reichstages, Fahrt mit dem König nach Charlottenburg, am Todestage von Königin Luise, wo wir längere Zeit und recht beklommenen Herzens am Grabe der Großeltern beteten; beim Hinaustreten sagte ich meinem Vater, daß ein Kampf, unter solchen Umständen unternommen, gelingen müsse. Ruhiger Nachmittag mit Frau und Kindern. 20. Juli. Zu Moltke, der räth noch nicht nach Süden zu gehen, Bismarck dagegen räth sofort und en clair den süddeutschen Fürsten meine bevorstehende Ankunft behufs persönlicher Meldung telegraphisch anzuzeigen, weil der Eindruck vorzüglich sein werde, sobald als möglich solle ich dann an jene Höfe gehen, der König stimmt zu, die Telegramme gehen ab. 21. Juli. Der Herzog von Coburg kommt von Fiume und bittet um Verwendung für ein Reservecorps oder in den Elbherzogthümern, eventuell in meinem Stabe. 22. Juli. Die Königin kommt, bewegt von der Begeisterung am Rhein, mein Stab organisirt sich, das Bureau ist wie 1866 in meinem Palais; die meisten deutschen Fürsten kommen, ihre Dienste anzubieten. 23. Juli. Ruhe. 24. Juli. Taufe im höchsten Staat, der König ist zu ergriffen, um das Kind zu halten, ernste Feier, wer von uns wird wiederkehren? aber, wir siegen! Ich bin ganz darauf gefaßt, eine Reservestellung einzunehmen, die hauptsächlich in der Flanke der Centrumsarmee zu wirken berufen sein wird, denn große Unternehmungen werde ich schwerlich ausführen können. 25. Juli. Mit meiner Frau in der Stille am Grabe Sigismund's zum heil. Abendmahl, erfahre, daß ich morgen abreisen soll. 26. Juli. Abreise, überall begeisterter Empfang. 27. Juli. Ueber Nürnberg nach München, König Ludwig auffallend verändert, seine Schönheit hat sehr abgenommen, er hat die Vorderzähne verloren, bleich, nervös unruhig im Sprechen, wartet die Antwort auf Fragen nicht ab, sondern stellt schon, während man antwortet, weit

andere Dinge betreffende Fragen. Er scheint aus vollem Herzen bei der nationalen Sache zu sein, allgemein wird sein rascher Entschluß gelobt, er hat ohne Bray's Wissen die ihm von Pranckh vorgelegte Mobilmachungsorde gezeichnet. Begeisterter Empfang. Zu meiner Ueberraschung ist Herzog Friedrich hier, und zwar als eben ernannter bayerischer General, ein Uebergangsstadium zur Annäherung an uns. Offener Brief, geht zunächst wieder nach Hause zur Regelung seiner Gutsverhältnisse. Usedom und Hohenlohe zweifeln nicht an Oesterreichs Neutralität trotz Beust's Zweideutigkeit. Empfang im Theater, Wallenstein's Lager. Der König meint, Schiller habe viel demokratische Tendenzen, und glaubt, daß man deshalb in Berlin nicht gern sein Denkmal aufstellen lassen will. Bei der Abreise erhalte ich einen Brief von ihm, die Selbständigkeit Bayerns möge beim Frieden gewahrt werden. 28. Juli. Stuttgart. Der König nimmt meine Meldung in steifer, dienstlicher Stellung an, die Königin freundlich, blaß, angegriffen. Suckow ist ehrlich national, Varnbühler gab sich sehr patriotisch, er habe 1867 Napoleon auf dem Bahnhof gesagt, Deutschland werde bei einem Angriff einig sein, bittet einen Abgesandten im Hauptquartier zuzulassen, schlägt Prinz Wilhelm vor oder Spitzenberg, der ja rasch zum Landwehrmajor umgestempelt werden könne. Erst gestern ist der Kanzler der französischen Gesandtschaft abgereist und ebenso Varnbühler's Sohn von Paris. Empfang der übrigen Minister, der Bürgermeister, Vertreter der nationalen Partei, die Begeisterung bei der Abreise macht mich fast verlegen, man überreicht mir ein Bouquet in norddeutschen Farben, welche Verpflichtung legt uns diese Haltung des deutschen Volkes auf! Es wäre klug, kleine Eigenthümlichkeiten dieser Staaten zu respectiren, z. B. ihre Gesandten. Gortschakow ist nach Petersburg berufen, Rußland wird wachsam Oesterreichs Neutralität beobachten, Italien ist unsicher, hat kein Geld. Die merkwürdige Unthätigkeit der Franzosen deutet doch auf Rechenfehler.

29. Juli. Karlsruhe. Unser Hauptgedanke ist, wie man nach erkämpftem Frieden den freisinnigen Ausbau Deutschlands weiterführe. 30. Juli. Abreise nach Speyer, wo das Hauptquartier bei Pfeuffer, bayerisches Biwak, tüchtige Soldaten, etwas schwerfällig, aber man muß das preußische Auge ablegen; im Dom fand 1867 die erste Begrüßung des Prinzen von Wales mit Prinzeß Alexandra statt. 31. Juli. Bewegter Gottesdienst, Moltke telegraphirt, ich möge, sobald die Württemberger und Badenser heran seien, am linken Ufer südwärts vorgehen und angreifen, damit ein Brückenschlag bei Lauterburg verhindert werde. Ich bin dazu noch nicht im Stande, aber überall fühlt man sich wieder sicher, seit die Preußen da sind. 1. August. Frage einer Armbinde, als Erkennungszeichen, verneint, weil die Nachahmung zu leicht. Langes befriedigendes Gespräch mit dem Herzog von Coburg und Morier, Freytag ist da; ich hoffe, daß Roggenbach auch kommt. Wir sind schlagfertig und suchen zuvorzukommen, wer konnte das erwarten? Cartwright kommt aus Italien, die Stimmung ist dort schwankend, von wem Rom am meisten zu hoffen habe. Ich habe das Vorgefühl, daß mit diesem Krieg ein Ruhepunkt im Schlachtenschlagen und Blutvergießen eintreten muß, jetzt aber gilt mein Wahlspruch: „Mit Gott furchtlos und beharrlich vorwärts!“ Mein Hauptquartier schwillt so an, daß ich es in zwei Staffeln theilen muß, deren erste alle wirklich dienstlich Beschäftigte umfaßt.

2. August. Befehl, meine Armee zusammenzuziehen, die Bayern sind ziemlich fertig. 3. August. Abschied, letztes Bad im Rhein, Landau ganz veraltet, wahrscheinlich morgen Gefecht, heute sollte Friedrich Wilhelm's III. Standbild enthüllt werden.

4. August. Weißenburg. Unsere Leute benehmen sich, jede Terrainfalte benutzend, wie bei jeder Felddienstübung im Frieden, unverhohlen entfiel auch unseren bayerischen Begleitern das Lob, ebenso für unsere Soldaten wie für ihre Fechtart. Thor der Stadt eingeschossen, dieselbe genommen, damit ist ein fester Platz und die Beherrschung der nach Straßburg führenden Eisenbahnen und Straßen gewonnen. Wir hatten zusammen zwei Divisionen, der Feind eine, die theilweise erst Nachts eingetroffen, aber er hatte den außerordentlichen Vortheil des Terrains. Großer Jubel, Sterbende und Schwerverwundete richteten sich mit größter Kraftanstrengung auf, um ihre Freude zu erkennen zu geben. Die Fahne des Königsregiments ward durch den Schaft getroffen, drei Träger fielen, bis Sergeant Förster den Stürmenden voran die Höhe erreichte, ich mußte jenes glorreich hochgehaltene Siegesbanner an meine Lippen drücken. Am südlichen Abhange wurden zwei Zeltlager aus tentes d'abri mit unberührtem Mittagsessen und Mundvorrath genommen, an General Douai's Leiche kroch sein Hündchen herum, die schwatzenden französischen Aerzte wußten nichts von der Genfer Convention, hatten auch keine Binden mit rothem Kreuz und riefen nur: „procurez-nous notre bagage". Die Turcos sind die richtigen Wilden, Quartier bei Pfarrer Schäfer in Schweighofen. Französische Soldaten sagen mir: „Ah, vos soldats Prussiens se battent admirablement". 5. August. Marsch nach Frankreich, wohlhabende Ortschaften, verlassen, Furcht vor deutschen Menschenfressern, der grauenvolle Anblick des Schlachtfeldes wird immer entsetzlicher, überall Spuren eiligen Rückzuges, Roggenbach kommt als badischer Landwehrmajor. Ein auf dem Bahnhof gefundenes Telegraphenbuch gibt wichtige Aufschlüsse, es zeigt namentlich, wie wenig die Franzosen mit Aufstellung, Formation und Verpflegung vorbereitet sind, und läßt vermuthen, daß die französische Armee ihre Hauptmacht vor Metz concentrirt. Meldung großer französischer Biwaks hinter Wörth in drei Divisionen, die Verstärkung erhalten, noch festere Stellung als Weißenburg.

6. August. Wörth. 80000 Franzosen, ich habe 100000 Mann. Mac Mahon's zäher Widerstand, allmälig kämpfend abzuziehen, war bewundernswürdig, allein er überließ mir die Wahlstatt, ich konnte das Ganze leiten, Blumenthal und Gottberg standen mir trefflich zur Seite, 4½ Uhr konnte ich dem König den Sieg melden. Die Mitrailleusen wirken unverkennbar vernichtend innerhalb des engen Raumes ihrer Schußbahn. Die Mitwirkung der Süddeutschen hat den Kitt für die verschiedenartigen Truppen gegeben, die Folgen werden von ungeheuerer Tragweite sein, wenn wir den ernsten Willen hegen wollen, einen solchen Augenblick nicht unbenutzt vorübergehen zu lassen. Ein Küraſſieroberst sagte mir: „Ah Monseigneur, quelle défaite, quel malheur, j'ai la honte d'être prisonnier, nous avons tout perdu." Ich erwiderte ihm: „Vous avez tort de dire d'avoir tout perdu, car après vous être battu comme de braves soldats, vous n'avez pas perdu l'honneur;" worauf er sagte: „Ah merci, vous me faites du bien en me traitant de la sorte." Die Officiere wundern sich, daß man ihnen den Degen läßt.

Eine Unterredung mit Roggenbach gewährte mir willkommene Zerstreuung nach allen gewaltigen Eindrücken dieses Tages. Nachricht von Göben's Sieg bei Saarbrücken.

7. August. Ruhe. Bei Königgrätz war das Feuer lange nicht so heftig und andauernd, die Zuaven schießen gut, die anderen geben zu früh und zu hoch, unser Helm hat gute Dienste geleistet. Gegen Mac Mahon herrscht große Erbitterung, den Kaiser nennt man vieille femme, Mac Mahon's Papiere erbeutet, die Correspondenten des „Gaulois" und „Figaro" auf dem Kirchthurm von Wörth gefangen, erwähnen, daß sie Gegner Ollivier's seien. Bei den verwundeten Franzosen droht Hungersnoth, noch 14 Tage sind nöthig, damit die Intendantur fertig wird, während der Schlacht gingen stets Bahnzüge nach Wörth mit 60 bis 100 Mann, die ohne bestimmte Führung ins Feuer geschickt wurden. Mit Roggenbach mehrere eingehende Gespräche gehabt; ich bat ihn, nur den Inhalt kurz und bündig, womöglich in Paragraphenform, für mich niederzuschreiben. Seine Vorschläge sind beachtenswerth, wiewohl ich dieselben nicht ganz präcis nennen kann, vielmehr oft sehr abweichender Meinung bin; es ist das natürlich, wenn man seine Ansichten über die zukünftige Gestaltung Deutschlands in einer Zeit austauscht, in der sich noch nicht übersehen läßt, welche Tragweite die von mir errungenen Siege haben werden. Ich bleibe dabei, daß wir unmöglich nach erlangtem Frieden uns mit der bloßen Anbahnung neuer Bestrebungen im deutschen Sinne begnügen können, vielmehr verpflichtet sind, dem deutschen Volke etwas Ganzes, Greifbares zu bieten, und man hierfür das Eisen der deutschen Cabinette schmieden muß, so lange es noch warm ist. Wörth ist der erste Sieg über die Franzosen in offener Feldschlacht seit 1815.

8. August. Vormarsch auf die Vogesen, französische Küraſſiere haben ihre Officiere erschossen, die sie in Weinberge führten, das Material der Küraſſe ist prachtvoll, ein Zuavenofficier kann nicht schreiben. 9. August. Ganz deutsche Eindrücke, die Bewohner den Schwarzwäldern ähnlich, verstehen kein Französisch, das erst seit zwanzig Jahren gelehrt wird. Der Unterschied der Confession macht sich geltend. Sehr bemerkenswerth ist, daß die Katholiken im Elsaß schon lange davon redeten, es werde noch in diesem Jahre zum Kriege kommen, der sich nach Deutschlands Niederlage gegen die Protestanten wenden werde; diese Aeußerungen wiederholten sich täglich aller Orten. Quartier beim evangelischen Pfarrer Hann, der die Auflösung der Flucht schildert, er wünscht Friede; wir hätten nicht Schuld, die Kaiserin und Ollivier sollten sich einmal Schlachtfelder ansehen. In Mac Mahon's Wagen fand sich eine genaue Aufnahme der Vogesen nebst Angabe aller Verbindungen, was uns sehr zu Statten kommt; im Gepäck Ducrot's, des Commandanten von Straßburg, fanden sich Anzüge zweier Damen.

10. bis 12. August. Petersbach. Die Vogesen ähneln hier dem Thüringerwald, die Einwohner sind durchweg deutsch, streng protestantisch, überall sahen wir die Bildnisse der Reformatoren. Die Auflösung der Franzosen ist groß, Flüchtige sagen, sie hätten noch nie mit solchen Soldaten zu thun gehabt, die Tragweite unserer Siege tritt hervor, unsere Officiere sind bescheiden. Freytag ist liebenswürdig, mit Allem vorlieb nehmend, fleißig beobachtend.

13. August. Sarrebourg, hier hört die deutsche Sprache scharf auf. 14. August. Blamont, die Leute erholen sich von ihrer Furcht. 15. August. Die Bauern sagen, daß man sie beim Plebiscit betrogen. 17. bis 18. August. In Nancy, Kämpfe um Metz, fieberhafte Aufregung, die Einwohner sind orleanistisch. 20. August. Begegnung mit dem König in Pont-à-Mousson, er ist geknickt durch unsere Verluste. Kriegsrath, Moltke ganz der alte, klar, entschlossen auf Paris zu gehen, Bismarck gemäßigt, durchaus nicht sanguin, unsere Bedingungen sind Elsaß und Kriegskosten. 21. August. Vaucouleurs. Baudricourts Schloß, Ruine, die Capelle ein Weinkeller, der Pfarrer erzählt uns, daß erst durch den Durchmarsch der Deutschen 1814 das Interesse für den Geburtsort der Jungfrau von Orleans erregt sei. 23. August. Steinmetz scheint ohne Veranlassung York spielen zu wollen. Den König wieder gesehen, der wieder fester; ich setze mit Mühe durch, daß das eiserne Kreuz auch Nichtpreußen verliehen wird. Wechselnde Nachrichten über den Marsch des Feindes, Moltke meint schon, ihn in eine Mausefalle zu bringen (?). Gallifet schreibt, die Abdankung sei unvermeidlich, die Republik wahrscheinlich. Benedetti's Project schadet uns in England, er hätte sich ohne Bismarck's Ermuthigung keine solche Sprache erlaubt. Die 87jährige Madame de Boullenois trägt mir Empfehlungen an meine Frau auf, die sie als treffliche Mutter, Hausfrau und Landwirthin bewundere, das Leben hier ist das eines einfachen château.

II.

1. September. Sedan. Graf Bothmer bringt Nachricht, Napoleon sei in Sedan; der König sagt mit ungläubigem Scherz zu mir, was wir wohl mit Napoleon machen sollten, wenn er gefangen? Die weiße Fahne geht auf Sedan auf, Napoleon ist da, Bronsart hat ihn gesprochen, dem er gesagt, er werde General Reille schicken. Mißglücktes Hurrah, es entsprach der Größe des Ereignisses nicht, vielleicht wußte man auch nicht, ob es ein Glück sei. Ein Parlamentär kommt, die anwesenden Fürsten bilden mit Bismarck, Moltke und Roon einen Kreis um den König, ich neben Sr. Majestät. Reille erscheint, gebeugt, aber nicht würdelos, und bringt dem König folgenden Brief: „Monsieur mon frère. N'ayant pas pu mourir au milieu de mes troupes, il ne me reste qu'à remettre mon épée entre les mains de Votre Majesté. Je suis de Votre Majesté le bon frère Napoléon. Sedan 1 Sept. 1870." Nach einer Besprechung mit Bismarck, Moltke und mir dictirt der König Hatzfeld den Entwurf der Antwort, die später eigenhändig geschrieben wird. Mühe Schreibmaterialien zu finden, mein Schreibpapier mit Adlerstempel aus der Satteltasche, Großherzog von Weimar gibt Tinte und Feder, zwei Strohsessel bilden den Tisch, auf den Gustedt seine Husarentasche als Platte legt. „Monsieur mon frère. En regrettant les circonstances dans lesquelles nous nous rencontrons, j'accepte l'épée de Votre Majesté et je prie de bien vouloir nommer un de Ses officiers, muni de pleins pouvoirs pour traiter des conditions de la capitulation de l'armée, qui s'est si bravement battue sous Vos ordres. De mon côté j'ai désigné le général de Moltke à cet effet. Je suis de Votre Majesté le bon

frère Guillaume. Devant Sedan 1 Septembre 1870." Inzwischen unterhalte ich mich mit Reille; ein liebenswürdiger, im besten Sinne vornehmer Mann, er war mir 1867 attachirt, meine Theilnahme that ihm wohl, der Prince Impérial ist nicht da. Als er fort war, fielen der König und ich uns um den Hals, die Erinnerung an den 3. Juli drängte sich uns auf, ungeheurer Jubel der Truppen, „Nun danket alle Gott," ich konnte die hellen Thränen nicht zurückhalten.

2. September. Das Wort „die Weltgeschichte ist das Weltgericht" erfaßt mich aus meinem Knaben-Geschichtsunterricht. Wimpffen's Schwierigkeiten, Napoleon kommt, hält im Kartoffelfeld unweit Donchéry, Bismarck und Moltke eilen zu ihm, er wünscht günstigere Bedingungen der Capitulation und Abzug der Armee nach Belgien, wünscht den König zu sprechen. Moltke glaubt, das seien Vorwände, er fühle sich nicht mehr sicher in Sedan und sei besorgt um seine Wagen und Fourgons. Moltke sucht ein schicklicheres Quartier, während Bismarck mit Napoleon Conversation führt. Der König bleibt bei unbedingter Waffenstreckung, die Officiere werden auf Ehrenwort frei, um 12 Uhr wird die Capitulation unterzeichnet. Moltke erhält das eiserne Kreuz erster Classe, Bismarck kommt, sie haben rauchend über Alles, nur nicht über Politik gesprochen; ich schlage Wilhelmshöhe als Aufenthalt für Napoleon vor, widerrathe die Entbietung auf die Höhe, Angesichts der Truppen, als demüthigend, empfehle dem König zum Kaiser nach Bellevue zu reiten. Conferenz mit Bismarck, Roon, Moltke; durch bayerische Biwaks nach Bellevue, wo die kaiserlichen Wagen und Fourgons, Diener und Postillons à la Longjumeau gepudert. Wir werden vom General Castelnau empfangen, am Eingang des Glaspavillons erschien Napoleon in voller Uniform und führte den König hinein, ich schloß die Thüren, um vor denselben stehen zu bleiben, die französische Umgebung trat in den Garten, Reille, Achille Murat und Davillers leisteten mir Gesellschaft. Die Unterredung ging, wie mir der König später mittheilte, wie folgt. Der König begann, daß, nachdem das Schicksal des Krieges sich gegen den Kaiser gewandt und dieser ihm seinen Degen anbiete, er gekommen sei, um ihn zu fragen, welches jetzt seine Absichten seien? Napoleon stellte seine Zukunft lediglich Sr. Majestät anheim. Dieser erwiderte, daß er mit aufrichtigem Mitgefühl seinen Gegner in solcher Lage sehe, zumal ihm nicht unbekannt sei, daß es dem Kaiser nicht leicht geworden, sich zum Kriege zu entschließen. Diese Aeußerung that Napoleon offenbar wohl, und er betheuerte mit Wärme, daß er nur der öffentlichen Meinung gewichen sei, als er sich zum Kriege entschlossen, worauf der König erwiderte: „daß aber die öffentliche Meinung diese Richtung genommen, das haben Diejenigen verschuldet, welche Sie zu Ihren Rathgebern berufen." Auf den unmittelbaren Zweck des Besuches eingehend, fragte der König, ob Napoleon jetzt irgendwelche Unterhandlungen beabsichtige? was der Kaiser mit dem Bemerken verneinte, daß ihm als Gefangenen keinerlei Einfluß auf die Regierung zustehe. Auf die weitere Frage, wo denn diese Regierung sei? antwortete er, „in Paris". Der König leitete darauf die Unterredung auf die nächste persönliche Lage des Kaisers und bot ihm Wilhelmshöhe als Aufenthalt an, was er sofort annahm; er schien besonders befriedigt, als Se. Majestät bemerkte, er werde ihm zur Sicherheit

eine Ehrenwache über die Grenze geben. Als Napoleon im weiteren Verlauf der Unterredung die Vermuthung aussprach, daß er die Armee von Friedrich Karl sich gegenüber gehabt, berichtigte ihn der König, daß ich und der Kronprinz von Sachsen es gewesen seien. Auf seine Frage, wo denn Prinz Friedrich Karl sei? antwortete der König scharf betonend: „Mit sieben Armeecorps vor Metz." Mit allen Zeichen schmerzlicher Ueberraschung trat der Kaiser einen Schritt zurück, ein schmerzliches Zucken fuhr über sein Gesicht, denn erst jetzt ward ihm klar, daß er nicht die ganze deutsche Armee gegen sich gehabt. Der König lobte die Tapferkeit der französischen Armee, was Napoleon zwar gerne bestätigte, aber er bemerkte, es fehle ihr die Disciplin, welche unsere Armee so sehr auszeichne. Die preußische Artillerie sei die erste der Welt und seine Truppen hätten unserem Feuer nicht widerstehen können. Die Unterredung mochte eine gute Viertelstunde gedauert haben, als sie wieder heraustraten; des Königs hohe, hehre Gestalt hob sich wunderbar erhaben von der kleinen gedrungenen Figur des Kaisers ab. Als dieser meiner ansichtig ward, reichte er mir die Hand, während er mit der anderen die schweren Thränen, die über seine Wangen liefen, abtrocknete. Voller Dankbarkeit gedachte er gegen mich der Worte und der großmüthigen Art überhaupt, mit der der König ihm begegnet sei. Ich sprach natürlich in demselben Sinne und fragte, ob er einige Nachtruhe gefunden? worauf er erwiderte, die Sorge um die Seinigen habe ihn keinen Schlaf finden lassen. Auf mein Bedauern, daß der Krieg einen so furchtbar blutigen Charakter angenommen, erwiderte er, das sei leider nur zu wahr und um so furchtbarer, „quand on n'a pas voulu la guerre!" Von der Kaiserin und seinem Sohn hatte er seit acht Tagen keine Nachricht und bat, ihr chiffrirt telegraphiren zu dürfen. Wir nahmen Abschied mit shake hands, Boyen und Lynar begleiten ihn, seine Umgebung blickte finster, in funkelnagelneuen Uniformen neben unseren, durch den Krieg mitgenommenen.

3. September. Donchéry. Bismarck besucht mich, wir behalten Elsaß, in deutscher Verwaltung für Bund oder Reich, der Kaiseridee wurde kaum gedacht, ich merkte, daß er ihr nur bedingt zugethan sei, und nahm mich in Acht, nicht zu drängen, obwohl ich überzeugt bin, daß es dazu kommen muß, die Entwicklung drängt dahin und kann nicht günstiger kommen als durch diesen Sieg. Failly und Ducrot bitten mich, durch Belgien reisen zu dürfen. Napoleon abgereist, gleich nachher kam ein Chiffretelegramm der Kaiserin, das ich ihm durch Seckendorff nachsandte, die Belgier zeigen viel Sympathie für ihn. Meine Sorge, daß das Resultat des Krieges den gerechten Erwartungen des deutschen Volkes nicht entspreche.

6. September. Rheims. Quartier bei Werlé (Cliquot), wo ich ausnahmsweise Champagner gebe, sonst wird bei mir im Feld Derartiges nicht geschänkt. Dom und Krönungssaal durch Zopf verunstaltet. Abgesehen vom Verlangen nach Frieden, findet man überall Wuth gegen Paris, das Alles entscheidet, die Leute unterscheiden förmlich Français und Parisien; sie wundern sich, daß wir ohne Escorte unter ihnen umhergehen. „Napoléon n'aurait jamais osé se hasarder ainsi" hörte ich. Meine Hoffnung auf den Ernst des Volkes, Pflicht freisinnigen Ausbaues des staatlichen und nationalen Lebens; wird jetzt in der

Aufregung der rechte Augenblick verfehlt, so treten mit der Unthätigkeit die Leidenschaften auf Abwege. Ich erhalte vom König von Bayern den Max-Joseph-Orden, der nur für gewonnene Schlachten ertheilt wird, in Bayern besitzt ihn Niemand.

8. September. Tiefe Trauer um Jasmund's Tod, manche waren begabter, nur Wenige so treu ergeben, ich hatte für die Zukunft viel auf ihn gebaut. Frankreich ist jetzt für alle Zeit unser natürlicher Gegner, daher seine Schwächung unsere Aufgabe, der Besitz des Elsaß erleichtert uns den bisher so schmal bemessenen strategischen Aufmarsch. 12. bis 14. September. Elsaß-Lothringen: Reichslande ohne Dynastie, Verwaltungsrath aus Eingeborenen, es kommt darauf an, sie vom großen französischen Staatskörper loszulösen, sie aber fühlen zu lassen, daß sie Mitglieder eines großen Staates, und nicht verurtheilt sind, die Kleinstaaterei mitzumachen. Russell (Times-Correspondent), spurlos verschwunden, direct nach England gereist, schrieb Vieles schon im Wagen. Roggenbach schlägt vor, die Zeit zu benutzen, um durch unseren Einfluß in Frankreich Decentralisation einzuführen.

16. September. Coulommiers. Armeebefehl auf Einschließung von Paris, nach Meaux zum Hauptquartier. Favre durch englische Vermittelung angemeldet, Bismarck stimmt zu, man müsse ihn hören, um ihn kennen zu lernen. Bayern, einem Ministercongreß nicht abgeneigt, hat zunächst dringend gebeten, Delbrück möge kommen. Gortschakow gegen die Abtretung des Elsaß. Napoleon ist erstaunt über die gute Behandlung in Wilhelmshöhe! was mag er nur anders erwartet haben? wir thun uns selbst Ehre an, indem wir so handeln. Boyen sagt, die Haltung des Publicums sei überall tactvoll gewesen, er habe unsere Landwehrwachen bewundert. Die Republik setzt sich fest, ohne Aufsehen zu machen; der Maire von Coulommiers sagt, schon durch Ollivier sei Napoleon's Stellung unhaltbar geworden. Isle de France ist ein herrliches Land, das Landvolk macht einen günstigen Eindruck, die Leute thun komische Fragen, befühlen meinen Stern.

III.

19. September. Paris eingeschlossen, Versailles will erst capituliren! freut sich dann unter Schutz gegen Gesindel zu sein, Sèvres bittet um Einquartierung. 20. September. In Versailles in der Präfectur, die Nachrichten aus Bayern sind gut. Beim Betrachten der Prunkgemächer, in welchen so viel Unheil für Deutschland beschlossen wurde und in denen die Verhöhnung seines Zerfalles bildlich dargestellt ist, hege ich die feste Hoffnung, daß gerade hier die Wiederherstellung von Kaiser und Reich gefeiert werden werde.

22. September. Nach Ferrières, einer Commode zu vergleichen, die mit den Beinen nach oben steht, inwendig ein Raritätencabinet mit Luxus ohne Sinn. Favre ist dankbar für seine Behandlung, hat unseren Officieren einen vortheilhaften Eindruck hinterlassen, lehnt jedoch unsere Forderungen in einem Schreiben ab. Eindruck Sedans und der Republik auf Oesterreich, der Kaiser von Rußland sendet Moltke den St. Georgs-Orden. Vor drei Jahren fuhr ich mit der Kaiserin Eugenie im Park von Versailles spazieren! Taufwagen des

Herzogs von Reichstadt, des Grafen von Chambord, des Grafen von Paris, des Prince Impérial. Feierlicher Gottesdienst im Freien, imponirt den Franzosen. Ausflug nach St. Cloud, Bild der Ankunft der Königin Victoria, wo die Kronprinzessin zuerst auf dem Continent war, am Ende zerstören die Franzosen es selbst! Auf dem Conseiltisch, wo der Entschluß zum Kriege gefaßt wurde, lagen Abbildungen der preußischen Armee, Charpie in Körbchen, Einladungskarten der Impératrice Régente. Die Einrichtung ist reizend und luxuriös.

28. September. Straßburg capitulirt, ich schreibe an den König, Alles für die Herstellung des Münsters, der Bibliothek u. s. w. in Bewegung zu setzen. Se. Majestät langweilt sich in Ferrières. 29. September. Heute vor fünfzehn Jahren verlobte ich mich in Balmoral.

30. September. Nach Ferrières, günstige Nachrichten von Delbrück zu Bismarck's Ueberraschung. Ich rede Se. Majestät auf die Kaiserfrage an, die im Anrücken begriffen; er betrachtet sie als gar nicht in Aussicht stehend, beruft sich auf du Bois-Reymond's Aeußerung, der Imperialismus liege zu Boden, so daß es in Deutschland künftig nur einen König von Preußen, Herzog der Deutschen geben könne. Ich zeige dagegen, daß die drei Könige uns nöthigen, den Supremat durch den Kaiser zu ergreifen, daß die tausendjährige Kaiser- oder Königskrone nichts mit dem modernen Imperialismus zu thun habe, schließlich wird sein Widerspruch schwächer.

2. October. Die Königin Victoria, die unseren Thaten mit rührender Theilnahme folgt, hat Sr. Majestät telegraphirt, um ihn angesichts der Favre'schen Friedensversuche zur Seelengröße zu ermahnen, ohne daß sie jedoch irgend ein praktisches Mittel zu empfehlen vermochte.

3. October. General Burnside kommt aus Paris, sieht klug aus, spricht so offen, daß Blumenthal und ich glauben, er rede nicht ohne Auftrag der Machthaber. Sie wollen Frieden, aber keine Landabtretungen. Favre dagegen hat ihm gesagt, er sähe vollkommen ein, daß das nun einmal besiegte Frankreich sich den Verlust des Elsaß gefallen lassen müsse; aber die gegenwärtige Regierung könne darin nicht eigenmächtig verfahren, weil ein Eingehen auf unsere Forderungen ihre Absetzung zur Folge haben würde. Daher sei die Einberufung einer Constituante nothwendig, weil das Verlangen nach Frieden, in derselben und zwar im Namen des Volkes ausgesprochen, der Regierung Beistand leihen könne. Ich erwähne, daß wir durchaus nicht gewillt gewesen seien, die zum 2. October ausgeschriebenen Wahlen zu hindern, was den Amerikaner überrascht. Uebersiedlung nach Les Ombrages.

5. October. Se. Majestät kommt mit dem colossalen Hauptquartier, die Masse der Wagen ist unglaublich, da selbst Schneider und Stieber die ihrigen haben. 6. October. Die Wasser springen, der König geht zum größten Erstaunen des Publicums harmlos unter der Menge umher. Thiers regt den Gedanken an, König Leopold auf den französischen Thron zu bringen, was Bismarck für todtgeboren hält; es thut ihm leid, kein Entgegenkommen in England zu finden, man scheint dort nicht erkennen zu wollen, daß die deutsche Hülfe in Zukunft aufgesucht werden muß. Delbrück herberufen, um die Widersprüche seiner Berichte und Telegramme aufzuklären. Bismarck will correct nichts über-

stürzen, er mißbilligt Jacobi's Verhaftung und besorgt deren Einfluß auf die Wahlen, kann aber den König nicht zur Befreiung überreden. Vogel v. Falckenstein ist kein Politiker, will Alles machen und verbittet sich Rechtsbeistände, der König mag ihn nicht desavouiren. Brief von Renan, der mich um einen Geleitsbrief bittet, sich auf unsere Bekanntschaft von 1867 berufend.

9. October. Gottesdienst in der Capelle des Palais. 10. October. Einleitung der Belagerung. Delbrück kommt, Bayern will auf die Bedingungen für Eintritt in den Norddeutschen Bund eingehen, nur Militär und Diplomatie vorbehalten. Die Minister sind unter sich uneinig und berufen sich auf widersprechende Aeußerungen des Königs, der sich mit Delbrück $1^1/_2$ Stunde über Gegenstände, die sich meist auf dessen Mission nicht bezogen, unterhielt, er studirt die Infallibilität. Bismarck ist sehr erbost auf Schneider, der tactlose und falsche Dinge in den Staatsanzeiger bringt. Herzog Friedrich geht zu v. d. Tann, glaubt, es werde zu Nichts kommen, und findet in Versailles die Nachricht von Artenay. Bismarck erzählt mir, daß Chambord und Ollivier an Se. Majestät geschrieben, ersterer würde dem Rufe seines Volkes Folge leisten, aber keine Landabtretungen zugeben. Ollivier gesteht, zum Kriege gerathen zu haben, warnt aber Abtretungen zu verlangen. Der Eine vermag Nichts, der Andere hat Alles verschuldet, und Beide wagen dem Sieger Rathschläge zu geben! St. Cloud in Flammen. Burnside kommt wieder aus Paris, deputirt von der Regierung, die ohne jeden vernünftigen Gedanken handelt, auf keine Bemerkung hört und ohne Plan den Krieg fortsetzt, um sich im Amt zu erhalten. Bazaine will seinen Stabschef zu Unterhandlungen militärisch-politischer Art senden, Bismarck will ihn hören, Roon und Moltke nicht, uneinig unter einander, werfen sie sich vor, keine Mittheilungen zu erhalten, Friedrich Karl ist dagegen, weil er fürchtet, die Capitulation könne in Versailles abgeschlossen werden. Der König von Württemberg will direct mit uns unterhandeln, um nicht in Bayerns Schlepptau zu erscheinen. Bismarck faßt die Kaiserfrage ins Auge, sagt mir, er habe 1866 gefehlt, sie gleichgiltig behandelt zu haben, er habe nicht geglaubt, daß das Verlangen im deutschen Volke nach der Kaiserkrone so mächtig sei, als es sich jetzt herausstelle, und besorgt nur Entfaltung großen Hofglanzes, worüber ich ihn beruhige. Der Herzog von Coburg will Wahl durch die Fürsten, die an die Stelle der Kurfürsten treten.

14. October. Stosch erzählt, daß Boyer seit gestern Abend in Versailles; derselbe bietet Unterhandlungen an über freien Abzug der Metzer Armee, damit Bazaine einen Restaurationsversuch machen könne. Bismarck will ihn benutzen, um alle Mittel in der Hand zu behalten, die möglicher Weise zu einem friedlichen Resultat führen.

18. October. Diese einzige Feier meines Geburtstages weist mich ganz besonders auf den Ernst der Aufgabe, die ich einst auf deutsch-politischem Gebiete lösen muß; denn ich hoffe in Zukunft keine Kriege mehr zu erleben und daß dies mein letzter Feldzug sein möge. Unverkennbar blicken Viele mit Vertrauen auf die Aufgabe, die einst, so Gott will, in meinen Händen ruhen wird, und ich empfinde für die Lösung derselben auch eine gewisse Zuversicht, weil ich weiß, daß ich mich des in mich gesetzten Vertrauens würdig erweisen werde. Die

jetzigen Unterhandlungen sind schwierig, Bismarck scheint ernst bei der Sache. Der König kommt früh zu mir, er hat meinen Bitten nachgegeben und die erste Classe des eisernen Kreuzes angelegt; bei Tische bringt er meine Gesundheit aus als dessen, „der uns Alle hierher geführt hat".

Der Großherzog von Weimar will meine Ansicht über die deutsche Frage und bedient sich des Ausdruckes „einer alle deutschen Staaten einigenden Verfassung"; die muß kommen, aber zunächst bedarf Deutschland der monarchischen Spitze, und zwar jetzt. — Ich entdecke, daß man Uebles gegen England im Schilde führte, das ist vorüber, aber ob die Vorliebe für Rußland und Amerika nicht doch einmal dem Haß gegen England Luft macht, kann kein Mensch wissen. Twesten's Tod ist ein unersetzlicher Verlust; begegne Bennigsen, der von Bismarck gerufen, und mir sagt, er habe günstige Eindrücke, Bismarck ist gegen ein Oberhaus. 23. October. Bray, Pranckh und Suckow bei mir, sie sagen nicht viel, aber sind da. 24. October. Gerücht von Gortschakow's Lossagung von der Neutralisirung des Schwarzen Meeres. Bismarck erzählt meinem Schwager, daß er nach Beendigung des Krieges gegen die Unfehlbarkeit vorgehen wolle. 25. October. Die süddeutschen Minister speisen bei mir, Mittnacht gilt als der fähigste, er spricht sich in erbetener Privataudienz günstig aus, ebenso Suckow. Bray hat Bismarck gestern auf die Kaiserwürde angeredet, derselbe erklärte ein Oberhaus, in welchem die Könige mit Grafen und Herren auf einer Bank sitzen, für unmöglich, so daß über diese Frage allein der Kaiser und die Einigung ins Stocken gerathen würden. 26. October. Moltke's siebzigjähriger Geburtstag, ich brachte ihm einen Lorbeerkranz, er ist mit mir einig, Paris durch Hunger zu zwingen, und gegen Eröffnung von Parallelen. 27. October. Metz capitulirt, aber Frankreich macht alle Anstrengungen, Paris zu entsetzen, während Podbielski stets bewies, daß es dazu unfähig sei. Ich behandle Dalwigk kalt, Hofmann freundlich, Bismarck sagt, er sei principiell nicht gegen Oberhaus und Reichsminister und wolle später seine Theilnahme nicht versagen. 28. October. In der Orangerie von Versailles, die Bäume könnten doppelt so hoch sein. Napoleon III. liebte Orangen nicht und schenkte viele der Comtesse Beauregard. Aber was die damalige Zeit baute, war wie für die Ewigkeit, heute ist es meist oberflächlich und auf Schein.

29. October. Telegramm von Friedrich Karl: „Gratulire, mein Herr General-Feldmarschall!" Anderthalb Stunden später erhalte ich meine Ernennung. Die rührenden und ergreifend schönen, anerkennenden Worte derselben, vor Allem aber das Wort, daß meine brave Armee in dieser bisher einem Prinzen des Hauses noch niemals erwiesenen Beförderung eine Auszeichnung für ihre Leistungen erkennen solle, halfen mir über das beklommene Gefühl hinweg, daß nun auch mit dieser, doch eigentlich schönen, alten Familientradition gebrochen sei. Friedrich Karl wird diese Ernennung mehr als etwas Erwartetes aufgenommen haben. Moltke ist Graf geworden. Ich veranlaßte den Großherzog von Baden zu kommen, Dalwigk zeigt sich sehr coulant, will Anträge auf Reichsminister und Oberhaus stellen. Roggenbach ist und bleibt der einzig Vernünftige und Zuverlässige unter den anwesenden Staatsmännern.

30. October. Thiers kommt und begegnet der stattlichen Garde-Landwehr, vermeidet politisches Gespräch, ehe er in Paris gewesen, Confusion der bayerischen Unterhandlungen, die Instructionen kommen aus dem bayerischen Hochgebirge. In Berlin verlangen die Laien im warmen Zimmer Beschießung von Paris. Dalwigk entwickelt mir zu meinem Erstaunen sein Programm der deutschen Frage. Prinz Otto von Bayern, der behufs Mittheilung wichtiger Aufträge plötzlich nach München berufen ist, besuchte mich zum Abschied; bleich, elend, wie im Fieber schauernd, saß er vor mir, während ich ihm die Nothwendigkeit der Einheit von Militär, Diplomatie und des Oberhauses darlege. Ob er diese Dinge begreift, konnte ich nicht von ihm herausbekommen, nicht einmal ob er wirklich zuhörte. 1. November. Dalwigk hat heute eine Besprechung mit sämmtlichen deutschen Ministern und Friesen gehabt, um Bayern für den Gedanken eines Deutschen Reiches mit verantwortlichem Ministerium und Staaten- oder Oberhaus zu gewinnen, doch ist es zu keinem Ergebniß gekommen, weil Bray besonders geltend gemacht, daß die angeregten Fragen schon mit Delbrück in München discutirt, jedoch am Widerspruch Preußens gescheitert seien! Bismarck aber berief sich auf die süddeutschen Wünsche dagegen. Der König sagte Roggenbach gestern Abend, daß er die norddeutsche Verfassung als der Revision und Veränderung bedürftig ansehe, und hat sich überhaupt günstig über die Reichsfrage geäußert. Da Bismarck nicht von hier kann, hat man den Gedanken, den deutschen Reichstag hierher zu berufen, die Macht des Eindruckes würde wirken, und wenn dazu nun gar noch der von mir gewünschte Fürsten-Congreß mit jenen Sitzungen zusammenfiele, so würde der deutschen Sache mit einem Schlage geholfen sein.

2. November. Vortrag Bismarck's über die Unterhandlungen mit Thiers. Derselbe sagt, zur Wahl einer Constituante braucht man 28 Tage, während dessen soll Waffenstillstand sein und ravitaillement, wozu wir beitragen sollen. Auf Bismarck's Frage nach Gegenleistungen sagte Thiers erstaunt: die Aussicht, durch die Constituante zu einer gesetzmäßigen Regierung zu kommen; auf die Ablehnung der Verproviantirung entfuhr ihm der Ausruf: „Mais nous aurions donc alors la capitulation au milieu de l'armistice." Auf Bismarck's Tadel gegen die Verwendung der Turcos antwortete er: „Mais vous vous servez donc tout de même des uhlans!"

3. November. Thiers reicht seine Forderungen schriftlich ein, drei Wochen würden nicht genügen, das für die Ernährung von Paris erforderliche Vieh herbeizuschaffen. Gegen die an der Loire sich ansammelnden Massen müssen Verstärkungen abgehen, der König will noch nicht. Delbrück meint, man habe doch einen Bundesgenossen wie Bayern im gegenwärtigen Augenblick nicht mit Gewalt zum Eintritt zwingen können, ich aber behaupte, daß wir uns unserer Macht gar nicht bewußt sind, folglich in dem gegenwärtigen weltgeschichtlichen Augenblick das, was wir ernstlich wollen, auch zweifellos können, nur Gott sei's geklagt, fragt es sich, was wir wollen und wer jetzt etwas ernstlich will. Reichstag hierher zu berufen aufgegeben. Großherzog von Baden kommt.

7. November. Endlich beim König die Verstärkung v. d. Tann's durchgesetzt. Der Großherzog findet den König geneigter für die deutsche Sache als er erwartet, Bismarck hat den Ministern gesagt, es sei der Wunsch der preußischen

Regierung, die deutschen Fürsten den Frieden mit ihrem Degenknopf hier besiegeln zu sehen, welchem Gedanken der König von Sachsen bereits seine Zustimmung ertheilt. Der Großherzog von Oldenburg kommt, so werden wir bald genügendes Material zu einem Fürsten-Congreß haben. Der Großherzog von Mecklenburg erhält den Oberbefehl gegen die Loire, ich hätte ihn gerne dem Herzog von Coburg gegeben, der dringend Verwendung wünscht, das Militär-Cabinet macht dagegen die nicht abzuleugnende große nervöse Aufregung des Herzogs in kritischen Augenblicken geltend. 10. November. Billet an Bismarck wegen der Haltung unserer Presse gegen England. v. d. Tann's Nachrichten aus Coulommiers klingen ungünstig. 11. November. Bismarck schickt Abeken, der sich einen Vollbart stehen läßt, um auf mein Billet zu antworten, daß er die Sprache unserer Presse gegen England beklage und demgemäß Eulenburg instruirt habe, auch Bernstorff ist in diesem Sinne geschrieben. Bismarck stimmt durchaus nicht mit ihm, seine Noten und was er hierher schreibe, seien vor Langstieligkeit kaum zu lesen, so habe er neulich ein Actenstück von 80 Seiten eingesendet, welches zu studiren Niemand Zeit habe. Der Großherzog von Baden hat von Bismarck den Eindruck, daß er es mit der Kaiserfrage ernst meint; der Großherzog hat einen ganz wundervollen Brief an den König von Bayern geschrieben, der aber unbeantwortet geblieben ist. Württemberg macht untergeordnete Reservationen bei der Militärconvention, das Recht zur Beförderung in seiner Division benachtheiligt seine eigenen Officiere.

12. November. Der Posten will mich nicht in die Villa Stern lassen, da er keine Befehle für Ausnahmen habe. Die württembergischen Minister sind plötzlich auf schlechte Nachrichten abgereist, als sie unterzeichnen wollten; das ist eine Intrigue Gasser's, Suckow und Mittnacht sind ehrlich. Roon und Podbielski beklagen sich, nichts zu wissen, Bismarck ist entsetzt, daß solche preußische Partikularisten überhaupt mit der Angelegenheit zu thun haben. Ledochowski erkundigt sich, ob der Papst Aufnahme in Preußen finden werde? Bismarck würde das Verlassen Roms für einen ungeheueren Fehler Pio Nono's halten, aber sein Aufenthalt in Deutschland könne gut wirken, weil die Anschauung der römischen Priesterwirthschaft die Deutschen curiren werde. Der König und ich sind entschieden dagegen.

14. November. Odo Russell soll kommen, die russische Lossagung bestätigt sich; es wird erzählt, Palmerston habe Brunnow bei der Unterzeichnung des Vertrages von 1856 gesagt, derselbe werde nicht zehn Jahre dauern. General Annenkow bringt einen Brief des Kaisers Alexander, Reuß erhielt erst bei Abgang desselben Nachricht davon, mit dem Bemerken, er möge nicht eher telegraphiren, als bis der König den Brief erhalten.

Wir telegraphiren, den Schritt zu verschieben, aber erhalten die Antwort, es sei zu spät, es seien gleichzeitig Mittheilungen nach London und Wien gegangen. 16. November. Unsere Vertreter sollen passiv bleiben, der König ist sehr betroffen und sagt mir, diese Ueberraschung sei außer allem Spaß, in England wird dies sicher als eine Rache für die Waffenausfuhr angenommen. Bismarck aber stellt jedes Mitwissen in Abrede. Gespräch mit Bismarck über die deutsche Frage, er will zum Abschluß kommen, entwickelt aber achselzuckend die Schwierigkeiten;

was man denn gegen die Süddeutschen thun solle? ob ich wünsche, daß man ihnen drohe? Ich erwidere: „Ja wohl, es ist gar keine Gefahr, treten wir fest und gebietend auf, so werden Sie sehen, daß ich Recht hatte zu behaupten, Sie seien sich Ihrer Macht noch gar nicht genügend bewußt." Bismarck wies die Drohung weit ab und sagte, bei eventuellen äußersten Maßregeln dürfe man am wenigsten damit drohen, weil das jene Staaten in Oesterreichs Arme treibe. So habe er bei Uebernahme seines Amtes den festen Vorsatz gehabt, Preußen zum Krieg mit Oesterreich zu bringen, aber sich wohl gehütet, damals oder überhaupt zu früh mit Sr. Majestät davon zu sprechen, bis er den Zeitpunkt für geeignet angesehen. So müsse man auch gegenwärtig der Zeit anheimstellen, die deutsche Frage sich entwickeln zu sehen. Ich erwiderte, solches Zaudern könne ich, der ich die Zukunft repräsentire, nicht gleichgültig ansehen; es sei nicht nöthig, Gewalt zu brauchen, man könne es ruhig darauf ankommen lassen, ob Bayern und Württemberg wagen würden, sich Oesterreich anzuschließen. Es sei nichts leichter, als von der hier versammelten Mehrzahl der deutschen Fürsten nicht bloß den Kaiser proclamiren, sondern auch eine den berechtigten Forderungen des deutschen Volkes entsprechende Verfassung mit Oberhaupt genehmigen zu lassen, das würde eine Pression sein, der die Könige nicht widerstehen könnten. Bismarck bemerkte, mit dieser Anschauung stehe ich ganz allein; um das gewollte Ziel zu erreichen, wäre es richtiger, die Anregung aus dem Schoße des Reichstages kommen zu lassen. Auf meinen Hinweis auf die Gesinnungen von Baden, Oldenburg, Weimar, Coburg deckte er sich durch den Willen Sr. Majestät. Ich erwiderte, ich wisse sehr wohl, daß sein Nichtwollen allein genüge, um eine solche Sache auch bei Sr. Majestät unmöglich zu machen. Bismarck entgegnete, ich mache ihm Vorwürfe, während er ganz andere Personen wisse, die jene verdienten. Hierbei sei die große Selbständigkeit des Königs in politischen Fragen zu berücksichtigen, der jede wichtige Depesche selbst durchsehe, ja corrigire. Er bedauere, daß die Frage des Kaisers und Oberhauses überhaupt discutirt sei, da man Bayern und Württemberg dadurch vor den Kopf gestoßen. Ich bemerkte, Dalwigk habe sie ja angeregt. Bismarck meinte, meine Aeußerungen müßten nachtheilig wirken, er fände überhaupt, der Kronprinz dürfe dergleichen Ansichten nicht äußern. Ich verwahrte mich sofort auf das Bestimmteste dagegen, daß mir in solcher Weise der Mund verboten werde, zumal bei solcher Zukunftsfrage, ich sähe es als Pflicht an, bei Niemandem Zweifel gerade über meine Ansicht zu lassen, überdies stehe es nur bei Sr. Majestät, mir über die Dinge, welche ich besprechen dürfe oder nicht, Weisungen zu geben, wenn man überhaupt annehme, daß ich noch nicht alt genug sei, um selber ein Urtheil zu haben. Bismarck sagte, wenn der Kronprinz befehle, so werde er nach diesen Ansichten handeln. Ich protestirte dagegen, weil ich ihm gar keine Befehle zu ertheilen habe, worauf er erklärte, er werde seinerseits sehr gerne jeder anderen Persönlichkeit Platz machen, die ich zur Leitung der Geschäfte für geeigneter als ihn halte, bis dahin aber müsse er seine Principien nach seinem besten Wissen und nach der ihm beiwohnenden Kenntniß aller einschlagenden Verhältnisse festhalten. Wir kamen dann auf Detailfragen, schließlich bemerkte ich, daß ich vielleicht lebhaft geworden, aber

man könne mir beim Versäumen eines weltgeschichtlichen Moments nicht Gleichgültigkeit zumuthen.

17. November. Delbrück reist zur Reichstagseröffnung nach Berlin, er ist nicht entmuthigt und glaubt, daß unsere Taktik, die Bayern seit 14 Tagen zu ignoriren, ihre guten Früchte trage, da sie um Wiederaufnahme der Verhandlungen gebeten. Meine Ansicht ist, daß man die gegenwärtige Eintheilung der dritten Armee auch für den Frieden beibehalten solle, damit ich auf diese Weise Oberbefehlshaber bleibe; ich würde dann mit der nöthigen Mischung von Rücksicht und Strenge Einfluß üben, nur möchte ich bei den Inspectionen mit Paraden, Diners u. s. w. verschont bleiben. Der König ist nervös, da er gleichzeitig den Unterhandlungen und Operationen folgen soll, dabei fehlt ihm jede zerstreuende Unterhaltung, da die täglichen Gäste recht eintönig werden. Ich bin wohl, von 6 Uhr früh an lese und schreibe ich, später ist die Zeit zerstückt.

18. November. Roggenbach meint, die Angelegenheiten ständen günstiger als es den Anschein habe. Ich freue mich über den Artikel der „Times" über meinen Dankbrief an Lindsay; möge es mir gelingen, nach den Grundsätzen meines unvergeßlichen Schwiegervaters eine Kette zwischen beiden so ganz auf einander angewiesenen Ländern zu schmieden. 19. November. Bismarck soll bei Gortschakow's Note gerufen haben: „die dummen Kerls haben vier Wochen zu früh begonnen." Bernstorff wirkt nach beiden Seiten ungünstig. Odo Russell angekommen, sein erster Eindruck von Bismarck ist günstig, er ist mein verehrter, alter, liebenswürdiger Bekannter aus Rom von 1862. Meyer kommt zu allgemeinster Ueberraschung. 20. November. Bayern lenkt ein. 21. November. Bismarck sagt mir, unser Gespräch vom 16. habe ihn angetrieben, Ernst zu machen und nach Delbrück's Abreise die Verhandlungen in die Hand zu nehmen, beide Königreiche wollten nun eintreten, er müsse aber auch noch seine Trümpfe ausspielen. Roon drohe die Militärverhandlungen über die äußeren Abzeichen abzubrechen. Wir bleiben doch am grünen Tisch ewig dieselben; im Gegensatz dazu erfrischt mich ordentlich die Sprache der Volkszeitung, die den Nagel immer auf den Kopf trifft.

23. November. Augenblick spannender Combinationen. Moltke trägt die Sachlage stets mit der größten Klarheit, ja Nüchternheit vor, hat immer Alles bedacht, berechnet, und trifft stets den Nagel auf den Kopf, aber Roon's Achselzucken und Spucken und Podbielski's olympische Sicherheit influiren oft auf den König. Gespräch mit Prandh, der Einsicht und Kenntniß genug besitzt, um den Seinen helfen zu können, aber für den Augenblick nicht mehr als Eintritt in den Bund erreichen kann. Er legt großes Gewicht auf diesen Erfolg, bittet aber um so mehr, das Uebrige der Zeit anheim zu stellen.

24. November. Gestern Abend mit Bayern unterzeichnet. 25. November. Bismarck verlangt dringend Beschießung, Blumenthal entwickelt in einem Promemoria an Moltke die Sinnlosigkeit eines Bombardements, das nur die Forts treffen könne, die mit Parallelen und Sturm genommen werden müßten, wir müßten uns dort unter dem wirksamen Feuer des Feindes einlogiren, von da zum Angriff der stark befestigten Enceinte und endlich der Stadt übergehen. Bismarck hat wissen lassen, daß, wenn von Seiten der Fürsten das Anerbieten

der Kaiserwürde nicht bald erfolgen würde, man den Reichstag nicht länger als bis höchstens Mitte nächster Woche hindern könne, den Antrag zu stellen. Langes Gespräch mit Odo Russell läßt von Neuem die Fähigkeiten dieses begabten Diplomaten erkennen, er ist befriedigt von Bismarck, den er zugänglich findet. In der römischen Frage fürchtet er einst großen Schaden für die Dynastie Savoyen als Folge der Occupation Roms, er erwartet von Pio's Nachfolger weitgehende demokratische Reformen innerhalb der katholischen Kirche, so daß es mit der Zeit einem thatkräftigen Papst wohl gar gelingen könne, die geistliche mit der königlichen Herrschaft über Italien zu vereinigen (?). Fürst Lynar wird mit eigenhändigen Schreiben des Königs an Bayern, Württemberg und Sachsen abgesandt, um die Souveräne einzuladen. Holnstein ist angekommen und sieht sich Wohnung und Stallung für den König in den Trianons an, spricht ungünstig über die bayerischen Minister, die mehr für die deutsche Sache hätten thun müssen. Odo Russell sagt Sr. Majestät, daß man es der staatsmännischen Weisheit sowie dem correcten Verfahren Bismarck's verdanke, wenn aus der Pontusfrage kein kriegerischer Conflict entstanden.

28. November. Man ist in Berlin ganz toll auf die Beschießung. Frau v. B. bezeichnet mich als Schuldigen, ganz recht, ich will vor Allem nicht anfangen, bis alle Munition da; mit bloßem Schießen hätten wir längst anfangen können, hätten aber wegen Munitionsmangel bald aufhören müssen. Die Schlachtenbummler raisonniren, die das Kriegsleben ohne Verantwortung und Sachkenntniß mitmachen, unsere Batterien können nur so angelegt werden, daß die Arbeiterviertel unberührt bleiben, die entscheiden; ich biete Jedem, der mir davon redet, das Commando an. Holnstein ist plötzlich abgereist! Schneider schadet sehr durch seine tactlosen Correspondenzen, er liest dem König täglich beim Kaffee vor und erhält von ihm fast alle Telegramme, die meist durch ihn an den Bundeskanzler gehen, zu dessen gerechter Verzweiflung. Bismarck fordert alle im Felde befindlichen Reichstagsmitglieder auf, nach Berlin zur Abstimmung zu gehen.

30. November. Ein Concept Bismarck's für den Brief des Königs wegen der Kaiserwürde an Se. Majestät ist nach München gegangen; der Großherzog sagt mir, man habe dort nicht die richtige Fassung zu finden vermocht und sich dieselbe von hier erbeten, der König von Bayern hat den Brief wahrhaftig abgeschrieben und Holnstein bringt ihn!

3. December. Holnstein ist angekommen, Prinz Luitpold muß das Schreiben auf besonderen Befehl dem König überreichen. Nach Tische Vortrag Bismarck's, der den Brief vorliest, welchen der König so zur Unzeit wie möglich findet, worauf Bismarck bemerkt, die Kaiserfrage habe nichts mit den augenblicklichen Kämpfen zu thun. Als wir das Zimmer verließen, reichten Bismarck und ich uns die Hand; mit dem heutigen Tage sind Kaiser und Reich unwiderruflich hergestellt, jetzt ist das 65jährige Interregnum, die kaiserlose, die schreckliche Zeit vorbei, schon dieser stolze Titel ist eine Bürgschaft, wir verdanken dies wesentlich dem Großherzog von Baden, der unausgesetzt thätig gewesen. Roggenbach wird von Bismarck nach Berlin gesandt, ich schreibe einen Lesebrief an Simson.

6. December. Odo Russell sagt, Bismarck sei der Allianz mit England günstig. Der König ist sehr betroffen, daß Delbrück dem Reichstag den Brief des Königs von Bayern vorgelesen. Stillfried schickt sonderbare Entwürfe zu Reichswappen, das preußische mit der österreichischen Hauskrone, die deutsche Königskrone will er nicht, die ich gerade als Attribut der deutschen Kaiserwürde verlange. 7. December. Prinzeß Friedrich der Niederlande gestorben, sie war die begabteste der drei Schwestern. Der Großherzog von Weimar sagt mir, er, als Schwager des Königs, habe seinem Gesandten befohlen, im Bundesrath den Antrag zu stellen, daß Kaiser und Reich in die Verfassung aufgenommen würden, Bismarck habe dies gewünscht. Großes Diner beim König zu Ehren des russischen St. Georgsfestes. Stosch über den glänzenden Sieg bei Bazoches, er hat eine gute Stellung zum Großherzog, der Talent habe.

9. December. Ich erfahre Delbrück's Vorbringen der Kaiserfrage, das über alles Maß schwach, matt und trocken; es war kläglich, als ob er die Kaiserkrone in altes Zeitungspapier gewickelt aus der Hosentasche gezogen, es ist unmöglich, in diese Leute Schwung zu bringen. Man fragt, ob dieser Bund das Resultat aller Opfer sein solle, ein Werk, das nur den Männern passe, für welche und von denen es gemacht. Ich bin mir wohl bewußt, welche unendliche Mühen und Beschwerden mir dereinst die heutigen Unterlassungssünden bringen werden. Ich habe indeß dem Commandanten v. Voigts-Rheetz befohlen, in der Stille die Salle des glaces freizuhalten. Der Großherzog von Baden sagt, der heute scheinbar leere Kaisertitel werde bald genug zur vollen Bedeutung gelangen. 10. December. Russell beklagt die immer deutlicher hervortretende Isolirung Englands. Der König ist erregt über Delbrück's Verfahren, der König von Sachsen habe seine Ueberraschung aussprechen lassen; er fürchtet die Reichstagsdeputation, weil es aussehe, als ob die Kaisersache vom Reichstage ausgehe, und will sie nicht empfangen, bis er die Zustimmung sämmtlicher Staaten durch den König von Bayern hat. Beim Thee ist so wenig Unterhaltung, daß die Hälfte eigentlich regelmäßig schläft, Schneider liest nicht vor, man sieht die aus St. Cloud geretteten Kupferwerke immer wieder an.

12. December. Pfalzburg capitulirt, was es noch nie zuvor gethan. Am 16. soll die Deputation eintreffen, es ist an den König von Bayern telegraphirt, er möge die längst in seinen Händen befindlichen Schreiben hersenden.

14. December. Todestag Prinz Albert's, ich gedenke, daß er mir stets sagte, wir müßten den Gedanken aufgeben, ohne Beihülfe Deutschlands eine entscheidende Rolle zu spielen.

15. December. Moltke erwartet die Capitulation von Longwy und Mezières, weil der Commandant erklärt, sich nur mit dem letzten Stein begraben lassen zu wollen! Seine Haltung und Ausdrucksweise ist in solchen Augenblicken ganz unbezahlbar. 16. December. Der König will nichts vom Empfang der Abgeordneten hören, doch lebt er sich mehr in die Sache ein; schlimm ist, daß gerade jetzt Bismarck fußleidend ist, der Großherzog von Baden wirkt wie ein guter Genius. 17. December. Ich höre vom Hofmarschall des Prinzen Karl, daß morgen bei Sr. Majestät Diner für die Reichstagsabgeordneten. Bismarck sagt, der König wolle sie vorher empfangen, lange Unterhaltung mit Simson,

der correct und logisch. Graf Perponcher sagt zu Adalbert: „wir werden doch dies Kaiserthum nicht für gewöhnlich, sondern nur bei großen Hoffesten oder Feierlichkeiten anlegen," worauf Adalbert erwidert: „wenn der König Sie in den Fürstenstand erhöbe, würden Sie dann auch nur bei Ausnahmegelegenheiten jenen Titel führen?" Boyen fragt, was unser König thun werde, wenn ihm der preußische Landtag die Annahme der Kaiserkrone weigere? Du gleichst dem Geist, den du begreifst.

Sonntag den 18. December. Tief bewegt vom Empfang, würdig und gut. Die Predigt von Rogge ließ mich merken, daß dem Empfange doch Gewicht beigelegt werde, Fürsten und Generale baten mich, dabei sein zu dürfen, was ich sofort nach der Kirche dem König sagte, der ganz erstaunt darüber schließlich sagte, daß, wenn wirklich Jemand von den Genannten dabei zu sein Lust habe, er nichts dawider haben würde. So erschienen Alle, wiewohl der König seine Ueberraschung darüber äußerte, nur Luitpold fehlte, im letzten Augenblick wurden noch die königl. Adjutanten bestellt. Se. Majestät nahm im Hauptsalon des Mittelgebäudes Platz, die Prinzen des Hauses zur Rechten, die regierenden Fürsten zur Linken. Simson's Meisterrede entlockte mir helle Thränen, es ist eigentlich kein Auge dabei trocken geblieben, dann Verlesung der Adresse. Die Antwort des Königs erfolgte mit einigem Stocken, da er nicht mehr leicht ohne Brille liest, aber auch vor Rührung mußte er einige Male innehalten. Dann erfolgte die Vorstellung der Abgeordneten, während der ganzen Feier schoß der Mont Valérien, draußen stand Alles in hellen Haufen. Der König war nachher heiter, schien erleichtert und befriedigt. Die künftige Stellung der königl. Familie ist noch zweifelhaft, Kaiserl. Hoheit widerstrebt mir gründlich. 19. December. Die Abgeordneten sind zufrieden, ihr Erscheinen wirkt wohlthätig, ich esse bei Bismarck, die Beamten saßen stumm, die Lichter staken in Flaschenhälsen. Stosch zurück, lobt Wittich sehr, auch Treskow. 24. December. Weihnachtsfeier. Großes Erstaunen der Franzosen bei unseren Einkäufen, Russell bekommt in der Lotterie ein Officier-Portépée. 25. December. Eigentlich ist es doch eine Ironie auf die Heilsbotschaft, daß jeder Theil Gott für seine als die gerechte Sache anruft und bei jedem Erfolg beweisen möchte, daß der Gegner vom Himmel im Stich gelassen sei.

27. December. Bourbaki gegen Belfort, Blumenthal ist glücklich über diesen Unverstand. 28. December. Brief des Königs der Belgier, voll Sympathie für Kaiser und Reich und voll großer Erwartungen von denselben; er sieht darin Wiederherstellung der Ordnung und des Rechtsbewußtseins in Europa und nennt die denselben zu stellenden Aufgaben „wahrhaft herrliche". Er sei eifrig bestrebt, seine Pflichten als Neutraler vertragsmäßig zu erfüllen, aber die Vortheile einer solchen Stellung seien nicht ohne empfindliche Lasten und Schwierigkeiten. Er wirft den fremden Literaten vor, die belgische Preßfreiheit gegen uns zu mißbrauchen; Frankreich häuft Beschwerden gegen Belgien, weil dieses deutsche Verwundete und Lebensmittel durchlasse, während den flüchtigen Franzosen die Rückkehr nach Frankreich verwehrt werde und sie internirt werden. 28. December. Der König erhält ein Belobigungstelegramm aus der Köpenickerstraße, weil wir die Beschießung endlich begonnen haben. Ich entwerfe mit dem Großherzog von Baden eine Proclamation für Kaiser und Reich. Ersterer ist Nachfolger der

deutschen Kaiser, aber ein durchaus Neues, wie 1848 das alte preußische Königthum unterging, um als verfassungsmäßiges aufzuerstehen, während Titel und Formen blieben. Heute vor einem Jahre theilte mir Napoleon mit, daß Ollivier Premier geworden. Bismarck äußert sich sehr anerkennend über Leopold's Brief und bittet in meiner Antwort auf die Bürgschaft zu verweisen, welche Belgien durch ein starkes Deutschland gewinne, von dem es nie etwas zu fürchten habe, und so lange dieses stark, auch nicht von Frankreich. 31. December. Der König erklärt, zu morgen keine öffentliche Kundgebung zu wollen, weil Bayern noch nicht zugestimmt, Delbrück dagegen meldet, heute Abend werde in Berlin die gedruckte Reichsverfassung erscheinen, die mit dem morgenden Tage, als solche Kaiser und Reich verkündend, in Kraft trete. Bismarck, den ich im Bett finde und dessen Zimmer einer wahren Rumpelkammer gleicht, erklärt, ohne Bayerns Zutritt keine Inaugurirung vornehmen zu können. Ich bat ihn dann, doch den historischen 18. Januar ins Auge zu fassen, was ihm zuzusagen schien. Es ist uns unmöglich, auf Elsaß-Lothringen zu verzichten, wenngleich der Gewinn des letzteren precär.

IV. 1871.

1. Januar. Der König begrüßt mich ernst und freundlich bewegt mit dem Wunsche, daß es mir dereinst vergönnt sein möge, die Friedenssaat der jetzigen Arbeit zu erleben. Er könne sich freilich nicht denken, daß die dauernde Einigung Deutschlands bestehen bleiben werde, da leider die wenigsten Fürsten so handelten und gesonnen seien, wie es zu wünschen wäre, und denen der Großherzog ein so edles Beispiel gebe. — Ich frage Delbrück, wie Marine, Telegraphen-, Zoll-, Postwesen bezeichnet würden? „Kaiserlich". Und das Heer? „Ja, das sei so eine Sache"; worauf ich Delbrück zu dem kunstvoll gefertigten Chaos Glück wünsche. Meisterhafter Toast des Großherzogs auf König Wilhelm den Siegreichen, indem er des durch das amtliche Erscheinen der Verfassung heute in Kraft tretenden Reiches gedachte, dem Se. Majestät nicht eher die Krone aufsetzen wollte, als bis sämmtliche Stämme ihre Zustimmung ertheilt. Großer Eindruck.

2. Januar. Warmer Brief von Albrecht jun. „Möchte diese letzte und höchste erreichbare Stufe unserem Hause zum Heile gereichen und es ihm gelingen, das, was es für Brandenburg und Preußen bereits war und ist, auch für ganz Deutschland zu werden."

4. Januar. Roon verbietet das Austheilen der Volkszeitung. Erster Beschießungstag, was werden die Berliner Weisen sagen, wenn nach 14 Tagen noch Alles beim Alten? Kritische Lage Werder's. Bei meiner individuellen Abneigung gegen den Krieg soll mir in diesem Riesenkampf nichts erspart bleiben; meine Abneigung gegen die Blutarbeit ist übrigens bekannt, ja man sagt mir, wie ich zu meiner stillen Freude vernehme, sogar nach, ich ließe überall, wo es nur irgendwie mit strenger Pflichterfüllung vereinbar sei, möglichst Schonung und Milde vorwalten.

8. Januar. Die brennenden Fragen sind: Behandlung des besiegten Paris, Waffenstillstand und Friedensbedingungen. Se. Majestät fordert Bismarck und

mich zu Gutachten über die Insignien von Kaiser und Reich auf. Manteuffel kommt auf seinem Wege zur Südarmee, lobt das Eingreifen von Albrecht Sohn bei St. Quentin. Bismarck sagt mir zu, sich bei mir mit Moltke zu besprechen.

12. Januar. Ich mache den König darauf aufmerksam, daß Schleinitz über Kaiser und Reich gehört werden müsse; er antwortet, er sähe im Kaiser nur eine Umänderung des Präsidiums des Bundes und würde sich am liebsten „König von Preußen, erwählter Kaiser von Deutschland" nennen, worin ich eine förmliche Beleidigung der Fürsten wie des Volkes erblicken würde.

13. Januar. Unterredung Bismarck's und Moltke's bei mir, lebhafte Debatte, der wortkarge Moltke wird beredt. Schleinitz herbeordert.

15. Januar. Werder fragt, ob er nicht besser thäte, Belfort jetzt aufzugeben, weil er dennoch glaube, das Elsaß vertheidigen zu können? Moltke las dies vor und fügte mit unerschütterlich eisiger Ruhe hinzu: „Ew. Majestät werden wohl genehmigen, daß dem General von Werder geantwortet werde, er habe einfach stehen zu bleiben und den Feind da zu schlagen, wo er ihn findet." Moltke erschien mir über alles Lob bewundernswürdig, in einer Secunde hatte er die ganze Angelegenheit erledigt. Seine Antwort an Trochu wegen der Hospitäler war, wir würden sie schonen, sobald wir nahe genug, um sie zu unterscheiden. Der König ist endlich einverstanden mit der Proclamation am 18. in der Salle des glaces, aber will mit den Vorbereitungen nichts zu thun haben, auch nichts über Insignien bestimmen.

16. Januar. Werder's Sieg in der Defensive, Manteuffel rückt an.

17. Januar. Nachmittags beim König eine Sitzung von Bismarck, Schleinitz und mir von drei Stunden in überheiztem Zimmer über Titel, Thronfolge u. s. w. Bei Berathung des Titels bekennt Bismarck, daß bereits bei Berathung der Verfassung die bayerischen Bevollmächtigten das „Kaiser von Deutschland" nicht hätten zulassen wollen und daß er endlich ihnen zu Liebe, aber allerdings ohne Se. Majestät vorher zu fragen, die Formel „deutscher Kaiser" zugestanden habe. Diese Bezeichnung mißfiel dem König ebenso wie mir, aber vergeblich. Bismarck suchte zu beweisen, daß „Kaiser von Deutschland" eine Territorialmacht bedeute, die wir über das Reich gar nicht besäßen, während „deutscher Kaiser" die natürliche Consequenz des Imperator Romanus sei. Wir mußten uns fügen, jedoch soll im gewöhnlichen Sprachgebrauch das „von Deutschland" zur Anwendung kommen, die Anrede sein „Ew. Kaiserl. und Königl. Majestät", niemals das K. K. gebraucht werden. Da wir also bekennen, keine Territorialmacht über das Reich zu besitzen, so ist der Träger der Krone nebst seinem Erben gewissermaßen aus der königlichen Familie von Preußen allein herausgenommen und dadurch wird meine Ansicht hinfällig, daß unsere gesammte Familie den kaiserlichen Titel erhalten solle. Nun lange Debatte über das Verhältniß von Kaiser zu Kaiser, weil Se. Majestät der alten preußischen Tradition zuwider einen Kaiser höher stellt. Beide Minister widersprachen mit mir unter Berufung auf die Archive, wonach Friedrich I. bei Anerkennung des Zaren als Kaisers ausdrücklich hervorhob, daß derselbe niemals den Vorrang vor dem preußischen König haben dürfe. Friedrich Wilhelm I. habe selbst verlangt, bei der Begegnung mit dem deutschen Kaiser gleichzeitig mit demselben in ein Zelt einzutreten, das

zwei Thüren besaß, und endlich hob Bismarck hervor, daß Friedrich Wilhelm IV. nur aus der bekannten, ihm persönlich eigenthümlichen Demuth vor Oesterreich das Princip der Unterordnung unter das erzherzogliche Haus jenes Kaiserstaates eingeführt habe. Der König aber erklärte, daß, da Friedrich Wilhelm III. bei Begegnung mit Alexander I. bestimmt habe, daß Letzterem als Kaiser der Vortritt gebühre, auch gegenwärtig der Wille des königlichen Vaters für ihn maßgebend sei. Als indeß im Laufe der Verhandlung bestimmt wurde, daß unsere Familie ihre gegenwärtige Stellung beibehalten solle, sprach der König doch wieder das Verlangen aus, die Gleichstellung derselben mit den kaiserlichen Häusern auszudrücken. Schließlich ward nichts hierüber festgesetzt und der Beschluß bis zum Frieden oder einer etwaigen Krönung aufgeschoben. Von Reichsministern war keine Rede, Bismarck wird Reichskanzler, wiewohl ihm die gleichnamige Bezeichnung mit Beust so zuwider, daß er rief, er käme dadurch in eine zu schlechte Gesellschaft. Die Reichsfarben machten wenig Bedenken, da, wie der König sagte, sie nicht aus dem Straßenschmutz entstiegen; doch werde er die Cocarde nur neben der preußischen dulden, er verbat sich die Zumuthung, von einem kaiserlichen Heere zu hören, die Marine aber möge kaiserlich genannt werden, man sah, wie schwer es ihm wurde, morgen von dem alten Preußen, an dem er so festhält, Abschied nehmen zu müssen. Als ich auf die Hausgeschichte hinwies, wie wir vom Burggrafen zum Kurfürsten und dann zum König gestiegen seien, wie auch Friedrich I. ein Scheinkönigthum geübt und dasselbe doch so mächtig geworden, daß uns jetzt die Kaiserwürde zufalle, erwiderte er: „Mein Sohn ist mit ganzer Seele bei dem neuen Stand der Dinge, während ich mir nicht ein Haar breit daraus mache und nur zu Preußen halte. Ich sage, er wie seine Nachkommen seien berufen, das gegenwärtig hergestellte Reich zur Wahrheit zu machen."

18. Januar. Meine und meiner Frau Aufgabe ist doppelt schwer geworden, aber ich heiße sie darum auch doppelt willkommen, weil ich vor keiner Schwierigkeit zurückschrecke, ferner weil ich wohl fühle, daß es mir an frischem Muth nicht fehlt, furchtlos und beharrlich einst die Arbeit zu übernehmen, und endlich, weil ich der Ueberzeugung bin, daß es sich nicht umsonst so fügte, daß ich zwischen 30 und 40 Jahren wiederholt berufen war, die allerwichtigsten Entschlüsse zu fassen und, den damit verknüpften Gefahren ins Antlitz schauend, dieselben auch durchzuführen. Die langjährigen Hoffnungen unserer Voreltern, die Träume deutscher Dichtungen sind erfüllt und, befreit von den Schlacken des heiligen römischen Unsegens, steigt ein an Haupt und Gliedern reformirtes Reich unter dem alten Namen und dem 1000jährigen Abzeichen aus 60jähriger Nacht hervor. — Die gute Nachricht von Werder's Sieg bei Chenebières wirkt auf den König erleichternd; als Moltke die Depesche eben verlesen hatte, erklang die Musik, welche die 60 Standarten geleitete, dieser Anblick stimmte ihn heiterer, ich hatte, auf diesen Eindruck bestimmt rechnend, befohlen, daß der Umweg gemacht werde und der Zug gerade zur Vortragsstunde vor der Präfectur vorbei kommen mußte. Ein Sonnenstrahl durchbrach in diesem Augenblick die Wolken. Die Feier war einzig, ihr volles Gewicht wird uns erst im Laufe der Zeit bewußt werden; es fehlten nur Albrecht sen. und jun., die vor dem Feinde stehen, und der Fürst

von Hohenzollern, der, kränklich, der Erfüllung seiner heißesten Wünsche nicht beiwohnen konnte. Die Ansage des Hofmarschallamtes war „die Feier des Ordensfestes findet statt" u. s. w. Da das Commando, der „Helm ab zum Gebet", vergessen, mußte ich es selber laut geben, das „einfache Gebet" bestand in einer Strafrede auf Ludwig XIV., sowie einer historisch-religiösen Abhandlung über die Bedeutung des 18. Januar, der Schluß war wieder besser. Nachdem Se. Majestät eine kurze Ansprache an die deutschen Souveräne verlesen, trat Bismarck vor und verlas in tonloser, ja geschäftlicher Art die „Ansprache an das deutsche Volk"; bei den Worten „Mehrer des Reichs" bemerkte ich eine zuckende Bewegung in der ganzen Versammlung, die sonst lautlos blieb. Nun trat der Großherzog von Baden mit der ihm so eigenen, natürlich ruhigen Würde vor und rief laut: „Es lebe Se. Kaiserl. Majestät, der Kaiser Wilhelm!" — ich beugte ein Knie vor dem Kaiser und küßte ihm die Hand, worauf er mich aufhob und mit tiefer Bewegung umarmte. Darauf Cour. Beim Diner sagte Se. Majestät mir, ich solle von nun „Kaiserl. Hoheit" angeredet werden, wenn ihm mein Titel auch noch nicht bekannt sei. Abends waren sämmtliche Fürsten bei mir, die Versailler verstanden die Sache so, als werde der König zum Kaiser von Frankreich ausgerufen. Die erste Anrede „Kaiserl. Hoheit" erschreckte mich förmlich.

V.

20. Januar. Beim Familiendiner werde ich herausgerufen; der Comte d'Héricourt ist von Trochu gesandt, um einen Waffenstillstand oder doch wenigstens 48stündige Waffenruhe zu erbitten. Sobald ich dies dem Kaiser meldete, sah er mich einen Augenblick starr an, denn wir Beide fühlten instinctiv, daß ein solcher Schritt der Vorläufer großer Dinge sein müsse. Ich lasse sofort Bismarck benachrichtigen, der es ebenso ansieht; wir fahren zu diesem, um die Antwort zu besprechen, die dahin lautet, daß die Vorposten sich über die Bestattung in gewohnter Weise zu vereinbaren hätten, alles Andere könne nur schriftlich verhandelt werden. 22. Januar. Heute zuerst im Gebet das „Kaiser und König". Der Kaiser hat zu seiner Umgebung gesagt, er bleibe nach wie vor ihr König. Da es keine Reichsminister geben wird, wofür ich Roggenbach empfohlen hätte, sähe ich ihn gerne im Elsaß verwendet, wo er gründlich Bescheid weiß. Man muß Nichtpreußen heranziehen, aber der Kaiser wird nicht davon hören wollen. 23. Januar. Abends erhalte ich eine Cabinetsordre über meinen Titel, das ist Nebensache neben seiner inneren Bedeutung, ich fühle mich nur noch als Deutscher, kenne keinen Unterschied mehr zwischen Bayer, Badenser und wie sich sonst die Bewohner der 33 Vaterländer nennen, will mich aber keineswegs in die inneren Angelegenheiten derselben mischen oder dieselben ihrer Eigenthümlichkeit berauben. Möchten alle Deutschen mich und meine Frau als die Ihrigen und nicht als norddeutsche Aufdringlinge betrachten! — Nachmittags erscheint plötzlich Favre und steigt bei Bismarck ab.

24. Januar. Höchste Aufregung. Bismarck bringt in einer Conferenz bei Sr. Majestät, der Moltke, Roon und ich beiwohnen, vor, daß Favre Waffenstillstand schließen, die Forts ausliefern und die Waffen strecken wolle; er gesteht,

daß in Paris Hunger herrsche und „qu'une sédition a éclaté", Trochu sei zurückgetreten und nur noch „président de la défense". Favre fürchtet die Rückkehr und entwickelt bei Bismarck's Souper einen Wolfshunger. Es wurde uns Schweigen auferlegt, aber Bismarck, vom Kaiser kommend, pfiff Halali, was für Lehndorff genug war.

25. Januar. Favre ist wieder da, ißt, wie Bismarck behauptet, ein für drei Personen bestimmtes Diner allein und soll sich gestern Spickgänse mitgenommen haben.

26. Januar. Conferenz bei Sr. Majestät für einen Waffenstillstand bis 19. Februar mit Ausnahme des Jura, Demarcationslinie von 10 Kilometer, Constituante, die Forts werden ausgeliefert, mit Ausnahme von Vincennes, das Staatsgefängniß ist. Vor Ablauf des Waffenstillstandes gehen die Deutschen nicht nach Paris hinein, was den König zornig macht; es geht aber nicht anders, weil Niemand für die Sicherheit der Fremden bei der Erbitterung der Pariser einstehen will. Die Enceinte wird desarmirt, die Geschützlaffetten werden entfernt, die Kanonenrohre bleiben, da sie nicht transportirbar, die Waffenstreckung erfolgt mit Ausnahme von 12000 Mann für Aufrechthaltung der Ordnung; sobald der Waffenstillstand ohne Friedensschluß abläuft, ist Alles kriegsgefangen. Favre entschuldigt sich, ohne militärische Begleiter zu kommen; Trochu habe geschworen, nicht zu capituliren, Vinoy könne es nicht, nachdem er erst das Commando angetreten, und Ducrot wäre wohl nicht angenommen!

27. Januar. Heute Wilhelm's dreizehnter Geburtstag. Möge er ein tüchtiger, rechtschaffener, treuer und wahrer Mensch werden, ein echt deutscher Mann, der das Angebahnte vorurtheilsfrei weiter führt. Gottlob ist zwischen ihm und uns ein einfaches, natürlich herzliches Verhältniß, dessen Erhaltung unser Streben, damit er uns stets als seine wahren, besten Freunde betrachte. Der Gedanke ist förmlich beängstigend, wenn man sich klar macht, welche Hoffnungen bereits jetzt auf das Haupt dieses Kindes gesetzt werden und wie viel Verantwortung vor dem Vaterlande wir bei Leitung seiner Erziehung zu tragen haben, während äußere Familien- und Rangrücksichten, Berliner Hofleben und viele andere Dinge seine Erziehung so bedeutend erschweren. — Favre ist wieder da mit Beaufort d'Hautpoul, der angeheitert kommt und sehr des Guten zu viel thut, so daß schwer verhandeln und Favre höchst verlegen ist. Als die feindlichen Vorposten an der Sèvresbrücke Favre's Reisezweck erfuhren, tanzten sofort Officiere und Mannschaften Cancan auf der Brücke miteinander. 28. Januar. Forckenbeck bei mir.

30. Januar. Besuch des Valérien, schauerlicher Schmutz in den Forts, die Geschütze werden gegen Paris gewendet, die Franzosen theilen uns offen alle Minen mit. Favre ist durchaus loyal, Gambetta soll Millionen in Sicherheit gebracht haben, wie aus Oppenheimschen Bankierkreisen verlautet.

2. Februar. Bismarck sagt, er komme sich in diesen Tagen vor, als sei er auch mindestens im Dienste Frankreichs, weil nun auch jeder Franzose ihn um Rath frage.

6. Februar. Gerücht von vorbereiteten Geschenken zu Hause für uns, was ich sofort ablehne. Der Großherzog von Baden schlägt vor, die deutschen Fürsten

sollten dem Kaiser ein lebensgroßes Gemälde der Kaiserproclamation schenken, Werner war dabei.

7. Februar. Friedensbedingungen. Delbrück will nichts von Colonien und Kriegsschiffen hören. Friedrich Karl bei mir, führt eine Rohr-Reitgerte mit goldenem Knopf, um welche eine schwarz-silberne Quaste gewickelt ist, wie die österreichischen Feldmarschälle haben, trägt sie aber nicht vor dem König.

8. Februar. Bismarck findet Favre gemäßigt und gedrückt, aber so geschäftsunkundig und schwerfällig, daß die dringendsten Antworten oft tagelang ausbleiben, weil er die Hälfte vergißt.

14. Februar. Cardinal Bonnechose, Erzbischof von Rouen, bei mir, fein gebildet, offen; nachdem er sich vorsichtig umgesehen, ob sein Caplan im Nebenzimmer ihn auch nicht hören kann, brachte er die Frage der Contribution vor und kam dann auf die Lage des Papstes. Er hofft durch die Herstellung des Kaiserthums dem Papst den ihm durchaus nöthigen Länderbesitz wieder zu geben und Italien auf Lombardei und Venetien zu beschränken, den König von Neapel und den Großherzog von Toscana wieder einzusetzen, für ersteres werde Rußland, für letzteres Oesterreich eintreten, während Deutschland durch seinen Kaiser die Revolution niederzuhalten wissen werde, so daß es hierdurch gleichzeitig Frankreich einen Dienst erweise, weil sonst sicher nach Abzug unserer Truppen Anarchie ausbreche. Auf meine Frage, wie denn das Alles zu bewerkstelligen sein solle, meinte er, durch einen Congreß. Selbst Convertit, spricht er milde über die Evangelischen.

15. Februar. Fräulein v. Oertzen macht aus Stettin haarsträubende Mittheilungen über das Unwesen der freiwilligen Krankenpflege. — 16. Februar. Russell bedauert die eingeschlagene englische Politik, England konnte durch entschiedene Sprache den Krieg hindern, bei dieser Politik wird es zu einer Macht zweiten Ranges herabsinken; zu hoffen sei aber, daß, da Englands Krimalliirter sich von ihm abwendet, es sich bei Deutschland Ersatz suche. — In Paris spricht man von Vermiethung der Fenster für unseren Einzug.

17. Februar. Mit Eulenburg, Mischke, Winterfeld und Hahnke nach Orléans, sehe dort Dupanloup vor seiner Abreise zur Constituante, alter artiger Herr, aber etwas viel Phrasen. Blois, herrliches Schloß in Renaissance; nie sah ich solchen Reichthum von Schnitzerei, feiner Steinarbeit, geschickter Verwerthung von Namenszügen und Wappentheilen, sowie kunstvoll gehaltenen Knoten und Schnüren, und alles dies stammt aus der blutigsten Periode der französischen Geschichte.

18. Februar. Chambord, inwendig kahl, Bild eines verbannten Fürsten. Chaumont, dem streng legitimistischen Comte Walsh gehörig, ganz im Stil möblirt, gar kein Raritätencabinet. Amboise, Chenonceaux, der Mad. Pelouse, geb. Wilson, gehörig. Abends in Tours, wo mich Friedrich Karl als Feldmarschall behandeln ließ, was darin bestand, daß einer seiner Adjutanten mir bis zur dritten Stufe entgegenkam und dort feststehen blieb, worauf mein Vetter mich ausdrücklich aufmerksam machte, da ich es natürlich nicht bemerkte. Seine Reitgerte verläßt ihn auch im Hause nicht.

20. Februar. Zurück, Thiers angekommen. 21. Februar. Ich meine, Metz könne allenfalls geopfert werden, Bismarck stimmt mir zu, besorgt aber, den militärischen Forderungen gegenüber den Kürzeren zu ziehen. Eine Krönung würde den 18. Januar nur abschwächen.

22. Februar. Ich empfange Thiers, er betont, daß Frankreich sich nach Frieden sehne, aber die Pariser großes Gewicht auf das Nichtbetreten der Hauptstadt legen, auch Excesse und Demonstrationen zu befürchten seien. Was die Landesabtretung betreffe, so sei schon die des Elsasses hart, aber kein Franzose werde sich zur Abtretung Lothringens herbeilassen, 6 Milliarden seien unmöglich. Er wirft die meiste Schuld am Kriege auf Napoleon III., äußert sich scharf über Gambetta, die freigewählte Constituante sei der wahre Ausdruck des Volkes. Schmeichelhafte Worte über den Ruf, den ich mir in Frankreich erworben; anerkennt, daß der Kaiser in der Präfectur wohne und das Schloß den Verwundeten überlasse. Er sprach mit wenig Modulation, meist mit niedergeschlagenen Augen, resignirt, durchaus tactvoll, fließend, ohne Manier und Phrase. Als ich sprach, schaute er mich mit glänzenden klugen Augen durch große scharfe Brillengläser prüfend und gerade an. Sein Aeußeres ist wie das eines rüstigen Rentiers.

23. Februar. Der nächste Beruf im Frieden ist die Lösung der socialen Fragen, die ich gründlich erforschen werde. Es heißt, daß der König von Württemberg komme.

24. Februar. Nach Dreux, Erbbegräbniß der Orléans, seltsame Mischung von gothischem und griechischem Stil, Louis Philippe u. A. als Heilige auf Glasgemälden. Widersprechende Gerüchte über die Verhandlungen, Idee Luxemburg statt Metz zu gewinnen.

25. Februar. Zum gewöhnlichen Vortrag kommend, fragte mich der Kaiser gleich, was ich denn zum unglaublichen Ergebniß der gestrigen Unterhandlung sage, die bis in die Nacht gedauert hatte? Als ich ihn ganz verdutzt ansah, weil wie gewöhnlich Niemand für gut befunden, mir etwas mitzutheilen, wollte er es mir nicht glauben. Thiers wollte auf Bismarck's Verlangen, uns Luxemburg zu schaffen, nicht eingehen, worauf dann die Alternative Metz oder Belfort gestellt ward, bei welcher Bismarck für Metz den Ausschlag gab. Thiers hat viel geredet, bis Bismarck die Geduld verlor und nicht allein heftig ward, sondern ihn sogar deutsch anredete; Thiers beklagte sich über Grausamkeit, Bismarck über die Sendung eines Greises, gegen den er schwerlich ausfallend werden könne. Bray, Mittnacht und Jolly können als Zeugen die Ueberlegenheit Bismarck's nicht genug rühmen, Thiers' Geschäftsunkenntniß hat ihn stets in Nachtheil gebracht. Unsere Erfolge sind ungeheuer, wie auch Russell sagt.

26. Februar. Unterzeichnung. Wo finden sich die Männer, welche mit richtigem Blick die wahren Principien aufzustellen vermögen, um diesen Erfolgen zur Seite zu stehen? Der Kaiser bringt die Nachricht, daß, nachdem noch den ganzen Tag unterhandelt, um 5 Uhr gezeichnet ist, umarmt mich, Moltke und Roon. Als ich Bismarck meine Ueberraschung über die Nichtmittheilung ausspreche, entschuldigt er sich mit der späten Stunde und der gänzlichen Erschöpfung seiner Beamten. Er gestand, daß die große Scheu, vor unseren Militärs das Aufgeben von Metz zu rechtfertigen, ihn hauptsächlich bestimmt, an diesem

Waffenplatz festzuhalten. 27. Februar. Der König von Württemberg Abends bei mir rauchend, überaus höflich mit Allen, die ich ihm vorstelle.

28. Februar. Ich werde die Parade von 30 000 Mann in Longchamps commandiren, gerade da, wo 1867 die französische Revue stattfand, auf die Berezowski's Attentat folgte.

1. März. Kaiserin Eugenie telegraphirt dem Kaiser im Namen aller Mütter und Kinder, das Einrücken der Truppen, wegen des unvermeidlichen Blutbades, noch zu hindern.

2. März. Ratification erfolgt. Favre hatte schon früh telegraphirt und war dann selbst gekommen, da aber Bismarck noch zu Bett lag, ward er nicht vorgelassen, so daß er nur schriftlich die Mittheilung wiederholen konnte, worauf der Bescheid erfolgte, man verlange das Originaldocument. Der Kaiser bedauert, daß nun die Garden nicht in die Stadt kämen, aber Moltke und Roon rathen dringend stricte Einhaltung der Bedingungen. Ich fuhr mit dem Großherzog in das ganz ausgestorbene Bois de Boulogne, wir verfuhren uns und befanden uns plötzlich am Arc de l'Etoile, wir entschlossen uns, nach Paris hineinzugehen. Fuhren über die Champs Elysées, die voll Soldaten neben der Stadtbevölkerung. Die Frauen waren in Trauer, doch neugierig, die Stadtstatuen mit Florbinden, sonst Alles wie sonst.

3. März. Bleichröder über die Geschäftsunkunde der Franzosen, Bismarck sehr schroff gegen Rothschild, der ihn zuerst französisch anredet. 4. März. Nach Chartres, wo die Gothik zur Welt gekommen, namentlich ist die Behandlung menschlicher Figuren merkwürdig, deren eigenthümliche Steifheit sich den architektonischen Formen anschmiegt. Harry Arnim, der Graf geworden, sagt, der Vatican sei ein Narrenhaus und nicht der Sammelpunkt alles Scharfsinnes. Russell verabschiedet sich, voll Rührung über die Art, wie Se. Majestät ihn entlassen, sein Aufenthalt war ein wahrer Segen.

6. März. Ich suche Bismarck für Roggenbach als Statthalter des Elsaß zu gewinnen, fiel aber ganz damit durch.

7. März. Ferrières. Selbst der größte Unverstand wird nicht mehr das Erreichte rückgängig machen. Ich zweifle an der Aufrichtigkeit für den freiheitlichen Ausbau des Reiches und glaube, daß nur eine neue Zeit, die einst mit mir rechnet, solches erleben wird. Solche Erfahrungen, wie ich sie seit zehn Jahren gesammelt, können nicht umsonst gewonnen sein. In der nunmehr geeinten Nation werde ich einen starken Anhalt für meine Gesinnungen finden, zumal ich der erste Fürst sein werde, der, den verfassungsmäßigen Einrichtungen ohne allen Rückhalt ehrlich zugethan, vor sein Volk zu treten hat. Mehr als je gedenke ich gerade in diesen Tagen des Spruches: „Wer den Sinn auf das Ganze hält gerichtet, dem ist der Streit in der Brust schon längst geschlichtet." Ich bringe nicht Gesinnungen des Hasses gegen die Franzosen mit, vielmehr Streben nach Versöhnlichkeit.

8. März. Ruhe. Lustwandle mit Stosch. Rothschild hat ohne System Luxusgegenstände aufgehäuft. Bismarck soll Fürst, Moltke Feldmarschall werden. Granville, Triquetti und Hyacinthe werden in Briefen meinem Charakter gerecht, abgesehen vom Militärischen, wo der Augenblick entscheidet. Was sittlichen

Ernst und politische Ueberzeugung betrifft, so kann dies nur das Ergebniß innerer Reife und innerer Kämpfe sein, welche man täglich fortzusetzen hat und für die man selbst allein einstehen muß. Und wenn ich sehe, daß mein Streben für die Bedrängten in Deutschland und bei seinen Nachbarn der Art anerkannt wird, daß man Vertrauen zu meiner Zukunft gewinnt, so macht mich das glücklich. — Napoleon sucht im Stillen Annäherung an uns, Ermäßigung der Friedensbedingungen gegen Versprechen eines gemeinsamen Krieges gegen England. 11. März. Statt des Kaisers nach Rouen, in Amiens kommt der brave Göben. Die Gothik hat hier bereits viel von der englischen angenommen. 12. März. Nach Hause, nach fast neunmonatlicher Trennung.

Die Albigenserin.

Erzählung
von
Konrad Mähly.

I.

Ein heller Morgenschein lag auf den Abhängen des Odenwalds, die in malerischem Halbrund das Kloster Lorsch umgaben. Die berühmte Abtei, genau in der Mitte zwischen dem Gebirge und dem Rheinstrome gelegen, war ein weit ausgedehnter, wohl befestigter Bau, dessen älteste, noch halb antike Bestandtheile bis auf die Zeiten der Burgunderkönige zurückgeführt wurden, da Ute, die Mutter Kriemhildens, das Kloster stiftete, während die Hauptmassen spätere romanische Formen zeigten.

Still und wie ausgestorben lagen die zahlreichen Klosterbauten da, denn noch hatte es nicht zur Frühmesse geläutet. Nur an einem der doppeltgetheilten Rundbogenfenster des östlichen Seitenflügels stand ein junger Mönch, dessen große Augen sehnsüchtig über die gelben Kornfelder nach den blauen Bergen hinüberschweiften, deren bewaldete Kuppen sich über den Rebhügeln der Klosterleute dunkel emporthürmten. Wohl mochte er der grünen Jagdgründe und der rauschenden Waldbäche dort oben gedenken, die vordem, in den Tagen der Freiheit, ihn erfreut hatten. Aber immer wieder riß er sich von diesem verführerischen Bilde los, um die ihm auferlegten Gebete murmelnd zu absolviren. War er dann hastig ein paar Mal den langen, aber schmalen Streifen seiner Zelle auf und abgegangen, so preßte er sein Angesicht durch den runden Ausschnitt seiner Thüre, den er nie verhängen durfte, und schaute durch die Bogenhalle draußen hinweg über die Wipfel des Rheinwalds, in dem jung Siegfried einst gejagt hatte, und weiter hinaus in das Rheinthal. Gleich einer gleißenden Zauberschlange sah er den Strom sich silbern dahinwinden. Hier verschwand er hinter dunkeln Wäldern, dort glänzte er wieder hervor, umspannte, in zwei oder drei Arme getheilt, grüne Inseln mit blinkenden Fäden, entzog dann seine Schlangenwindungen lange dem Auge, um in dämmernder Ferne wieder aufzuleuchten. In gerader Richtung gegenüber erhoben sich die Thürme des Wormser Doms, vor dem „die Königinnen sich schalten", und darüber in duftiger Ferne thronte der sagenumwobene Donnersberg.

Hell und sonnig lag draußen die herrliche Welt, und tastend versuchte der Jüngling, ob der Riegel noch immer ihm den Zugang zu ihr versperre. Nachdem er lange dort gelehnt, warf er sich dann wieder mit dem Ausdruck unendlicher Qual vor dem Todtenschädel nieder, den ihm der Abt zur büßenden Betrachtung vor seinem Betschemel aufgestellt hatte, damit der Knabe angesichts des Todes die Lust der Erde vergesse und das Jahr seines Noviziats in Gedanken beschließe, die geeignet seien, ihn anzutreiben zu dem bindenden Gelübde. Starr schaute das trübe Auge des Jünglings in die Höhlen des Todtengesichtes, und von Zeit zu Zeit betastete er träumerisch seine eigenen mageren Wangen, um zu fühlen, wo die Knochen der Todtenmaske zu suchen seien und ob dieses warme blühende Antlitz wirklich auch einmal der Welt so feindlich entgegengrinsen werde mit hohlen Augen und höhnisch bleckenden Zähnen. Sich zum Troste murmelte er dabei die Worte Hiob's: „Er wird mich hernach aus der Erde auferwecken und werde danach mit dieser meiner Haut umgeben werden und werde in meinem Fleische Gott sehen." Aber er schüttelte trüb sein junges Haupt, und mit dem gequälten Ausdrucke eines angefochtenen Gemüthes seufzte er: „Wer weiß, ob von diesem hier noch etwas Anderes übrig ist als der beinerne Schädel; wer weiß, ob seine Glieder sich wieder zu ihm finden am Tage der Posaune? Der bleiche Mönch, der aus Byzanz kam, der sprach ganz anders! O, daß ich ihn nie gesehen hätte! Seit er hier, ist meine Ruhe von mir geschieden!"

Der Odem wurde ihm eng in der Stickluft der Zelle, und er beugte sich, so weit das enge Fensterchen es erlaubte, hinaus, um das Blumenbeet zu betrachten, das da unten wucherte. Tief sog er den duftigen Hauch des umhegten Gärtchens ein, der zu ihm heraufdrang, und sein scharfes Auge blieb an einer fremden Blume haften, deren Samen dem freundlichen Probste aus dem heiligen Lande geschickt worden war. Es war der mystische Stern der Passionsblume, die der Stolz des Gärtners war, denn nur bei ihm und in keinem anderen Kloster der Bergstraße war sie zu finden. Weither kamen die Gläubigen, um das Wunder zu schauen. Die seltsame Blume sollte aus dem fernen Indien stammen und, wie die Brüder vom Karmel schrieben, ein Zeugniß sein, daß selbst die Natur das Leiden Christi verherrliche. In dem violetten und weißen Trauergewande des Blumensternes waren die drei Nägel Christi, der Hammer und die Dornenkrone deutlich zu schauen, um gläubige Seelen zu erbauen und zum Zeugniß wider die Ungläubigen, auf daß sie keinen Vorwand hätten, sich zu entschuldigen. Er betrachtete die fremde Pflanze genau. „Ihre dreigeschlitzten Blätter bedeuteten die heilige Trinität, sagte der Probst — aber woher weiß er es? Sah ich nicht auch im Rheinwalde eben solche Blätter an den Schlingpflanzen, die sich von Baum zu Baum wanden, und die bedeuteten nichts."

Während er so grübelte, gewahrte er, wie am Fuße der Pflanze die Erde sich regte. Zwischen den Erdkrumen konnte er die Puppe eines großen Schmetterlings unterscheiden, die in lebhaft zitternder Bewegung war. „Ein Bild der Auferstehung," murmelte er. „So werden sie hervorgehen aus ihren Särgen." Neugierig folgte dann sein Knabenauge den Bemühungen des Nachtfalters, sich von der engen Hülle zu befreien. Endlich sprangen die Reifen, und das Thier reckte zitternd und am ganzen Leibe oscillirend seine Schwingen, die zusehends

wuchsen. Dann lief es an der Mauer hinauf, so daß es den Augen des jungen Mönchs entschwand, der vergeblich den Kopf zwischen den schmalen Steinsäulen hinauszudrängen versuchte, um den neuen Ankömmling in seinem glänzenden Sammtgewande weiter zu beobachten. Als es ihm nicht gelang, kehrte sein Auge zu dem gegenüberliegenden Todtenschädel zurück. Sollte es sich wirklich einst wieder regen in diesen Todtengebeinen, wie er es soeben an der kleinen Creatur da draußen gesehen hatte, die auch in der Erde ruhte, bis ihre Stunde sie rief? Sollten auch wir nur Larven sein, die einst als geflügelte Falter auferstehen? „Was ist das Geheimniß des Lebens?" seufzte er. „Die Mönche behaupten, sie wüßten es, aber sie lügen. Sie wissen es auch nicht, so wenig wie der Bulgare."

Während er so grübelnd vor sich sah, tauchte der Kopf des eben ausgeschlüpften Falters über die Steinrampe des Fensters empor. Die Sonne schien das Thier zu belästigen, und es wendete sich in den Schatten hinter den kleinen Säulen des Rundfensters. Dort hielt es stille, so daß es der junge Zweifler genau beobachten konnte. Wie schön gezeichnet waren die dunkeln Deckflügel und die gelben Unterflügel, die darunter hervorglänzten. Aber der Ausdruck neugieriger Freude im Antlitz des jungen Mönches wich plötzlich bleichem Schrecken. Deutlich sah er auf dem Kopfschilde des seltenen Flügelträgers das Abbild eines menschlichen Schädels und darunter zwei gekreuzte Todtengebeine. Nochmals schaute er hin. Er hatte sich nicht getäuscht. „Herr, vergib mir!" rief er zitternd, und er warf sich in der Ecke seiner kleinen Zelle zur Erde nieder und betete heiß und inbrünstig. „Rursum circumdabor pelle mea et in carne mea videbo Deum," [1]) wiederholten jetzt gläubig seine Lippen. Wie schämte er sich seiner bösen Gedanken, die ihn erst heimsuchten, seit der Abt ihn mit einem fremden bulgarischen Mönche nach Worms gesendet hatte. Der hatte, während sie durch Wald und Wiesen wanderten, in sein arglose Herz den bösen Samen des Zweifels gestreut, den er nun nicht mehr los werden konnte. War es da Zufall, daß zur selben Stunde zwei Creaturen Gottes ihm die Wahrheit der christlichen Lehre bestätigten? Nein, er wollte nicht mehr zweifeln; er wollte glauben, was ihm die Blume vor seinem Fenster predigte und ihm der prachtvolle Falter bezeugte, den ihm sein Schutzpatron in der Stunde der Anfechtung gesendet hatte.

Während der Mönch bußfertig auf seinem Angesichte lag, öffnete sich hinter ihm die Thüre seiner Zelle, und die hohe Gestalt des Abtes Ratpert erschien unter derselben, mit breiten Schultern die schmale Pforte völlig ausfüllend. Die harten Züge des mächtigen Mannes und seine stechenden Augen nahmen einen milderen Ausdruck an, als er den Novizen in Staub und Asche Buße thun sah für die Vergehen, um deretwillen er ihn auf seine Zelle verbannt hatte.

„Pax tecum," redete er den an der Erde liegenden Bruder an. „Erhebe Dich von der Erde, Bruder Gottschalk, Dein Richter ist gekommen, die Verstrickungen Deiner Sünde mit milder Hand zu lösen." Die Worte klangen freundlicher, als man sie aus diesem Munde zu hören gewohnt war. Der Angeredete erhob sich, jedoch nur so weit, um, auf ein Knie geneigt, den Spruch des Gestrengen in Demuth zu vernehmen.

[1]) Wiederum werde ich mit meiner Haut umgeben werden und in meinem Fleische werde ich Gott schauen.

„Wie sagt die Regel, deren Satzungen Du gebrochen hast?“ fragte der Abt.

Der Novize neigte demüthig sein Haupt, dann sprach er leise: „Wer den Löffel ergreift, ohne das Kreuz darüber zu schlagen, wer die Lampe anzündet, ohne sie zu segnen, wer mit den Zähnen den Abendmahlskelch berührt, wer beim Beginne der Psalmodie hustet, wer laut spricht, wer bei dem Essen etwas sagt, was nicht einem Bruder nöthig ist, der soll mit sechs Stockschlägen gezüchtigt werden.“

„Welche aber werden zwanzig Streiche erhalten?“ forschte der Abt mit finsterer Miene.

„Wer sich einem Vorwurfe gegenüber entschuldigt oder vertheidigt. Wer nicht sofort sagt: „es ist meine Schuld“; „es reut mich“; wer der Behauptung eines älteren Bruders widerspricht, der soll mit zwanzig Schlägen gezüchtigt werden.“

„Welche aber werden fünfzig Schläge erhalten?“ fuhr der Abt unerbittlich fort.

Der junge Mönch erbleichte, und eine aufsteigende Thräne zitterte in seiner Stimme, als er erwiderte: „Wer eine Frau ohne Zeugen oder einen Laien ohne Befehl anredet, der soll mit fünfzig Schlägen gezüchtigt werden.“

„Gut,“ erwiderte der Abt. „Wie viele Schläge also hast Du verdient, wenn Du die Vergehungen dieser Woche zusammen zählst?“

„Wer kann wissen, wie oft er fehle; Herr, verzeihe mir meine verborgenen Fehler,“ stammelte der Jüngling.

„Keine Ausreden!“ sagte der Abt mit einem Anfluge von Spott. Es machte ihm Freude, den des Käfigs noch ungewohnten Vogel zu ängsten. „Wie steht die Rechnung?“

„Meiner Sünden sind mehr als Haare auf meinem Haupte,“ erwiderte Gottschalk mit einem Ausdrucke der Verzweiflung, der selbst den im Quälen seiner Mönche grau gewordenen Klosterfürsten weicher stimmte.

„Nun,“ versetzte der Abt milder, „ich sehe mit Freude, daß Dein Trotz gebrochen ist. Ich hätte Dich müssen zu Tode peitschen lassen, wenn ich den Wortlaut der Regel an Dir hätte vollziehen sollen. Aber ich will dem Gerechten des Evangeliums gleichen, der seinem Bruder siebzigmal siebenmal vergibt. Heute nach der Messe lege Dich vor die Stufen des Heiligen und sprich still fünfzig Ave Maria und fünfzig Pater noster, so will ich strengere Buße Dir erlassen. Aber hüte Dich, daß Du nicht in Deinen alten Trotz zurückfallest.“

Der Novize ergriff die Hand des Abts und drückte seine kalten Lippen auf dieselben. Dieser machte mit der anderen das Zeichen des Kreuzes über ihn und verließ sodann die Zelle.

Langsam und traurig erhob sich Gottschalk nun vom Boden, und sein Erstes war, am Fenster zu spähen, ob der wunderbare Falter noch zu schauen sei. Aber der Gottgesandte war verschwunden. „Es war ein Zeichen,“ sagte der Mönch inbrünstig. „Mein Schutzpatron sendete ihn, damit ich glaube und Buße thue. Hätte mich der Abt im Trotze gefunden, sie hätten mich wieder gezüchtigt.“ Und er schaute träumerisch hinaus durch das kleine runde Fenster. Wie sonnig die Ebene vor ihm lag, wie das saftige Grün der Wiesen fröhlich herüberglänzte

in seinen dumpfen Kerker! Weit breitete er die Arme aus, als ob er auf Flügeln der Sehnsucht sich hinüberschwingen möchte nach den blauen Bergen.

In diesem Augenblicke läutete das Glöckchen, das die Brüder zur Morgenandacht in die Basilica rief. Hastig erhob er sich, denn er hatte zu ministriren bei dem heiligen Amte, das heute der Abt in eigener Person versah. Auf den Kreuzgang heraustretend, der die Zellen der Brüder umgab, sah er sich gegenüber die glänzende Klosterkirche, deren Thor zwei mächtige Thürme überragten, fest genug, um in Kriegszeiten zugleich als Bollwerk zu dienen. Es kam dem Novizen wieder in den Sinn, wie stattlich das auf einer Sanddüne liegende Kloster sich von der Ebene her ausgenommen hatte, als er jüngst von Worms zurückkehrte, und der Abendglanz hell dessen Mauern bestrahlte.

„Das ist wahrlich die Stadt, die auf dem Berge liegt," hatte er gerufen. „Sie kann nicht verborgen bleiben." Der bleiche bulgarische Mönch aber mit dem Leichengesichte hatte erwidert: „Sie haben kein Quellwasser oben und müssen aus der Cisterne trinken." Es war ihm immer, als ob ihn eine Todtenhand berühre, wenn er an jenen räthselhaften Genossen auch nur dachte.

Der Freiheit zurückgegeben, konnte der junge Mönch der Versuchung nicht widerstehen, an die Rampe des Gartens zu treten und über die fruchtbare Ebene hinweg nach den Bergen zu schauen, von denen die Maierhöfe des reichen Klosters im Morgenlichte hell herüberglänzten. Da mahnte das zweite Läuten des Glöckchens den Säumigen an seine Pflichten. Mit fromm gesenktem Haupte durchschritt er das runde Portal und den von einem Kreuzgange umfaßten Vorhof. Aus dem Weihwasserbecken an der Kirchthüre sich besprengend, betrat er sodann mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes das Dämmerlicht der Basilica. Noch war sie leer, und das Glöckchen auf dem Thurme fuhr fort zu läuten. Als er an den runden Säulen mit den schweren Würfelknäufen vorüber zur Treppe des Chors gelangt war, die der Triumphbogen stolz überspannte, hemmte er seinen Fuß. „Immer noch," flüsterte er unwillkürlich, indem seine Augen erschreckt nach dem Seitenschiffe gingen Vor dem Altar der Kapelle des hl. Nazarius lag auf dem kalten Steinfließe ausgestreckt ein greiser Mönch. Sein Antlitz war auf die Erde gedrückt, seine Arme kreuzweise ausgestreckt. So hatte ihn der Novize schon gestern Abend auf dem kalten Steinboden hier liegen sehen in dieser armen Sünderstellung und doch glänzte sein silbernes Haar so ehrwürdig, und die Morgensonne spiegelte sich auf dem marmorblanken Haupte. Was mochte er verbrochen haben, daß er eine so harte Strafe erduldete? Hastig ging er weiter, aber er schrak zum zweiten Male zusammen, denn in dem ersten der geschnitzten Kirchenstühle saß der bleiche Bogumil, mit dem er von Worms hierher gekommen war. Die Augen des Bulgaren ruhten spöttisch auf ihm und weideten sich an dem plötzlichen Erschrecken des Novizen. Sein bleiches Angesicht verzog sich zu einem bittern Lächeln, und er strich mit seiner knöchernen Hand den dünnen Ziegenbart, der auf die schwarze Kutte herabfiel.

„Du machst Dich kostbar, Brüderlein," begann der Bulgare mit glatter Zunge. „Seit ich hier bin, haben wir kein Wort mehr unter uns geredet, und doch schienst Du mir einst würdig, Dich über die Irrthümer des gemeinen Haufens zu erheben."

„Verwirre mir den Sinn nicht aufs Neue," erwiderte Gottschalk flehend. „Ich soll hier Gott am Altare dienen; wird er Freude haben an meinem Opfer, wenn zweifelsinnige Gedanken mir den Geist verwirren?"

„Und wer sagt Dir, Knabe," entgegnete der bleiche Mönch mit spöttischem Lächeln, „daß dem guten Gotte Euer Singen und Beten angenehm sei, das doch das Licht des Nachdenkens in Euch erstickt, statt es zu nähren?"

Gottschalk war bleich geworden bei der Frage des Fremden, auf die er keine Antwort wußte. Das Dämmerlicht der Kirche, die Gluth der bunten Fenster verloren ihren mystischen Glanz; er war wie entzaubert in der Nähe dieses Mannes, und er dachte an die Rede des Abts, daß die Ketzer Gewalt hätten, auch ein warmes Herz in Eis zu erstarren. Alles erschien ihm als Gaukelwerk und Fratze, so lange dieses Todtengesicht ihn anstarrte. Als aber der bleiche Mönch wieder seinen lippenlosen Mund öffnete, von dem der Bruder Kellermeister sagte, er sei wie der Spalt der Almosenbüchse, da raffte er sich auf. Mit raschem Entschlusse steckte er die Finger in seine beiden Ohren und eilte wie in wilder Flucht nach dem Altare, wo er sich leidenschaftlich niederwarf, um in heißem Gebete den Tumult des Innern zu stillen.

Inzwischen kamen aus den Thüren des Kreuzganges der Reihe nach die Brüder über den weiten Vorplatz und schritten langsam und würdig durch die Basilica, um im Chore Platz zu nehmen. Allen voran wandelte der greise Arnold, ein großer Schweiger und ungewöhnlicher Faster; ihm folgte Reginald, der sich bei Tag und Nacht mit dem Teufel schlug und epileptische Zufälle hatte; hinter ihm erschien Gerhard, der ein Teufelsbanner war und den Maierhof von den Dämonen gesäubert hatte. Mit einem etwas zerstreuten Ausdruck und in nachlässiger Haltung trat Bruder Siegewin ein, der sich an den Büchern schief geschrieben hatte und auch jetzt noch mit seinen Gedanken in den Schriften des Livius steckte, die er derzeit mit besonderer Sorgfalt copirte. Bruder Konrad, der durch die Seitenthüre hereinschlich, hatte ein bösartiges, finsteres Aussehen; man sagte, er habe die Fähigkeit, die Leute, die Ketzer seien, am Gesichte zu erkennen, und in solchen Geschäften saß er jetzt viel mit dem fremden Bulgaren zusammen, den der Erzbischof von Mailand mit gewichtigen Empfehlungsbriefen an den Abt von Lorsch entsendet hatte. Bruder Anselm war ein freundliches, offenes Gemüth und liebte die Musik; der wohlgenährte Bruder Rudolph hatte den Weinkeller unter sich, und dem Bruder Gabriel hatten sie die Hut über die Cisternen und die Aufsicht über den Klostergarten übertragen. So kam jedem der ehrwürdigen Kahlköpfe, die hier eintraten, sein besonderes Verdienst zu, und keiner unter ihnen war, der der dunkeln Kutte des heiligen Benedict Unehre gemacht hätte.

In der Sacristei, nach der Gottschalk nunmehr eilte, fand er den Abt Ratpert, der sich soeben die Hände gewaschen hatte und unwillig, daß sein Ministrant so lang ausgeblieben, sich die einzelnen Meßgewänder unter Gebeten selbst anlegte. Im Begriffe, das heilige Amt zu versehen, strafte er den säumigen Novizen nur mit einem Stirnrunzeln. Gottschalk selbst aber warf sich rasch den weißen Chorrock über und ergriff das Räucherfaß, denn draußen präludirte Bruder Anselm bereits auf der Orgel. Zitternd und aufgeregt folgte er dem Abte zum Altar.

„Introibo ad altare dei," intonirte Ratpert mit rauher Stimme, und Gottschalk sang mit unsicherem zitterndem Tone den Antiphon. Der Abt sprach dann das Sündenbekenntniß, und andächtig wiederholte die ganze Klostergemeinde das „mea culpa, mea culpa, mea maxima culpa," indem Jeder andächtig an seine Brust schlug. Als nun aber der Ministrant die Absolutionsformel verkünden sollte, stockte die heilige Handlung. Schon mehrmals hatten die älteren Brüder mißbilligende Blicke nach Gottschalk an den Altar gesendet, denn bei ihm war heute offenbar eine große Zerstreuung eingetreten. Zweimal hatte er mit einem falschen Antiphon geantwortet, jetzt blieb ihm das Wort völlig aus. Sein besonderer Gönner, der alte Probst, ein Greis mit milden Zügen, flüsterte ihm die Eingangsworte zu: „Misereatur tui omnipotens deus"; aber Gottschalk's Auge hing starr an dem bleichen Antlitz des fremden bulgarischen Mönchs, und plötzlich schrie er kreischend mit einer fremden Stimme gleich einem Besessenen: „Es ist Lüge, Alles ist Lüge" und schleuderte das silberne Weihrauchgefäß von sich, daß es die Stufen des Chors hinabrollte und noch in das Schiff der Kirche weiter kugelte. „Den Flamberg will ich schwingen und nicht das Rauchfaß!" rief er mit wildem verstörtem Ausdruck.

„Sacrileg!" „Er ist besessen." „Apage Satanas!" schrien die Brüder in wildem Durcheinanderklingen der Stimmen, während sie von ihren Sitzen emporsprangen, um sich auf den Lästerer zu stürzen.

Das Orgelspiel brach in einem zischenden Mißlaute ab, und der Abt trat mit einem furchtbaren Blicke auf Gottschalk zu, indem seine mächtige Faust nach einem der beiden eisernen Leuchter langte, die auf dem Altare aufgestellt waren. Da legte sich sanft die Hand des greisen Probstes auf die Schulter des vor Zorn fast besinnungslosen Hierarchen.

„Bedenke, daß es Dein Fleisch und Blut ist," hörte der Wüthende hinter sich flüstern. „Füge nicht Greuel zu Greuel!" Die Hand des Abtes sank, und er wendete das Haupt unwillig nach dem Warner. Als er aber das milde Auge seines Seelenführers und Beichtvaters schaute, neigte er das trotzige Haupt. „Richte Du ihn," flüsterte er. „Du hast Recht, ich darf ihn nicht antasten wegen der Mutter." Damit verließ er die Kirche.

Gottschalk aber stand noch immer am Altare wie mit gebundenen Händen, bis sein geistlicher Führer und Freund, der Propositus, an ihn herantrat und ihn nach der Sacristei zog, wohin der junge Mönch ihm willenlos folgte. Der Probst aber schloß die Thüre hinter ihm ab und machte ihn so zum Gefangenen.

Im Chore der Basilica traten nunmehr die älteren Brüder unter dem Vorsitze des Probstes Felix zu einer Berathung zusammen, um schlüssig zu werden, wie diese unerhörte Kirchenschändung zu sühnen sei. Alles schaute nach dem Vorsitzenden, von dem man wußte, daß Gottschalk stets sein besonderer Liebling gewesen sei. Aber selbst er war, trotz seiner zärtlichen Vorliebe für Gottschalk, heftig erregt von dem Greuel, der sich vor seinen Augen zugetragen. Dem alten Mönche ging Ruhe und Frieden über Alles, und nun mußte ihm der böse Feind ein solches Aergerniß anstiften. „Was hatte der Knabe nur?" fragte er die Brüder. „Er erschien mir doch stets als ein sittsamer und friedsamer Jüngling von edlem Geschlechte, der dem Kloster dereinst zur Zierde gereichen würde!"

„Das sind die Gelobten," erwiderte Bruder Rudolph, der Kellermeister, dessen feistes Gesicht vor Aufregung ölig glänzte. „Seine Mutter hat ihn als Kind auf dem Altar der Kirche zu Calw dem heiligen Benedict dargebracht, und nun bäumt sich das adelige Blut auf gegen die Kutte."

„Er war immer still und niedergeschlagen," schaltete ein Zweiter ein, der sangeskundige Anselm, der von seiner Orgel herabgestiegen war, und sich von den Anderen hatte erzählen lassen, was sich begeben habe. „Mir schien oft, als ob er von schweren Gedanken heimgesucht werde. Nun hat der Böse über ihn Gewalt bekommen."

„Man sperre ihn ein zu dem besessenen Arialb, und wenn der böse Geist ihn nicht wieder verläßt, so will ich ihn beschwören," sagte Bruder Gerhard, der Exorcist.

„Fasten und Geißeln," meinte nun der greise Arnold, der große Schweiger, „treiben den Teufel aus. Die Zucht ist zu lax geworden im Kloster zu Lorsch."

„Adelig Blut sträubt sich gegen Schläge," warnte der freundliche Musicus; „damit wird Alles schlimmer statt besser."

Aber der greise Probst schüttelte bedächtig sein Haupt, auf dem, in dem hellen Streiflicht eines Sonnenstrahls, die silbernen Haare gleich einer Gloriole aufleuchteten. „Ich sehe nur zwei Wege," sagte er. „Wir nehmen den Knaben als einen vom Bösen Angefochtenen und heilen seine dämonische Krankheit mit Fasten und Gebet. Oder wir rechnen den Greuel ihm zu, dann müssen wir nach schwerer Strafe ihn ausstoßen oder ihm ein neues Probejahr auflegen. Mir scheint, er ist ein Kranker, und in Klostermauern wird er nimmermehr genesen. Der Waldvogel gewöhnt sich niemals an seinen Käfig. Er stößt so lange mit dem Kopfe gegen das Gitter, bis er eines Morgens todt an der Erde liegt. Wohl hatte auch ich einst gedacht, es würde dem Kloster Vortheil und Ehre bringen, einen Grafen von Calw unter seinen Brüdern zu haben, und alte Schuld würde so am besten getilgt. Jetzt ist meine Meinung, wir lassen ihn ziehen, nachdem er in einer milden Buße gesühnt hat, was an dem Greuel sein Antheil war; denn hätte er dem Teufel widerstanden, so wäre es nicht so weit mit ihm gekommen und mit uns."

Schmerzlich bewegt schwieg der alte Mann, und seine Rührung spiegelte sich in den Augen der anwesenden Brüder wider.

„Wenn es einem Gaste erlaubt ist," nahm nun der bleiche Bogumil das Wort, „eine Meinung zu äußern, so muß ich der Ansicht unseres würdigen Probstes beipflichten. Nicht geziemte es dem Fremden, in die Angelegenheiten seiner Gastfreunde hereinzureden; aber ich habe Spuren ähnlicher Besessenheit an dem armen Knaben bei einer früheren Gelegenheit bemerkt, die mir keinen Zweifel lassen, daß ein Dämon hier sein Spiel treibt. Wie Ihr wißt, bin ich mit dem jungen Bruder von Worms hierher gewandert, und schon auf der Reise fiel mir seine ungleiche Stimmung auf. Bald war er fröhlich wie ein Kind, bald schien ihn ein plötzlicher Zorn anzuwandeln, daß er wüthende Worte ausstieß und nach den Zweigen an den Bäumen hieb, als ob sie ihn beleidigt hätten. So scheint es mir, als ob unser aller Vater Felix und Bruder Gerhard das Richtige getroffen hätten. Man setze ihn zu dem blödsinnigen Arialdus, von dem mir der

ehrwürdige Abt Ratpert erzählt hat, dann wird die Beobachtung leicht ergeben, ob auch bei ihm, wie bei Jenem, die Lästerung aus Besessenheit entsprang oder aus einem boshaften Herzen. Ich selbst würde gern beide unter meine Pflege nehmen, denn ich bin nicht unerfahren in solchem Geschäfte."

Die Andern nickten Beifall. Nur der junge Anselm schien wenig einverstanden mit einer so harten Maßregel; aber er wagte nicht, zu widersprechen.

Als der Probst sich in die Sacristei begab, wo er den Ministranten eingeschlossen hatte, saß der Novize, den Kopf in beiden Händen verbergend, auf einem Schemel und brütete vor sich hin. „Folge mir!" sprach sein greiser Wohlthäter in einem strengen Tone, den der Knabe nicht an ihm gewohnt war. Gottschalk regte sich nicht. „Soll ich Gewalt brauchen?" fuhr der Probst fort.

„Laßt mich ziehen!" erwiderte Gottschalk dumpf, ohne sein Antlitz zu dem Mönche zu erheben. „Ihr habt keine Gewalt über mich. Noch habe ich kein Gelübde gethan."

„Wenn Du die Strafe für Deine Kirchenschändung abgebüßt, werden wir Dich nicht halten. Jetzt stehe auf und komme willig mit mir, oder Du wirst die Disciplin des Klosters erfahren."

Langsam erhob sich der Jüngling. An dem Altare des heiligen Nazarius vorbei führte ihn der Probst, wo noch immer der greise Büßer gleich einem Todten an der Erde lag. Bruder Gerhard, der zugleich Zuchtmeister und Wärter der Büßenden war, sprang mit einem großen Schlüssel geschäftig herbei und öffnete eine Thüre neben dem Hauptportale der Kirche. Statt den Thurm hinaufzusteigen, von wo man fröhlich in die rheinischen Lande sah, schloß Gerhard eine zweite Thüre auf, deren Treppe abwärts führte und aus der ein kalter Luftzug die Kommenden anhauchte. Wie unter dem Chore die Krypta lag, mit den Gebeinen des Heiligen, so lag unter dem Raume der Büßenden, am westlichen Eingange, der Klosterkerker, dem nur drei kleine Rundfenster Licht und Luft zuführten. Derselbe bestand aus drei geräumigen Gewölben, deren Thüren unverschlossen ineinander führten. Umherliegende Gegenstände zeigten, daß sie bereits einen Insassen bargen; doch konnte in der Kellerdämmerung, die hier herrschte, der junge Mönch sich nicht sofort orientiren. Er hörte nur noch die ernsten Worte des Probstes: „Hier bleibe und bete zu den Heiligen, daß der böse Geist von Dir weiche. Ehe Du nicht Buße geleistet, siehst Du das Licht des Tages nicht wieder." Schmerzlich schaute ihm Gottschalk nach. „Auch er," sagte er, „hat sich von mir gewendet, auch er! Wen habe ich nun noch?"

II.

Nachdem die Thüre seines Kerkers hinter den sich Entfernenden ins Schloß gefallen und ihre Schritte verhallt waren, strich sich der gefangene Mönch langsam über die Stirne, gleich Einem, der einen wüsten Traum geträumt hat. Wirr schaute er sich in dem gewölbten Raume um, der von den kleinen runden Fenstern oben spärliches Licht empfing. Dann schauerte er zusammen. Was würde seine fromme alte Mutter in der Burg zu Calw sagen, wenn sie durch ihren Freund, den Abt von Lorsch, erfuhr, wie er ihr Gelübde zu Schanden gemacht? Und warum hatte er so gehandelt? Wie war der gotteslästerliche Wahnsinn über ihn gekommen?

Als er den bleichen Bulgaren, der nicht an einen Gott glaubte, sondern an zweie, mit andächtig verzogenen Mienen hatte singen sehen, da hatten sich ihm die Mienen auch der Andern zur Fratze verzerrt. Deutlich hatte es in seinem Ohre gerufen: „sie lügen Alle!“ Bruder Rudolph, der so mächtig brüllt, als halte er den lieben Gott für schwerhörig, denkt doch nur an seinen Rothwein drüben von der Bergstraße, und Siegewin, der die Augen so andächtig nach oben wendet, mit seinen Gedanken steckt er noch tief in seinem Livius. „Die falsch singen, singen immer am lautesten,“ pflegte Bruder Anselm zu sagen. Als nun der Probst ihm die Worte des Sündenbekenntnisses zuflüsterte, während er doch sehen mußte, daß sein Herz weit von der Sache war, da hatte ihn der Ekel überwältigt. Wie ein stechender Schmerz war das Heimweh nach dem grünen Walde über ihn gekommen. In all' dem Weihrauchqualm stieg ihm die Erinnerung an Blüthenduft auf; in Anselm's lieblichem Orgelspiel hörte er die Quellen des Schwarzwalds von Stein zu Stein springen und den Bergwind durch die Tannen rauschen. Das helle Kläffen seiner Meute klang ihm wie Musik im Ohr mitten durch das Geplärre der psalmodirenden Mönche, und wieder schaute er in die andächtig verdrehten Augen des Bulgaren. Da übermannte es ihn. Er wußte nicht zu sagen, wie es zugegangen war. Vielleicht war er wirklich besessen gewesen, wie die Brüder ihm zuriefen. Nur Eines war ihm ausgemacht: er wollte hinaus aus der Kutte. Er wollte wieder einen Pferderücken zwischen den Beinen fühlen und sollte er auch zeitlebens nur der Knappe seiner Brüder sein, die ihn aus schnöder Habsucht ins Kloster verkauft hatten, weil er, wie sie sagten, ein durch heilige Gelübde Geweihter sei.

Aber war er jetzt der Erfüllung seines Wunsches nicht ferner als jemals? Hatte er heute nicht ein Verbrechen begangen, gegen das alle seine seitherigen Vergehen nur leicht waren? Auf Sacrileg standen für den Laien schwere Strafen, wie erst für den Geweihten des Herrn! In Calw war einem Bauern die Hand abgehauen worden, die sich an heiligem Geräthe vergriffen hatte. Schaudernd betrachtete er seine Rechte. Sollte er den Rest seines Lebens ein fahrender Krüppel durchs Land ziehen und sein Brod erbetteln? Aber wie, wenn er überhaupt nicht mehr durchs Land ziehen würde, wenn er die Sonne nie mehr schauen durfte, wenn er hier unten im Klosterkerker verschmachten sollte gemeinsam mit dem armen Wahnsinnigen, den sie vor einiger Zeit aus dem Kerker in Worms hierher übergeführt hatten!

Wer mochte der Mann sein? Unwillkürlich überlief ihn ein Schauer. Er fürchtete ihn nicht. Sein Arm war stark und sein Auge sicher; aber mit einem Wahnsinnigen ringen, sein Gelächter, sein Winseln, seine verwirrten Reden anhören müssen, war das nicht furchtbar? Warum ließ man ihn nicht gehen, wenn er doch zum Mönche nicht taugte? Was hatten sie ihn hierher gelockt, was hatten sie ihn festzuhalten? War er nicht ein freier Mann trotz der thörichten Gelübde seiner Mutter? Wie er diesen Abt schon als Knabe gehaßt hatte, wenn er auf die Burg seiner Väter kam und den Knaben schön that, die ihm nicht trauten, und bei der Mutter im Frauengemach saß, während das Gesinde die Köpfe zusammensteckte und lachte und flüsterte! Zornig sprang er auf und führte wilde Schläge in die Luft, indem er rief: „Hier, nimm den, und den und den!“

Eine Weile war er so stürmisch in dem unterirdischen Kerker hin- und hergegangen, bald die Faust ballend, bald zornige Worte vor sich her murmelnd. Dabei hatte sich sein Auge an das Helldunkel hier unten gewöhnt, und er sah jetzt, daß er nicht allein war. Auf der Steinbank an der Thüre lag ein angebrochenes Brot neben einem halb geleerten Wasserkruge. Eben schaute er finstern Blickes nach dem anstoßenden Kellerraume, als eine hohe Gestalt unter der Thüre erschien, so daß der schräg einfallende Lichtstrahl gerade auf das Haupt des Eintretenden fiel. Gottschalk war es, als ob er diese Gestalt wachend oder träumend schon häufig gesehen habe. Ein langer, faltiger Talar wallte an dem hochgewachsenen Manne herab. Sein Antlitz war bleich, von milder Melancholie umflossen, die Haare in der Mitte gescheitelt und der braune Vollbart, der den anmuthigen Mund umschloß, theilte sich in zwei Spitzen. Obwohl der slawische Typus der räthselhaften Erscheinung unverkennbar war, fühlte sich Gottschalk dennoch an das Christusbild der Schloßkapelle in Calw erinnert, zu dem ihn einst seine Mutter in schwerer Krankheit emporgehalten mit den leidenschaftlichen Worten: „Herr, wenn Du ihn rettest, soll er Dein sein.“ Je länger er die Erscheinung anstarrte, um so verwirrter wurde er über diese Aehnlichkeit.

Der Fremde aber sprach mit einer tiefen, wehmüthigen Stimme: „Sei getrost, mein Sohn. Nicht umsonst habe ich gesagt, die da weinen, sollen getröstet werden.“

Wie im Traume starrte Gottschalk den Redenden an. „Du wunderst Dich, Kindlein, mich hier zu finden,“ fuhr der Mann mit dem Christuskopfe fort; „aber wie konnten sie anders, als mich wiederum einkerkern? Kreuzigen werden sie mich dieses Mal nicht, aber verbrennen. Doch sei getrost; der Holzstoß, den sie für mich anzünden, wird die Welt in Brand setzen, damit sie erkennen, daß ich es bin.“

Das Alles ward mit milder Stimme und solcher Hoheit gesprochen, daß der junge Mönch unwillkürlich sein Knie neigte und leise fragte: „So bist Du nicht Arialb? Sage, Herr, wer bist Du?“

Der Fremde aber fuhr fort: „Hast Du etwa gewähnt, sie würden mir mit fliegenden Kirchenfahnen und Psalmen entgegenziehen, weil sie täglich beten: „Dein Reich komme,“ oder in ihren Kirchen lesen: „ja, komme, Herr Jesu!“ Nein, mein Sohn! Sie nahen sich mir wohl mit den Lippen; aber wer von Allen hätte so gebetet, hätte er gewußt, ich könnte ihn eines Tages erhören?“

Gottschalk's Augen wurden größer und größer, und der Odem in der Brust drohte ihm still zu stehen. Der angeblich Wahnsinnige aber fuhr ruhig fort: „Als ich vor dem Bischof jener Stadt stand,“ er machte eine leichte Bewegung mit der Hand in der Richtung nach dem Rheine zu, „da sagte er mir, die Herrschaft über alle Lande des Westens habe der Kaiser Constantin ihnen abgetreten, und darum sei ihre erste Aufgabe, der Kirche zu ihrem Rechte zu verhelfen und Kaiser und Könige unter ihre Herrschaft zu beugen. Ich aber erwiderte ihm, jener Herrscher, den sie Constantinus nennten, sei eines Tages auch zu mir gekommen und habe zu mir gesagt: „Falle nieder und bete mich an, so will ich Dir alle Reiche der Welt geben und ihre Herrlichkeit.“ Ich habe aber zu ihm gesagt: ‚Hebe Dich weg von mir, Du bist mir ärgerlich‘. Da lachten sie und

schalten mich einen Narren. Natürlich, sie liegen ja Tag und Nacht auf den Knieen vor dem Gotte dieser Welt, damit er ihnen zur Herrschaft verhelfe. War es da nicht närrisch zu sagen: „Du sollst anbeten Gott deinen Herrn und ihm allein dienen?“ Daß die gläubige Menge vor ihnen im Staube liege und ihren Fuß küsse, daß sie eine dreifache Krone tragen, wo dem Kaiser ein Reif genügt, daß sie alle Reiche der Welt zu Lehen geben, das nennen sie das Reich Gottes, das sie in meinem Namen aufrichten müssen.“

Gottschalk erhob sich ängstlich von der Erde und schaute wie entrückt in das Antlitz des räthselhaften Menschen. „So ist's, so ist's,“ murmelte er selbstvergessen. Der Andere aber fuhr wie mit sich selbst redend fort: „Der neue Kaiaphas leugnete. Er wollte mir beweisen, daß sie meine rechten Söhne seien. Ihre Heiligen seien durch Feuer und Wasser gegangen, sie thäten Zeichen und Wunder, sie heilten Kranke und Krüppel; selbst im Tode dufteten ihre Leichen wie Veilchen und Rosen, und auf hundert Meilen zögen die Blinden und Presthaften herbei, um an ihren Gräbern zu gesunden. Da sagte ich dem frommen Manne, der sie das gelehrt, sei wiederum derselbe Satan, der zu mir gesagt habe, ich solle mich von der Zinne des Tempels hinabwerfen, damit die Leute durch ein Wunder bekehrt würden; und sie glichen jenen Pharisäern, die mir einst auf Schritt und Tritt zuriefen: „Thue ein Zeichen!“ Da ward das Antlitz des Bischofs finster, und ein böser Blick traf mich aus seinem geschlitzten Auge. Er hörte es nicht gern, daß ich ihn einen Pharisäer nannte. Und doch war es der leibhaftige Kaiaphas, der da vor mir saß. Gewiß, mein Sohn, es sind immer dieselben Leute, sie heißen nur anders.“

Dem jungen Mönche wurde es, während der Räthselhafte sprach, so heiß und bang, daß er fühlte, wie der Schweiß ihm den Rücken hinabrieselte. Er erinnerte sich jetzt, daß man ihm von dem gefangenen Arialb einst gesagt hatte, er sei ein Wahnsinniger, der sich für den lieben Gott ausgebe, aber die Worte, die er hier hörte, waren nicht Worte eines Wahnsinnigen. Bange Zweifel bestürmten Gottschalk's Herz, und er griff sich an die Stirne, ob er denn das Alles träume. Der Gefangene schien aber die Aufregung gar nicht zu bemerken, in der sein Genosse sich befand. Ruhig fuhr er fort: „Ich sollte den heiligen Mann aber noch schlimmer reizen. Um mich zu überzeugen, daß sie dennoch meine wahren Nachfolger seien, führte er mich an das Fenster seines bischöflichen Palastes. Da war eine unglaubliche Menge von Bettlern, Krüppeln und verwahrlostem Volke beisammen, so wie es in Jerusalem oft war bei den hohen Festen. Diakone aber gingen umher mit großen Körben und theilten Brod aus und an die Alten auch Fleisch. Die Hungrigen aber bissen gierig in ihre Brote, und ihr Dankruf tönte bis hinauf an das Fenster, wo wir standen. Da sah mich der Bischof triumphirend an, als wollte er fragen: „Was sagst Du nun?“ Ich aber erwiderte: „Auch das hat Euch der gelehrt, der zu mir sprach: ‚Befiehl, daß diese Steine Brot werden.‘ Statt daß Ihr diese Leute bessertet, sie lehrtet, von ihrer Arbeit zu leben, bestärkt Ihr sie in ihrer Trägheit, um Euern Haufen größer zu machen.“ Jetzt aber hatte ich seine Geduld erschöpft. Zornig rief er seinen Dienern zu, ich sei ein Manichäer, ein gottverfluchter Albigenser, ein Bulgare, ein Patarener, ein Katharer, und sie sollten mich in Ketten schlagen.

Alle drangen nun scheltend auf mich ein, und obwohl ich keine Hand erhob zu meiner Abwehr, befand ich mich wenige Augenblicke später in dem Gefängnisse der bischöflichen Pfalz, blutrünstig, zerschlagen und verspeiet wie einst im Hofe des Kaiaphas. Niemand war da, um meine Wunden zu kühlen, meine Beulen zu lindern mit Oel. Einsam, verrathen und verstoßen lag ich in meinem Kerker und harrete des Hahnenrufs."

„Du sagst vielleicht," fuhr er nach einer Pause fort, als Gottschalk noch immer keine Worte finden konnte, um seinem Erstaunen Ausdruck zu geben, „die Leute hätten mich eben nicht erkannt; hätten sie gewußt, daß ich es sei, so hätten sie nicht also gefrevelt. Nein, mein Sohn! Für Hannas und Kaiaphas konnte ich einst beten: Vater, vergieb ihnen, sie wissen nicht, was sie thun. Diese aber wußten, was sie thaten. Höre nur weiter! Müde und wund lag ich im Kerker, dort wie hier. Als ich mich eben auf dem harten Steinsitze ausgestreckt hatte und die Engel kamen, um mich in Schlaf zu wiegen, da weckte mich Lichtschein. Unwillig öffne ich die Augen, und wen glaubst Du, daß ich sah? Das dicke, runde Gesicht des Bischofs. Ganz allein hatte er sich zu mir gestohlen. Er steckte seine Fackel in den eisernen Ring an der Wand und betrachtete mich lange. Dann sagte er: „Du bist es, Herr! Ich wußte es vom ersten Augenblick. Aber warum bist Du jetzt gerade wieder gekommen, eben da wir daran sind, die ganze Welt Deinem Namen zu unterwerfen? Du solltest ja erst kommen, wenn allen Völkern Dein Name ausgerichtet ist. Noch ist es zu früh. Wir sind eben dabei, alle Könige und Fürsten Deiner Kirche zu unterwerfen; schon fangen sie an, ihre Krone von Deinem Stellvertreter zum Lehen zu nehmen. Die Heiden bekehren sich, und die Juden zittern. Alles geht gut, also störe uns nicht. Wir haben Dein Reich fast fertig, warum willst Du also so zur Unzeit dazwischentreten?" Dann schwieg er, verlegen und doch trotzig."

„Ich aber sagte ihm: „Und wenn dieses Reich fertig sein wird, glaubst Du, daß es das Reich Gottes ist oder nicht vielmehr das Reich des Teufels? Ist das mein Geist, der Euch sagte, Ihr seiet da zu herrschen und Euch dienen zu lassen, wo des Menschen Sohn gekommen war, zu dienen? den Menschen das Leben zu nehmen, wo des Menschen Sohn sein Leben ließ für Viele? die Geister in Bande zu schlagen, während die Wahrheit sie frei machen sollte. Wo mein Geist ist, ist Freiheit; Ihr aber macht Eure Brüder zu Knechten. In Allem habt Ihr das Gegentheil aufgerichtet von dem, was ich wollte, die Kirche des Antichrists, des Satans seid Ihr, nicht die meine." Da schaute er mich frech an und fragte lauernd: „Du willst also Alles einreißen, was wir durch Jahrhunderte gebaut haben; Du willst uns von der Höhe stürzen, die wir so mühsam erklommen?" — „Das will ich und werde ich," rief ich ihm zu. „Ich werde sprechen: Weichet von mir, Ihr Uebelthäter, die Ihr Teufel austreibt in meinem Namen und doch selbst den Teufel und sein Reich im Herzen tragt." Da lachte er höhnisch auf und sprach: „Gut, Du sagst, ich sei Kaiaphas. Wohlan, bin ich ein Mal Deiner Herr geworden, so kann es auch ein zweites Mal geschehen. Glaube nicht, daß wir unser mühsames Werk Deinen neuen Einfällen preisgeben. Du hast kein Recht, heute Anderes zu wollen als gestern. Was hier unten noth thut, das müssen wir besser wissen. Wer hieß Dich wiederkommen und unsere

Arbeit stören? Du hast gar kein Recht, wieder abzuändern, was Du selbst geboten." Als ich ihn lächelnd ansah bei diesen Worten, erhob er die Stimme und wiederholte: „Ja, selbst geboten. Das können wir beweisen aus Deinem geschriebenen Worte, aus den Vätern, aus den Canones der Concilien und den Decretalien der Päpste. Dabei bleiben wir und verbieten Dir, an unseren heiligen Ordnungen zu rütteln. Kreuzigen werden wir Dich nicht, aber als Ketzer lasse ich Dich verbrennen." Damit riß er die Fackel von der Wand und verließ meinen Kerker."

Mit starren Augen sah Gottschalk den seltsamen Fremden an. War er selbst wahnsinnig oder jener? Der Gefangene hatte das Alles so ruhig erzählt, wie man den nächsten besten Reisebericht erstattet. Seine tiefen, dunkeln Augen blickten klar, und um die vollen Lippen spielte ein Zug freundlicher Ironie, während er redete.

Jetzt trat er mit würdigem langsamem Schritte Gottschalk näher, nahm von der Bank das Brot, brach es, sprach das Benedicite und reichte mit einer Handbewegung voll Anmuth seinem Genossen die Hälfte. „Nimm hin und iß," sagte er feierlich. „Stärken wir uns, daß wir wohl bestehen vor Hannas und Kaiaphas, denn sie werden in Bälde über mich Gericht halten, und dann sollst Du mich nicht verleugnen wie damals Petrus."

Gottschalk nahm das Brot und aß, aber er hielt seine Augen unverwandt auf den Räthselhaften geheftet. Der aber fuhr ruhig fort: „Er hat nicht Wort gehalten, der falsche Hirte. Von Worms ließ er mich hierher geleiten. Es mochte ihn doch schrecken, des Menschen Sohn vor Gericht zu stellen. Er fürchtete den Hahnenruf, und ich weiß es, er fürchtet ihn noch jetzt. Er fährt zusammen bei jedem Hahnenschrei."

„Aber wenn Du der bist, der Du sagst," fuhr Gottschalk jetzt heraus, „warum zerbrichst Du diese Stäbe nicht, daß wir uns befreien?"

„Die alte Rede," lächelte der Fremde mit milder Hoheit. „Ueber tausend Jahre ist es her, daß ich sie zuletzt vernahm. Wie hieß es doch damals? Bist Du des Menschen Sohn, so steige herab vom Kreuze! Die Thoren! Dazu war ich ja gekommen." Und er lehnte das Haupt rückwärts an den Steinpfeiler und blickte durch die kleinen Fenster zu den grünen Buchenzweigen empor, durch die der blaue Himmel in die Gewölbebogen hereinleuchtete.

Bei dem Hinweise auf die tausend Jahre wurde es Gottschalk immer unheimlicher zu Muthe. Wußte er doch von seinen Großeltern, daß man mit dem Jahre Tausend die Wiederkunft des Herrn erwartet hatte. Einen ihrer besten Rebberge aus dem Erbe des Hauses hatte ein Urahn hingegeben, um sich in die Gnade der Mönche von Lorsch einzukaufen. „Das Jahr Tausend ist vorübergegangen," hatte der Greis oft gesagt, „das Gericht ist nicht gekommen; aber die Mönche trinken meines Großvaters rothen Wein von der Bergstraße." „Wer weiß, wofür es gut war," pflegte dann die Mutter ihn zu trösten. Sie hatte nicht viel Segen verspürt von den Weinfuhren, die jährlich vom südlichen Abhange des Odenwalds nach dem des Schwarzwalds kamen, und war froh, daß die Fässer nicht noch größer waren. Das Alles fuhr Gottschalk jetzt durch den Sinn. Wie wäre es, wenn die Menschen falsch gerechnet hätten, dachte er. Wenn jetzt die

Zeit wirklich da wäre? Nachdenklich schüttelte er das Haupt, und seine Blicke irrten wieder hinüber nach dem seltsamen Manne in dem langen fremden Talare; aber er war doch zu nüchtern, um so Unerhörtes zu glauben, und beschloß, den Fremden auf die Probe zu stellen.

Vertraulich sagte er: „Herr, wer Du auch seist, siehe, ich würde Alles glauben, wenn Du machen wolltest, daß ich hinaus komme. Du magst Deine Gründe haben, hier zu bleiben; aber ich habe hier nichts zu suchen. Mein Herz steht nach dem grünen Walde, nach dem Bellen meiner Braken, nach scharfem Ritt durch frische Morgenluft. Sie sagen mir, meine Mutter hätte mich Dir dargebracht, als ich noch ein Kind war. Was kann Dir an mir liegen, und wenn ich Dich recht verstehe, ist es gar nicht Deine Farbe, die ich hier trage. Gäbest Du mich frei, so wollte ich gern an Dich glauben. Lasse mich ziehen, Herr! Wenn Du Mauern spalten kannst, so lasse mich hinaus." Die letzten Worte sprach der junge Mönch unsicher, leise und leiser; denn als er sich ein Herz gefaßt, den Fremden anzuschauen, sah er traurige große Augen auf sich gerichtet, die einen stillen Vorwurf aussprachen. Dann erhob der Prophet mit unendlicher Hoheit die Hand und sagte warnend: „Kleingläubiger, hättest Du geglaubt, so wäre Dir geholfen worden." Damit wendete er Gottschalk den Rücken und ließ ihn allein in seinem Gewölbe. Dieser aber wagte nicht, ihm zu folgen.

Ermüdet und abgespannt von Allem, was er erlebt, streckte Gottschalk sich auf der Steinbank aus, um seine seltsame Lage zu überdenken. Aber auf die Erschütterung der letzten Stunden folgte naturgemäß ein Rückschlag. Seine Sinne verwirrten sich. Er gerieth in einen Zustand zwischen Wachen und Schlafen, in dem halbbewußte verständige Erwägungen sich mit phantastischen Traumbildern kreuzten. Bald trug er dem Abte mit Ungestüm vor, daß man einen Augenblick der Besessenheit nicht mit schweren Strafen an ihm heimsuchen dürfe, die ihn auf sein ganzes Leben unglücklich machen würden. Dann sah er sich wieder auf dem Marktplatze zu Calw, wo das Richtbeil und eine abgehauene Hand am Stadthause abgebildet waren. Er selbst aber kniete vor einem Holzblock, und der Henker hieb ihm mit dem Beile die Hand ab, mit der er gefrevelt. Er sah das Blut aufspritzen und wunderte sich, daß es so wenig wehe thue. Dann aber trat der geheimnißvolle Fremde an ihn heran und setzte ihm die Hand wieder an den verstümmelten Arm, und sie wuchs fest, worauf der Wunderthäter ihn traurig ansah und zu ihm sagte: „Sei nicht kleingläubig, sondern gläubig." Dabei streichelte er sanft das kranke Glied, und ein unsagbar süßes Gefühl durchströmte seinen Arm, seinen ganzen Körper, und er versank in einen tiefen, traumlosen Schlaf.

III.

Gottschalk wußte nicht, wie lange er geschlafen hatte, aber es mochten viele Stunden sein, als die Berührung einer weichen, warmen Hand ihn weckte. Erschrocken fuhr er von seinem harten Lager empor. Er fühlte sich am ganzen Leibe wie zerschlagen und hatte Mühe, seine Sinne zu sammeln. In dem Gewölbe war es Nacht; nur ein heller Streifen Mondlicht am Boden verbreitete ein ungewisses Zwielicht. Als der aus tiefem Schlafe Geweckte seine Lebensgeister

erneuert hatte, sah er in unsichern Umrissen seinen Kerkergenossen vor sich stehen, um dessen Haupt das Mondlicht einen mystischen Heiligenschein webte. Dabei war ihm, als ob ein frischer Luftzug durch den zuvor so dumpfen Kellerraum wehe, und die Gewänder des Fremden blähten sich. „Mache Dich auf," sprach der Räthselhafte, „ich will Dir helfen, da Du eines guten Willens bist."

Gottschalk wußte nicht, wie ihm geschah. Der Fremde aber faßte ihn am Arme und zog ihn zur Thüre. Dort stiegen sie leise die Steinstufen der Treppe empor. „Wurde nicht auch Petrus so aus seinem Kerker geführt um Mitternacht?" dachte Gottschalk für sich. Aber als sie im vollen Mondlichte hinaustraten ins Freie, fuhr der junge Mönch entsetzt zurück. Er erblickte zwei dunkle Gestalten vor sich, und als er die eine fest ins Auge faßte, um nöthigenfalls seine Freiheit mit seinen Fäusten zu erzwingen, schaute er in das bleiche Todtengesicht des Bulgaren.

„Bogumil!" stammelte er verwirrt.

Der aber winkte ihm zu schweigen und wechselte mit seinem Retter einige Worte in fremder Sprache. Dann führte er die kleine Schar, vorsichtig im Schatten der Kirche sich haltend, zu einem Pförtchen der westlichen Mauer, das sonst immer verschlossen war, jetzt aber offen stand. Bogumil ließ die Andern hindurch, dann riegelte er es vorsichtig wieder hinter sich zu, worauf sie rasch und geräuschlos den Weg nach Westen in der Richtung nach dem Rheine einschlugen. Ringsum lag Alles in tiefem, nächtlichem Schweigen, und die Scheibe des Mondes schwamm glänzend über den tiefen Schatten des Rheinwaldes.

„Ohne diesen Brausekopf," sagte der Bulgare in der Sprache seines Volks zu Arialb, „hätte es noch lange währen können, bis ich zu Dir durchdrang. Ich erbot mich, ihm den Teufel auszutreiben um Mitternacht. So gaben sie mir die Schlüssel. Aber wie werden wir ihn nun wieder los?"

„Behalten wir ihn einstweilen bei uns," erwiderte der Andere. „Er hat starke Fäuste und die treuen Augen eines Hundes. Vielleicht ist er uns nützlich."

Gottschalk verstand von der fremden Sprache nichts, aber nicht nur der ernüchternde Einfluß der Nachtluft, sondern auch die Art, wie die beiden Fremden mit einander flüsterten und hastig das Weite suchten, machte ihm klar, daß er seine Befreiung keineswegs einem Wunder verdanke, sondern daß Alles ganz natürlich zugegangen sei. Unter diesen Umständen faßte er bald den falschen Propheten, bald den ihm unbekannten Dritten ins Auge, der mit Bogumil sich zu ihnen gesellt hatte und der mit einem seltsam trippelnden Schritte neben ihm herlief. Derselbe trug die Kutte des heiligen Benedict, und hatte die Kapuze tief ins Gesicht gezogen. Als er einmal zu dem glänzenden Monde emporschaute, glaubte Gottschalk ein jugendlich rundes Kinn zu erblicken. Es mußte ein Knabe sein, der hier in der Kutte steckte, die nicht größer war, als sie im Kloster der Schreiber Siegewin, der kümmerliche Bücherwurm, zu tragen pflegte. Ihn näher auszuforschen, gab er keine Gelegenheit, da er einen möglichst großen Abstand zwischen sich und seinem Nachbar einhielt. Kopfschüttelnd folgte Gottschalk den Dreien, und hätte ihn nicht Scheu vor der Wunderkraft des Propheten zurückgehalten, so wäre er am liebsten in die Büsche entlaufen, um sein Glück auf eigene

Faust zu versuchen. Bogumil hatte zuweilen unruhig nach dem Kloster zurückgesehen, ob man dort seine Flucht nicht entdeckt habe. Erst als sie das freie Feld hinter sich hatten, und der Lorscher Wald seine schützenden Zweige über sie breitete, mäßigte er seine Schritte und nahm die Unterhaltung mit seinem Begleiter wieder auf.

Auch Gottschalk versuchte nun, mit seinem Nebenmanne ein Gespräch anzuknüpfen.

„Bist Du aus dem Kloster in Worms?" fragte er den Fremden. „Ich sah Dich nie zu Lorsch?"

„Ich trug Botschaft," antwortete der Andere ausweichend, indem er seine Kapuze tiefer ins Gesicht zog, dabei aber in dem taghellen Mondschein eine weiche weiße Hand zeigte, an der ein Ring glänzte.

„So trägst Du die Kutte nur, um Dich zu verbergen?" forschte Gottschalk weiter.

„Mir scheint, daß Du selbst das schwarze Gewand gern abschütteln möchtest," erwiderte der Genosse, und ein muthwilliges Lachen ertönte aus der ehrwürdigen Verhüllung. Sofort aber wendete der bleiche Bogumil sein Haupt zurück und rief dem Genossen zu: „Miersotrava, guardati!"

Der angebliche Mönch verstummte nun wieder, und wortlos schritten die nächtlichen Wanderer auf dem Waldwege weiter.

„Wir werden verfolgt," sagte plötzlich der Prophet. „Ich höre Schritte?"

Alle Vier blieben stehen und schauten ängstlich zurück. Ein Lichtstrahl blitzte in der Ferne auf. „Sie kommen hierher mit Fackeln oder Laternen. Wir müssen uns im Walde verbergen," sagte der Bulgare hastig.

„Weißt Du den Weg nach Worms auch abseits von der Straße zu finden?" fragte er dann Gottschalk.

„Ich kenne hier jeden Pfad," erwiderte der Novize. „Kommt hier herüber!" und er war mit einem Satze über dem Graben, der den Saumpfad von dem Walde schied. Wiederum verspürte er Neigung, seine Sache von der des Bulgaren und seiner Begleiter zu trennen. „Ein Einzelner stiehlt sich leichter durch," dachte er, und „was habe ich schließlich gemein mit diesen landfahrenden Leuten?" Aber sein unbekannter Begleiter war ihm hastig gefolgt.

„Verlasse uns nicht," sagte er mit einer innigen Stimme. „Der Vater war es doch, der Dich befreite."

Da schämte er sich seines unedlen Vorsatzes. Er blieb stehen und wartete auf die beiden Andern. Vorsichtig gingen sie dann einem in der Dunkelheit schwer zu erkennenden Fußpfade nach, bis sie aus dem dichten Gebüsche auf eine Lichtung hinaustraten. „Jene große abgestorbene Eiche," sagte Gottschalk hier, „bezeichnet die Grenze zwischen dem alten Schlage und den jungen Erlen, die im Sumpfboden wurzeln. Wir müssen uns möglichst an dem Richtwege halten, sonst gerathen wir in die Tümpel oder zwischen die Moore."

Mit diesen Worten schritt er zu, indem er sich von der Landstraße fern hielt, ohne darum die Richtung nach dem Rheine aufzugeben. Der Mond, der hier und dort in den stehenden Wassern sich spiegelte, machte es ihm möglich, das gefähr-

liche Terrain zu vermeiden, und diente ihm bei den vielfach gewundenen Wegen, die er einschlagen mußte, schließlich immer wieder als Leitstern.

Oft mußte Gottschalk inne halten, um den richtigen Weg, der sicher an den Sümpfen vorüberleitete, bei dem zweifelhaften Dämmerlichte des Mondes nicht zu verfehlen. Der junge Mönch schien die Nacht zu fürchten und drängte sich immer näher an den tapferen Führer heran. Aber Gottschalk beruhigte ihn. „Der mit Moos und Gras bewachsene Boden," sagte er, „dämpft unsere Schritte und selbst, wenn sie uns entdeckten, wird es ein Leichtes sein, sich zwischen diesem Erlengestrüppe, den hohen Farrenkräutern und Brombeerhecken zu verstecken, es wäre denn, daß sie Spürhunde mit sich führten." Zuweilen schraken die Flüchtlinge freilich zusammen, wenn in ihrer nächsten Nähe ein aufgescheuchtes Thier durch den Wald brach oder das schwerfällige Flattern eines Wasservogels sie überraschte. So ging der Zug auf gut Glück vorwärts durch die Büsche; verbürgte doch die Stellung des Mondes, der immer wieder durch die Zweige sah, daß man die Richtung nicht verloren habe. — Nach einiger Zeit aber war es Gottschalk, als ob hinter oder neben ihnen ein leises Geräusch sie begleite, ähnlich dem Rascheln des Laubes, wenn ein Mensch sich durch die Büsche drängt. Als er dieses Rauschen wieder deutlicher vernahm, blieb er stehen, indem er zugleich seinen Genossen bat, seinen Schritt zu hemmen.

„Wohin?" rief ihn jetzt plötzlich eine Stimme an. Er wendete sich um und sah einen Mann zwischen den Hecken stehen, der sich auf eine Pike stützte. „Ich frage Euch, wohin Ihr wollt?" wiederholte der Pikenträger, indem er auf sie zukam.

„Wir sind umstellt," hörte er gleichzeitig den Bulgaren seinem Nachbarn zuflüstern. „Also in Worms bei Einbede!"

Damit tauchte er in die Büsche. Gottschalk wollte seinem Beispiele folgen, aber der junge Mönch hängte sich schutzflehend an seinen Arm und bat den Begleiter, ihn nicht zu verlassen. Dieser hatte aber seinen Schritt bereits aus eigenem Antriebe gehemmt, denn er gewahrte in dem hellen Mondlichte, wie der Wald an allen Enden lebendig ward. Das Kloster mußte alle seine Leute aufgeboten haben. Ein plötzliches Hin- und Herwimmeln von Menschen zeigte ihm, daß sie von allen Seiten überflügelt seien. Hier und dort blitzte es im Mondenscheine von Piken, Hellebarden und Schwertern, und dunkle Gestalten huschten durch die Büsche. Gottschalk überlegte bereits, ob er sich nicht gutwillig gefangen geben solle, um dann bei günstigerer Gelegenheit zu entspringen. Aber in demselben Augenblicke ertönte unmittelbar neben ihm der laute Ruf: „Der Bulgare, haltet ihn! Dort ist er hinaus. Der verrückte Arialb, dort sind sie!"

Mönchsgestalten, Klosterknechte, Bauern brachen durch die Zweige, und ebenso rasch als sie auftauchten, verschwanden sie wieder. Auch der Pikenträger, der Gottschalk zuerst angerufen hatte, stürzte fort in der Richtung, in der der Hetzruf erschallte. Die Verfolgung schien immer mehr den Charakter eines Treibjagens anzunehmen. Bald aber hörte man in der Ferne Flüche von solchen, die in die Sumpftümpel gerathen waren, und dazwischen verzweifelte Hülferufe und das Schelten der Genossen, die ihnen aus dem Morasse helfen mußten. Dann aber begann das Durchstöbern, Verfolgen und Jagen aufs Neue. Gottschalk, der

sich zu seiner Ueberraschung mit seinem Genossen mitten im dunkeln Walde allein sah, flüsterte demselben tröstend zu: „Sei ruhig, sie sahen nur unsere Kutten, nicht unsere Gesichter, so haben sie uns zu den Ihren gerechnet.“ Eine Mischung von Zorn- und Verfolgungsrufen klang aus der Ferne noch herüber, dann zog sich der Lärm nach einer andern Seite des Waldes, und die beiden jungen Mönche blieben allein in der nächtlichen Waldeinsamkeit. Aber als nun Gottschalk zum Weitergehen mahnte, entdeckte er erst, daß sein jugendlicher Genosse, dessen Arm sich krampfhaft um seinen Nacken geschlungen hatte, sich kaum mehr auf den Füßen hielt. „Er muß ohnmächtig geworden sein,“ dachte der gutmüthige Jüngling und streifte die Kapuze von dem Kopfe zurück, der wie leblos an seiner Schulter lehnte. Doch statt eines geschorenen Mönchshauptes kamen lange Locken zum Vorschein, wie die Edelknaben bei Hofe sie trugen. „Dacht' ich's doch,“ murrte Gottschalk. „Ein Page Arialb's, dem die Kutte des heiligen Benedictus eben gut genug war, um sich zu verstecken!“ Dennoch schaute er mit einem ihm selbst unerklärlichen Behagen in das feine bleiche Gesicht, das an seiner Schulter lag und das der Mond mit seinem milden Lichte übergoß. Im Gefühle eigener Tapferkeit, lächelte Gottschalk über die entgeisternde Angst des fremden Knaben, aber statt die wälsche Feigheit zu schelten, hielt er mit einem gewissen Wohlgefallen die jugendliche, weiche Gestalt und blickte gerührt in das volle, edel geschnittene Gesicht des vornehmen Jünglings. Die seltsame Lust wandelte ihn an, diese bleichen Lippen zu küssen. Da zucken sie, die Augen öffnen sich und sehen starr, wie abwesend, mit einem Ausdruck des Entsetzens in das Auge des Mönchs.

„Ruhig, ruhig Knabe,“ flüsterte der besorgte Jüngling. „Sie sind fort, ich bin's, Gottschalk, den Ihr befreitet.“

Der Knabe schien sich zu besinnen. Sein Auge schaute ängstlich nach einer und der andern Seite. Dann sagte er: „Wo ist mein Vater? Wo ist Bogumil?“

„Hoffentlich sind Deine Freunde beide entronnen,“ tröstete ihn Gottschalk. „Ich hörte nur zornige Rufe, die sich immer weiter entfernten. Hätten sie ihre Beute erjagt, so wären sie wohl wieder zurückgekommen, statt dessen ist es ganz stille geworden im Walde.“

„Oh, wir Unglücklichen!“ seufzte der Knabe, „was fangen wir nun an?“

„Wir verbergen uns, bis die Wege wieder frei sind,“ sagte Gottschalk tröstend, „und dann wandern wir weiter. Wo wohnen Deine Freunde?“

„In Worms,“ erwiderte der Knabe, der sich kraftlos am Boden niedergelassen hatte und scheinbar trostlos vor sich hinstarrte.

Gottschalk setzte sich neben ihn und sagte gutmüthig: „Mein Weg führt freilich nach der andern Seite. Ich will zu meiner Sippe in Schwaben jenseits der Berge; aber ich bringe Dich gern nach Worms, falls Du Dir nicht getraust, Dein Ziel allein zu erreichen. Habt Ihr mich aus dem elenden Klosterkerker befreit, so werde auch ich Dich nicht verlassen.“

„Wie gut Du bist,“ sagte der Knabe, indem er seine feine weiße Hand auf die Gottschalk's legte.

Wieder wandelte ihn eine eigene Empfindung an, und er dachte, es muß vor-

nehmes Blut sein, das in diesen zarten Knabenhänden pulsirt. Aber er fand es wenig edel, den Flüchtling auszuforschen, wenn dieser nicht selbst sein Herz ihm erschließe, und so sagte er nur: „Wir werden am besten thun, nun einige Stunden zu rasten. Haben sie sich müde gelaufen, so werden die Klosterbauern umkehren, um auszuschlafen. Ich aber weiß oberhalb Worms einen Schiffer, der setzt uns über, ehe die Mönche ihren Morgenschlaf beendet haben. Für jetzt müssen wir uns einen trockneren Ruheplatz suchen, denn Sumpfluft schafft Fieber." Damit half er dem ermatteten Knaben von der Erde, und indem er ihn mahnte, sich auf ihn zu stützen, kehrte er nach der Richtung zurück, von der sie gekommen waren. Bald fand er auch einen erhöhten Abhang, wo eine leichte Fächelung vom Rheine her die Sumpfluft abhielt. Nach einigem Suchen entdeckte er einen trockenen Sandbruch, in dem der Wind reichlich dürres Laub zusammengetrieben hatte. Hier legte er sich nieder, und indem er seine Kutte möglichst nach einer Seite ausspreitete, forderte er den Gefährten auf, sich auf dieselbe zu betten. „So werden wir Einer den Andern wärmen," sagte er treuherzig. Zögernd gehorchte der Knabe, worauf ihn Gottschalk eng an sich zog und ihn, wie eine Mutter ihr Kind, im Arme in den Schlaf wiegte. Bald hörte er auch die ruhigen Athemzüge des offenbar sehr Ermüdeten, während er selbst, von der Rast im Klosterkeller noch gestärkt, ruhig auf die dunkeln Locken des an seinem Herzen ruhenden jungen Hauptes hinschaute.

Wer mochte der arme Knabe sein, der, in eine Kutte verhüllt, mit dem ketzerischen Bogumil durch das Land zog? Und wer war der seltsame Führer, der in solch' wahnsinnigen Reden sich für den Herrn Christus ausgegeben hatte und den der Knabe seinen Vater nannte? Er würde das Ganze für einen Traum genommen haben, aber hielt er nicht hier ein wundersames Stück Wirklichkeit in den Armen? Sollte ihn sein Schicksal mit vornehmen Ketzern aus Mailand oder Toulouse in Berührung gebracht haben, die jetzt überall im Rheinthal und Rhonethal umherirrten, und von denen man arge Stücke der List und Treulosigkeit zu erzählen wußte? Bogumil, dem Bulgaren, traute er jede Schalkheit zu; aber Arialds hatte ihm eher den Eindruck eines Heiligen gemacht, und das junge Haupt, das hier an seinem Herzen ruhte, war doch gewiß ohne Schuld.

Das erste Frühroth erhob sich bereits drüben über den Bergen des Odenwaldes, und bei der eintretenden Morgenkühle drängte sich der Schlummernde unwillkürlich näher an den jungen Mönch. Sorgsam schlug dieser seine Kutte enger um den schlafenden Knaben, und durch alle Verhüllungen hindurch wirkte auf ihn der Reiz der jugendlichen Glieder. Während ihn Gottschalk leise auf die Stirne küßte, öffnete der Schläfer in süßer Traumseligkeit die Lippen, um ihm die halbverständlichen Worte zuzuflüstern: „Ich habe Dich lieb."

Gerührt streichelte er dem Knaben die dunkeln Locken und sagte: „Mein armer Freund, ich werde Dich nicht verlassen, ehe ich Dich in Sicherheit weiß."

Inzwischen wurde es hell. Der Thau perlte an den Gräsern, und ein frischer Morgenwind fuhr durch die Buchenzweige. Bald regten sich auch die Vögel. Der Kiebitz sagte es der Amsel, daß es Tag sei, und die Amsel meldete es laut den Finken, die die Botschaft fröhlich weiter gaben. Unmittelbar auf

dem Baume, der den beiden Schläfern Schutz gegeben hatte, ließ ein grauer Buchfink sich nieder und stimmte in fröhlichem Zwitschern sein Morgenlied an. Da flammte bereits auch die Sonne hinter den Bergen empor, und ein Windstoß schüttelte den Thau von den Wipfeln. Darüber ermunterte sich der Schläfer. Er fuhr auf, und ein Schauder lief über seine vom Liegen steif gewordenen Glieder. Rasch sprang er in die Höhe, reckte sich und wendete sein geröthetes Antlitz Gottschalk zu, der ihn lächelnd betrachtete. Die schlanke Gestalt, die Gottschalk noch eben im Arme gehalten, verschwand völlig in der faltenreichen Kutte; aber aus der schwarzen Umhüllung ragte ein mädchenhaft rundes Antlitz, aus welchem dunkle Augen einen freundlichen Blick herübersendeten, so daß dem Novizen ganz eigen um das Herz ward. „Ich danke Dir," sagte der Knabe mit einer etwas fremden Betonung, welche zeigte, daß das Deutsche nicht seine Muttersprache war. „Du hast mich aus großer Gefahr errettet. Nun vollende Dein Werk und geleite mich sicher nach Worms."

„Noch ehe das Landvolk zum Markte in die Stadt zieht, sollst Du dort sein," erwiderte der Mönch. „Wir schlagen uns durch den Wald zur Fähre, und wenn Du willst, kannst Du die Frühmesse im Dom zu unserer lieben Frau noch hören und den Heiligen danken für Deine Errettung."

Ein eigenthümliches Lächeln kräuselte die Lippen des Fremden; dann aber, wie um sich zu erinnern, was er jetzt sei, nahm er mit seinen beiden schönen Händen die Kapuze über die Locken, aus der nun seine frischen, runden Wangen und die großen schwarzen Augen schalkhaft hervorglänzten. „Wie müssen wir gehen?" fragte er dann. Gottschalk wies nach Westen und schritt ruhig unter den hohen Eichen hin. „Es hat jetzt keine Gefahr mehr," belehrte er seinen Genossen. „Wir verlassen den Wald, und statt des belebten Wormser Weges suchen wir den Steig nach dem Rheine. Stromabwärts bringt das Schiff rasch die versäumte Zeit wieder ein."

Wohl hätte Gottschalk es angemessen gefunden, wenn der Fremde jetzt wenigstens sein Herz ihm geöffnet und ihm Auskunft über sich und den Grund der ihm widerfahrenen Verfolgungen ertheilt hätte; da aber der jugendliche Mund fest verschlossen blieb, wollte der Mönch sich in das Vertrauen seines Schützlings nicht eindrängen. Auch hatte diesen der erquickende Schlummer nur für einen Augenblick in eine heiterere, lebensmuthigere Stimmung versetzt. Bald wurde der Ausdruck seines Antlitzes wieder düster und gramvoll, und still folgte er dem rüstig ausschreitenden Führer. Die Sonne schien hell an dem blauen Himmel, an dem die Wolken glänzende Luftschlösser bauten. Lerchen jubelten hoch aus blauer Höhe. Als sie aus dem Walde auf das freie Feld hinaustraten, zog der Fremde seine Kapuze tiefer über die Augen, während Gottschalk sich gern die erquickende Morgenluft um das Haupt spielen ließ. Noch sah man auf den Feldern keine Arbeiter. Die Ackergeräthe lagen müßig in dem bethauten Grase. Auf der Weide, an der der Fußweg vorüberführte, ruhte das Vieh in den Schuppen, und nur ein paar Kälber erhoben neugierig das Haupt, um die frühen Wanderer zu betrachten. Von hier senkte sich der Weg. Zwischen Weidenstrünken und hohem Schilfe leitete er zum Strome hinab.

„Du wirst die Kutte mit ritterlicher Tracht vertauschen müssen, willst Du

vor Deinem Abte sicher sein," sagte zu Gottschalk's Verwunderung jetzt plötzlich der Fremde. „Hast Du dazu Gelegenheit?"

Gottschalk besann sich eine Weile. Dann sagte er: „Ich dachte in diesem Gewande meine Heimath zu erreichen und dort meine alte Wehr anzulegen."

„So lange Du die Kutte trägst," sagte der Knabe, „haben sie Gewalt über Dich. Du mußt die geistlichen Gewänder abwerfen, so bald Du kannst. Bist Du wieder ein Krieger, so bist Du ungebunden. Oder hast Du schon ein Gelübde geleistet?"

„Nein," erwiderte Gottschalk, „aber ich habe keinen anderen Rock als diesen." Ihn wunderte, woher der junge Fant so plötzlich diese Weisheit schöpfe. Dieser aber blieb stehen und griff unter seine Kutte, wobei bunte Pagenkleider aus dem schwarzen Gewande hervorleuchteten. Aus einer schweren Börse nahm er dann eine ziemliche Reihe von Goldstücken und sagte: „Hier, nimm das und versieh Dich in Worms mit Allem, was Du brauchst."

Gottschalk zögerte. „Nimm nur," sagte der Knabe dringend. „Du sollst mir dafür in Worms noch dienen. Vielleicht habe ich niemanden, an den ich dort mich halten könnte, wenn nicht Du Dich meinem Dienste gelobst."

Nur ungern nahm Gottschalk das Geld; aber die Aussicht, dem jungen Fremden, der seinen ganzen Antheil erregt hatte, näher zu treten, ihm zu dienen, vielleicht als sein Freund und Mentor in die Fremde zu reiten, erschien ihm plötzlich lockender als die Heimkehr nach Calw, wo ihn Niemand begehrte und die Mutter mit Thränen ihn empfangen würde. So steckte er zögernd die Goldstücke ein und sagte erröthend: „Wohl, Herr, ich will Euch dienen in jedem ehrlichen Streite."

„Wie kamst Du in den Kerker, aus dem Bogumil Dich herausziehen mußte?" fragte der Fremde nun.

„Oh, Herr," erwiderte Gottschalk, „das ist eine lange Mähr und keine erfreuliche." Aufrichtig erzählte er nun dem neuen Herrn seine ganze Geschichte, wie die Mutter ihn dem Kloster gelobt, wie er vergeblich dagegen angekämpft und erst in einer Stunde des Verdrusses über die Habgier seiner Brüder sich dem fremden Abte angeschlossen habe. So sei er nach Lorsch gekommen, um bald zu erfahren, daß das Klosterleben nichts für ihn sei. Tag und Nacht habe er nun darauf gesonnen, wieder loszukommen und sich in dieser Absicht dem fremden Bulgaren anvertraut, den er durch den Wald nach Worms geleiten mußte. Bogumil habe ihn in seinem Vorsatze bestärkt, zugleich aber seinen Geist mit Zweifeln erfüllt, die ihn seitdem bedrängten. „Herr," schloß er seine Erzählung, „hütet auch Ihr Euch vor diesem bleichen Gesellen. Sein Lachen ist entsetzlich, und er selbst sagte mir, daß er noch nie in seinem Leben geweint habe. Geliebt hat er wohl auch noch Niemanden, keinen Menschen und kein Thier, und da, wo er daheim ist, soll es wimmeln von Ketzern. Gewiß, daß er ein Manichäer oder Patarener oder Albigenser ist, wie sie jetzt überall ihr Wesen treiben."

Da der verkleidete Junker hinter ihm schritt, konnte der junge Mönch nicht wahrnehmen, welchen Eindruck seine Erzählung auf ihn mache. Auch traten sie nun auf den Damm hinaus, den die Wormser Kaufleute am Strome her aufgeworfen hatten, und Gottschalk spähte nach der Fischerhütte, die hier irgendwo

zwischen den Weiden versteckt war. Er hatte die Richtung doch nicht ganz getroffen, und sie mußten noch ein Stück stromaufwärts gehen. Aus den Fugen des Dammes wuchsen Ried und Schilf, zwischen dem die Wellen des mächtigen Stromes ihren Schaum absetzten. Der fremde Knabe blickte mit Sehnsucht gegen Westen, wo die blauen Linien des Donnersbergs aus dem Morgendufte emportauchten, und seine dunkeln Augen folgten dann wieder dem Zuge des Rheins, dessen grüngoldene Wellen von weißem Schaume gekrönt sich überschlugen und rastlos drängend ihren Weg fortsetzten. Als die Wanderer von dem höher ansteigenden Ufer zurückschauten, sahen sie nun auch den Wormser Dom in voller Majestät am anderen Gestade. Gottschalk bekreuzte sich fromm. Der Junker aber murmelte etwas in einer fremden Sprache; es klang fast wie „Dom des Satans." Noch ein kurzer Abstieg, bei dem der Mönch seinem Begleiter stützend die Hand reichte, und die Fischerhütte war erreicht. Der Schiffer, ein wettergebräunter Grauskopf stand unter der Thüre und prüfte die Maschen seines Netzes. Als die Fremden nahten, sah er scharf in die Kapuzen. Gottschalk begehrte nach Worms geführt zu werden, wie sonst schon öfter. Der Alte aber kraute sich am Kopfe und sagte dann: „Der ist kein Mönch."

„Nein, Alter," erwiderte jetzt der Junker fröhlich. „Und als Lohn Deines Scharfsinns sollst Du die Kutte behalten. Ich gehöre zu den Leuten des Herrn Corvino in Mainz, den Du kennen wirst, wie jeder Schiffer am Rhein. Aber bringe mir nun einen Eimer reinen Wassers, denn ich bin es gewohnt, mich am Morgen zu waschen und habe heute helle Augen nöthig. Kann ich eintreten in Deine Hütte? Du sollst mit Deinem Lohne zufrieden sein." Damit schritt der Knabe durch die Thüre. Der Alte sah ihm kopfschüttelnd nach, ergriff dann einen Eimer und ging hinab nach dem Flusse.

Die kurze und bündige Art, in der der Fremde mit dem Schiffer verkehrte, verrieth Gewohnheit des Befehlens und bestärkte Gottschalk in der Ueberzeugung, daß er einem vornehmen Herrn sich gelobt habe. Nachdenklich setzte er sich an den Strom und schaute nach den hellgewaschenen Kieseln zu seinen Füßen. Dann hörte er den Fährmann drinnen mit dem Fremden lang und eifrig reden. Ihm kam es vor, als wenn der Schiffer zum Voraus bezahlt werde. Als dann Beide unter der Thüre der Hütte erschienen, riß Gottschalk die Augen weit auf, denn hinter dem Fährmann trat ein Page hervor, der in seinem sammtnen Wamse, mit den bunten Puffen und rothen Hosen wenig Aehnlichkeit mit dem Klosterbruder zeigte, mit dem er im Mondschein gewandert war. Ueber den langen schwarzen Locken trug der Fremde jetzt ein schmuckes Barett mit kostbarer Agraffe, am Ledergürtel hing ein reichbesetzter Kettendolch, und selbst die Schuhe waren mit kostbarer Stickerei verziert.

„So seid Ihr ein Anderer, Herr!" rief Gottschalk in unverhohlener Bewunderung, „und Euer Antlitz schaut im lieben Sonnenlichte heller drein als vorhin. Ihr müßt kein Jäger sein, daß der nächtliche Wald Euch solchen Schrecken einflößte!"

„Meinst Du?" erwiderte der Page mit einem eigenthümlichen Lächeln. „Habe ich meine Rolle gut gespielt? Wie aber, wenn ich vielmehr Dich und mich opfern wollte, damit die beiden Andern Zeit hätten, zu entkommen?"

„So sahst Du nicht aus," erwiderte Gottschalk, „als Du mir bleich in den Armen lagst."

„Wäre ich feig," sagte der Page, „so wäre ich gar nicht nach Lorsch gekommen."

„Und was wolltest Du im Kloster schaffen unter den schwarzen Vögeln, Du mit Deinem bunten Gefieder?"

„Den Mönchen die Köpfe verdrehen," erwiderte der Page lachend, „aber bei Bogumils guten Veranstaltungen konnte ich mir die Possen sparen."

„Wäre Dir auch schwer geworden, mein Junge," sagte Gottschalk väterlich. „Ehrwürdige Väter lassen sich nicht narren von einem so grünen Fante."

Der Page lachte laut auf und schaute Gottschalk belustigt an. Der aber wußte nicht, was an seiner Rede Lächerliches sei. „Und Du hättest Dich wirklich heute nicht gefürchtet, als Du mir ohnmächtig am Halse hingst?" fragte er nochmals.

„Wenn sie Dich und mich fingen, was konnten sie uns viel thun, und so gewannen die Andern einen Vorsprung."

„Wie," sagte Gottschalk zweifelnd, „Du würdest Dich selbst aufgeopfert haben für Jene?"

„Treue zahlt jeden Preis," erwiderte der Knabe. „Gut, daß Du den höchsten nicht einforderteſt."

Gottschalk sah ihn verwundert an. Die Rede war ihm unverständlich, aber während dieses Zwiegesprächs war der Schiffer in seinen Nachen getreten und half nun mit ausgestreckter Hand dem Junker hinein, worauf dieser sofort mit hurtigem Satze am andern Ende des Schiffes Platz nahm. Aber als nun auch Gottschalk einsteigen wollte, stieß der Ferge ab, und der Page schwang lustig die Mütze.

„Lebe wohl, Bruder Gottschalk!" rief er. „In Worms sehen wir uns wieder."

„Warum laßt Ihr mich hier?" rief Gottschalk unwillig. „Nimm mich auch mit, Schiffer!"

„Zürne mir nicht!" rief der Page zurück. „Wir dürfen nicht zusammen in Worms einziehen. Aber weiche nicht aus der Stadt, ehe wir uns wieder gesehen." Damit war das Schiff bereits im tiefen Fahrwasser und schoß wie ein Vogel dahin, während Gottschalk schalt und der Page fortfuhr, von ferne noch immer mit dem Barette zu winken und dem betrogenen Begleiter zärtliche Kußhände zuwarf.

„Treulose Ketzerbrut," murrte der Jüngling und schickte sich an, den Weg nach Worms nunmehr zu Fuß zurückzulegen. Ihn wunderte nun nicht mehr, daß er diesen windigen Mönch in Bogumil's Gesellschaft gefunden habe. „Ob er sich wirklich nicht fürchtete, heute im Mondscheine?" fragte sich Gottschalk. „War wirklich Alles Gaukelei?" Mißmuthig schüttelte er das Haupt und setzte, grübelnd über seine Erlebnisse, auf dem schattenlosen Steindamme den Weg nach Worms fort, wo er noch bei früher Zeit, aber nicht in bester Laune an der Ueberfahrtsstelle eintraf.

IV.

Müde und mißmuthig betrat Gottschalk um die Zeit der Frühmesse die Stadt Worms. Unter der Menge des zum Markte strömenden Volkes fiel dem Thorwart der entlaufene Klosterbruder nicht auf, der sich scheu in die Stadt stahl und, sobald er das Thor passirt hatte, in eine enge Seitenstraße abbog, die zum Judenviertel führte. Dort wußte er einen Trödler, bei dem er seine weltlichen Kleider vor dem Eintritt ins Kloster verkauft hatte. Am liebsten hätte er seinen alten Anzug wieder ausgelöst, und gegen Darangabe der Kutte hoffte er ihn für den Preis zu erhalten, für den er ihn damals verkauft hatte. Darin freilich sah er sich getäuscht. Da der Händler Geld bei ihm bemerkte, ließ er sich auf einen solchen Tauschhandel nicht ein. Wer Ursache hat, seine Kutte abzulegen, rechnete der weise Aaron, muß wohl oder übel andere Kleider haben und darf um den Groschen nicht feilschen. So behauptete er, daß er die Kleider nach Mainz geschickt habe, wo sie leichter verkäuflich seien, denn er besitze zwei Geschäfte, eins hier und eines dort. „Ist eine Verfolgung zu Worms," sagte der alte Mann, „so gehe ich nach Mainz, und ist eine Verfolgung zu Mainz, so gehe ich nach Worms. Man muß sich zu helfen wissen." Gottschalk konnte dem nicht widersprechen, und bei der Lage der Juden fand er eine solche Auskunft nur allzu begreiflich. Er verzichtete also auf seinen Wunsch, und der Händler brachte ihm ganze Haufen von neuen Kleidern zur Auswahl. Den Anpreisungen und der überwältigenden Beredtsamkeit des Hebräers war die Widerstandskraft des unerfahrenen Jünglings nicht gewachsen. Bald steckte er in einer sammtenen Pluderhose, und Vater Aaron wickelte ihm dienstfertig die endlosen Lederriemen von mächtigen Bundschuhen um die Füße. Dann mußte er ein braunes Tuchkleid mit blauen Puffen, viel zu schwer bei der sengenden Hitze, anlegen. Eine ritterliche Mütze fand sich auch, und unter den Waffen des Juden entdeckte Gottschalk zu seiner Freude sein altes gutes Schwert. Um mehrere Goldgulden leichter, verließ der Jüngling, der als Klosterbruder eingetreten, als Ritter die enge Gasse. Fest faßte seine Hand den altgewohnten Schwertknauf und kühn fragte sein blaues Auge, ob irgend Jemand gegen den Grafen Calw sich etwas herauszunehmen wage. Da aber die Glocken der Liebfrauenkirche es nicht gerade Jedermann verkündeten, was Herr Gottschalk im Kopfe hatte, nämlich, daß er trotz des Baretts und der unförmlichen Bundschuhe, die der Jude ihm aufgeschwatzt, im Grunde nichts Anderes sei, als ein dem Kloster entlaufenes loses Brüderlein, traf er auch auf keine schiefen Gesichter und konnte ungestört und unbehelligt die Straßen durchstreifen, um seinen jungen Herrn zu suchen. Zunächst nahm er am Dome Aufstellung, um zu sehen, ob sein Junker vielleicht mit andern Andächtigen der Messe beigewohnt habe. Aber der Dom entleerte sich, ohne daß es ihm gelungen wäre, das Herrlein zu entdecken. Enttäuscht durchschritt er die Reihen der Marktleute, während die Bauernmädchen mit neckischen Reden ihm Blumen, Früchte und andere Waaren anboten; aber auch hier fand er den Gesuchten nicht. Er fragte in den Herbergen nach einem Junker in blauem Wammse und rothen Beinkleidern; aber Niemand konnte ihm Auskunft geben. Wieder stand er am Landungsplatze der Rheinschiffe, aber weder den Pagen noch den Schiffer, der ihn gefahren, vermochte er ausfindig zu

machen. Müde und niedergeschlagen begab er sich in das Gewühl fremder Menschen, die alle eilig ihren Geschäften nachgingen, was den Müßigen nicht eben aufheiterte. Nachdem er gespeist und sich eine Kammer bestellt, setzte er sich an ein Fenster, um die Vorübergehenden zu mustern. „Ich könnte den Rest des Geldes aufwenden, um mir ein Pferd zu kaufen," dachte er für sich. „In drei Tagen wollte ich dann bei meiner herzlieben Frau Mutter sein. Aber der Junker befahl mir, nicht von Worms zu weichen, ehe er mit mir geredet. Ich hätte das Geld nicht nehmen sollen, so wäre ich ein freier Mann; nun ich es aber genommen, will ich mich nicht ohne Urlaub davonmachen gleich einem Schelme." So ging er bei Zeiten zur Ruhe, um am andern Tage sein Suchen aufs Neue zu beginnen. Von der Matutine bis zur Vesper versäumte er keinen Gottesdienst, aber der Junker schien vom Kirchgehen nicht viel zu halten, denn er war in keiner Messe zu finden. Auch den Markt, den Staden und die Herbergen hatte Gottschalk vergeblich abgesucht; so verstrich der Tag erfolglos wie der vorige. Erst am Sonntage erblickte er an dem Landungsplatze der Schiffe den Fährmann, der ihm seinen Junker damals entführt hatte. Der Alte ließ sich schwer überzeugen, daß der Ritter, der vor ihm stehe, und der Mönch von neulich ein und dieselbe Person seien. Ueberhaupt schien er mißtrauisch und hielt mit seinen Antworten zurück. Weder über die damaligen Verhandlungen in der Hütte noch über seine Gespräche mit dem Junker während der Fahrt wollte er Auskunft ertheilen. Nur das erfuhr Gottschalk von ihm, daß der Gesuchte gar nicht in Worms ausgestiegen sei. Er hatte auf der andern Seite, an dem sogenannten Rosengarten, anlegen lassen, hatte den Fährmann fürstlich bezahlt und war dann zwischen den Büschen und luftwandelnden Menschen verschwunden. So blieb Gottschalk nichts übrig, als seine Nachforschungen auf das jenseitige Ufer zu verlegen.

Der altberühmte Rosengarten bei Worms war eine schöne Anlage, der Stadt gegenüber, mit lustigen Bäumen, dunkeln Laubgängen und herrlichen Rosenbeeten, die im ganzen Reiche berühmt waren, und die mehr als ein Dichter besungen hatte, sammt den minniglichen Jungfrauen, die in der Abendkühle hier mit ihren Eltern luftwandelten.

Zwischen den Anlagen fanden sich Gärten mit Lusthäusern der Reichen, dazu Wirthschaften und andere Vergnügungsorte. Was war wahrscheinlicher, als daß der junge Ritter hier leichter aufzufinden sein würde als in der Kirche? Gottschalk lächelte selbst über seinen Mißgriff, und gegen ein gutes Trinkgeld war der Schiffer gern bereit, ihn über den Rhein zu fahren und ihn genau da abzusetzen, wo der Junker ans Land gestiegen sei. Rasch theilte der schmale Nachen die grünen Fluthen, und Gottschalk sah sich um die Mittagsstunde in den sonnigen Anlagen allein, denn Niemandem fiel es ein, um diese Zeit sich der Hitze hier auszusetzen. Nachdem er den Rosengarten von einem Ende zum andern durchwandert und sich in den schweren Kleidern, die der Trödler ihm aufgedrungen, heiß gelaufen hatte, trat er endlich in eine Schenke, um hier im Schatten auf die kühlere Abendstunde zu warten. Er ließ sich Wein und Brot geben, setzte sich in eine Ecke des kleinen Stübchens, und ermüdet von der Hitze schlief er endlich ein. Mit der Zeit wurde es belebter draußen, auch hörte er im Halb-

schlaf, daß zahlreiche Gäste an den Schenktisch traten und Bestellungen machten. Leute gingen ab und zu: aber der heiße Wein aus dem Domgarten unserer lieben Frau hatte ihm die Sinne getrübt, so daß er sich nur schwer zu ermuntern vermochte. Allmälig kam er jedoch wieder zu sich. Er hörte draußen Zitherspiel und Becherklang. Gäste bestellten und Aufwärter liefen hin und wieder. Fröhliche Menschen drängten sich schwatzend und jauchzend durch einander. Aber Gottschalk, der hier keine Seele kannte, schaute verdrossen durch das Fenster in das frohe Gewühl. Er wußte nicht, was er in diesem sonntäglichen Treiben anfangen solle, und nach dem Barett seines Herrn und dem blauen Wammse desselben schaute er auch heute vergeblich. Doch wollte er immerhin noch einen Versuch machen und erhob sich. Als er zum Abschied aber einen Blick auf seine Flasche warf, ob er sie auch leer getrunken habe, runzelte er die Stirne; denn es steckte ein zusammengerollter Zettel in der Oeffnung derselben. Schwerfällig, noch halb im Traume, nahm er ihn und las die Worte: „Wer finden will, muß die Augen offen halten." Das machte ihn plötzlich munter. Rasch trat er zu der Wirthin an den Schenktisch und fragte, wer diese Botschaft für ihn hinterlassen habe? Aber sie wußte von nichts. Er beschrieb ihr seinen Junker von Kopf bis zu Füßen; doch versicherte die Frau, kein Herr dieser Art habe die Stube betreten. Gemeine Leute hätten ihr Glas getrunken, vornehme Damen seien ab- und zugegangen, um Speisen für draußen zu bestellen, aber kein Junker oder Ritter habe den Fuß über die Schwelle gesetzt. Kopfschüttelnd bezahlte unser Kriegsmann seine Zeche; denn er dachte, irgend Einer von denen, die er in diesen Tagen nach seinem Junker gefragt, habe ihm einen Possen spielen wollen. Daneben kam ihm freilich auch wieder der Verdacht, ob der Junker ihn nicht heute ebenso foppe wie jüngst, da er ihm das Schiff vor der Nase wegnahm und ihn zwang, als apostolischer Wanderer in Worms einzuziehen. In solchen Gedanken lief er suchend alle Wege im Rosengarten auf und nieder, nach jedem bunten Wammse spähend. „Ob Du einem alten Graubarte wohl auch so eifrig nachgehen würdest," fragte er sich dabei. „Aber freilich, solch jungem Herrlein schlagen alle Herzen entgegen." Damit warf er sich aufs Neue in die Wogen der lustwandelnden Menschen. Manchen finstern Blick der Kriegsknechte erntete er für sein Anstarren, und gewahrte gar nicht, wie freundlich holde Mädchenaugen nach ihm zielten. Schließlich lenkte doch eine vornehme Dame seine Aufmerksamkeit auf sich, die ihn mit einem raschen Blicke heimlich grüßte. Ihm war, als ob er sie schon irgendwo gesehen haben müsse. Sie war jung und schön, und aller Augen folgten ihr wegen der Kostbarkeit ihres Gewandes und dem fremdartigen Schnitte ihrer Kleidung. Ihre Begleitung bestand aus einer dienenden Alten, die einfach gekleidet war, und einem Mohrenknaben, der ihr ein kostbares Tuch nachtrug. „Sie wird aus Venetien sein, oder aus dem Herzogthum Mailand," dachte Gottschalk. „Eine Deutsche wenigstens ist sie nicht." Bald überholte er sie mit seinen eiligen Schritten und indem er nach ihr zurückschaute, war ihm wieder, als ob er diese Dame schon irgendwo gesehen habe. Sie lächelte, und auch dieses Lächeln kam ihm bekannt vor. Langsam ging er vor der wunderlichen Gruppe her; aber wie sehr er auch seine Erinnerungen durchsuchte, er wußte unter allen schwäbischen Edelfrauen keine, die einen

Mohren besaß oder dieser hochgewachsenen vollen Schönheit glich. Von Zeit zu Zeit schaute er um, ob die Frauen nicht einen andern Weg einschlügen, damit er sie nicht verliere; aber obwohl er nach und nach ganz an das Ende des Rosengartens gekommen war, wo nur noch wenige Personen sich ergingen, folgten die beiden Unbekannten mit ihrem Mohren ihm nach. Da nahm Gottschalk all seinen Muth zusammen; mit einem gewaltigen Ruck wendete er sich, so daß er der schönen Gefahr von Angesicht zu Angesicht ins Auge schaute. Die Versucherin lächelte, und dem schüchternen Jüngling schien, als ob sie ihn anreden wolle. Im gleichen Augenblicke aber schaute ihre Dienerin zurück und machte der Herrin bemerklich, daß etliche Gecken und auf Abenteuer ausgehende Ritter ihr gefolgt seien. Er selbst erkannte an der Spitze den vierschrötigen Hans von Zwingenberg, den er einst im Ringelstechen zu Speyer in den Sand gelegt hatte. Eben machte der unholde Geselle Miene, sich der Dame in den Weg zu stellen. Diese aber wendete ihm mit dem Ausdruck des Abscheus den Rücken und stieg zum Landungsplatze hinab, wo die Schiffe anlegten. „Nur nicht so spröde," rief der Zwingenberger ihr nach, „es wird ja wohl noch ein Mittel geben, das Täubchen zu kirren."

Unwillig griff Gottschalk an sein Schwert und war im Begriffe, dem plumpen Gesellen, dem er ohnehin gram war, sein Betragen zu verweisen. Der aber hatte sich seinen Genossen wieder zugewendet und verschwand laut lachend mit ihnen in einem Seitenwege.

Unten am Ufer hatte inzwischen der Mohrenknabe einen buntbemalten Kahn losgekettet, den die schöne Frau mit ihrer Dienerin bestieg, nicht ohne nach Gottschalk zurückzuschauen, wobei sie mit einer Bewegung der Hand ihn einlud, ihr zu folgen. Aber ehe Gottschalk sich klar gemacht hatte, ob das Zeichen wirklich ihm gelte, stieß der Schwarze vom Lande ab und steuerte langsam, als ob er noch auf Etwas warte, in die Strömung. Aber erst als auch die Alte den Kopf wendete und spöttisch nach ihm schaute, während sie ihrer Herrin etwas sagte, was schwerlich zu seinem Lobe war, erst da vermochte der blöde Knappe die Befangenheit abzuschütteln. Er eilte nach dem Landungsplatze, miethete einen Nachen, den er am Abend an den Wormser Staden zurückbringen werde, und löste die Kette vom Pfahle, um den Kahn mit mächtigem Tritte vom Lande zu treiben. In raschen Stößen suchte er nun das bereits in der Mitte des Rheines dahingleitende Schiffchen einzuholen. Aber dem Mohren schien es Freude zu machen, den des Ruderns nicht allzu kundigen Ritter zu necken. Wie ein pfeilschneller Wasservogel schoß er vor dem unsicher schaukelnden Nachen des schwäbischen Grafen daher, und doch war es dann wieder, als ob er sich wolle fangen lassen; denn so oft der Verfolger allzuweit zurückblieb, ruhte der schwarze Ferge ganz und ließ sein Schiffchen nur langsam in der Strömung weiter treiben. So näherte Gottschalk sich mehr und mehr der räthselhaften Barke und wurde kaum gewahr, daß er den Rosengarten und die Stadt längst hinter sich habe. Das Ufer war hier ganz flach geworden. Man schaute nur über dürftige Wiesen und kümmerliche Felder. Da bog der Mohr plötzlich rechts ab und verschwand in einer durch einen hohen Weidenbaum gedeckten Bucht. Gottschalk folgte dieser Bahn so rasch, daß er den Kopf an einem Aste anschlug und fast aus dem

Schiffe geschleudert worden wäre. Als er wieder zu sich kam, fand er sich in einem kunstvoll angelegten kleinen Hafen, der in einen schmalen Canal auslief. Am Ende desselben erhob sich eine Treppe, neben der etliche Pfähle eingerammt waren, und an einem derselben schwankte das bemalte Boot, das die Insassen bereits verlassen hatten. Rasch schlang auch Gottschalk die Kette seines Schiffes um den nächsten Pfahl und schwang sich zur Treppe hinüber. Mit zwei Sätzen war er die Stufen hinaufgeeilt und stand nun vor einer Thüre von kunstvoll geschmiedeten Eisenstäben; aber diese Thüre war geschlossen. Drinnen sah man noch einen reinen Sandweg, unter dessen Fußspuren Gottschalk den Abdruck eines kleinen Füßchens mit den Augen küßte, dann aber schlossen dunkle Ebenbäume und dichte Buchshecken neidisch jede weitere Aussicht ab. „Sie haben Dich geäfft," sagte er ärgerlich. „Doch was thut's, das Spiel war gut. Bescheertes Glück, nimmt keine zurück. Nur noch einmal möchte ich diese Schultern sehen, dann fahre ich meine Straßen." Damit faßte er die Stäbe der Thüre und zog sich an ihnen in die Höhe, um über die Büsche hinweg einen Blick in das verschlossene Paradies zu werfen. Aber rasch ließ er sich wieder herabfallen, denn in demselben Augenblicke kam der Mohr um die Ecke, und es war fast, als ob der Böse selbst Gottschalk erscheine, so höhnisch glänzten seine fletschenden weißen Zähne aus dem schwarzen Gesichte hervor. Unwillkürlich fiel der Grafensohn in seine Klostergewohnheit zurück und schlug ein Kreuz, so sehr hatte das plötzliche Erscheinen des Schwarzen ihn erschüttert. Der Mohr mochte an diesen Eindruck seiner Persönlichkeit schon gewöhnt sein und that, als ob er die wenig schmeichelhafte Geste des Fremden nicht bemerkt habe. Er öffnete höflich das Thor und sagte dann in gebrochenem Deutsch: „Wenn Bruder Gottschalk sein, Ihr Morro folgen."

„Bruder bin ich gewesen, jetzt bin ich, was ich zuvor war, Sohn des Grafen von Calw," erwiderte Gottschalk stolz. Aber der Schwarze schüttelte den wolligen Kopf und deutete an, daß er die fremde Sprache nicht verstehe. Nachdem er das Thor wieder geschlossen hatte, schritt er Gottschalk voran nach einem kleinen Lusthause, das zwischen wohlgepflegten Büschen und Beeten sich erhob. Den Ritter schaute Alles ringsum gar wundersam an. Dunkel glühende Rosenbüsche sendeten ihm ihre Wohlgerüche zu, feuerrothe Kaiserkronen schienen im Abendwinde sich vor ihm zu neigen. Hohe Feigenbäume streckten ihre Blätter wie offene Hände nach ihm aus, als wollten sie ihn ergreifen, und aus dem kleinen Hause selbst tönte Saitenspiel und eine volle Frauenstimme sang ein keckes Lied. Gottschalk blieb stehen und lauschte, ohne doch die ihm fremde Sprache zu verstehen. Wer mochte es sein, der in so männlichen Weisen seinem Zorne Luft machte? Der Mohr sprang einige Stufen empor und öffnete dienstfertig die Thüre des kleinen einstöckigen Baus und ließ Gottschalk eintreten. Durch ein kleines Vorzimmer gelangte der Ritter in ein prachtvoll geschmücktes Gemach, in dem kostbare persische Teppiche ausgebreitet waren und wo auf einem purpurnen Polster das schöne Weib hingegossen lag, das er vorhin im Rosengarten und in dem Nachen bewundert hatte.

„So habe ich Dich endlich, Du dummer Gottschalk," redete die verführerische Schöne ihn an, indem sie ihm einen heißen Blick zusandte. „Du Säumiger, auf

den ich so lange habe warten müssen! Gestehe, daß Du Dir Zeit genommen hast, Dein Wort einzulösen!"

Gottschalk wußte nicht, wie ihm war. Es zog ihn zu den Füßen dieser schönen Frau; aber seine Ehrlichkeit verbot ihm, aus einem Irrthum, wie er hier offenbar vorlag, Vortheil zu ziehen.

„Glücklich der," sagte er erröthend, „auf den Eure Schönheit gewartet hat. Wäre ich nur Der, den Ihr sucht! Leider bin ich ein anderer Gottschalk, Sohn des Grafen von Calw." Die Schöne lachte laut auf und zeigte wieder die Grübchen in der Wange, die er zu kennen glaubte.

„So kurz ist Euer Gedächtniß," sagte sie, „daß Ihr mich nicht erkennt, die ich doch in Euren Armen geruht habe. Aber freilich, bei Nacht sind alle Katzen grau, und Ihr waret damals ein gar strenger Mönch" . . . .

„Wie, Ihr wäret? . . . ."

„Ich bin die Herrin, der Ihr Euch gelobt habt, und die Euch so bald nicht frei geben wird."

„Ich will auch nicht wieder frei sein," erwiderte Gottschalk fröhlich, indem er sich auf ein Knie niederließ und den herniederhängenden weißen Arm ergriff, um ihn mit Küssen zu bedecken. Die Schöne überließ ihm holdselig ihre Hand und drückte sie matt an des Jünglings heißbrennende Lippen.

„Nun erzähle mir," sagte sie dann, „was Du getrieben, seit ich Dir so treulos entfloh. Ich sehe, Du bist nur allzu schnell aus einem Heiligen ein kecker Krieger geworden." Damit winkte sie ihm, auf dem Polster neben ihr niederzusitzen und hörte lächelnd seine Erzählung, wie er sie überall gesucht und nirgend gefunden habe.

„Dreimal hast Du uns gestreift," sagte sie dann, „Du blinder Schwabe. Ich machte Dir Zeichen und warf Dir Blicke zu, aber es war, als ob Deine Augen Geister in der Ferne schauten, so gingen sie durch mich hindurch und an mir vorüber."

„Nur Euch suchte ich," entgegnete Gottschalk. „Aber nicht solch holde Fee, nur den schmucken Pagen dachte ich wiederzufinden."

„Nun," sagte die Schöne, „meinst Du, ich hätte zu meinem Vergnügen mich in das Festtagsgedränge des Rosengartens gewagt? Ich habe Dir nicht weniger nachgestellt als Du mir, aber man muß Dir deutlich winken, bis Du es verstehst, und mein Ansehen wird bei den Bürgern der frommen Stadt Worms heute nicht gewonnen haben."

„Verzeiht dem blöden Träumer," erwiderte er erröthend; „und wenn Ihr mir gut seid, so löst mir diese Räthsel! Wer seid Ihr, die ich als Mönch fand, als Pagen verließ und als schönste Frau der ganzen Erde wiedersehe?"

„Du Schmeichler," sagte sie, indem sie ihm mit der Hand auf die Lippen schlug. „Hast Du so süße Reden im Kloster zu Lorsch gelernt?" Als er erröthend und zaghaft vor ihr stand, warf sie ihm einen herausfordernden Blick zu, indem sie zugleich ein paar Griffe in ihre Laute that.

Aber die Erinnerung an das Kloster in Lorsch regte in Gottschalk den ganzen Ernst der hinter ihm liegenden Zeit auf und legte sich wie Blei auf seine Seele. „Nein," dachte er, „ich will nicht wie ein Traumwandler mich aus

einem Räthsel in das andere stürzen. Klar will ich sehen.“ Statt zu dem Platze zu ihren Füßen zurückzukehren, wie sie wünschte, erhob er sich vielmehr und sprach: „Weicht mir nicht aus, hohe Frau! Denn Ihr allein könnt mir die Fragen lösen, die mich alle diese Tage quälen . . . Wer ist jener furchtbare Bulgare, der mir meinen Seelenfrieden verstörte; wer ist der Seltsame, der mir als Menschensohn entgegentrat, meine Kerkerthüre sprengte, und dann doch selbst von Menschen durch die Nacht sich hetzen ließ wie ein aufgejagtes Wild? Waren es Lästerungen, die er sprach, oder ist es Wahnwitz, der aus ihm redete?“ Während Gottschalk so fragte, verfinsterten sich die Züge des schönen Weibes. Unmuthig schaute sie ihn an, und statt zu antworten, fing sie leise an, auf ihrer Laute zu spielen. Anfangs entlockte sie nur zarte, halbverlorene Accorde den Saiten; dann aber schwollen die Töne an, voller, mächtiger, als ob eine gewaltige Leidenschaft, zornige Erinnerungen ihre Seele durchwühlten, bis die wilden Phantasien wieder auf die trotzige Melodie hinausliefen, die ihm vorhin im Garten entgegengekommen war. Plötzlich aber brach sie ihr Spiel ab und fragte ihn, ob er noch immer gedenke, nach Calw zurückzukehren.

„Nicht eher,“ erwiderte er, „als Ihr selbst mich von Euch stoßt. Ihr habt mich gedungen, und bis ich meinen Sold abverdient, bin ich der Eure.“

Diese Antwort schien der Launischen besser zu gefallen, als seine Fragen von vorhin. Sie schaute ihn freundlich an und hieß ihn, ihr von seiner Heimath und seinen Brüdern berichten. Treuherzig erzählte der Jüngling ihr von der väterlichen Burg und ihren Insassen, von seinen Jagden und Tournieren, von seinen Rossen und Hunden, und die schöne Frau schien sich zu ergötzen an der schlichten Ursprünglichkeit des schwäbischen Junkers. Als er nun aber auch seinerseits zu fragen begann, ob sie aus Welschland stamme, aus Venetien oder der Provence, warf sie das Haupt zurück und fing wieder an auf ihrem Instrumente zu klimpern, und als er dringender wurde und sie bei allen Heiligen des Himmels beschwor, ihm zu sagen, wer Ariald sei, und wie der Mann, den sie ihren Vater genannt habe, in die Gesellschaft des Ketzers Bogumil komme, brach sie ihr Spiel wiederum mit einem schrillen Mißklange ab und erhob sich hastig von ihrem Polster.

„Die Sonne sinkt,“ sagte sie. „Ihr müßt mich verlassen. Der Mönch sieht auf den rechten Glauben, das Weib auf die gute Sitte,“ fügte sie dann in herbem Tone hinzu, als ob ihr Beides nur ein Spott wäre.

Aber Gottschalk zögerte, und indem er erröthete bis unter den Scheitel, sagte er: „Verzeiht, wenn ich Euch mit Fragen lästig ward, statt das Glück Eurer Gegenwart zu genießen. Ich bin ein Grübler und ein blöder Thor. Auch im Walde habe ich meine Zeit schlecht genutzt. Wißt Ihr, daß Ihr im Schlafe flüstertet, Ihr liebtet mich? und schon damals gelobte ich, ich wollte Euch lieben wie einen jüngern Bruder und Euch nie, nie mehr verlassen!“

Er sendete einen bittenden Blick ihr zu; denn mit niedergeschlagenen Augen nur und befangen wie ein Knabe hatte er dieses Geständniß gewagt. Aber ihre gute Laune schien vorüber. Sie trat einen Schritt zurück und sagte hoheitsvoll: „Wir müssen scheiden. Kommt morgen gegen Mittag, um meine Befehle zu vernehmen. Ich hoffe, es ist Euch ernst mit meinem Dienste?“

Statt aller Antwort beugte Gottschalk seine Kniee und drückte auf ihre beiden weichen Hände so leidenschaftliche Küsse, daß sie flammende Spuren zurückließen. Da zog sie die Hand zurück, und indem sie ihm mütterlich über die blonden Haare fuhr, sagte sie: „Ihr seid ein Kind, Gottschalk! Sollen wir Freunde bleiben, so müßt Ihr mich nicht ausforschen wollen und weder nach mir noch nach den Meinen fragen. Was Euch zu wissen noth thut, werde ich Euch schon sagen, wenn es Zeit ist. Auf die Bedingung hin nehme ich Euch zum Ritter an. Nun aber lebt wohl und morgen um die Mittagsstunde werde ich Eurer harren."

„Aber wie nenne ich Euch," erwiderte Gottschalk. „Der Knappe muß doch wissen, wem er huldigt?"

„Mein Name ist Mirsotrava," sagte sie ernst.

„Ein fremder Name. Erlaubt, daß ich Euch Mirsotraut nenne, das ist meinem schwäbischen Munde geläufiger." Sie sah ihn lächelnd an. „Ich will ihn weihen diesen Mund," sagte sie und küßte den Jüngling auf seine rothen Lippen, reichte ihm dann noch die Hand und entschwand in die innern Gemächer.

Noch lange trieb Ritter Gottschalk seinen Nachen auf dem Rheine. Gegen Westen glich der Fluß einem Blutstrom unter brennendem Himmel, im Süden stand die volle Scheibe des Mondes und malte ihre zitternden Ringe in die wandernden Wellen. Gottschalk aber steuerte hin und wider; gleich einem silbernen Schleier erglänzten hinter ihm die Fluthen, und wie Aeolsharfen klang das Rauschen des Stroms und der Wälder zusammen, während der köstliche Duft der blühenden Rebe die weiche Abendluft würzte. Er aber fühlte sich wie in einer Zauberwelt in dieser milden Sommernacht voll zerfließender Schatten und rauschender Töne.

„So schön also," sagte er, „ist das Leben, um das sie im Kloster mich betrügen wollten! O du schöne Welt, o du schönes Weib, wie will ich euch lieben."

(Schluß im nächsten Heft.)

Briefe von Felix Mendelssohn-Bartholdy an Aloys Fuchs.

Mit Einleitung
von
Eduard Hanslick.

Vor mir liegen zwanzig Briefe von Felix Mendelssohn, in der wohlbekannten, feinen, anmuthigen Handschrift, die so viel Aehnlichkeit hat mit jener seines musikalischen Gegenpols Richard Wagner. Die Briefe umfassen einen Zeitraum von vierzehn Jahren (Juli 1831 bis December 1845) und sind an Aloys Fuchs in Wien gerichtet. Wer ist Aloys Fuchs? werden unsere Leser fragen. Sein Name, ehedem in engeren und strengeren Musikkreisen viel genannt, ist jetzt so gut wie verschollen; er bedarf einer Erklärung. Fuchs zählt nicht zu den Großen, Berühmten in der Tonkunst; er ist weder Componist noch Virtuos gewesen — er war Sammler. Sammler von Autographen und Bildnissen berühmter Musiker. Er sammelte mit Leidenschaft, aber nicht zu leerem Zeitvertreib, noch weniger aus Speculation. Musikalisch gründlich gebildet, auch tüchtiger Kirchensänger, betrieb Fuchs seine Autographenjagd in wissenschaftlichem Interesse und mit wissenschaftlichem Geist. Da sein ganzes Dichten und Trachten diesem einen Ziele zuströmte, brachte er es bald dahin, daß seine Sammlung aus bescheidenen Anfängen zu blühendem Wachsthum gedieh und großes Ansehen gewann bei den Musikhistorikern. Selten hat ein bedeutender Tonkünstler oder Musikschriftsteller Wien verlassen, ohne Fuchs' Autographensammlung zu besichtigen und vorkommenden Falls zu Rath zu ziehen. Jederzeit hat man den stets gefälligen, anspruchslosen Besitzer bereit gefunden, seinen wohlgeordneten Schatz vorzuzeigen und zu erklären. An der Hand dieser Sammlung war Fuchs allmälig ein tüchtiger Musikhistoriker geworden, und jede Auskunft, die er über die Echtheit einer Handschrift, über Leben und Schaffen irgend eines berühmten oder halbverschollenen Musikers gab, galt für verläßlich.

Aloys Fuchs war Beamter, — natürlich, möchte man hinzusetzen. Im vormärzlichen Oesterreich war Jedermann Beamter, den die Liebe zu künstlerischem

Schaffen verzehrte, während er selbst nichts zu verzehren gehabt hätte, ohne ein nebenbei betriebenes gemüthliches Staatsamt. Unsere Dichter: Collin, Grillparzer, Friedrich Halm, Mosenthal, J. N. Vogl, Tschabuschnigg ꝛc. ꝛc. waren Beamte. Die Musikschriftsteller: Kiesewetter, v. Mosel, Anton Schmid (der Biograph Gluck's), Ambros — Beamte. So hoch wie Kiesewetter und Mosel, zum k. k. Hofrath, hat es unser Aloys Fuchs freilich nicht gebracht; er bekleidete eine unbedeutende Stelle beim Hofskriegsrath. Der Bureaudienst von 9 bis 2 Uhr verschaffte ihm den Lebensunterhalt; der Nachmittag und Abend, auch der frühe Morgen, gehörten der Musik und — den Autographen.

Fuchs war im Jahre 1799 zu Raase in Oesterreich-Schlesien geboren, als Sohn eines Schullehrers, von dem er das musikalische Talent und die Ordnungsliebe geerbt hat. Sonst nichts. Siebzehnjährig kam er nach Wien, wo er sich als Student gar kümmerlich durchschlagen mußte. Einmal im Hafen des Staatsdienstes angelangt, trieb er mit Eifer musikalische Studien und stellte sich das Ziel, „eine Universal-Collection eigenhändiger Notenschriften der classischen Tondichter aller Zeiten und Länder" anzulegen. Sammlerfleiß, Sammlertalent und auch Sammlerglück führten ihn zu unverhofft raschen Erfolgen. Die Liebhaberei kam ihm erst im Jahre 1820, und schon im Jahre 1834 besaß er gegen siebenhundert musikalische Autographen und an fünfhundert Porträts. Die Mehrzahl der Manuscripte waren ganze, werthvolle Stücke, vollständige Partituren; nur von wenigen Autoren bloß fragmentarische Skizzen. Später sah er die Sammlung noch um das Doppelte vermehrt. Seine bescheidenen Mittel erlaubten ihm weder theure Ankäufe noch kostspielige Reisen; das Meiste wurde billig erstanden, theils durch Tausch, theils durch Schenkungen und Gegendienste erworben. Seinem redlichen Ernst, seiner Bescheidenheit und prahllosen Gefälligkeit hatte er zu verdanken, daß zahlreiche Freunde sich gerne für ihn bemühten und selbst ein Felix Mendelssohn daheim, wie auf Reisen stets auf die Vermehrung der Fuchs'schen Autographensammlung bedacht war. In seiner bescheidenen Wohnung in der Vorstadt Leimgrube (Nr. 184, drei Treppen hoch) hatte Fuchs seine musterhaft katalogisirte Sammlung systematisch aufgestellt. Sie sollte, nach seinem Plan, auch für die Zukunft einen wahrhaft kunsthistorischen Werth behalten, in zweifelhaften Fällen Aufschluß geben über die Echtheit einer Handschrift u. dgl. Leider theilte sie das Loos so vieler werthvoller Collectionen: sie ist nicht beisammen geblieben. Fuchs selbst sah durch häufige schwere Krankheiten sich genöthigt, seine Schätze stückweis zu verkaufen. Holberg erstand die Mehrzahl der Autographen; Grasnick in Berlin die Porträtsammlung; das Kloster Göttweih die Bibliothek; der Buchhändler Butsch in Augsburg den Rest der Schriften und biographischen Artikel. Aloys Fuchs starb, 54 Jahre alt, am 20. März 1853 in Wien und hinterließ eine Wittwe mit vier Söhnen. —

Die Freundschaft Mendelssohn's zählte Fuchs zu den größten Ehren und Schätzen seines Lebens. Mendelssohn, der ihn während seines Wiener Aufenthalts im August 1830 kennen gelernt, besichtigte damals mit lebhaftem Interesse die Fuchs'sche Sammlung und erbot sich, nach Kräften dafür thätig zu sein.

Die Bereicherung dieser Sammlung durch Manuscripte oder Porträts ist das oberste Leitmotiv der vorliegenden Correspondenz; aber, wie wir sehen werden, nicht das einzige. Gleich der erste Brief Mendelssohn's (aus Mailand, Juli 1831) ist ein Dokument seiner unerschöpflichen Liebenswürdigkeit. Er sendet Fuchs eigenhändige Partituren von Durante und Paesiello, außerdem Autographen von Rossini, Bellini, Mercadante und Staffa[1]). Er fordert ihn gleichzeitig auf, sich (mit Berufung auf Mendelssohn) brieflich direct an Cottrau zu wenden, der, als erster Musikverleger in Neapel, leicht alle gewünschten Autographe italienischer Componisten verschaffen könne. Guillaume Cottrau, den Mendelssohn „als einen sehr freundlichen und pünktlichen Mann" rühmt, hat in der italienischen Musikwelt eine bedeutende Rolle gespielt. Geboren in Paris 1797, lebte er seit seinem vierten Jahre stets in Neapel, wo er ein blühendes Verlagsgeschäft gründete und durch die Composition vieler neapolitanischer Canzonetten und Romanzen populär geworden ist. Er starb 1847 in Neapel. Sein Sohn Jules Cottrau hat kürzlich Briefe des Vaters, unter dem Titel „Lettres d'un mélomane" (Neapel 1885) veröffentlicht, in welchen auch von Mendelssohn's Aufenthalt in Neapel, im April 1831, die Rede ist. Mendelssohn besuchte dort mit G. Cottrau und Donizetti häufig die Sängerin Fodor. Während er in Rom sehr fleißig gewesen, lebte er in Neapel meistens der schönen Natur. „Il fut pris par la fainéantise et délaissa un peu la musique." Cottrau erzählt, Mendelssohn habe das Talent Donizetti's hochgeschätzt und später „fast alle Stücke aus Lucia und der Favorite in den Fingerspitzen gehabt". — Hofrath Kiesewetter, an welchen Mendelssohn die für Fuchs bestimmten Manuscripte adressirt, ist der berühmte Musikhistoriker Georg Raphael von Kiesewetter (geb. 1773 zu Holleschau in Mähren, gestorben 1850 zu Baden bei Wien), dessen Privataufführungen alter Musiken in Wien großes Ansehen genossen. „Unser Hauser", nach dem Mendelssohn sich so theilnehmend erkundigt, ist der ausgezeichnete Sänger Franz Hauser (geb. 1784 bei Prag), der, zuerst eine Zierde der Oper in Dresden, Cassel und Wien, sich später (1838) als Gesanglehrer in Wien niederließ, endlich von 1846 bis 1864 als Director des Münchner Conservatoriums eine einflußreiche Thätigkeit entwickelt hat. Zu seinen Schülern gehörten Henriette Sontag, Frau Vogl, Staudigl, Joseph Hauser, v. Milde in Weimar u. A. Hauser zog sich nach seiner Pensionirung nach Freiburg im Breisgau zurück, wo er 1870 starb. Mendelssohn schätzte ihn sehr hoch und gedenkt seiner mit herzlichem Gruß fast in jedem dieser Briefe.

Auch die beiden folgenden Briefe aus Paris (Nr. 2 und 3) drehen sich hauptsächlich um die Fuchs'sche Sammlung. Mendelssohn ersucht Fuchs um ein genaues Verzeichniß aller jener Musiker, von denen er noch kein genaues Autograph besitzt. Durch Despréaux hofft Mendelssohn Manches zu bekommen[2]).

[1]) Baron Joseph Staffa, geb. 1807, neapolitanischer Edelmann, widmete sich der Composition als Amateur und schrieb Opern. Der schlechte Erfolg seiner letzten Werke, besonders der Oper „Alceste" (1851), veranlaßte ihn, das Componiren aufzugeben. Er starb in Neapel 1877.

[2]) Despréaux (Guillaume Roß) 1803 zu Clermont geboren, wurde Schüler von Berton und Felix am Pariser Conservatorium und brachte 1833 und 1838 zwei Kleinigkeiten in der Opéra comique ohne Erfolg zur Ausführung („Le souper du mari" und „Le dame d'honneur").

Vorläufig sendet er Manuscripte von Rossini, Auber, Hiller, Liszt, Herz, Adam, Carulli[1]), Karr[2]), Tolbèque[3]).

So hat denn Fuchs viel und Werthvolles von Mendelssohn erhalten. Nun kommt aber auch einmal (Brief 4) die Reihe an diesen, „als Supplicant mit aufgehobenen Händen" zu erscheinen. Mendelssohn bittet, Fuchs möge ihm einen neuen Flügel von Graf aussuchen und nach Berlin schicken[4]). Das Instrument — eines der besten — soll nicht über 300 Gulden kosten! Man sieht, welcher Umschwung in den Preisen seit 1832 sich vollzogen hat: heute kostet ein Flügel von Ehrbar oder Bösendorfer in Wien mindestens das Dreifache. Auch die folgenden Briefe (5, 6, 7 und 8) handeln von dem Clavierankauf. Mendelssohn dankt dem Freunde für die rasche Besorgung und ganz eigens noch für seinen freundlichen Brief. Er will sich „künftig allerlei Bitten an Fuchs erfinden und künstlich ausdenken," damit er wieder solch ein Schreiben von ihm bekomme. Das Aeußere des Flügels wünscht Mendelssohn so einfach als möglich, doch müßte der Baß bis zum tiefen C und der Sopran bis f hinaufgehen. Heutzutage hat jeder anständige Flügel noch vier Töne mehr im Discant (fis, g, gis, a) und drei im Baß (h, b, a). In einem Berliner Concert am 15. November 1832 hat Mendelssohn den Graf'schen Flügel öffentlich gespielt und ihn ganz vortrefflich gefunden. Noch einmal, aus Düsseldorf, richtet er die gleiche Bitte an Fuchs. Er möchte — so bald als möglich — gern am Rhein einen so trefflichen Flügel besitzen, wie jener Graf'sche war, der im Vaterhause zu Berlin verblieb. Falls Graf nicht gerade einen ganz exquisit guten Flügel fertig hätte, so ersucht Mendelssohn um einen Streicher. Für dieses Instrument, „was sehr, sehr wunderschön sein muß" und von Mahagoniholz, kann er aber nicht mehr ausgeben als 300 Gulden: etwa 400 Gulden inclusive des Transports. Da er erfährt, daß der Flügel in Wien selbst, also ohne Transport 450 Gulden kostet, correspondirt er noch zweimal hin und her, entschließt sich aber endlich zu dem Preise. Das neue Instrument von Graf findet Mendelssohn wieder sehr schön; er hat sich am Tage vor Weihnacht „herzlich daran ergötzt und darauf getummelt und gerummelt". Und noch ein drittes Clavier von Graf muß der getreue Fuchs besorgen! Es ist für Mendelssohn's Bruder in Berlin bestimmt, der sich verheirathet und seiner Frau den Flügel als Hochzeitsgeschenk verehren will. Auch dieses Clavier wird von Fuchs aufs Beste ausgewählt und erringt die vollste Zufriedenheit der Familie Mendelssohn.

Während dieser lebhaft betriebenen Clavierangelegenheit hat das Autographenthema nicht gänzlich pausirt. Von Berlin sendet Mendelssohn Manuscripte von

---

[1]) Ferd. Carulli, Guitarrespieler und Componist, geb. 1770 in Neapel, † 1841 in Paris.

[2]) Henri Karr (der Vater des Schriftstellers Alphonse Karr), geb. zu Deux-Ponts 1784, † in Paris 1842, war eine Zeitlang en vogue als Componist leichter Claviermusik; schrieb aber bald so viel und so nachlässig, daß er seine Manuscripte den Verlegern um einige Francs anbot.

[3]) Jean-Baptiste-Josephe Tolbèque, geb. in Belgien 1797, † in Paris 1869, war vor Musard der beliebteste Tanzcomponist und Ball-Orchesterdirigent in Paris.

[4]) Conrad Graf, seiner Zeit der berühmteste Clavierfabrikant in Wien, geb. 1782 in Riedlingen (Württemberg), etablirte sich 1804 in Wien, wo er 1851 als Hofclaviermacher starb.

Righini[1]) an Fuchs und fragt an, ob ihm welche von Neukomm[2]) und Marx[3]) erwünscht wären? „Ich möchte Ihnen gern wieder einmal etwas schicken!" Fuchs sendet seinerseits eine Abhandlung über Gluck'sche Manuscripte (Brief 6), welche für Mendelssohn „vom höchsten Interesse" ist. Diese „Abhandlung", — wenn man eine Reihe bibliographischer und antiquarischer Notizen so nennen darf — befindet sich lithographirt im Archiv der „Gesellschaft der österreichischen Musikfreunde" und führt den Titel: „Bemerkung über die in meiner Autographensammlung befindlichen Originalhandschriften des Chr. v. Gluck und über die verschiedenen Angaben seines Geburtsjahres, begleitet von einer möglichst vollständigen Aufzählung seiner Opern."

Fuchs berichtet darin, wie er lange Zeit vergeblich nach einer Handschrift von Gluck überall umhergespäht, bis ihn endlich der Zufall mit einem Mann zusammenbrachte, welcher in den letzten Lebensjahren Gluck's oft mit diesem verkehrt hatte. Derselbe (nach Anton Schmid's Angaben ein alter Musiker, Namens Piering) besaß fünf durchaus von Gluck selbst geschriebene Notenhefte: Skizzen und ganze Nummern aus Alceste, Iphigenie in Tauris, aus Telemacco und Aristeo (zwei italienische Opern aus Gluck's erster Periode). Fuchs erwarb diese höchst werthvollen Skizzen, welche er als „die Krone seiner Sammlung" bezeichnet. Eigenhändig von Gluck geschriebene Musikstücke gehören bekanntlich zu den größten Seltenheiten, nicht nur weil man in früheren Zeiten äußerst sorglos und geringschätzig damit verfuhr, sondern auch weil Gluck seine eigenen Skizzen zu vernichten pflegte, sobald unter seiner Anleitung der Copist die Reinschrift vollendet hatte. Auffallend ist, daß Mendelssohn die dürftigen und unzusammenhängenden Notizen von Fuchs „das erste Authentische" nennt, „was er über Gluck's Leben gelesen". Allerdings kam die erste vollständige Gluck-Biographie (von Anton Schmid in Wien) erst im Jahre 1854 heraus. Noch merkwürdiger, fast befremdend, erscheint uns Mendelssohn's Ausspruch, daß er „Gluck für den größten Musiker halte".

Es folgen nun wieder Autographensendungen Mendelssohn's an Fuchs: Compositionen von Attwood[4]), Moscheles, Clementi, Righini und Riem[5]). In einer Nachschrift meldet Mendelssohn, er habe einen sehr alten

---

[1]) Vincenz Righini, geb. 1756 in Bologna, Capellmeister der italienischen Oper in Wien, dann 1793 in Berlin, Componist der einst hochbeliebten Oper „Tigranes", starb 1812 in Bologna.

[2]) Sigmund Ritter v. Neukomm, geb. 1778 in Salzburg, Schüler von Michael Haydn, dann von Josef Haydn; lebte meist in Paris als Freund und Begleiter Talleyrand's. 1832 kam er nach Berlin, wo er sein Oratorium „Das Gesetz des alten Bundes" zur Aufführung brachte. Er hat über tausend Compositionen geschrieben und starb in Paris 1858.

[3]) Adolf Bernhard Marx, berühmter Musikschriftsteller und Componist des Oratoriums „Mose", geb. 1799 in Halle, † 1866 in Berlin.

[4]) Thomas Attwood, geb. 1767, † 1838 auf seinem Landgut in Chelsea, studirte in Italien, dann bei Mozart in Wien, kehrte 1787 nach England zurück, schrieb Opern und Kirchenmusik. Er hat mit Mozart und mit Felix Mendelssohn verkehrt!

[5]) Friedr. Wilh. Riem, Organist und Componist, geb. 1779 in Kölleda (Thüringen), † 1857 in Bremen, als Director der Singakademie daselbst; hat Orgelcompositionen und Kammermusiken geschrieben.

und einen höflichen neuen Brief von Mechetti[1]) erhalten, welcher „die Symphonie schnell stechen wolle". „Das ist auch Ihr Werk?" fügt er hinzu. Dennoch muß sich Mechetti damals um den Verlag einer Mendelssohn'schen Symphonie beworben haben; es ist jedoch keine von den Symphonien des Meisters bei Mechetti erschienen.

Auch um die Bereicherung von Fuchs' Porträtsammlung zeigt sich Mendelssohn bemüht, jedoch mit schwächerem Erfolge. „Man weiß hier kaum, wie Mozart ausgesehen hat," schreibt er aus Düsseldorf. Von Mendelssohn selbst war damals (1834) noch kein Bildniß gestochen, und es werde das mit seinem Willen auch nicht geschehen. „Ich möchte es gern erst in Noten niedergelegt haben, ehe es in Gesichtszügen erscheint." Erst im Jahre 1837 kann er sein eigenes Porträt dem Freunde schicken (Brief Nr. 17) und zwar ein von Breitkopf und ein anderes von Simrock herausgegebenes. Ein drittes in Köln erscheinendes „soll nächstens kommen".

In dem Briefe Nr. 10 erwähnt Mendelssohn dankend einer Broschüre von Herrn Fischhof über die Fuchs'sche Sammlung. Es ist dies eine im Januarheft 1835 der „Mittheilungen aus Wien" (einer längst verschollenen kleinen Monatsschrift von Franz Pietznigg) enthaltene Beschreibung der genannten Autographensammlung. Josef Fischhof (geboren 1804 in Mähren, gestorben 1857 in Wien) war Clavierprofessor am Conservatorium und eine der bekanntesten und beliebtesten musikalischen Persönlichkeiten des vormärzlichen Wien. Er gehörte zu den damals noch sehr seltenen praktischen Musikern, die über eine allgemeine Bildung, über Sprachkenntnisse und gesellige Talente verfügen. Mit Sicherheit und Eleganz im Salon auftretend, verstand es Fischhof, in graziöser Weise die Fragen seiner Kunst mehr zu streifen als zu erschöpfen. Gegen fremde Künstler war er von entgegenkommender Liebenswürdigkeit und unterhielt ausgebreitete und schätzenswerthe Beziehungen mit den musikalischen Notabilitäten des Auslandes. Im December 1847 wohnten Robert und Clara Schumann bei Fischhof. Dieser lud alle musikalischen und literarischen Notabilitäten Wiens (unter Anderen auch den Dichter Joseph von Eichendorff) zu einer intimen Matinée, wo zum erstenmal Schumann's herrliche Variationen für zwei Claviere von Clara und Rubinstein aus dem Manuscript gespielt wurden. Einer der entzücktesten Zuhörer war Aloys Fuchs, den ich bei dieser Gelegenheit zum erstenmal sah: das Urbild des gutmüthigen, schüchtern auftretenden, mit ärmlicher Sorgfalt gekleideten Subalternbeamten. Fischhof fühlte sich sehr geschmeichelt, als im Sommer 1848 Richard Wagner ihn besuchte, aber ebenso betroffen, als dieser ihm nur von politischen und socialen Reformen und gar nicht von Musik sprach. Es stellte sich, wie ich authentisch mittheilen kann, heraus, daß Wagner den Clavierprofessor für identisch mit dem Dr. Adolf Fischhof gehalten hatte, welcher in der Wiener Märzbewegung eine hervorragende politische Rolle gespielt und als einer der begabtesten Führer der demokratischen Partei bekannt war. Für

[1]) Pietro Mechetti, geb. in Lucca, kam 1798 nach Wien und wurde hier einer der vornehmsten Musikhändler und Verleger. Nach seinem Tode löste sich sein Geschäft (in den vierziger Jahren) auf.

die Verbreitung und Werthschätzung Mendelssohn's in Wien hat Fischhof mit rühmlichem Eifer zu einer Zeit gewirkt, da der Tondichter des „Paulus" unseren Musikkreisen noch sehr fremd war. —

Nicht alle Autographensammler waren so gefällig und liberal, wie Aloys Fuchs. Pölchau in Berlin[1]) verweigerte Mendelssohn rundweg die Einsicht der Mozart'schen Bearbeitung von Händel's Oratorium „Acis und Galathea", welches Mendelssohn aufführen wollte (Brief Nr. 11). Nicht einmal, daß Mendelssohn eigenhändig die von Mozart beigefügten Blasinstrumente copire, wollte Pölchau gestatten. Da wendet sich Mendelssohn in seiner Noth an Fuchs, und dieser besorgt ihm sofort eine Abschrift der Händel-Mozart'schen Cantate nach einer in Wien befindlichen Originalpartitur.

Von großem Interesse ist der lebhafte Eifer Mendelssohn's, zu erfahren, „was an den neuen Beethoven'schen Sachen, von denen man nun so viel spricht, Wahres oder Unwahres ist?" (Brief Nr. 11. 12. 13. 18.) Er hat von einer nachgelassenen zehnten Symphonie gehört, dann von einer dritten Ouvertüre zu Leonore oder Fidelio. Fuchs möge, wenn es möglich ist, um irgend einen Preis ihm eine Abschrift davon besorgen. Mendelssohn fragt ferner, wann die von Haslinger längst angekündigte „Cantate von Beethoven und die neue Ouvertüre" erscheinen werde? Daß man noch im Jahre 1835 an eine nachgelassene zehnte Symphonie von Beethoven geglaubt hat, klingt uns heute seltsam genug. Das Gerücht erhielt sich längere Zeit, bevor man sich überzeugt hatte, daß Beethoven keine zehnte Symphonie geschrieben, wenngleich mit Ideen dazu sich getragen habe. Die von Mendelssohn erwähnte neue Cantate ist der „Glorreiche Augenblick", componirt im Jahre 1814, bei Haslinger erschienen im Jahr 1836. — Was die Ouvertüre zu „Leonore" (Fidelio) betrifft, so kennt Mendelssohn deren nur zwei: die in C-dur mit dem Trompetensolo (jetzt als Nr. 3 bekannt) und die vierte in E-dur[2]).

Haslinger, von dem Mendelssohn schreibt, er kenne ihn als „ungenau und nicht umständlich" in Beantwortung schriftlicher Anfragen, ist der bekannte Wiener Musikverleger Tobias Haslinger[3]).

Mit der Verehrung der Classiker geht bei Mendelssohn stets Hand in Hand das lebhafteste Interesse für neue Schöpfungen. Er wünscht (Brief 13) durch

---

[1]) Georg Pölchau, geb. 1773 in Livland, übersiedelte nach Hamburg, wo er durch den Ankauf des musikalischen Nachlasses von Ph. Em. Bach den Grund zu seiner großen Musikaliensammlung legte. 1813 ließ er sich in Berlin nieder, wo er 1836 starb. Seine werthvolle Sammlung wurde von der königl. Bibliothek in London und der Berliner Singakademie angekauft.

[2]) Die jetzt als Nr. 1 bezeichnete Ouverture in C-dur erschien 1832 bei Haslinger als op. 138. Zur Zeit, als diese veröffentlicht werden sollte, kannte man in Wien nur zwei Leonore-Ouverturen: die mit Nr. 3 bezeichnete aus dem Jahre 1806 und die vierte in E-dur aus dem Jahre 1814. Von der wirklichen ersten, dem Jahre 1805 angehörenden Ouverture, hatte man jedoch keine nähere Kenntniß; denn diese wurde erst in Folge der Aufführungen im Leipziger Gewandhause 1840 bekannt und im Jahre 1842 als die zweite veröffentlicht. (Nottebohm, „Beethoveniana", S. 73.)

[3]) Tobias Haslinger war 1810 nach Wien gekommen und wurde Buchhalter, dann Associé der Steiner'schen Musikhandlung, endlich selbständiger Verleger. Nach seinem Tode (1842) übernahm sein, auch als Componist bekannter Sohn, Carl Haslinger, das Geschäft. Dieser starb 1868.

Fuchs die Orchesterstimmen zu Lachner's „Preissymphonie" noch im Laufe der Leipziger Concertsaison zu erhalten, um das Werk sobald als möglich aufzuführen. Es erregte damals viel Aufsehen, als die (gar nicht spirituelle) Direction der Wiener „Spirituelconcerte" einen Preis von fünfzig Ducaten für die beste neue Symphonie ausschrieb. Das Preisgericht hatte ein sehr ehrwürdiges Aussehen: Weigl, Gyrowetz, Eybler, Gänsbacher, Umlauff, Seyfried und Conradin Kreutzer, — letzterer der einzige romantische Fleck auf diesem „weißen Hermelin der alten Schule". Den Preis erhielt bekanntlich Franz Lachner (gegenwärtig pensionirter General-Musikdirector in München) für seine „Sinfonia appassionata" in C-moll, welche am 18. Februar 1836 in Wien feierlichst aufgeführt wurde. Sie hatte hierauf das Glück, von Mendelssohn im Leipziger Gewandhaus-Concert dirigirt, — und das Mißgeschick, von Robert Schumann unbarmherzig kritisirt zu werden[1]).

Mit dem 15. Brief nimmt die Correspondenz eine allerliebste überraschende Wendung. Mendelssohn, der bisher Herrn Fuchs unermüdlich mit Autographen versorgt hat, bittet diesen nun selber um welche! Er hat sich eben mit Cécile Jeanrenaud verlobt, über die er aus Leipzig 18. November 1836 schreibt: „Meine Braut ist so gut und schön und liebenswürdig, daß ich mich jeden Tag von Neuem in sie verlieben würde, wenn ich's nicht gleich den ersten Tag schon gethan hätte." Zu Weihnachten will er ihr in Frankfurt als Christgeschenk ein hübsches musikalisches Album geben, zu dem er schon vielerlei besitzt. „Aber ganz vorn als Eingang" möchte er Mozart und Beethoven haben, Ihm ein eigenhändiges Blatt dieser beiden Meister zu verschaffen — „die Bitte ist groß!" — ersucht er den treuen Aloys Fuchs. Dieser möge, „so viel Geld und gute Worte anwenden, wie er will; d. h. Geld bis zum Betrag von 12 Gulden, aber gute Worte ad libitum." Fuchs jedoch verwendet weder das Eine noch das Andere, sondern entnimmt seiner eigenen Sammlung drei musikalische Autographe von Haydn, Mozart und Beethoven und sendet sie dem freudig überraschten Mendelssohn für seine liebe Braut. Mendelssohn fühlt, „welch groß Opfer es für Fuchs gewesen, sich von diesen unschätzbaren Sachen zu trennen," und wirklich glauben wir nicht, daß er's für jemand Anderen, als für Mendelssohn gebracht hätte. Dieser kann nicht oft genug seinen Dank dafür wiederholen und den Wunsch, sich erkenntlich zeigen zu können. Er versucht dies sofort durch Uebersendung von Autographen L. Berger's[2]), Löwe's[3]) und Lobe's[4]).

„Lamentationen von Mozart", um die ihn Fuchs befragt hat, kennt Mendelssohn nicht und hält die Geschichte für ein bloßes Mißverständniß. (Brief 16.) Mit Recht; in Köchel's Katalog findet sich keine „Lamentation"

---

[1]) Schumann's Gesammelte Schriften, 3. Theil, S. 199.

[2]) Ludwig Berger, geb. 1777 in Berlin, † daselbst 1839, war der Lehrer Mendelssohn's, auch Henselt's und Taubert's. Von seinen Compositionen sind viele Lieder, Männerchöre und Clavierwerke geschätzt.

[3]) Carl Loewe, der berühmte Balladencomponist, geb. 1796 in Löbejün, † 1869 in Kiel.

[4]) Joh. Christian Lobe, Theoretiker und Componist, geb. 1797 in Weimar, † 1881 in Leipzig.

von Mozart. Wahrscheinlich war eine noch unbekannte „Litanei" gemeint, was auch Mendelssohn's späterer Brief (Brief 18) zu bestätigen scheint. Ein schönes Geschenk macht Mendelssohn dem Freunde mit einem noch ungedruckten großen Psalm (zwölf bis fünfzehn Nummern!) von Händel („Dixit Dominus"), von dem ein einziges Exemplar in der königl. Bibliothek in London existirt. Es ist eine Abschrift, die Mendelssohn selbst während eines langen Krankenlagers in London „zum Zeitvertreib" gemacht hat. Die ihm selbst dort gestellte Bedingung, Niemandem eine Abschrift des Psalms zu gestatten, muß er auch auf Fuchs übertragen. Auch die Anwesenheit J. B. Streichers[1]) in Berlin benutzt Mendelssohn, um durch ihn Porträts von Curschmann[2]), Benett[3]) u. A. an Fuchs zu senden. (Brief 19.) Der letzte Brief (20) ist aus Leipzig vom 11. December 1845. Mendelssohn dankt darin für die „sangbaren und schönen Verse von J. N. Vogl[4])", die ihm Fuchs mit der Bitte, sie zu componiren, geschickt hat. Aber Mendelssohn ist „so unglaublich gedrängt von Arbeiten, Geschäften, Störungen aller Art," daß viele Tage vergehen, in denen er mit Mühe auch nur eine halbe Stunde für sich erobern und sich sammeln kann. Er bittet, Fuchs möge ihn bei Herrn Vogl entschuldigen. „Richten Sie es aber so ein," setzt er mit echt Mendelssohn'schem Zartgefühl hinzu, „daß er wenigstens nicht an meinem guten Willen zweifelt." Wie viel Hunderte von Gedichten mögen dem geplagten Meister „zur Composition" zugeschickt worden sein!

In seinen zahlreichen Briefen an Moscheles, F. David, Hiller u. A. erhebt Mendelssohn häufig die Selbstanklage, er sei ein nachlässiger, fauler Briefschreiber, verdiene gar nicht die Nachsicht seiner Freunde u. s. w. Mendelssohn hat sich damit sehr Unrecht gethan. Wir staunen im Gegentheil über die große Menge von ausführlichen, inhaltreichen Briefen, die jetzt schon von ihm gedruckt vorliegen. Unbegreiflich wie die Fülle von Tondichtungen, welche Mendelssohn in so kurzer Lebensdauer schuf, ist uns, neben seiner angestrengten Thätigkeit als Componist, Dirigent, Virtuose, Organisator, die Reichhaltigkeit seiner Correspondenz. Und in all' den zahlreichen Briefen von ihm an die verschiedensten Menschen, aus den wechselvollsten Lebenslagen — immer dieselbe unzerstörbare Liebenswürdigkeit, dieselbe goldene Natürlichkeit und Anmuth, derselbe vom blühendsten Humor umrankte Ernst! Diese Eigenschaften haben wir reichlich wiedergefunden in den vorliegenden Briefen Mendelssohn's, welche uns das Bild dieses herrlichen Menschen so treu und lebensfrisch entgegenbringen.

---

[1]) Joh. Bapt. Streicher, berühmter Clavierfabrikant in Wien, geb. 1794, † 1871, Sohn des Andreas Streicher, des aufopfernden Jugendfreundes von Schiller, der diesem bei der Flucht aus der Karlsschule behülflich war und später als Gatte der Nanette Stein aus Augsburg die Wiener Clavierfabrik gründete.

[2]) Karl Friedr. Curschmann, Liedercomponist, geb. 1805 in Berlin, † bei Danzig 1841.

[3]) William Sterndale-Benett, geb. 1816 zu Sheffield, † 1875 in London, ging 1837 nach Leipzig und lebte in freundschaftlichem Verkehr mit Mendelssohn und R. Schumann.

[4]) Joh. Nep. Vogl, fruchtbarer und geschätzter Balladendichter, geb. 1802 in Wien, † 1866 daselbst als landständischer Beamter. Carl Loewe hat mehrere seiner Balladen in Musik gesetzt.

Mayland, 19. Juli 31.

Lieber Herr Fuchs!

Sie empfangen hiebey ein Päckchen mit Manuscripten, die ich für Sie herausgefunden habe, leider ist der wichtigste Theil davon eine Menge Handschriften (Musik) neuerer Componisten, den ich in Neapel fand und den mir der Besitzer nachzuschicken versprach, bis jetzt nicht angekommen, und da ich meine Reise nicht länger verschieben kann, so müssen Sie die Magerkeit der Sendung gütigst entschuldigen. Es ist ein magnificat von Durante, und eine Musik von Paesiello; diese beiden habe ich in Neapel gefunden und einer der besten dortigen dilettanti hat sich mir für die Aechtheit verbürgt, da ich davon weniger als nichts verstehe und kein Urtheil darüber hatte. Außerdem lege ich noch die Unterschriften von Rossini und Mercadante, und ein Billet von Bellini und von Staffa bei; indeß hoffe ich von allen diesen, Pacini, Donizetti und anderen die Ihr Zettel besagt, bald Musik zu erhalten, oder vielmehr ich werde schreiben, daß man sie Ihnen unmittelbar zuschicke. Vielleicht wären Sie selbst so gut auch ein Paar Zeilen deßhalb nach Neapel zu schreiben, da es mir vorkam, als würde es den Besitzer schmeicheln, wenn Sie ihn unmittelbar um diese Manuscripte, die er übrigens sehr bereitwillig zu geben war, ersuchten. Ich würde Sie dann bitten Ihren Brief französisch an Herrn Cottrau, Adresse „Musikhandlung von Girard, Strada Toledo" zu adressiren und sich lediglich auf mich und die mündlichen Zusagen, die er mir gegeben hat, zu berufen, und dies möchte auch schon deshalb das Beste sein, weil Sie von diesem Manne mit Leichtigkeit alle Manuscripte Italiänischer Componisten, die Sie nur wünschen, erhalten können, da er mit allen in Verbindung steht und als erster Musikverleger von Neapel, viel Musik von ihnen selbst besitzt. Er versprach mir, mit der größten Freude Ihnen die Manuscripte, die Sie wünschen würden, zu schicken, und obwohl er sein Versprechen, mir sie nachzusenden nicht gehalten hat, kenne ich ihn doch sonst als einen sehr freundlichen und pünctlichen Mann, und so zweifle ich nicht, daß er Ihre Wünsche sogleich erfüllen wird. — Ich adressire dies an den Hofr. Kiesewetter, weil ich Ihre Adresse nicht weiß, und nicht möchte, daß es verloren ginge. Darf ich Sie bitten, mir ein Paar Zeilen Antwort zu schreiben, ob Sie das Packet erhalten haben, und mich namentlich wissen zu lassen, wie es unserm Hauser geht, ob er noch in Wien ist, und gesund lebt u. s. w. Ich habe ihm nämlich schon 2 Briefe geschrieben ohne Antwort zu erhalten, und bin recht besorgt um ihn. Meine Adresse ist bis Ende August noch Lucern in der Schweiz poste restante, und von da an nach München an den Baron v. Kerstorf. Verzeihen Sie die flüchtigen Zeilen, aber ich bin im Begriff in den Reisewagen zu steigen, und schreibe in der größten Verwirrung der Abreise. Leben Sie wohl, bleiben Sie gesund und sein Sie überzeugt, daß ich mich all Ihrer Freundlichkeit und Güte immer mit Dankbarkeit erinnern werde.

Stets Ihr

Felix Mendelssohn Bartholdy.

Lieber Herr Fuchs!

In der größten Eile und in der ganzen Verwirrung eines Pariser Vormittags, wo einem der Kopf von lauter Visiten und Musik und Politik und Menschen brummt, schreibe ich Ihnen ein Paar Zeilen, um mir wegen Ihrer Manuscriptensammlung einige Aufträge zu erbitten. Sie schickten mir nämlich in Ihrem letzten Briefe eine Liste von Musikern, deren Handschriften Sie wünschten, und ich fing an, einige davon deswegen zu ersuchen; erfuhr aber, daß mehrere schon einiges zu Ihnen geschickt, andere Ihre Manuscripte Herrn Despréaux schon für Sie übergeben hätten. Da ich nun aber gar zu gern Ihnen einiges für Ihre Sammlung schaffen möchte, weil ich mit den meisten Musikern hier zusammen komme, und weil ich mich gern für all Ihre Freundlichkeit dankbar erweisen möchte, so bitte ich Sie nun um ein genaues Verzeichniß aller derjenigen Musiker, die Sie noch nicht besitzen, weder durch Despréaux, noch sonst, und verspreche Ihnen, die Manuscripte zu schicken, wenn es nur irgend in meinen Kräften steht. Verzeihen Sie die eiligen Zeilen, aber man ist gar zu zerstreut und geeilt. Ihr Beethovensches Skizzenbuch macht hier unter den Musikern Aufsehen. Leben Sie wohl; wenn Sie Md. Hauser sehen, so grüßen Sie sie doch herzlich von

Ihrem ergebenstem

Paris d. 23. Jan. 32 Felix Mendelssohn Bartholdy.

adr. à Mr. Auguste Leo, rue Louis le grand, no. II.

N. S. Haben Sie Rossini schon bekommen? Er ist zu haben.

ohne Datum. (aus Paris 1832)

Lieber Herr Fuchs!

Von einer Krankheit eben aufstehend, und im Augenblicke der Abreise schreibe ich Ihnen eilig zwei Worte. Ich war eben im Begriff für Ihre Sammlung zu suchen, und hätte Ihnen mehr schicken können, wenn die Krankheit mich nicht gehindert hätte; Sie müssen also Vorlieb nehmen; ich bin in allen meinen Plänen dadurch gestört worden, und so auch in diesem. Doch übergebe ich heute Herrn Filliard ein Paket Manuscripte, um es an Sie pr. oder Antaria zu senden. Es enthält: einen Canon von Rossini mit den Worten: pour Mr. Fuchs par J. Rossini, und außerdem von ihm noch eine Skizze zu einem Stabat mater das er eben componirt. Es ist dies ziemlich interessant, und auch ohne seine Unterschrift werden Sie nun die Hand leicht daran erkennen. Von Auber hatte ich etwas für Sie, doch erinnere ich mich Ihres Manuscr. aus der Stummen, und es ist auf jeden Fall ächt, er schreibt gerade so klein und zierlich, wie auf diesem Bogen. Außerdem liegen noch Manuscripte bei von Hiller, Liszt, Herz, Adam, Carulli, Karr und Tolbecque, alle mit den Unterschriften. Gern hätte ich mehr und besseres geschickt, aber wie gesagt es ging nicht.

Nun denke ich nach London, wo mich Ihre Briefe unter der Adresse: Mess. Doxat et Co. treffen. Wenn Sie von dortigen Componisten was haben wollen, so schreiben Sie mir es bald. An Hauser tausend Grüße. Ihr

Felix Mendelssohn Bartholdy.

Lieber Herr Fuchs!

Heut nahe ich mich Ihnen mit aufgehobenen Händen und als Supplicant. Sie werden schon durch Hauser wissen, daß es mir nicht möglich gewesen ist ein Manuscript von Händel für Sie zu erlangen, selbst nicht durch Austausch gegen das Beethovensche; die Hauptsammlung derselben gehört dem Könige und es ist unmöglich auch nur ein Blatt draus zu bekommen, und die Privatleute, die sonst etwas besitzen, haben es so theuer bezahlt, daß sie es um keinen Preis herausgeben würden. Obgleich ich also einen schlechten Erfolg gehabt habe, komme ich als Supplicant und bitte Sie um eine große Gefälligkeit. Ich kenne Ihre große Güte und scheue mich darum nicht, sie in Anspruch zu nehmen. — Ich wünsche nämlich einen Flügel von Graf mir hieher kommen zu lassen, und obwohl ich Graf persönlich kenne und wohl glaube, daß er mir ein gutes Instrument schicken würde, so möchte ich doch, daß es jemand vorher sähe und billigte, auf den ich vollkommen vertrauen könnte, da mir, wie Sie leicht denken können, sehr viel daran liegt, ein tadelloses Instrument zu haben. Wären Sie nun also vielleicht so gut, dies für mich zu thun und zu dem Ende inliegenden Brief an Graf zu übergeben, und sich zeigen zu lassen, was er von guten Instrumenten hat, und wenn zwei gleich gute da sind, dasjenige auszuwählen, das Ihnen besser gefällt? Es ist mir sehr viel daran gelegen eins seiner besten Instrumente zu haben, und ich bitte ihn selbst auch darum in meinem Briefe, und nur die Wichtigkeit, die diese Sache für mich hat, entschuldigt es, daß ich Sie damit belästige. Haben Sie vielleicht die Freundlichkeit mir ein Paar Zeilen Bescheid zu schreiben, ob, wann und von welcher Güte ich das Instrument hier erwarten kann?

Ich wollte Sie schon längst fragen, ob Sie ein Manuscript von Righini besitzen? Ich habe ein Requiem das er für die Singakademie geschrieben haben soll, von seiner Hand, und würde mich freuen, wenn Sie noch nichts von ihm hätten, es Ihnen mit erster Gelegenheit zukommen zu lassen. Wie ist denn hier die Adresse Ihres Spediteurs?

Nochmals entschuldigen Sie mich und erfreuen Sie durch baldige Antwort

Ihren ergebenen

Berlin 20ten Juli 32. Felix Mendelssohn Bartholdy.

P. S. Ich bitte Sie, mir den Preis den Graf verlangt umgehend hieher zu schreiben, und falls es nicht über 300 fl. ist, und Sie ein vollkommenes Instrument finden, gleich Beschlag darauf zu legen und es hieher senden zu lassen.

Berlin d. 21 Aug. 32

Lieber Herr Fuchs!

Meinen besten Dank für die große Güte und Gefälligkeit, die Sie abermals für mich gehabt, und außerdem auch für den freundlichen Brief den Sie mir geschrieben. Ich werde mir künftig allerlei Bitten an Sie erfinden und künstlich ausdenken, damit ich wieder solch ein Schreiben, wie Ihr voriges, bekommen kann, welches einen für manche Ungefälligkeiten in der Welt wieder trösten und zutraulich machen muß. Sein Sie nochmals bestens bedankt. — Es freut mich sehr, daß Graf mir ein besondres gutes Instrument schicken wird, denn es liegt mir viel daran; nun bitte ich ihn nur noch es mir sobald als möglich zukommen zu lassen d. h. sich zwar nicht mit der vollkommenen Ausarbeitung zu übereilen, aber auch keine Zeit zu verlieren, da wir es hier brauchen. Ich bitte ihn, sowie es fertig ist, das Instrument an meinen Vater: Herrn Stadtrath A. Mendelssohn Bartholdy hieher zu senden, und das Geld dafür bei den Herrn Arnstein und Eskeles in Empfang zu nehmen, denen von hier aus das Nöthige berichtet werden wird. Daß ich das Aeußere so einfach, wie möglich, und auch nicht viel Züge wünsche, glaube ich schon bemerkt zu haben, doch ist es nothwendig, daß es im Baß bis zum tiefen c, und im Sopran bis f hinaufgehe; beides kann ich nicht entbehren. — Nun hoffe ich bald zu hören, daß es fertig und abgegangen ist, und freue mich schon im Voraus und danke Ihnen dafür. — Eben war Neukomm bei mir, der einige Wochen hier bleiben wird und sein Oratorium: Die zehn Gebote hier aufführen will. Haben Sie schon etwas von seiner Hand? Sonst könnte ich Ihnen leicht etwas Ordentliches verschaffen, da er sehr freigebig und freundlich ist. Und schreiben Sie mir doch auch, ob es sonst ein Berliner Manuscript giebt, das Sie interessiren könnte? Ich möchte gern Ihnen wieder einmal etwas schicken können. Haben Sie Marx schon? Auf Ihre Abhandlung über die Gluck'schen Manuscripte bin ich sehr begierig; bitte lassen Sie mir sie zukommen, sobald sie fertig geschrieben ist; Sie wissen, welch Interesse ich daran nehme. Es steht in einigen Blättern, das Hauser wegen Bankrott des Engl. Theaterdirectors im Gefängniß sitze; daran ist kein Wort wahr, er ist vorige Woche glücklich in Hamburg mit Moscheles und Neukomm zusammen angekommen, und jetzt wohl schon ruhig und munter in Leipzig. Ich schreibe es Ihnen, damit Sie nicht etwa auch durch die dumme Lüge erschreckt werden. Leben Sie wohl Ihr

Felix Mendelssohn Bartholdy.

Lieber Herr Fuchs!

Als ein großer Sünder erscheine ich vor Ihnen, denn das Instrument und Ihre liebe Sendung sind glücklich angekommen und noch immer habe ich Ihnen keine Antwort geschrieben. Aber meine große Entschuldigung steht in der Berliner Zeitung, welche besagt, daß ich gestern mein erstes Concert hier gegeben habe, und daß ich in den nächsten Wochen noch zwei andere, sämmtlich zu wohlthätigen Zwecken geben muß. Was das nun für ein Umherlaufen, Sorgen, Bestellen und Hetzen ist, können Sie gar nicht glauben; ich kam nicht zu mir selbst, noch viel weniger zu einem Brief. Dann wollte ich aber auch gerne den Grafschen Flügel erst öffentlich producirt haben um Ihnen vom Erfolge recht viel schreiben zu können. Gestern ist das nun geschehen und heut eile ich also Ihnen Nachricht zu geben, freilich muß ich Sie aber vor Allem bitten meine Briefunterlassungssünde mir nachzusehen und mir deswegen nicht zu zürnen; täglich dachte ich daran, und täglich ging die Post ab ohne daß ich schreiben konnte. Daher mußte ich aber fürchten, Sie möchten die Geduld mit mir verlieren und so will ich denn heut, obwohl noch mit Danksagungsvisiten und dergl. sehr gedrängt in aller Eile sagen, wie sehr verpflichtet ich Ihnen für Ihre große Güte und Freundlichkeit bin. Das Instrument, das Sie mir ausgesucht, ist ganz trefflich und hat im ganzen Hause die größte Freude gemacht. Es nahm sich gestern sehr klar und deutlich und gesangreich aus und kam prächtig gegen das Orchester durch, hat auch allgemeine Anerkennung gefunden. Bitte, danken Sie Graf in meinem Namen recht sehr und sagen Sie ihm, wie gern ich auf seinen Instrumenten spiele; Sie selbst aber, sein Sie aufs herzlichste bedankt für Ihre freundliche Besorgung meiner Bitte und für das schöne Instrument, das Sie mir verschafft haben. Ich wünsche mir's von ganzem Herzen, daß eine Gelegenheit kommen möge, wo ich Ihnen einen Gegendienst zu erweisen im Stande wäre, und hoffe Sie werden dann mir vor Ihren anderen Correspondenten hier den Vorzug geben und mir die Freude lassen Ihnen irgend behülflich zu sein.

Für die Notizen über Gluck muß ich Ihnen noch ganz besonders Dank sagen; sie sind vom höchsten Interesse für mich gewesen, weil es das erste authentische ist, das ich über sein Leben gelesen habe, und weil ich ihn für den größten Musiker halte. Ueber einige Stellen darin muß ich mir vorbehalten, Sie zu fragen, weil ich Ihre Brochüre im Augenblick nicht hier habe, sondern sie einigen Freunden geliehen habe, die sich ebenfalls sehr lebhaft dafür interessiren*). Sein Sie herzlich bedankt und sagen Sie mir doch gütigst in Ihrer Antwort, ob ich dies Exemplar behalten darf oder ob ich es Ihnen mit Gelegenheit wieder zurückschicken soll? Mit dem ersten Reisenden, den ich kenne, erhalten Sie auch einige schwache Autographen, Ihr interessanter Catalog setzt mich nun in den Stand, ordentlich für Sie zu werben, und nur meine Concertlaufereien haben mich bis jetzt davon abhalten können.

Nun noch einmal pater peccavi d. h. ich bin sehr faul, aber Sie sehr freundlich und werden mir nicht böse werden. Und so leben Sie wohl

Ihr hochachtungsvoll ergebenster

(Berlin) 16 Nov. 1832. Felix Mendelssohn Bartholdy.

*) Sie stehlen nicht und sind discrete Leute, sonst hätte ichs ihnen nicht anvertraut.

Düsseldorf d. 6 Sept. 33

Lieber Herr Fuchs!

Entschuldigen Sie vor Allem mein langes Stillschweigen; es war nicht absichtlich, sondern wirklich gezwungen, weil ich in der ganzen verflossenen Zeit ungemein viel zu thun hatte. Noch zuletzt wurde mein Vater in London krank, ich war allein da um ihn zu pflegen, und obwohl er jetzt ganz hergestellt ist, muß ich ihn doch nach Berlin begleiten um zu sehn, daß er sicher und wohlbehalten wieder ankommt. Dann muß ich wieder hieher, wo ich den ganzen Winter und das nächste Jahr zubringen werde, und mit all diesem Hin- und Herreisen und den verschiedenen Sorgen bin ich weder zum Noten- noch zum Briefschreiben gekommen. Dennoch habe ich für Sie ein Manuscript von Moscheles, eins von Clementi, und das von Righini und das meinige liegen, und bitte Sie mir eine Gelegenheit anzugeben, wie ichs an Sie schicken, oder ob ich auf Privat-Gelegenheit warten soll. —

Sie merken mir gewiß schon an, daß ich wieder eine Bitte habe. Fast schäme ich mich damit hervorzukommen und wenn ich nicht Ihre große Freundlichkeit kennte, so thäte ichs nicht. Aber ich kenne sie, und thue es. Wollen Sie noch einmal die Güte haben einen Flügel für mich auszusuchen? Ich möchte gern am Rhein einen haben, und weil der Graf'sche so vortrefflich ausgefallen ist, so kann ichs mir nicht versagen, mich abermals an Sie zu wenden. Sollte Graf nicht gerade einen ganz exquisit guten Flügel fertig haben, und Streicher hätte einen, so wäre mir auch ein Streicher vollkommen recht, da ich das Instrument gern spätestens Ende October hätte, nur muß es sehr, sehr wunderschön sein. Aber was brauche ich Ihnen das zu sagen? Sie wissen das besser. Ich kann nicht mehr als 300 fl. (etwa 400 Gulden) incl. des Transports dafür ausgeben, möchte aber dafür gern einen Mahagony-Kasten, doch ohne alle Bronze-Verzierungen haben. Wird das wohl möglich sein?

Nun bitte schreiben Sie mir umgehend eine Zeile Antwort, ob Sie überhaupt mir den Gefallen thun wollen, und wenn das ist, ob es Graf oder Streicher wird, wie viel er kosten soll, wann er hier ankommen kann u. s. w. Dann werde ich Ihnen sogleich die Adresse aufgeben, an die ich das Instrument hieher zu schicken bitte und das Weitere darüber besorgen. Ich komme auf meiner Rückreise von Berlin durch Frankfurt a./M. und bitte Sie also Ihre Antwort nach Frankfurt poste restante zu schicken, da ich mich einige Tage dort aufhalten werde. Alle späteren Briefe bitte ich (vom 1ten October an) an meinen Namen in Düsseldorf zu richten.

Hauser denke ich auf der Durchreise durch Leipzig zu sehn, und werde Ihnen dann von Frankf. aus auch über ihn schreiben. Ihre Antwort wegen der Manuscripte erwarte ich dann auch in Frankf., finde ich aber in Berlin gute Gelegenheit so schicke ich sie schon von da. Und nun entschuldigen Sie mich nochmals, schreiben Sie mir eine Zeile Antwort und bleiben Sie freundlich Ihrem ergebenen

Felix Mendelssohn Bartholdy.

Düsseldorf d. 18 Oct. 33

Lieber Herr Fuchs!

Eben kehre ich von einer Geschäftsreise zur Besichtigung mehrerer Bibliotheken am Rhein zurück und finde Ihren letzten Brief vom 7ten und weiß kaum wie ich Sie genug um Verzeihung bitten und mich entschuldigen kann, daß ich so spät schreibe. Und dennoch kann ich nicht dafür. Ihr erster Brief kam nach langer Zeit (es sind jetzt 14 Tage) bei mir an, weil ich ebenfalls verreist war. Sie schrieben mir, daß das Instrument 450 fl. dort kosten sollte, ich hatte eigentlich auf soviel mit allen Transportkosten gerechnet und so mußte ich noch 2mal hin und her correspondiren, bis ich gewiß sagen konnte, daß ich es zu diesem Preise nehmen würde. Und als ich dies kaum wußte, kamen mir in meiner neuen Umgebung plötzlich soviel Schreibereien und diese Reise über den Hals, so daß ich sage, amice peccari, oder pater, oder wie Sie wollen und Sie nur bitten muß, sein Sie drum nicht böse.

Das Instrument, zu den von Ihnen mir früher geschriebenen Preisen, bitte ich nun so schnell, als möglich einzupacken und fortschicken zu lassen, da ich sehr wünsche, daß es diesen Winter früh ankommen möge. Bitte, entschuldigen Sie mich auch bei Graf für meine Unpünctlichkeit und sagen ihm meinen Dank, daß er mir es so bereitwillig überlassen will; ich hoffe, es ist nicht zu spät und er hat es noch nicht vergeben.

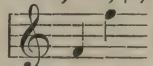
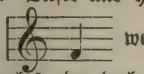
Die Adresse, an die ich es zu schicken bitte ist: An Herrn Mendelssohn in Bonn. Dann kommt es sicher an; das Geld werden die Herren Arnstein und Eskeles auszahlen. Nehmen Sie meinen Dank, lieber Fuchs, für alle ihre Sorgfalt und entschuldigen Sie den eiligen Brief. Bald mehr und besser, denn wenn ich in 8 Tagen keine Gelegenheit gefunden habe, schicke ich Ihre Manuscripte, wie Sie es wollen, mit der Fahrpost und schreibe dazu. Leben Sie wohl.

Stets Ihr

Felix Mendelssohn Bartholdy.

Meine Adresse ist nun fortwährend nach Düsseldorf.

Dieser Tage bekam ich einen sehr alten Brief von Mechetti und einen höflichen neuen. Sie wollen die Sinfonie nun geschwind stechen. Das ist nicht auch Ihr Werk?

Lieber Herr Fuchs, mein langes Schweigen entschuldige ich gar nicht mehr, denn ich bin ein so verstockter Sünder, daß mir kein Mensch mehr glauben mag. Ich lebe aber jetzt so lustig arbeitend, so tief in musicalibus, daß ich zu einem Briefe nur etwa nach den Feiertagen komme, wie jetzt eben. Noch dazu kehre ich gerad eben von Bonn zurück, wo Ihr schöner Graf gerade am Tage vor Weihnachten, wo ich auch eintraf, angekommen war; da habe ich mich denn herzlich daran ergötzt, und darauf getummelt und gerummelt, nehmen Sie vielen Dank für Ihre freundliche Sorgfalt beim Aussuchen. Das Instrument ist wirklich sehr schön. Wenn ich mir aus solcher Ferne erlauben dürfte, Graf eine kleine Bemerkung zu machen, so wäre es die, daß bei mehreren seiner neuen Instrumente, für die ich mich sehr interessire und so auch bei diesem in Bonn, die Mitteltöne etwa in dieser Octave  nicht den andern gleich sind, an Dauer und Volumen des Tons. Tiefer und höher werden sie wieder vollkommen schön, aber z. B. bei diesem Banner ist das f,  wenn man es stark angreift, so bedeutend schwächer als die untern Töne, daß es klanglos oder doch nicht angenehm erscheint. Ich halte es für Pflicht, dies zu sagen, eben weil die Instrumente sonst so gut sind; nun haben Sie nochmals Dank für alle Mühe und Güte. — Hauser hat mir vor etwa 4 Wochen geschrieben, ist wohl und vergnügt, liebenswürdig wie immer, und sammelt Bach, daß es kracht. Aber geantwortet habe ich auch nicht unverzeihlicherweise, obwohl ich mir's tagtäglich vornehme. — Ihre beiden Cataloge habe ich auch erhalten, und will mich umsehen, aber für Portraits giebt es hier wenig Hoffnung, man weiß hier kaum wie Mozart ausgesehen hat, und an Novitäten ist somit schwerlich zu denken. Mein eigen Porträt existirt nicht gestochen, soviel ich weiß, und soll auch mit meinem Willen nicht, ich möchte es gern erst in Noten niedergelegt haben, ehe es in Gesichtszügen erscheint.

Heut gebe ich zur Fahrpost in Wachsleinwand, gezeichnet A. F. folgende Manuscr. für die Sammlung: 1) Ein Canon von Clementi für Moscheles geschrieben. 2) Eine Etude von Moscheles

aus dem 2ten Heft der gestochenen, nebst einer Vorbemerkung, Fingersatz ꝛc. 3) Ein Requiem von Righini auf den Tod der Königin Luise. 4) Ein Canon von Attwood, einem vortrefflichen Schüler Mozarts, der jetzt in London an St. Paulus Organist und Director ist. 5) Ein Quartett von mir, grün eingebunden.

Da kommen wieder Geschäfte und ich schließe. Wenn ich wieder was habe, schick ichs gleich. Leben Sie glücklich und ein neues frohes Jahr. Ihr

Düsseldorf 4. Januar 34 Felix Mendelssohn Bartholdy

P. S. Das Geld ist gleich nachher von Berlin aus angewiesen worden auf Arnstein und Eskeles (von Mendelssohn & Co. aus). Hoffentlich ist alles schon in Richtigkeit. Wenn die Musikalien richtig eintreffen, hoffe ich ein Paar Worte als Empfangschein zu bekommen.

Lieber Herr Fuchs!

Haben Sie vielen Dank für die interessante Sendung, die ich Ihrer Güte verdanke. Ich habe sie erst kürzlich hier empfangen, und mit vielem Vergnügen die Brochüre des Herrn Fischhof über Ihre Sammlung gelesen. Es ist schön, daß sie jetzt so recht bekannt wird und daß das Publicum auf eine solche Merkwürdigkeit aufmerksam wird; denn Ihr lange fortgesetztes eifriges und rastloses Bestreben ist gewiß jeder Anerkennung würdig. Leider kann ich von hier aus Ihnen nichts schicken, das von Bedeutung wäre; es giebt keine bedeutenden Musiker am Rhein, also auch keine Handschriften von ihnen. Doch denke ich im July wieder eine Reise von einigen Monaten zu machen, und was mir dann Bedeutendes von Manuscripten in den Weg läuft, das schnappe ich auf und es muß nach Wien wandern. — Mein Portrait auf dem Berliner Großmännercongreß ist ja höchst schändlich; ich habe nicht einmal dazu gesessen; aber das einzige, was außerdem existirt, ein Englisches, ist noch viel abscheulicher. Wenn mal ein ordentliches herauskommen sollte, werde ich es Ihnen gleich zuschicken, da Sie es haben wollen.

Heut habe ich wieder eine Bitte. Nämlich, ob Sie wieder so gut sein wollen, mir bei Graf einen Flügel auszusuchen? Er ist für meinen Bruder, der sich verheirathet und seiner Frau als Hochzeitgeschenk ein Grafsches Instrument schenken will, und weil der erste, den Sie mir aussuchten, so ganz vortrefflich ausgefallen ist, so hat er mich gebeten, Sie um dieselbe Gefälligkeit zu bitten, welches ich hiermit thue. Ich bitte Sie also herzlich, ein durchaus fehlerfreies, gutes Instrument, das Sie ganz befriedigt, bei Graf auszusuchen. Hat er gerade keines fertig, so wäre es mir lieber, wenn Sie es verschöben, bis sich ein solches findet. Ist aber eines da, das Sie vortrefflich nennen können, so bitte ich Sie es je eher je lieber zu wählen, einpacken zu lassen, und fortzuschicken, da es wo möglich schon Ende Mai in Berlin sein sollte und da mein Bruder sich sehr darauf freut. Ich wünsche dies Instrument äußerlich so einfach als möglich; es kommt mir nur auf die Vortrefflichkeit des Tons und der Spielart an. Ist also ein Kasten von Nußholz da, so wäre er mir ganz recht; wo nicht, einfaches Mahagoni, ohne Bronze. Es muß 6 1/2 Octaven haben; ist Graf dazu zu bringen, es mir zu demselben Preise wie die beiden vorigen zu lassen, so ist es mir lieb. Ich bitte Sie hierüber mit ihm zu sprechen, und das Geschäft abzuschließen, ganz wie Sie es für recht und billig halten; da ich schon mehrere Flügel bei ihm gekauft habe, so hoffe ich, er wird den Preis nicht allzu hoch stellen. Mein Bruder hat bei Arnstein & Eskeles Graf für den Betrag eines Flügels accreditirt, und ich bitte Sie nun, nachdem Sie mit ihm über den Preis einig geworden sind, ihm zu sagen, daß er die Summe (die Sie stipuliren) bei Arnstein & Eskeles, gegen Einreichung seiner quittirten Rechnung, in Empfang nehmen könne. Sie sehen, daß ich das ganze Geschäft in Ihre Hände lege; entschuldigen Sie die Freiheit, die ich mir nehme, und die Beläftigung, die ich Ihnen verursache; ich bin aber überzeugt, daß es so am besten ist, und daß das Instrument, von Ihnen gewählt und erprobt, meinem Bruder und uns allen die größte Freude machen wird.

Zu addressiren bitte ich Sie das Instrument an Mendelssohn & Co. in Berlin. Nochmals bitte ich Sie, sich unverzüglich dieser Angelegenheit annehmen zu wollen, um sogleich das Instrument kaufen und verpacken lassen zu können, wenn Ihnen eins der fertigen zusagt — nur im anderen Falle würde ich Sie bitten zu warten. Sehn Sie aber voraus, daß es länger als bis Mitte Mai damit dauern könnte, so würde ich mir umgehend darüber einen Bescheid von Ihnen ausbitten.

Sie haben mir schon soviele Gefälligkeiten und Freundschaftsdienste erzeigt, daß ich fast unbescheiden zu nennen wäre; aber eben deßhalb bin ichs nicht, und werde Ihnen nur mehr und mehr für alle Freundlichkeit verpflichtet.

Nun leben Sie wohl und glücklich, lieber Herr Fuchs, und denken Sie freundlich

Ihres ergebenen

Düsseldorf den 10ten April 31. Felix Mendelssohn Bartholdy.

Lieber Herr Fuchs!

Haben Sie tausend Dank für die abermalige pünctliche Besorgung meiner letzten Bitte an Sie; ich bin vor einigen Tagen (und für einige Tage nur) hier angekommen und habe das Graf'sche Instrument, das Sie für meinen Bruder ausgesucht, sogleich durchprobirt und zu meinem großen Vergnügen höchst vortrefflich gefunden. Ich freue mich jedesmal, wenn ich bei meinem Bruder bin, darauf zu spielen, auch ihm selbst und seiner Frau macht es die größte Freude, darum vereinigen auch sie sich mit mir, um Ihnen vielen, vielen Dank für Ihre große Gefälligkeit zu sagen und für die Sorgsamkeit, mit der Sie uns ein so schönes Instrument ausgesucht haben.

Ich habe heut wieder einige Fragen und Bitten an Sie, die aber diesmal mehr in das Fach schlagen, für das Sie sich so thätig und erfolgreich interessiren. Herr Pölchau hier, den Sie ja wohl auch kennen gelernt haben, besitzt in seiner Sammlung das Händel'sche Drama „Acis und Galatea" mit hinzugefügter Bearbeitung von Mozart, (wie dies beim Messias und Alexanderfest auch der Fall ist). Er hat das Mozart'sche Manuscript, das derselbe über eine Copie der Händel'schen Originalpartitur mit seinen kleinen Noten hineingesetzt hat, und zeigte mir dieses interessante Stück vor einigen Jahren. Da ich nun vor einiger Zeit die Absicht hatte, es aufzuführen, theilte ich Herrn Pölchau meinen Wunsch mit, eine Abschrift der Mozartischen Blaseinstrumente zu erhalten, und versprach nöthigenfalls die Abschrift selbst zu nehmen, niemals außer Händen zu geben, außer bei den Proben, und somit für jede Verbreitung, außer durch Aufführung, einzustehen, da ich erwartete, daß Herr Pölchau sich selbst die etwaige Herausgabe vorbehalten wolle. Er schlug mir jedoch jede Mittheilung des Werks rund ab. Ich wünschte nun zu wissen, ob noch ein anderes Exemplar dieser Bearbeitung, (die auf den Auftrag des Baron von Swieten, wenn ich nicht irre, gemacht sein soll), in Wien oder sonstwo existirt, und ob eine Abschrift davon zu bekommen ist? Sie sind ohne Zweifel vor Allen Anderen am besten im Stande, darüber mir eine Auskunft zu geben, und da es Ihnen, falls Sie nicht davon gehört hätten, gewiß selbst interessant wäre, einer Mozartischen Arbeit auf die Spur zu kommen, so bitte ich Sie recht sehr, darüber an den ersten Quellen einige Erkundigungen einzuziehen, und mir das Resultat gefälligst mitzutheilen, wodurch Sie mich sehr verbinden würden.

Ferner möchte ich gern wissen, was an den neuen Beethoven'schen Sachen, von denen man so viel spricht, Wahres oder Unwahres ist? Man spricht von einer 10ten Sinfonie von ihm, die sich gefunden habe (und die, wenn ich nicht irre, Haslinger besitzen soll), ferner von einigen ungedruckten Clavierſonaten, endlich von einer 3ten Ouvertüre zu Leonore oder Fidelio, ebenfalls in Haslinger's Besitz. — Ist an all dem etwas Wahres? Und wenn ja, ist es möglich, diese Sachen um irgend einen Preis in Abschrift zu erhalten, oder kommen sie heraus, und wann? — Ferner wann wird die Cantate von Beethoven, die Haslinger nun schon längst angekündigt hat, und die neue Ouvertüre von ihm erscheinen? — Ueber alle diese Puncte wünsche ich sehnlich mir recht bald Antwort; ein Gespräch mit Haslinger würde gewiß zur vollständigen Auskunft über alle meine Fragen führen; ich schriebe ihm selbst, aber kenne ihn zu wenig, und weiß auch, daß er ungenau und nicht umständlich auf dergl. Anfragen antwortet. Sie also können mich ungemein verbinden, wenn Sie mir über all diese Puncte Licht verschaffen; und wenn Sie über die Belästigung, die ich Ihnen wieder mache, zürnen wollten, so vergessen Sie nicht, daß Sie alles das nur Ihrer eignen oft wiederholten Gefälligkeit zuzuschreiben haben. Leben Sie recht wohl und glücklich, und grüßen Sie Ihre Frau Gemahlin unbekannterweise angelegentlichst von

Ihrem Hochachtungsvoll ergebenen

Berlin d. 9. August 35 Felix Mendelssohn Bartholdy.

P. S. Ihre Antwort, bitte ich Sie, an Breitkopf & Härtel nach Leipzig zu adressiren. Und bitte! Schreiben Sie mir recht bald!

Lieber Herr Fuchs!

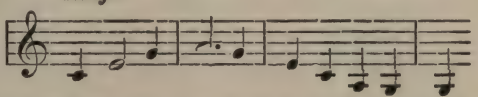
Ihren freundlichen Brief vom 17 Aug. empfange ich heute hier; er hatte einige Tage in Leipzig gelegen, wo man mich erwartete, endlich schickte man ihn mir nach, und obgleich ich morgen von hier abreise und nach Leipzig gehe, wo ich den Winter über bleibe, so eile ich doch noch gleich von hier aus zu antworten.

Vor allem nehmen Sie meinen besten Dank für Ihre sehr große und mir erfreuliche Gefälligkeit. Sie können mir glauben, daß mir Ihre Güte vom größten Werthe ist, und daß ich Ihnen recht aufrichtig dankbar dafür bin. Wenn es mir nur gelänge, Ihnen dies bald auch durch die That zu beweisen. Deshalb ist es mir sehr lieb, das beigefügte Verzeichniß der Autographen, die Sie aus Leipzig wünschen, zu erhalten, und hoffe gewiß, daß es mir möglich sein werde, Ihnen einige davon schon recht bald zuzuschicken.

Von der Mozart-Händel'schen Cantate Acis und Galathea bitte ich Sie, so schnell als möglich eine Copie durch Ihren Copisten nehmen zu lassen, und mir dieselbe per Fahrpost nach Leipzig zu schicken, wodurch Sie mich ungemein verbinden. Der Betrag, er belaufe sich auf 12 fr. CM oder höher, soll in jenem Falle sogleich zurück erfolgen, und mit bestem Danke.

Wenn es Ihnen möglich wäre, mir zugleich eine Copie der 3ten Beethoven'schen Ouvertüre zu Fidelio, die mir bis jetzt noch ganz unbekannt ist (ich kenne die zwei aus E-dur und

Alleg.



zu schicken, so wäre meine Freude groß. Ist es aber nicht zu machen, so bitte ich mir den Clavierauszug, der, wie Sie sagen, bei Haslinger erschienen ist, dieser 3ten Ouv. beizulegen. Indeß wäre mir die Partitur natürlich viel viel lieber. Von allen diesen Sachen bitte ich nur, mir gleich auch den Preis anzugeben, damit ich nicht zu lange in Ihrer Schuld bleibe. — Und bitte lassen Sie recht bald viel von sich hören, und schicken Sie mir die Partitur, auf deren Besitz ich mich gar zu sehr freue, recht recht bald. Wie freue ich mich, daß ich mich an Sie gewandt habe, dessen Güte mich nicht eine Fehlbitte thun ließ. Meine Adresse bleibt fortwährend an Herren Breitkopf & Härtel; entschuldigen Sie nun die eiligen Zeilen, und leben Sie wohl. Mit herzlichen Grüßen an Ihre Frau Gemahlin unbekannterweise bin ich

Ihr ergebenster

Berlin 28. August 35. Felix Mendelssohn Bartholdy.

Lieber Herr Fuchs!

Es ist wohl sehr Unrecht von mir, daß ich Ihnen so lange nicht geschrieben, und Ihnen nicht für Ihre gütige Uebersendung von Acis und Galathea, durch welche Sie mir die größte Freude gemacht haben, meinen Dank gesagt habe. Aber ich hätte Ihnen so gern eines der Manuscripte geschickt, von denen Sie mir schreiben, und glaubte gewiß durch die Herren Breitkopf & Härtel eins erlangen zu können. Diese Herren hielten mich auch von Tag zu Tag hin, versprachen nachzusehen, etwas herauszusuchen ꝛc. ꝛc., kurz vor einigen Tagen hatten sie die Unhöflichkeit, es mit einem Male rund abzuschlagen, und kündigen vorgestern eine Auction von alten Musikalien an, unter welchen, wie ich höre, auch viele Autographe. Dies ist denn doch zu arg, und ich habe es den Herren übel genommen; werde aber dennoch auf die Auction, (die in mehreren Wochen ist) gehen, und etwas zu bekommen suchen. Doch bitte ich Sie, mir umgehend zu schreiben, wie hoch ich im Preise für Sie gehen soll, falls sich etwas Bedeutendes von Bach oder einem der von Ihnen mir bezeichneten Componisten fände. — Von Attwood, den Sie früher einmal zu haben wünschten, habe ich jetzt ein Autograph für Sie daliegen; weil ich aber nicht weiß, ob Sie unterdessen nicht schon ein anderes bekommen haben, will ich erst anfragen, ob es Ihnen das Porto werth ist. Es ist ein hübscher 4stimmiger canonischer Kirchensatz. — Ihre interessante Sendung des Acis hat mir schon oft sehr großes Vergnügen bereitet. Sie haben doch den Betrag der Copialien, die ich damals Arnstein und Eskeles sogleich zu zahlen beauftragte, richtig empfangen?

Auch für den Clavier-Auszug zu Beethoven's dritter Ouvertüre zu Leonore danke ich bestens, aber wenn werden denn endlich die Orchesterstimmen dazu zu bekommen sein? Und hiebei fällt

mir noch eine Frage ein: Könnte ich die Stimmen von Lachner's neuer Symphonie, die den Preis in Ihrer Stadt davongetragen, wohl noch während des Laufs der hiesigen Concerte (von welchen das letzte am 20sten März ist) behufs einer Aufführung hieher bekommen? Da der Verbreitung des Werks eine baldige Aufführung hier gewiß recht förderlich wäre, so ließe sich Haslinger vielleicht dazu bringen, eine Abschrift davon zu schicken, und mir geschäh ein großer Gefallen damit. Dürfte ich Sie bitten, hierüber sich zu erkundigen, und falls Haslinger es will, mir baldigst die Stimmen zukommen zu lassen — wo nicht, mir doch eine Antwort darüber in Ihrem nächsten Briefe mitzutheilen.

Von Berger, dessen Handschrift Härtels ebenfalls nicht herausgeben wollten, besitze ich mehrere Briefe, ebenso von Loewe — wäre Ihnen damit geholfen, so stehen sie gern zu Diensten, aber ich fürchte, es kommt Ihnen gerade auf die Noten an, und die habe ich allerdings nicht.

Nun bitte ich Sie, mir auf alle meine verschiedenartigen Fragen recht baldige Antwort zu geben, und bin, mit den besten Empfehlungen an Ihre Frau Gemahlinn

Ihr ergebener

Leipzig den 8ten Februar 1836 Felix Mendelssohn Bartholdy

Leipzig 27 April 36

Lieber Herr Fuchs!

Ihren Brief vom 23. erhalte ich so eben, und eile Ihnen darauf zu antworten, daß es mir leider unmöglich sein wird, Ihre Aufträge auszuführen, da ich nächsten Sonntag Leipzig verlasse und erst im September hieher zurückkehren werde. Als ich Ihnen zuletzt schrieb, glaubte ich, die Auction werde im März oder April stattfinden, da sie aber im Sommer stattfindet, so werde ich nicht dabei gegenwärtig sein können, indem ich manche Reisepläne habe, die ich am Rhein (wohin ich zunächst gehe) genauer zu bestimmen gedenke. Ich werde die beiden Verzeichnisse, die Sie mir zugeschickt haben, Herr Kistner, dem Musikalienhändler, übergeben, und wenn Sie jemand Anderes den Auftrag darauf ertheilen, so kann er sich dieselben dort gleich abholen, und Sie ersparen doppelte Schreiberei.

Demselben gebe ich auch, um es an Haslingers Musikhandlung für Ihre Adresse zu senden: Zwei Lieder von Riem's Handschrift, und den bewußten Canon von Attwood. Es ist freilich wenig, aber ein Schelm giebt mehr als er hat. Entschuldigen Sie diese eiligen Zeilen, aber ich packe schon meine Sachen ein und leben Sie wohl

Ihr ergebener

Felix Mendelssohn Bartholdy

Hochgeehrtester Freund

Nach langem Stillschweigen lasse ich mich wieder mit einer großen Bitte vernehmen, deren Erfüllung durch niemand so leicht bewerkstelligt werden kann, als durch Sie, und die ich daher auch niemand anders sagen würde, selbst wenn ich nicht schon so viele Beweise Ihrer Gefälligkeit und Freundschaft hätte. Aber die Bitte ist groß. Ich wünsche nämlich ein Blatt Manuscript von Mozart und eines von Beethoven zu haben, wo möglich mit beider Namensunterschrift. Es braucht nur etwas ganz kurzes zu sein, aber von unbezweifelter Authenticität. Wenn es Ihnen nun möglich, mir das zu verschaffen, so thun Sie mir den größten Gefallen, und ich bitte Sie, so viel Geld und gute Worte anzuwenden als Sie wollen, d. h. Geld doch nur bis etwa zum Betrag von 12 Gulden höchstens, aber gute Worte ad libitum; ich denke mir, es kann Ihnen nicht sehr schwer fallen. Hören Sie noch dazu, weshalb ich diese Blätter zu haben wünsche. —

Wie Sie selbst, hochgeehrtester Freund, will auch ich mich in den Stand der Ehe begeben, und habe mich verlobt, und meine liebe Braut ist so gut und schön und liebenswürdig, daß ich mich jeden Tag von neuem in sie verlieben würde, wenn ichs nicht gleich den ersten Tag schon gethan hätte. Leider aber ist sie nicht hier, sondern in Frankfurt, wohin ich erst gegen Weihnachten reisen kann. Da möchte ich ihr nun als Weihnachtsgeschenk ein hübsches musikalisches Album geben, wozu ich vielerlei schon habe. Aber ganz voran als Eingang möchte ich die Namen von Mozart und Beethoven haben, und eben deshalb thue ich Ihnen diese Bitte. Sie sehen auch daraus, wie großen Werth ich auf ihre Erfüllung setze, und können auch zugleich abnehmen,

von welcher Art ich die Noten am liebsten wünschte, nämlich vor allem gern irgend ein Lied, wenn sich so etwas findet, wo nicht, eine Kleinigkeit für Clavier, wo nicht, irgend etwas Anders, was es auch sei. — Können Sie mir nun diesen Dienst leisten, so bitte ich Sie, mir die Sachen per Fahrpost hieher zu schicken, und ich werde Ihnen von Herzen dankbar sein. Doch hat es ziemliche Eile damit, da ich den 15ten December nach Frankfurt abzureisen gedenke. In jedem Fall bitte ich Sie, mir gleich einige Zeilen Antwort zu schicken, und mir nicht zu zürnen, daß ich abermals Ihre Güte und Gefälligkeit in Anspruch nehme. Aber Sie wissen, einer Braut zu Liebe spränge man gern ins Feuer, geschweige denn —. Leben Sie wohl, und vergessen Sie nicht

Ihren ergebenen

Leipzig d. 18ten Nov. 1836. Felix Mendelssohn Bartholdy

Hochgeehrtester Freund.

Wie herrlich haben Sie mich durch Ihre so eben empfangene Sendung überrascht. Ich muß Ihnen gleich schreiben, und dafür danken, weils gar zu prächtig ist. Und wie passend sind gerade diese Sachen. Ich wußte wohl, an wen ich mich mit meiner Bitte wendete, und daß es besser ausgeführt werden würde, als besorgte ichs selbst. Und nun haben Sie gar den Haydn noch dazu gelegt. Wahrlich, Sie sind gar zu gütig und ich danke Ihnen recht herzlich für die große Freude, die Sie mir gemacht haben. Aber sagen Sie mir nur, wie soll ich mich erkenntlich beweisen?

Ich weiß, welch ein großes Opfer das für Sie war, sich von diesen unschätzbaren Sachen zu trennen, deshalb möchte ich Ihnen so gern auch einen kleinen Dienst für Ihre Handschriftensammlung leisten, aber ich bin es gar zu wenig im Stande. Doch ist mir eingefallen, daß ich eine Novität besitze — die Frage ist nur, ob Sie es als solche betrachten werden. Ich habe nämlich Gelegenheit gehabt, in London eine Abschrift von einem großen Psalm von Händel (in 12=15 Nummern) zu machen, von dem sich nur ein einziges Exemplar in des Königs Bibliothek befindet, und der niemals gedruckt worden ist. Ich schrieb ihn damals ab, unter der Bedingung, ihn nicht weiterzugeben, und würde Ihnen nur unter derselben Bedingung meine Copie schicken, und mirs vorher abschreiben lassen — denn daß Sie mir das Versprechen, es nicht weiterzugeben, hielten, davon bin ich überzeugt, die Frage ist nur, ob es Ihnen für Ihre Sammlung interessant ist, da es eben doch kein Händel'sches Autograph ist.

Antworten Sie mir hierauf recht bald, und sagen Sie mir, wie ichs anfangen soll, Ihnen zu beweisen, wie sehr ich Ihnen für Ihre Güte verbunden, wie dankbar ich Ihnen dafür bin. Denn die Geschichte mit der Lamentation ist leider ein bloßes Mißverständniß. Ich kenne keine Lamentation von Mozart, keine unbekannte Composition von ihm, und kann nicht einmal begreifen, was zu dem Mißverständniß Anlaß gegeben haben kann, da ich mit Hauptmann meines Wissens gar nicht über etwas Aehnliches gesprochen habe. Die Sammlung bei André in Offenbach, wo sich die Originale der Zauberflöte, des Don Juan, auch mehrerer angefangener Mozartischen Oper ꝛc. befinden, ist Ihnen ohne allen Zweifel bekannt.

Gerade jetzt bin ich durch einen Zufall im Stande, Ihnen Noten von Berger, Löwe und Lobe zu verschaffen, wenigstens will ich alle Mühe anwenden, daß sie mir diesmal nicht wieder entwischen. Die Briefe von B. und Lobe liegen für Sie bereit, ich will sie aber lieber zur größern Sendung legen, da ich leider nicht bis Wien frankiren kann. Wollen Sie mir nicht eine Buchhändlergelegenheit angeben, durch die ich es Ihnen zukommen lassen könnte? Ich würde dann auch 3 verschiedene Editionen meines Portraits, die alle jetzt auf einmal herausgekommen sind, beilegen, da ich weiß, daß Sie dergleichen auch sammeln. Nun genug für heute; haben Sie nochmals vielen Dank für Ihr vortreffliches, mich so erfreuendes Geschenk und leben Sie wohl und vergessen Sie nicht

Ihren

Leipzig 2ten Dec. 1836 Felix Mendelssohn Bartholdy.

Lieber Herr Fuchs.

Heut schicke ich das Packet für Sie an Hermann und Langbein und hoffe, daß Sie es richtig erhalten werden. Es ist darin: 1) meine Abschrift des Händel'schen dixit dominus, die für mich darum einigen Werth hat, weil ich sie während eines langen Krankenlagers in London zum Zeitvertreib machte und nur durch besondere Vergünstigung nach Hause das Original erhielt,

weshalb auch noch keine Copie davon meines Wissens existirt, und weshalb ich mirs nochmals zur Bedingung machen muß, daß kein anderer, als Sie, die Abschrift erhält. Erst heut habe ich vom hiesigen Copisten das Exemplar bekommen, welches ich behalte, darum konnte ich die Sendung nicht eher abgehen lassen; es ist ein längeres Stück, als ich gedacht hatte, weil ich so klein schreibe. 2) 1 Exempl. meines Portraits von Breitkopf & Härtel. 3) ein anderes von Simrock herausgegeben. Ein drittes in Cöln erschienenes soll nächstens kommen, indem ich Ihnen das Manuscript von Berger, das ich für Sie habe, leider heut noch nicht schicken kann, Sie bekommen es aber in 14 Tagen spätestens. Es ist ein 8stimmiger Männergesang in mehreren Sätzen, der noch nicht gedruckt ist, und der erst hier abgeschrieben werden muß (er soll jetzt herauskommen) ehe ich ihn Ihnen schicken kann. Einstweilen lege ich einen Brief von Berger bei; Löwe und Taubert denke ich auch bis zu der Zeit zu bekommen.

Für heut leben Sie wohl und entschuldigen Sie die eiligen Zeilen. Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlinn auf's beste und vergessen Sie nicht

Ihren ergebenen

Leipzig d. 31sten Januar 1837 Felix Mendelssohn Bartholdy

Das Concert von S. Bach quaest. werde ich ehestens schicken; es ist nur ein Elend mit den hiesigen Copisten; sie brauchen längere Zeit zum Abschreiben, als zum Componiren.

Leipzig d. 13 April 1838

Lieber Herr Fuchs.

Vielen Dank für Ihren freundlichen, letzten Brief, den ich längst beantwortet haben sollte. Vielfache Geschäfte hinderten mich, und dann ist mirs verdrießlich, Ihnen nur so magere Auskunft geben zu können. Von Händel'schen Werken weiß ich nur, was in der Arnold'schen Ausgabe zu sehen ist, sonst nichts (außer dem dixit dom., das ich Ihnen geschickt habe) und sämmtliche Opern, die Sie mir nennen, sind mir ganz fremd. Ferner weiß ich nicht recht, welche Arie von Mozart Sie meinen, ich habe Ihren vorigen Brief leider verlegt und erinnere mich dessen nicht recht; von der Litanei sind nur einige Stücke im Clavierauszug hier, die ich mir heut vom Besitzer (Advocat Schleinitz) deshalb habe holen lassen, unter denen aber keine Arie; die Partitur soll in München existiren, in der Bibliothek, von wo sie der Hofrath Rochlitz hier einmal leihweise erhalten und den obenerwähnten Clavierauszug danach gemacht hat. Ich lege Ihnen einen Brief von Bennett an mich bei; Noten habe ich leider selbst nicht von seiner Hand, jedoch kommt er im September wieder hieher, wie er mir schreibt, da soll er Ihnen was Ordentliches schicken. Wünschen Sie, daß ich ihm wegen den Händel'schen Opern schreiben und ihn fragen soll, so adressiren Sie mir gefälligst einige Zeilen nach Berlin (Leipziger Straße No. 3), wohin ich in wenig Tagen reise, und sagen Sie mir, was Sie unter „Angabe der Themas" von den Opern verstehen — die Themas der Ouvertüre, oder aller einzelnen Nummern? Noch eins, Sie können mir gewiß sagen, ob irgendwo noch ein Exemplar von der Beethoven'schen Ouvertüre zu Leonore existirt, welche, (wie es scheint), zu der großen aus C-dur (bei Breitkopf & Härtel) die erste größere, und schwerere Bearbeitung ist, mit demselben Thema, demselben Schluß, dem Trompetenstoß in der Mitte ꝛc. Durch Herrn Schindler in Aachen haben Breitkopf & Härtel's hier eine Abschrift dieser Ouvertüre, mit Bemerkungen von Beethovens Hand darin — aber am Ende fehlen 2—4 Seiten, und Herr Schindler behauptet, die seien nirgend zu finden, da diese Abschrift das einzige sei, was von der Ouvertüre existire. Ist das wahr? Oder wissen Sie Mittel und Wege, das Fehlende aus irgend einer andern Abschrift, oder gar aus dem Manuscript zu ersetzen? Es sind die letzten 200 oder 300 Tacte (nach dem Eintritt des letzten Presto), von denen es sich handelt. Sie sagen mir auch hierauf wohl eine Zeile Antwort nach Berlin?

Und nun leben Sie wohl. Wenn ich nach Wien komme, das wissen die Götter; ich wollt es wäre bald, aber ich fürchte, es ist gar nicht. Die schönsten Grüße an Sie, Ihre Frau und die Füchs'chen, von mir, meiner Frau und meinem kleinen Söhnchen (das jetzt 10 Wochen alt ist). Sehen Sie, jetzt hab ich auch Würde, und weiß mir was damit. Nochmals leben Sie wohl.

Ihr ergebener

Felix Mendelssohn Bartholdy

Lieber Herr Fuchs.

Da Herr Streicher heut hier durch und bald nach Wien zurück geht, so konnte ich es nicht unterlassen, mich einmal wieder in Ihrem Andenken aufzufrischen, und ich weiß, das geschieht am besten durch Autographe oder Portraits. Heut habe ich nun das Letztere zu schicken, und auch nicht von der besten Qualität, indeß aber zu jener Auffrischung hoffe ich, daß es hinreichen werde, und dann ist der Zweck erfüllt. Sie erhalten also: Curschmann, in einer hier so eben erschienenen Lithographie, Bennett in Leipzig erschienen, die Köpfe von Liszt, Thalberg, Henselt und Chopin und den meinigen auf einem Blatt, Verlag von Schubert und Niemeyer in Hamburg, und mein Portrait von demselbigen Blatt apart abgedruckt und höchst abscheulich. Denken Sie, daß ich anders aussehe, so denken Sie doch einmal wieder an mich, und das ist wie gesagt alles, was ich damit will.

Zu mehr läßt mir Streichers schleunige Abreise nicht Zeit, als zu tausend Grüßen an Sie und alle die dortigen Freunde.

Immer Ihr ergebener

Berlin d. 14 Oct. 1841. Felix Mendelssohn Bartholdy

Leipzig 11. Dez. 1845.

Hochgeehrter Herr.

Es war mir eine sehr große Freude endlich einmal wieder Ihre aus alter Zeit wohlbekannte und liebe Handschrift zu sehen und ich bin Ihnen, so wie Herrn Vogel dafür und für das gütig in mich gesetzte Vertrauen recht herzlich dankbar.

Aber könnte ich diesen Dank auch nur durch die That aussprechen und die sangbaren und schönen Verse des Hrn v. Vogl Ihnen mit einer Melodie verbunden zurückschicken! Aber es ist mir durchaus unmöglich, ich bin so unglaublich gedrängt von Arbeiten — Geschäften — Störungen aller Art, daß viele Tage vergehen, in denen ich mit Mühe auch nur 1/2 Stunde für mich erobern und mich darin sammeln kann! So kann ich denn nichts Neues für jetzt unternehmen, und thäte ich es auch noch so gerne; und kostete es auch so wenig Zeit wie in diesem Falle.

Ich bitte Sie übernehmen Sie meine Entschuldigung bei Hrn Vogel, richten Sie sie aber so ein, daß er wenigstens nicht an meinem guten Willen zweifelt; wäre die Zeit nur ein wenig mehr mein eigen jetzt, wäre ich nur nicht auf alle Weise so sehr in Anspruch genommen, so versichere ich Sie, es sollte an meiner Musik, so gut ich sie machen kann, nicht fehlen.

Erhalten Sie mir ein gutes, unverändertes Andenken, so wie ich immer bin und bleibe

Ihr aufrichtig ergebener

Felix Mendelssohn Bartholdy.

Aus dem Hochgebirge.

Von

Paul Güßfeldt.

I.

Es kommt gegenwärtig so ziemlich auf Eins heraus, ob ein Berg mehr, ein Berg weniger bekannt wird, und noch gleichgültiger ist es, ob eine Beschreibung mehr oder weniger von Gipfelersteigungen in die Oeffentlichkeit gelangt. Aus derselben Feder, welche diese Zeilen schreibt, ist sogar die Behauptung geflossen, daß der beste Dienst, den man seinen Mitmenschen fortan durch die eigenen Kletterkünste erweisen könne, der sei: darüber zu schweigen.

Indessen sind durch die vielen Unglücksfälle des Jahres 1887 die Blicke gar Vieler wieder auf die Alpen gelenkt worden; auch hat es nicht an Urtheilen gefehlt, denen die Berechtigung der Sachkenntniß abging. Nun ist es aber — wegen des Segens, den das Hochgebirge allen Suchenden spendet — von großer Wichtigkeit, daß mißverstandene Vorsicht nicht das letzte Wort behalte, daß nicht ängstliche Väter ihren herangewachsenen Söhnen wehren, die schöne Blume zu pflücken, welche nur dem Muthigen blüht. Es wäre doch einseitig, wollte man nur von der zerstörenden Kraft des Feuers reden, nicht von der wärmenden, nicht von dem glänzenden Spiel, das die lodernden Flammen dem Auge bieten. Wer das Feuer aus der Welt geschafft wissen will, der Feuerbrünste wegen; wer den Weltverkehr verurtheilt, der Schiffbrüche wegen: dem darf man allerdings keinen Vorwurf machen, wenn er die großen Unternehmen im Hochgebirge verurtheilt, der Unfälle wegen. Aber seine Moral ist die des Philisters, der consequent zu sein glaubt, wo er doch nur engherzig ist; der helle Schein der großen That ängstigt ihn, weil vor ihr seine eigene Kleinheit einen deutlich erkennbaren Schatten wirft; Curven höherer Ordnung dürfen *seine* Kreise nicht stören.

Wessen Sinn indeß groß genug geblieben ist, daß er über die Umzäunungen der Gesellschaft und des Berufs hinwegzusehen vermag, der wird nach gerechter Würdigung alles Dessen streben, was der Thatkraft des Menschen zugänglich ist, was den Werth seiner Individualität erhöhen kann. Er darf es deshalb nicht verschmähen, auch die Hochgebirgsunternehmen in seinen Kreis zu ziehen und auf ihren Werth zu prüfen. Die folgenden Auseinandersetzungen können dazu behülflich sein, indem sie zeigen, was das Hochgebirge dem Menschen gewährt und was es von

ihm fordert; sie sollen einen Beleg für die gesunde Grundlage des Alpinismus abgeben; sie möchten in dem jüngeren Leser die Frage anregen, ob nicht auch ihm auf einem Boden von Fels und Eis Freuden erblühen könnten, die weder auf dem Boden des Reichthums noch des äußeren Glanzes erwachsen.

Von solchen Ansichten geleitet habe ich noch einmal zur Feder gegriffen, um an neuen Beispielen zu zeigen, was ich vor Jahren an älteren zeigte. Die Tagebücher meiner jüngsten Alpenreise (1887) haben das Material geliefert, Erinnerung hat es befruchtet, der Geist der Erfahrung hat es gestaltet; dem Autor unbewußt, hat wohl auch Dankbarkeit hier und da seine Hand geführt: Dankbarkeit gegen den ewigen Schöpfer, der in erhabenen Werken zu ihm sprach. Durch allgemeine Urtheile wird das Verständniß für die Alpenwelt, besonders wenn es sich gleichzeitig um die Beziehung des Menschen zu ihr handelt, nur wenig gefördert. Die Schilderung eines concreten Hergangs ist viel wirksamer. Eine sinnige Fabel oder ein erschütterndes Drama lehren mehr, als eine Abhandlung über die Moral, welche denselben zu Grunde liegt. Wir lernen dabei wie durch Erfahrung, indem wir aus den verketteten Ereignissen Rückschlüsse machen, d. h. selbst thätig sind; wir beobachten erst und dann denken wir. Im anderen Falle denken wir nur nach, was ein Anderer uns vorgedacht hat.

Die concreten Vorgänge, welche hier geschildert werden, spielen sich zum Theil in den Zermatter Bergen, zum Theil in der Berninagruppe ab. Der Leser wird unter Anderem auf drei hohe Gipfel geführt: auf das Gabelhorn (4073 m), auf das Matterhorn (4882 m), auf den Monte Scerscen (3970 m). Die beiden letztgenannten Berge wurden nach Art eines Passes überschritten, oder wie der Kunstausdruck lautet: „traversirt".

Gelegentlich dieses Fremdwortes sei bemerkt, daß sich eine Reihe von Worten französischen Ursprungs als Kunstausdrücke in der alpinistischen Sprache festgesetzt hat. Dies erklärt sich vielleicht daraus, daß die Chamonix-Führer noch bis zum Anfang der sechsziger Jahre die leitende Rolle unter den Führern spielten und ihren deutschen Berufsgenossen eine Anzahl von Ausdrücken übermachten, welche auf gewisse Eigenthümlichkeiten des Hochgebirges Bezug hatten. In der deutschen Schweiz, wo das Durchsetzen der Muttersprache mit französischen Worten oft absichtlich gepflegt wird, wurden die erlernten Bezeichnungen von den Führern auf die Reisenden übertragen und durch diese in die Literatur eingeführt. Solche Worte sind beispielsweise:

Couloir für eine steil ansteigende, enge Schlucht, deren Boden mit Schnee, Firn, Eis[1]) oder Geröll bedeckt ist; das Wort corridor, welches eine verwandte Bedeutung hat, scheint veraltet.

Cheminée für Kamin, Schornstein, d. h. einen kehlenförmigen Riß in einer Felswand.

Arête für Fels- und Schneegrat.

[1]) Schnee ist ein Gemenge von Eisnadeln und Luft; Firn (französisch névé) eine Zwischenstufe zwischen Schnee und compaktem Eis. Der Firn bildet sich aus dem Schnee durch periodisches Schmelzen und Gefrieren; er besteht aus eisigen Körnern, deren Zusammenhang — je nach der Temperatur — bald locker, bald fest ist. Aus der Firnregion fließen die Gletscher ab.

Gendarme für die thurmartige Felsbildung auf einem Grat.

Séracs (ursprünglich weiße Käse von viereckiger Form) für die würfelförmig zerklüfteten Massen im Firn, auch wohl für die Eisfiguren stark aufgebrochener Gletscher.

Corniche, Sims, für Schneegewächte, Schneeüberhang d. h. ausladenden Gratschnee.

Crevasse für Gletscherspalte.

Moraine für einen Schuttwall, welcher aus abgestürzten Felstrümmern durch die Bewegung eines Gletschers gebildet wird.

Moulin für Gletschermühle, d. h. einen ausgewaschenen Schacht, welcher den Gletscher von oben nach unten, zuweilen in seiner ganzen Mächtigkeit durchsetzt.

Col für Joch.

Von diesen Wörtern sind couloir, arête, col, névé auch in die englische Sprache übergegangen. Das Wort „traversiren", das den Anlaß zu der vorstehenden Einschaltung gab, hat übrigens noch eine andere Bedeutung, nämlich: in horizontaler oder wenig geneigter Linie über einen Hang oder längs einer Felsmauer hingehen.

Natürlich besitzt unsere Sprache viele eigene Kunstausdrücke; davon wird das Wort „Bergschrund" im Englischen gebraucht; auch die Franzosen haben es erst später durch rimaye ersetzt. Bergschründe sind transversale Firnklüfte, meist dem unteren Theile eines steilen Firnhanges angehörig; sie sind der Ausdruck stattgehabter Spannungen, welche aus der Ansammlung niedergerutschten Schnee's folgten.

Das Traversiren von Bergen kommt häufig vor, und in den Centren für Hochgebirgsausflüge hört man das Wort entsprechend oft nennen.

Früher begnügte man sich damit, von dem Gipfel auf demselben Wege abzusteigen, auf welchem man ihn erreicht hatte; jetzt nimmt man nicht ungern Anlaß, zwei Seiten eines Berges gelegentlich einer Gipfelexpedition kennen zu lernen. Dabei ist es denn meist von Belang, in welchem Sinne die Traversirung ausgeführt, d. h. welche Seite für den Aufstieg, welche für den Abstieg gewählt wird. Es ist z. B. sehr viel leichter, den Montblanc von Courmayeur nach Chamonix zu traversiren, als umgekehrt; Analoges gilt für das Matterhorn von le Breuil nach Zermatt; für die Jungfrau von der Wengerenalp nach dem Eggischhorn; und ganz besonders für den Scerscen von Pontresina nach Chiesa. Unter Pässen ist mir einer bekannt, welcher vermuthlich nur in einer einzigen Richtung, nicht in der entgegengesetzten überschritten werden kann: Die Fuorcla da Roseg (3530 m) in der Berninagruppe.

Im Allgemeinen verringern sich die Schwierigkeiten, wenn der Aufstieg über die steilere Seite genommen wird. Ein Berg fällt allerdings niemals in einheitlicher Neigung von dem Gipfel zu den Thälern ab; seine Gehänge zeigen Zonen von Fallwinkeln wechselnder Größe. Ein Gebirgshang ist ein Mittelding zwischen einer schiefen Ebene und einer Treppenfläche, die abwechselnd aus horizontalen und verticalen Bändern besteht. Es muß der Phantasie des Lesers überlassen bleiben, sich das Bild weiter auszumalen. Genug, daß diejenigen

Zonen des Berghanges, welche dem verticalen Theil der Treppenstufe entsprechen, beim Absteigen besondere Schwierigkeiten darbieten. Wenn die Neigung nach unten wächst, so übersieht man auch das nächstgelegene Terrain nicht länger und kann an Stellen geführt werden, die gleichsam abgeschnitten sind; und wenn eine Schneebedeckung vorhanden ist, so zeigt sie sich meist vereist.

Selbst sanftgeneigte Eisflächen können nur auf eingeschlagenen Stufen oder mit Steigeisen überschritten werden; und das gilt in erhöhtem Maße für steilgeneigte. In der Fortsetzung dieses Aufsatzes, wo von der Monte Scerscen-Traversirung die Rede ist, wird gezeigt werden, um wie Vieles schwerer sich an solchen Stellen das Stufenschlagen abwärts gestaltet, als aufwärts.

Bei den Besteigungen des Jahres 1887 begleiteten mich zwei Führer aus dem Piemont: Emile Rey aus Courmayeur, am italienischen Fuße des Montblanc, und Jean-Baptiste Aymonod aus Val Touranche, am italienischen Fuße des Matterhorn. Führer von dem Schlage und der Berühmtheit E. Rey's sind schwer zu haben; erst in der zweiten Septemberwoche wurde er frei für mich, und wir trafen in Zermatt zusammen. In Pontresina, wo ich den August verbrachte, blieb ich auf mich allein angewiesen und nutzte die Zeit entsprechend aus.

Innerhalb des eigentlichen Hochgebirges — für die Alpen etwa jenseit der Höhengrenze von 2700 m — gibt es zwei ganz verschiedene Arten des Wanderns. Entweder man betritt die weiten, von Schründen oft durchsetzten Firngebiete, aus welchen die großen Gletscher abfließen, und ersteigt die Gipfel der Höhenzone von 3800—4800 m: dann muß man noch zwei Gefährten haben, die am Besten der Classe erprobter Führer entnommen werden. Oder man beschränkt sich auf unbeschneite, beliebig zerklüftete Gletscher, auf Firnfelder geringer Ausdehnung, auf Felsspitzen, welche die Höhe von 3300—3400 m durchschnittlich nicht übersteigen: dann kann man allein wandern. Im ersten Fall ist die Gesammtleistung eine größere, mehr in die Augen springende; im zweiten Fall handelt es sich um eine individuelle Leistung, die ihrerseit oft größer ist, als der Antheil an einer glänzenden Gesammtleistung. Bedingungen für das Alleinwandern in den unteren Zonen des eigentlichen Hochgebirges sind technische Fertigkeit im Klettern, wie im Schlagen und Betreten von Eisstufen; ferner Kenntniß des Gebirges und gesundes Urtheil.

Das Unzulängliche ist hier oft zum Ereigniß geworden. Unkenntniß, unbewußte Ueberschätzung seiner selbst, Dünkel, zuweilen wohl auch Sparsamkeit, haben schon manchen Wanderer, der nicht mehr heimkehrte, veranlaßt, sich eines Führers zu entschlagen und allein die Hochgebirgsregion zu betreten. Jedes Jahr bringt Kunde von Unfällen, deren Zahl die der Unglücksfälle bei großen Expeditionen überschreitet. Der Eine fällt in eine Gletscherspalte, weil sein Fuß an einer Stelle ausglitt, wo ein Anderer noch sicheren Stand gehabt hätte; oder weil er es unterließ, eine Stufe zu schlagen, wo solche erfordert war. Ein Anderer verliert den Halt an einer Felswand, weil er die Verwitterung des Gesteins nicht kennt und sorglos sich jedem Vorsprung anvertraut, ohne Rücksicht auf dessen Festigkeit; so bricht denn plötzlich ein Stein unter der Hand oder unter dem Fuß aus, und der Halt geht verloren. Ein Dritter geräth auf einem steilen Grashang ins Gleiten, ist nicht

mehr im Stande, die Bewegung zu hemmen und rollt an einen felsigen Terrassenabsturz, über welchen er hinwegfliegt. Ein Vierter erreicht sein Ziel, aber verirrt und verwirrt sich beim Abstieg in den Felsen, vermag weder rückwärts noch vorwärts zu schreiten[1]).

Wenn andererseits die Sicherheitsbedingungen erfüllt sind, so kann das Alleinwandern in der Zone 2500—3300 m zu einer Bethätigung werden, die derjenigen bei großen Unternehmen mit Gefährten ebenbürtig ist. Allerdings bleibt die Ausgabe physischer Kraft meist geringer; aber jede schwierige Stelle verlangt einen Entschluß, den man ganz und ausschließlich mit seiner Person bezahlt. Immer von Neuem ruft eine innere Stimme: Hier kann Dir Niemand helfen, als Du selbst!

Von solchen Wanderungen machte ich viele während des Augustaufenthaltes in Pontresina; einige harmloser Art, andere wieder von anderem Charakter.

So traversirte ich beispielsweise den M. Albris (3166 m) — einen Felsenkamm, der in Wänden nach Nordost und Südwest abfällt, — indem ich das Eisfeld der Nordostseite erstieg und dann über die Felsen direct zu der westlichsten Spitze gelangte. Der Weg ist meines Wissens nie gemacht worden und brachte mich einmal an die Grenze meiner Kunst: Nach der Ueberwindung zweier schwieriger Stellen befand ich mich mitten in den abschüssigen Felsen und erhielt nur mühsam Halt für Hand und Fuß. Ein kleiner Felskamin, der nun erklettert werden mußte, zeigte in halber Höhe einen losen Vorsprung: ihm mußte ich mich auf gut Glück anvertrauen; ich that es und gewann ein Spiel, das nicht mehr in meiner Hand lag. Wäre der Stein ausgebrochen, so wäre ich über die Felsen auf das schräge Eisfeld gefallen. Statt dessen führte ein guter Stern mich schnell an das Ziel. Die Felswand war so steil, daß ich beim Niederblick von der Spitze die höchsten Eisstufen fast zu meinen Füßen sah.

Die kleine Besteigung hatte, ungerechnet einer $1^1/_2$ stündigen Pause, sieben Stunden erfordert, weil die weiten Geröllfelder der Tiefe und auch das Eisfeld selbst drei Tage zuvor mit fußhohem Schnee bedeckt worden waren. Deshalb hatte ich körperlich dieselbe Empfindung wie bei dem Erreichen eines sehr hohen Gipfels und verbrachte meine Zeit in sehr gehobener Stimmung auf dem schneelosen Kamm.

Der Genuß, von einsamer Zinne aus eine Hochgebirgslandschaft zu betrachten, ist mit nichts Anderem zu vergleichen; durch das Ungewöhnliche der Lage erscheint man sich selbst ein Anderer. Es ist nicht allein das Bewußtsein, durch Wände und Klüfte abgetrennt zu sein von den Menschen, was hier maßgebend wird; nicht bloß die Rückwirkung der vorangegangenen Kraftausgabe auf den augenblicklichen Zustand der Ruhe, sondern vornehmlich die Concentration der äußeren Eindrücke durch die Einsamkeit, welche wie ein Brennspiegel wirkt; dieselben fügen sich einheitlich zusammen in der Seele des Betrachtenden, und dieser Vorgang schafft die Freude.

---

[1]) Zermatt, 31. August 1888. Seit 10 Tagen wird hier ein junger Deutscher vermißt, welcher das Weißhorn (4512 m) von Zinal aus allein erklettern wollte. Offenbar hat er seinen Wahnsinn mit dem Tode gebüßt.

Es gibt nur noch einen andern Vorgang, der ähnliche Freuden bietet, aber in umgekehrter Richtung stattfindet, d. h. von innen nach außen. Was die Einsamkeit der Bergeshöhe dem Schauenden für das Spiel der äußeren Eindrücke ist, das ist die Einsamkeit des Schreibtisches dem Schaffenden für das Spiel der inneren Ideen; auch sie wirkt wie ein Brennspiegel und fügt zusammen, was in dem Inneren des Autors unvermischt schlummerte. Der Wanderer auf einsamer Bergeshöhe und der Autor in abgeschiedener Klause, sie stehen Beide unter außergewöhnlichen Bedingungen; daher denn nicht selten die Enttäuschung, welche der Autor hervorruft, wenn man ihn von Auge zu Auge kennen lernt: Seine Werke decken sich nicht mit dem Eindruck seiner Person. Und doch braucht kein Falsch an ihm zu sein; auch die Flamme kann immer dieselbe sein und doch verschieden wirken, je nachdem ihre Strahlen durch eine Linse, durch eine weiße oder rothe oder grüne Scheibe gegangen sind. Solche Scheiben schiebt der Verkehr zwischen uns selbst und andere Menschen ein; von der gegenseitigen Beziehung hängt es ab, welche Farbe und Durchsichtigkeit die Gläser erhalten; zuweilen werden sie ganz undurchsichtig.

Man kann vom Albris-Kamm die Reisenden auf den Piz Languard klimmen sehen, der auf der andern Seite des vergletscherten Thales, kaum 3 km entfernt, in Nordnordwest dasteht; an schönen Tagen sind ihrer so viele, als stünde ein wunderthätiges Bild auf dem Gipfel; trotzdem ist der Berg 3266 m hoch und schließt mit einer spitzen Pyramide ab. Aber ein Pfad und hergerichtete Felsstufen machen Alles gut, was Steilheit und Höhe (1440 m über Pontresina) an dem Ahnungslosen versündigen könnten. Die verschiedenen Gruppen von Reisenden, welche das Dorf gleichzeitig mit mir verlassen hatten — die Wege trennten sich erst in 2200 m Höhe — waren schon auf dem Abstieg begriffen, als ich noch Stufen in das Eisfeld schlug.

Eine ganze Stunde, von 2—3 Uhr Nachmittags, verweilte ich auf dem Westgipfel, ohne recht zu wissen, wie ich bewohnte Stätten wieder erreichen würde. Ich freute mich meiner Ungebundenheit; kein Führer konnte zur Rückkehr mahnen, noch mir einen bestimmten Weg vorschreiben wollen. Das aide-toi, Dieu t'aidera paßte recht wohl auf meine Lage. Ich sah auf die Albulakette im Westen, auf die vielen kleinen Hochseen der nächsten Umgebung, auf die weiße Berninakette im Süden und Südwesten; was von ihren Schneegipfeln sichtbar war, das rief ebenso viele Erinnerungen an frühere Besteigungen wach.

Dann folgte ich dem Kammgrat in der Richtung auf den Lago bianco (2230 m), der 940 m tiefer in die Hochebene des Berninapasses eingebettet ist, und gelangte, in kletterndem Auf und Nieder über kleine, scharfe Joche und Gratspitzen zu der Südostecke, dem höchsten Punkt. Zu ihm führt aus der entgegengesetzten Richtung der gewöhnliche, auch nur selten betretene Weg. Ihn wollte ich nicht nehmen; er schien mir zu lang, und so schwenkte ich denn — nicht wissend, was kommen könnte — auf gut Glück nach rechts ab und betrat die südöstliche Wand des langen Albris-Kammes.

Dieser Hang fällt in drei Felsstufen von 900 m Gesammtmächtigkeit gegen die Straße ab, welche von Pontresina in mehrstündigem Laufe sanft zum

Berninapaß aufsteigt; Geröll- und Trümmerhalden von durchschnittlich 200 m Verticalerstreckung verbinden die Basis der tiefsten Felsstufe mit der Straße und der Thalsohle des Berninabaches. Ein Ueberblick über den Weg war natürlich nicht möglich, aber die Abwesenheit jeglichen Schnees eine große Erleichterung. Die Felsen reden auch ihre stumme Sprache, für die das Ohr sich schärft; sie sagen oft, wo eine leichte Stelle zum Weitergehen verführt: „Laß Dich nicht in die Falle locken"; und wo eine schwere Stelle Zaudern erweckt: „Hier allein kommst Du durch". Es scheint, daß man am Ende eines langen, in schwierigem Terrain verbrachten Tages Alles instinctiv richtig macht; denn beim Abstieg brauchte ich mich fast nie zu besinnen, war immer sicher, und traf das Rechte. Die unteren Theile der Terrassenwände waren die schlimmsten, was auch bei andern Bergen oft der Fall ist; ohne das Benutzen kleiner Felskamine wären die vorhandenen Platten kaum zu überwinden gewesen. Erst nach fünfzehnstündiger Abwesenheit erreichte ich Pontresina wieder und wurde tüchtig von einigen aufrichtigen Freunden ausgescholten.

In der Theorie mußte ich ihnen Recht geben, — des unsicheren Steins wegen in dem Schornsteine unterhalb des Albriskammes. Aber so lange das Aufklettern in abschüssigen Felsen leichter sein wird, als das Abklettern, so lange werden diese und ähnliche Lagen eintreten. Die Begierde, sein Ziel zu erreichen, ist in dem einsamen Wanderer womöglich noch lebhafter, als bei einer Mehrheit; er überwindet einige schlechte Stellen, gebraucht die Fingerspitzen, das Knie, einige wenige Nägel seiner Schuhe, um Halt zu gewinnen und sich in die Höhe zu schieben; den gleichen Weg abwärts möchte er nicht machen, der vergrößerten Gefahr wegen. Ueber sich hat er neue Felsen, steil und glatt; ein vorspringender Stein, den die Hand noch soeben erreicht, muß benutzt werden; er ist lose eingefügt in die Wand; was soll geschehen? Die Kräfte erschöpfen sich durch das Verweilen, die Sinne werden zaghaft durch das Ueberlegen, es ist ein rouge et noir-Spiel; man setzt auf Roth, und Roth gewinnt. Alle Muskeln vibriren, die Nerven fliegen, ein sicherer Standpunkt ist erreicht, das Auge verfolgt die Bahn des glücklich vermiedenen Sturzes. Daß der Sieg vornehmlich dem Glück verdankt wird, macht die Stimmung peinlich; um sie abzuschütteln, setzt man rüstig den Weg fort, nun wieder ganz auf sich selbst gestellt.

Wie mancher Lebensweg hat nicht den Vorwärtsstrebenden in ähnliche Lagen gebracht! Nicht immer genügt bloße Tüchtigkeit; das Glück muß helfen; aber wer darnach greift, hat zu bedenken, daß es meist nur ein lose eingefügter Stein in der steinernen Wand der Verhältnisse ist.

II.

Die Reise von Pontresina nach Zermatt ist zeitraubend und langwierig; zwar beträgt die geradlinige Entfernung nur 170 km, also wenig mehr als der Schienenweg von Berlin nach Leipzig; aber jedes der beiden Alpendörfer ist von Berlin aus in derselben Zeit zu erreichen, in der man von dem einen zum andern reist. Diese Reise aus dem Engadin in das Gebiet der Penninischen Alpen führte durch das Bergell zum Comersee, von dort über Lugano zum Lago maggiore. Ganz abgesehen von den großen land-

schaftlichen Schönheiten, welche aus der harmonischen Verbindung blauer Seespiegel, grüner Gelände, schimmernder Dörfer und Villen, nackter Felsen und weißer Schneegebirge entsteht, — ganz abgesehen von all' dieser vielgliederigen Pracht, bietet die Beförderung selbst Interesse; denn auch sie ist stetem Wechsel unterworfen: Postwagen, Eisenbahn, Dampfschiff haben mehrfach mit einander gewechselt, dreimal ist die Grenze Schweiz-Italien oder Italien-Schweiz überschritten worden, ehe ein dumpfer Hôtelomnibus mit rasselnden Scheiben den Reisenden durch Pallanza führt und in dem großen und guten Gasthof des Herrn Seyschab absetzt.

Der Alpinist, der aus dem kühleren Engadin kommt und die tiefgelegene Seenregion gerade in einer Periode schwüler Gewitterregen durchkreuzen muß, wird erst hier belohnt und verwandelt sich aus einem Touristen wieder in einen Menschen. Der Blick aus einem stillen, geräumigen Zimmer auf die weite Fläche des Lago maggiore, der unter den Seen ist, was die Rose unter den Blumen, dieser Blick allein befestigt eine bleibende Erinnerung. Eine schöne Aussicht hat nicht nur Werth durch das, was sie dem Auge bietet; auch dadurch, daß sie einen anmuthigen Reigen von Ideen wachruft, die in uns schlummerten. Nun erst kommen die Eindrücke des Tages ganz ungetrübt zur Geltung; eine dankbare Bewunderung für die geschauten großen Werke der Natur greift Platz, und auch die Werke aus Menschenhand empfangen ihren Antheil. Diese schmalen Schienenstränge, welche ein gebirgiges Terrain quer durchschneiden, über Berg und Thal, von See zu See, — vom Lago di Como zum Luganer See, von diesem zum Lago maggiore, — gelegt sind, verrathen die ganze Meisterschaft italienischer Wegebaukunst. Wie eine Raupe auf unebenem Boden in Windungen dahinkriecht, so bewegt sich die kleine Wagenreihe des Zuges, schmiegsam und elastisch durch kastanienbestandene Thäler und über niedrige Pässe. Die Berge der Berninagruppe liegen fern, und das Bewußtsein, in einer mäßigen Tagereise an dem italienischen Fuß des Monte Rosa zu stehen, wieder zum Hochgebirge aufzusteigen, läßt die jüngste Vergangenheit über der nächsten Zukunft vergessen und schwellt die Brust mit berauschenden Ahnungen.

In der Nähe von Pallanza ergießt sich der Tosafluß in den See; hier finden die Wasser Ruhe, welche sechzehn Stunden oberhalb die mehr berühmten, als besuchten Tosafälle bilden. Der Fluß stürzt dort über eine Bank granatenhaltigen Glimmergesteins 150 m tief herab und durcheilt ein Thal, das mit allen Reizen italienischer Alpenthäler geschmückt ist. Denn diese tragen einen eigenen Stempel, welchen nicht nur die schnelle Folge der üppiger werdenden Vegetationszonen verleiht, sondern auch die Felsscenerie mit ihren warmen, oft lebhaften Farben, mit der wilden Vornehmheit ihrer Formen; dazu tritt noch das ausdrucksvoll Typische in der äußeren Erscheinung der Bewohner und ihrer massiven, steinernen Wohnstätten. Etwas märchenhaft Phantastisches durchweht diese Thäler, welche der heißen lombardischen Ebene den segnenden Gruß der ewigen Schneegefilde überbringen; und wo man auch weilen mag: in den südlichen Monte-Rosathälern, in der Gebirgslandschaft des Monte Viso oder in dem italienischen Circus der Berninagruppe: der Zauber ist immer derselbe, und wohl dem Reisenden, der ihn empfindet.

Während der letzten 40 km ihres Laufes, von Domo d'Ossola abwärts, fließt die Tosa in einem breiten Thale von kaum merkbarem Gefäll. Noch rollt hier der stattliche Postwagen, aber neben der großen Simplonchaussée erhebt sich bereits der Damm, auf welchem bald die Eisenbahn dahin brausen wird. Zwischen Domo d'Ossola und dem See öffnet sich im Westen das Anzascathal und führt in schneller Steigung an den Monte Rosa. Bei 800 bis 900 m vollzieht sich ein Wechsel der Vegetation, die Kastanienbäume verschwinden, allmälig auch die Nuß- und Obstbäume; die Buchen werden von Nadelholzbeständen verdrängt; ihnen gesellt sich die Birke zu, bis dann bei Macugnaga (1560 m) das Thal zum Kessel wird und Matten seinen Grund bedecken.

Dieser Kessel ist berühmt wegen der Steilheit und Höhe seiner Wände, deren Kammlinie etwa den Zug eines G beschreibt und auch auf einem Kartenblatt von der üblichen Orientirung so liegt, wie das G auf einer Druckseite. Die originelle Configuration ist dadurch bedingt, daß die Hauptkette, welche hier einen meridionalen Verlauf hat, an dem oberen Ende des G eine Biegung nach Osten erleidet, dagegen an dem unteren Ende — es wird von dem Monte Rosa-Massiv gebildet — eine östliche Seitenkette aussendet, die ihrerseits eine Verzweigung nach Norden besitzt. Da, wo das G sich öffnet, liegt Macugnaga in kaum einstündiger Entfernung von dem Gletscher, der aus dem inneren Winkel hervorquillt.

Ueber die Entfernung der sichtbaren Berggipfel kann nur die Karte, unter Berücksichtigung der Höhenzahlen, Auskunft geben; denn die Schätzung wird gar zu unzuverlässig. Auf Grund der Abmessungen lehrt dann die Rechnung, daß der 4638 m hohe Gipfel des Monte Rosa-Stocks wenig über 9 km von Macugnaga entfernt ist und diesen Ort um 3078 m überragt. Würde das Terrain von hier aus gleichmäßig zum Gipfel ansteigen, so würde es einen Fallwinkel von etwa 20° besitzen. So ist es nun in Wirklichkeit nicht, und der zurückgeschobene Fuß des großartigen Berges ist durch viel stärker geneigte Flächen mit dem höchsten Punkt verbunden; eben so die übrigen Theile der Kammlinie mit dem Grunde des Kessels. Wer von hier aus nach Zermatt gelangen will, muß an irgend einer Stelle des Kessels aufsteigen und gelangt dann zu einem der Pässe, die in das Wallis führen, zum Paß des Monte Moro (2862 m), zum Neuen (3612 m) oder zum Alten Weißthor (3576 m).

Es gibt auch einen Weg, der über den Gipfel des Monte Rosa führt. Wer ihn machen will, der gehe vorher fünfzehn bis zwanzig Minuten von Macugnaga aufwärts zur Alten Kirche; dort wird er an der Außenseite eine italienische Inschrift finden, die in der Uebersetzung lautet:

„Zum Andenken an Ferdinand Imseng aus Saas und Battista Pedranzini aus Bormio; als sie auf dem italienischen Abhang (des Monte Rosa) den Alpinisten Damiano Marinelli zur Höchsten Spitze führten, fielen sie mit diesem als Opfer einer grausamen (immana) Lawine am 8. August 1881."

Gegenüber, am Fuß der Kirchhofmauer, ist das gemeinsame Grab der beiden Führer; der Monte Rosa schaut darauf nieder, und ein Stein trägt die Worte:

„A F. Imseng, bon guide et honnête homme."

Das war er in der That; ich hatte ihn gekannt und auch seinen Unglücksgefährten auf ihrem Wege zum Monte Rosa die Hand gedrückt. Mit Recht galt

Imseng für einen der ersten Alpenführer; seine Leistungen an der Nordseite des Matterhorn und an der Westseite des Weißhorn gaben ihm einen besonderen Nimbus. Er muß einen fatalistischen Glauben an sein Glück gehabt haben und besaß die ruhige Zuversicht, welche ein solcher Glaube verleiht; sonst hätte er der Lawinengefahr am Monte Rosa nicht so dreist und ohne Rücksicht auf die gefährlichste Tageszeit die Stirn bieten können. Es ist die Eigenart der unternehmenden Jugend, so zu denken, wie dieser ausgezeichnete Führer bis in sein Mannesalter dachte, trotz eminenter Erfahrung. Oder sollte etwa an dem Beispiel bewiesen werden, daß auch Erfahrung ihren Träger hinter das Licht führen kann? Wer immer nur vom Glück begünstigt war, der ist gar zu leicht geneigt, sich für eine Ausnahme zu halten, zu glauben, daß die fallende Lawine ihm ausweichen müsse, nicht er ihr. Immerhin ist es beneidenswerth, ein Leben lang von solchem Irrthum befangen zu sein und dann schnell und unerwartet daran zu Grunde zu gehen.

Diese Monte Rosa-Besteigung von Macugnaga aus ist ein Typus für eine bestimmte Classe von Hochgebirgsunternehmen. Unter Ausschluß freiwilliger Umkehr läßt sich bei ihnen allen der Erfolg mit dem Griff in eine Urne vergleichen, welche weiße und schwarze Kugeln enthält. Die weißen Kugeln bedeuten den Erfolg, die schwarzen den Untergang. Je geringere Schwierigkeiten das Terrain dem menschlichen Fortkommen bietet, je geschickter und kundiger die Wanderer sind, um so mehr weiße Kugeln wird die Urne für sie enthalten. Die Anzahl der schwarzen Kugeln dagegen ist gegeben durch Ereignisse, die zwar gesetzlich vorausbestimmt sind, deren Wann und Wo, deren Dauer und Intensität jedoch dem Menschen unbekannt bleiben. Wir kennen weder die Aufeinanderfolge der Veränderungen, denen das bergumhüllende Luftmeer unterworfen ist, noch auch die Schwankungen, welche in der Cohäsion der eisbedeckten oder nackten Felsenflächen statthaben, noch auch die modellirenden Einwirkungen des Abthauens an geborstenen Eismassen. Die Feuchtigkeit der Atmosphäre kann sich, dem Menschen ungeahnt, zu anhaltendem Nebel verdichten, die Bewegung der Lufttheilchen kann zum Sturme werden; die Temperatur kann so tief sinken, daß die Muskeln erstarren; elektrische Spannungen können sich zu Blitzschlägen auslösen; die Cohäsion kann so weit gemindert werden, daß Felsblöcke und Schnee dem Zug der Schwere folgen müssen, Steinschläge und Lawinen bilden; Abthauung kann die — von unerträglichen Spannungen zerklüfteten — Eismassen unterhöhlen und auch hier der Schwerkraft zu dem Siege von Gletscher- oder Eisabfällen verhelfen. Alle diese Erscheinungen können schwarze Kugeln liefern, *vorausgesetzt*, daß sie entstehen oder vorhanden sind, wenn der Weg des Wanderers ihre Machtsphäre kreuzt.

In der Chancenurne des Monte Rosa liegen nun besonders viele schwarze Kugeln; ihre Zahl läßt sich nur dadurch mindern, daß man sehr sorgfältig in der Wahl des Weges und der Zeit ist. Die Gefahr liegt in Eisabfällen und Schneebrüchen, welche vornehmlich durch ein Couloir, und am häufigsten Nachmittags, niedergehen. Diese Riesenfurche durchzieht den größeren Theil des Westhanges und muß gekreuzt werden. Couloirs, welche als Lawinenzüge dienen, sind meist vereist; das Traversiren derselben, auch wenn sie schmal sind,

pflegt, des zeitraubenden Stufenschlagens wegen, nur langsam von Statten zu gehen. Kommt nun eine Lawine, so ist es oft unmöglich, auf die Seite zu springen. Man traversirt jetzt das Couloir möglichst weit oben, erreicht nackten Fels und klettert an diesem $2^1/_2$ Stunden hinauf unter steter Bedrohung von Gletscherabsturz.

Ein Mann, welcher im Jahre 1886 die Ersteigung mitgemacht hatte, gab mir diese Details im Anblick der unverschleierten Westwand und ihrer vier sichtbaren Gipfel. Aus derselben Quelle erfuhr ich, daß die Ersteigung als solche, — vom rein technischen Standpunkte aus betrachtet — keine außergewöhnlichen Schwierigkeiten darbiete. Daß sie schwer ist, versteht sich für mich von selbst. Selbst wenn man in der Hütte schläft, welche der italienische Alpenclub auf Felsen in der Nähe des Couloirs errichtet hat, also etwa acht Stunden ruht, so muß man doch innerhalb vierundzwanzig Stunden 3078 m steigen und ist auf dem Wege von der Sorge um Lawinen bedrückt. Nachdem die Besteigung im Jahre 1872 zum ersten Male, und zwar von den Engländern Gebrüder Pendlebury, ausgeführt worden war, ist sie später etwa fünfmal wiederholt worden, meist von österreichischen Herren, was wie ein merkwürdiger Zufall erscheinen könnte. Der Reisende, welcher dabei umkam, war dagegen ein italienischer Alpinist von Verdienst und Erfahrung. Der Führer eines Wiener Herren wurde in der Nähe des Gipfels von einem fallenden Stein schwer getroffen, so daß die Beiden umkehren mußten.

Es war nicht das erste Mal, daß ich in dem Circusthal von Macugnaga stand, wohl aber das erste Mal, daß ich den M. Rosa von hier aus sah. Im Jahre 1868 war ich von Zermatt aus über das Alte Weißthor hierher gelangt. Während des Abstiegs, der außerdem ein unfreiwilliges Biwak in sich schloß, hatte ich nichts Anderes erblickt, als die steilen Felsen des Abstiegs, Nebel und einen Gletscher, über welchen ein warmer Thauwind strich und vereinzelte Steine hinflogen. Unwillkürlich hatte sich in mir die Vorstellung gebildet, daß das M. Rosa-Massiv in ähnlich gebildeten Felswänden abfiele. Da ich nun im Jahre 1887 genau dasselbe Wetter antraf, bei welchem ich Macugnaga im Jahre 1868 verlassen hatte, so stand ich schon im Begriff, mit der unberichtigten Vorstellung weiterzuziehen, als endlich, am Morgen des dritten Tages, die Wolken sich theilten, und ein immenses weißes Gebilde erschien: der M. Rosa. Der Blick umspannte die ganze Fläche und wurde nicht durch vorgelagerte Ketten gestört. Man hatte einen Berg vor sich, der wesentlich ein Schneeberg ist, nicht etwa ein nacktes Felsmassiv, wie der italienische Abfall des Matterhorn. Zwar tritt auch unbedecktes Gestein aus der stolzen Halde hervor, aber vornehmlich in den tiefsten Theilen und an der höchsten Spitze. Die mittleren Partien bis hinauf zu dem Kammgrat zeigen Schneefelder und aufgebrochenen Firn; wie ein zartes Schattenband zog sich das gefürchtete Couloir im fahlen Morgenlicht zur Tiefe nieder. Vier hohe Gipfel, die Culminationspunkte des Massivs, gliedern den sichtbaren Theil des M. Rosa-Kammes in nahezu gleiche Theile. Den linken, d. h. südlichen Eckpunkt, bildet die Signalkuppe (4561 m); dann folgen die Zumsteinspitze (4573 m), die Dufour- oder Höchste Spitze (4638 m), und endlich das sogenannte Nordend (4612 m), welches den rechten Eckpunkt bildet.

Keine andere Landschaft der Alpen ist gewissen bolivianischen Landschaften so verwandt wie diese, wenn auch in dem südamerikanischen Gebirgsland Alles in ein höheres Niveau gehoben ist. Was von dem kleinen Kesselboden Macugnaga's, aus 1600—1800 m Höhe, aufsteigt und bei 4600 m endet, das erhebt sich in Bolivien zum Theil aus weiten Ebenen von 3500—4200 m Höhe und endet bei 6400 m. Aber das Gemeinsame ist der ebene Vordergrund und ein einheitliches, mächtiges Aufsteigen weißer Flächen; und diese Combination enthält das Geheimniß der besonderen Wirkung — der majestätischen Wirkung im strengen Sinne des Wortes. Denn der Begriff des Majestätischen beruht auf der Verbindung von Erhabenheit mit Ruhe. Die Schilderungen, die ich an Ort und Stelle bei dem Anblick des Tacora, der Cordillera real, im Besonderen des Ylimani entwarf, sind noch in meinen Tagebüchern vergraben; auch die aufgenommenen Bilder haben nicht veröffentlicht werden können, — sonst ließe sich das Alles besser begründen.

In Macugnaga behalten Diejenigen Recht, welche behaupten, daß die Berge von unten betrachtet schöner erscheinen, als von oben. Denn von dem Gipfel des M. Rosa, den ich einst über seiner felsigen Südwand erstieg, sieht man wohl das freundliche Dörfchen, aber von der Beschaffenheit der niedergehenden Hänge kann man sich keine Rechenschaft geben. Dafür bleibt dem tieferen Standpunkt der ganze südliche Theil des Monte Rosa-Massivs verdeckt, wo auch noch vier bis fünf Gipfel unterschieden werden: die Parrot-Spitze (4444 m), die Ludwigshöhe (4344 m), das Balmenhorn (4324 m) und die Vincent-Pyramide (4244 m). Der beste Uebersichtspunkt für die M.-Rosakette ist der westlich gelegene Lyskamm (4538 m), der von den Zermatter Bergen aus wie ein Zwillingsbruder der beiden höchsten M.-Rosaspitzen erscheint; vom Lyskammgipfel aus sieht man alle Kuppen des M. Rosa, zum Theil liegen sie etwas höher, zum Theil etwas niedriger als das Niveau des Beschauers und sind von diesem durchschnittlich nur drei Kilometer entfernt.

Die Ersteigung des Lyskamm ist zwar seit dem Jahre 1877 etwas in Verruf gekommen, weil fünf Menschen auf dem Kammgrat (östlich vom Gipfel) mit dem brechenden Schneeüberhang nach der Südseite abstürzten und zerschmettert auf den Firn des Lys-Gletschers gefunden wurden. Indessen kann man dieser Gefahr entgehen, wenn man einen andern Weg nimmt: über den westlichen Theil des italienischen Südhanges; dann trifft man den Kammgrat ein wenig westlich vom Gipfel und braucht den Ueberhang nicht besonders zu fürchten. Alle diese Verhältnisse sind im September 1886 von mir genau untersucht worden, gelegentlich einer Excursion, die mich von Zermatt über das Felikjoch (4068 m) in das Gressoneythal führte, von dort auf den Lyskamm, auf den Castor (4230) und über das Schwarzthor nach Zermatt.

Diesem unvergleichlichen Ort, in dem jeder Alpinist vom alten Schlage seine zweite Heimath erblickt, strebte ich nun auch im Jahre 1887 wieder zu und traf daselbst mit Emile Rey zusammen, der von Chamonix herbeigeeilt war. Wir hielten Umschau unter den Piemontesischen Führern, welche gerade zur Stelle waren und wählten Jean-Baptiste Aymonod als Begleiter. Man trifft in Zermatt fast immer Führer aus dem nahegelegenen Val Tournanche an. Die Paßwege,

welche dorthin führen, verlaufen nahe der östlichen Basis des Matterhorn; sie sind zwar vergletschert, aber die Leute fürchten sich nicht gerade vor den Eisspalten und überschreiten den Theodulpaß (3322 m) auch wohl allein.

Nun wohnt im Val Tournanche eine ganze Reihe eminent tüchtiger Führer, die sozusagen in der Schule des Matterhorns groß geworden sind. Man unterscheidet sie auf den ersten Blick von ihren Walliser Berufsgenossen an der Kleidung, an der Gestalt, am Gesichtsausdruck; sie repräsentiren das Gegentheil von Behäbigkeit. Die rauhen Bedingungen einer dürftigen Existenz und harten Arbeit stehen ihnen auf dem Gesichte geschrieben; ihr Blick hat oft das Fragende der Leute, die ihr Lebelang vergeblich auf die Antwort eines glücklichen Geschickes harrten. In das Val Tournanche kommen wenige Fremde, nach Zermatt viele: und so verlockt Hoffnung auf Verdienst diese armen und ehrenwerthen Piemontesen, in dem Schweizerdorf zu verweilen, wenn ihr Weg sie dorthin geführt hat. Von diesen Leuten war Aymonod einer. Im Jahr zuvor hatte ich Gutes von ihm gehört, ihn auch in le Breuil am Südfuß des Matterhorn gesprochen. Mit seinem kahlen Kopf, der eingedrückten Nase und der gedrungenen Figur machte er nichts weniger als einen eleganten Eindruck; aber auf seinem Gesichte lag Zuverlässigkeit, und seine Sprechweise war höflich, ohne servil zu sein.

Rey war ein ganz anderer Mann. Die lange Reihe seiner hervorragenden Leistungen, die eclatanten Beweise von Muth, die er gegeben hatte, die Anerkennung, welche ihm von sachkundigen Alpinisten zu Theil geworden war, hatten eine verfeinernde Rückwirkung auf ihn ausgeübt. Er war vollkommen dazu berechtigt, eine sehr gute Meinung von sich zu haben, und hatte sie auch; aber statt derselben durch Prahlereien einen verletzenden Ausdruck zu verleihen, verbarg er sie hinter bescheidener Ruhe und einer Höflichkeit, welche unsern Gesprächen, selbst in Augenblicken der Gefahr, das Gefällige eines Salongesprächs verlieh.

III.

So zogen wir denn, ohne daß je Einer zuvor mit dem Andern marschirt war, am 10. September 1887 aus, um das Gabelhorn (4073 m) zu ersteigen. Es war einer der wenigen Zermatter Berge, den ich noch nicht kannte. Denn auf dem Gipfel von Dom (4554 m), Täschhorn (4498), Rimpfischhorn (4203), M. Rosa (4638), Lyskamm (4538), Castor (4230), Breithorn (4171), Matterhorn (4482), Dent d'Hérens (4180), Dentblanche (4364), Rothhorn (4223), Weißhorn (4512) hatte ich gestanden; und zwar waren mir diese zwölf Berge der Anlaß zu siebzehn Besteigungen geworden, weil einige Gipfel im Laufe der Jahre zwei- und dreimal erreicht wurden. So gut wie man ein Buch von Werth öfter liest, warum sollte man nicht in dem classischen Buche der Natur die eine oder die andere Seite wiederholt durchlesen? Erst bei einer Wiederholung erkennt man, wie viel bei dem ersten Male verloren ging, verloren gehen mußte. Es tritt im Kleinen ein, was bei Forschungsreisen im Großen gilt, und was einen Freund reicher Erfahrung zu dem Scherzwort veranlaßte: „Schade, daß man eine Reise erst ein Mal gemacht haben muß, ehe man sie zum zweiten Male machen kann."

Wenn man ausgedehnte oder schwierige Bergbesteigungen wiederholt, so er-

scheint Vieles anders als das erste Mal. Wie complicirt und lang kommt nicht dem Neuling ein Weg in einer großen Stadt vor; wenn der Beruf zur täglichen Wiederholung zwingt, so gestaltet sich derselbe Weg in der Vorstellung des Gewohnheitsmenschen einfacher und kürzer. Analoges erfahren die berufsmäßigen Führer. Denen von Zermatt ist beispielsweise der Weg auf das Matterhorn die willkommenste Tour; bei gutem Wetter und wenn ihr zahlender Begleiter nicht gerade sehr ungeschickt oder ängstlich oder schwach ist, so können sie sich nichts Einfacheres denken als eine Matterhornbesteigung. Der Reisende, welcher bei seiner ersten Ersteigung eines Berges gut aufgepaßt hat und über Entfernungen und Schwierigkeiten Rechnung zu geben weiß, wird sich bei der zweiten Besteigung durch das bloße Vertrautsein mit den Aeußerlichkeiten viel freier fühlen.

Wenn er also empfänglich für Naturgenuß ist, so wird ihm dieser nun in viel höherem Maße zu Theil werden, und er wird die erfrischende Rückwirkung davon noch lange fühlen. Für die „positiven" Geister, die esprits forts oder wie immer die Träger der Seelenstumpfheit genannt werden mögen, ist Naturgenuß allerdings nur ein sentimentaler Wahn; in Wirklichkeit ist er Freude an Landschaft, Luft, Licht und Himmel; das Ahnen einer Harmonie, die uns in sichtbaren und doch unbegriffenen Dingen entgegentritt. Auf der Grundlage körperlichen Wohlbefindens baut es sich auf und wandelt schalen Skrupel in Bewunderung. Die erfrischende Rückwirkung aber liegt in dem Uebertragen auf die Naturbetrachtung überhaupt, in dem Verhalten zum Unbegreiflichen. An dem ehernen Bau des Naturganzen rennen sich die Grübler die Schädel ein; über ihre hingestreckten Körper wandelt maßvoll der Forscher, entziffert, was die Außenwände des Tempels seinem Auge an Hieroglyphen erreichbar machen; der Zugang zum Innern ist ihm verwehrt. In ägyptische Tempel durfte er eindringen, dort fand er neue Inschriften; die Hieroglyphen dieses Tempels wird er nie erschauen, das Welträthsel bleibt für ihn, was es war: ein Räthsel; aber ein solches, mit welchem er Fühlung gewonnen hat durch die wenigen entzifferten Gesetze. Durch ihren Besitz bereichert kehrt er um, stellt sich auf den bescheidenen Hügel der Selbsterkenntniß, blickt bewundernd zurück auf den hehren Bau und empfindet keine Trauer, daß er ihn nicht begreifen kann. Das ist es, was die wahre Freude an der Natur ausmacht, und wovon mir bei der Gabelhornbesteigung recht viel zu Theil wurde.

Denn Alles, was äußere Umstände an Gunst bieten konnten, vereinigte sich: ein Weg voll reichen Wechsels, ein Wetter von seltener Beständigkeit, Begleiter in wachsender Entfaltung guter Eigenschaften.

Von den Bergen, welche über 4000 m hoch sind, liegt das Gabelhorn dem Dorfe Zermatt am nächsten, wird aber durch Vorketten verdeckt. Die Entfernung in der Luftlinie mißt noch nicht ganz 7 km, also weniger als eine deutsche Meile, der Höhenunterschied dagegen 2460 m. Könnte man gleichmäßig aufsteigen, so würde der Anstieg 21½ Grad betragen und in westnordwestlicher Richtung verlaufen.

Der Kranz der Berge, von welchen Zermatt und das Vispachthal beherrscht werden, setzt sich aus verschiedenen Ketten und ihren Abzweigungen zusammen. Die Kammlinie des Mittelstückes — es liegt südlich von Zer-

matt — trägt die Wasserscheide von Rhone und Po; die nordwärts gerichteten Seitenketten, die eine westlich, die andere östlich der Vispach, verlaufen ganz in dem Rhonegebiet. Das Gabelhorn ist ein Gipfel der westlichen Seitenkette. Es sieht gegen Osten auf einen vergletscherten Circus nieder, dessen Wasser durch die Felsenschlucht des Trifftthales in Zermatt selbst austreten und dann sogleich von der Visp aufgenommen werden.

Der Anstieg beginnt an der Thüre des Hôtel du Mont Rose, und deshalb kann der Anfang des Circus ohne Ueberstürzung in $2^1/_2$ Stunde erreicht werden, obwohl dabei 800 m zu ersteigen sind. Von dem Circusboden aus erreichten wir den Gipfel in 7 Stunden 20 Minuten, einschließlich einer fast $1^1/_2$ stündigen Pause. Der eigentliche Marsch von Zermatt auf die Gabelhornspitze kann also in neun Stunden zurückgelegt werden, und Reisende, für welche die Kürze der aufgewandten Zeit die unentbehrliche Würze jeder Unternehmung ist, verlassen Zermatt am frühesten Morgen, stellen sich kurze Zeit auf das Gabelhorn, beziehungsweise auf das Rothhorn, und erscheinen tadellosen Ansehens um 6 Uhr Nachmittags an der Table d'hôte des Hôtels.

Aber wenn man im Hochgebirge reist, um es gründlich kennen zu lernen und sich an ihm zu erfreuen, so verfällt man ganz von selbst darauf, die Abwesenheit von dem Ausgangsort möglichst auszudehnen, statt möglichst zu verkürzen. Gut Ding will Weile haben, und zu den guten Dingen gehören auch gute Gedanken und gute Beobachtungen. Wo Eile noth thut, der Weg übermäßig lang ist, das Wetter unsicher, eine drohende Gefahr oder die Nacht im Anzuge, da folgt man gern der Nothwendigkeit; und wer weiß, ob der Abstieg von dem erwähnten Circus durch die Triftschlucht nach Zermatt je schneller ausgeführt worden ist, als von uns in der beginnenden Nacht des 11. September.

Unsere Expedition dauerte nahezu dreißig Stunden; denn wir nächtigten am unteren Rande des Circus, dicht bei dem sogenannten Schlafplatz in der Trift.

Einen stillen Abend in dieser Einsamkeit zu verbringen, das lohnt allein die Besteigung, welche der Anlaß dafür ist. Von dem überhängenden Felsen geschützt, in einer Höhe von 2400 m, liegt ein einladender Biwakplatz auf schmalem Grasbande, das sich nach unten als Halde fortsetzt und gegen den linken Uferrand abfällt. Man sieht das Wasser etwa hundert Fuß tiefer fließen, durch einen anmuthigen Wiesenboden hin, der wie ein Ruhepunkt erscheint. Denn wenig unterhalb verengt sich das Thal kluftartig, und seine stark fallende Sohle zwingt den Triftbach zu Cascadenbildungen. Oberhalb liegen die drei großen Gletscher — der Gabelhorn-, der Trift- und der Rothhorngletscher —, die den ansteigenden Circuswänden aufgelagert sind. Diese Gletscher haben nicht den Charakter des Gorner- oder Aletsch- oder Morteratschgletschers, d. h. sie sind nicht sanftgeneigte Eisströme, welche in stundenlangem Lauf Thalgründe ganz erfüllen und allmälig endigen; vielmehr brechen sie, wegen steilen Gefälles der Bergwände, an vielen Stellen so ab, daß sie abgeschnitten erscheinen; ganz unten sieht man Geröllhalden, darüber den anstehenden Fels, und auf diesem liegt eine Mauer von Eis. Der nächst gelegene Berg, nur zwei Kilometer entfernt, ist das Untergabelhorn (3400 m).

das aus der gegenüberliegenden rechten Thalwand aufsteigt; nach rechts hin, die Gletscher überragend, zieht sich die zackige Kammlinie zum Obergabelhorn; die Wellikuppe (3910 m) ist auch noch sichtbar.

Das Abendlicht taucht diesen Kessel in Schatten, weil seine Achse nach Morgen gerichtet ist. Um so wirkungsvoller wird der Blick thalwärts, wo man in südöstlicher Richtung, eingerahmt von dem Profil des geöffneten Triftthales, den Monte Rosa und den Lyskamm sieht, — wie ein edles Zwillingspaar neben einander in die Lüfte ragend; ähnlich und doch so verschieden, daß ich niederschrieb: „Kein Künstler vermöchte mit so geringen Aenderungen solche Verschiedenheiten hervorzubringen." Auf ihren weiten Flächen, die während des Tages nur ein blendendes, weißes Licht ausstrahlten, bringt nun die untergehende Sonne einen warmen Effect hervor; der zarte farbige Hauch wird immer gesättigter, Gelb und Rosa vermischen sich und verlöschen dann vereint in dem Grau der Nacht. Die Thalsohle wird dunkel, die Wölbung des schützenden Felsens wird vom Biwakfeuer geröthet, unten rauscht der Bach, und aus der dunklen Tiefe leuchten plötzlich Wasseradern auf, den Vollmond reflectirend. Langsam zieht das nächtliche Gestirn über den Monte Rosa hin, dem Lyskamm zu, steigt höher und höher und ergießt die ganze Fülle seines bleichen Lichtes über das nahe Gabelhorn und die Gletscher des Triftkessels.

Alles dieses erlebte ich im August 1886, und dreizehn Monate später wurden mir nun ähnliche Eindrücke zu Theil. Das Biwakfeuer kam freilich in Wegfall; ein kleines Hôtel war so eben in der Nähe des alten Schlafplatzes entstanden; dort übernachtete ich mit Rey und Aymonod, und am folgenden Morgen brachen wir erst um $3^1/_2$ Uhr auf. Wir konnten ohne Laterne marschiren, weil das letzte Mondviertel der Wanderung genügte. Nach zwei Stunden betraten wir den Gabelhorngletscher, legten bald das Seil an, fanden den Gletscher an einigen Stellen stark aufgerissen, mußten ziemlich viel Stufen schlagen, passirten in 3750 m den ersten, 40 m höher den zweiten Bergschrund und erreichten bald darauf den Fuß der nackten Gabelhornpyramide. Hier frühstückten wir in 3810 m Höhe, nach einem Marsch von $4^1/_4$ Stunden.

Die kurze Zeit hatte genügt, zwischen den Führern und mir das erwünschte Zutrauen herzustellen. Gewandte Führer, sobald sie erkannt haben, daß sie es mit einem Reisenden zu thun haben, der kein Neuling ist, pflegen ein schlichtes, einfaches Benehmen zu beobachten und sich nicht wichtiger zu machen, als die Lage es erfordert; nun gar ein Mann wie Emile Rey würde es verschmähen, seine Hülfe aufzudrängen, wo man ihrer nicht bedarf. Unten in Zermatt hatte es noch für selbstverständlich gegolten, daß die mitzunehmende photographische Camera nicht bis auf den Gipfel geschleppt würde; jetzt, wo der schwierige Theil der Besteigung, das Erklettern des Felskopfes, begann, erbot sich Aymonod freiwillig, die Maschine zu tragen, und Rey erklärte, daß, wenn ich einverstanden sei, wir ohne das Seil klettern wollten. Nur zu gern gab ich meine Zustimmung; es wäre ja auch schlimm, wenn dieselbe, nach so vielen Jahren der Uebung, nicht mit gutem Gewissen hätte ertheilt werden können. So lange man durch das Seil mit seinen Gefährten verbunden ist, kommt jene unbeschreibbare Stimmung, welche ich die Kletterfreude nennen möchte, nicht zur vollen

Entwicklung. Mit Sicherheit in steilen Felsen aufzusteigen, nur in das Weite oder in eine Tiefe ohne Vordergrund zu blicken, jeden Schritt und jeden Griff der Hand instinctiv abzumessen, das ist in der That ein Vergnügen; es liefert ein verhängnißvolles Argument zu der Darwin'schen Theorie unserer Abstammung.

Der Weg folgte der gratartigen Rippe, die aus der Ostwand des Gabelhorns hervortritt; dann wurde rechts geschwenkt und horizontal längs des oberen Randes von einem Schneefeld traversirt, — was immer besondere Aufmerksamkeit erfordert. Wir erreichten den Kammgrat, welcher von der Gabelhornspitze über die Wellikuppe gegen das Rothhorn (4223 m) läuft, erkletterten ihn in einer halben Stunde und gelangten so an unser Ziel. Eine Notiz des Tagebuches resumirte sogleich den Eindruck dieser zweistündigen Pyramiden-Ersteigung mit den Worten: „Immerhin eine überaus anständige Kletterei." Dann setzten wir uns 2 m unter dem Gipfel, auf der Seite gegen das Matterhorn, d. h. Süd, nieder, bei unbewegter Luft, wolkenlosem Himmel, hoher Lufttemperatur (5°—6° C), und erfreuten uns zunächst der heißen Sonnenstrahlen und des Anblicks von Montblanc (4810 m) und allen Zermatter Gipfeln. Zu unseren Füßen, tief unten, lag der Arben-Gletscher, ein linker Zufluß jenes Zmuttgletschers, dessen Quellgebiet von dem Matterhorn (4482 m), der Dent d'Hérens (4180 m) und der Dent blanche (4264 m) umstellt ist.

Wie schön es dort oben war, dafür spricht die Dauer unseres Aufenthaltes auf dem 4073 m hohen Berge; wir verweilten gerade 3 1/3 Stunden. In der Gesellschaft der liebenswürdigen beiden Piemontesen zu frühstücken, mit ihnen zu plaudern, sie zu belehren, von ihnen zu lernen, ihre höflichen Dienstleistungen entgegenzunehmen, das allein war schon ein Vergnügen. Daran schloß sich das nicht geringere, vor sich hinzuträumen, die interessante Besteigung noch einmal vorüberziehen zu lassen und dem unbestimmten Eindruck nachzugeben, den all' diese weißen Häupter und dunklen Felsberge, mit den aufliegenden Firnbrüchen ihrer Hänge und den eingebetteten Gletscherströmen, hervorbrachten. Man mußte sich gewaltsam aufrütteln, um über dem Träumen die Arbeit nicht zu vergessen, die — wenn sie nutzbringend sein soll — gewissenhafte Ausführung und mehr Zeit erfordert, als wohl gemeinhin angenommen wird.

Daß die photographische Camera uns begleitet hatte, wurde schon gesagt. Ihre Verwendung auf Berggipfeln beruht vornehmlich in der Aufnahme des Panorama's oder eines landschaftlich einheitlichen Stückes von ihm. Da Vordergründe fehlen, so kann von Bildern im künstlerischen Sinne des Wortes nicht die Rede sein; dagegen lassen sich, wenn die Drehungsachse der Camera genau vertical steht, Bilder erhalten, welche aneinanderstoßen und durch ihre spätere Zusammensetzung das Profil einer ausgedehnten Gebirgskette liefern. Aus tief gelegenen Punkten könnte man ein solches panoramistisches Bild schon deshalb nicht erhalten, weil im Allgemeinen die Höhendifferenz zwischen dem Standort und der Kammlinie zu bedeutend ist, als daß die Bedingung der verticalen Achsenaufstellung erfüllbar bliebe.

Auf dem Gabelhorn befindet man sich in dem Niveau der Kammlinie, aus welchem von rechts nach links die folgenden Hauptspitzen aufragen: Die Dent

d'Hérens (4180 m), das Matterhorn (4482 m), das Breithorn (4171 m), die Zwillinge (4094 m und 4230 m), der Lyskamm (4538 m), der Monte Rosa (4638 m); und dieses Gebirge nahm ich auf. Später wurde auch ein Bild der beiden Führer angefertigt. Das Gabelhorn hat zwei Gipfelhöcker: auf dem einen gruppirten sich die Führer, auf dem anderen verblieb ich. Am Abend wurde mir in Zermatt erzählt, daß dieser Vorgang sich von der Riffel-Alp, d. h. aus der Entfernung von einer deutschen Meile, ganz deutlich habe beobachten lassen. Bei der ruhigen Luft und der großen Klarheit entsprach der Erfolg der photographischen Thätigkeit vollkommen den Erwartungen.

Eine andere Arbeit, welche nutzbringend auf hohen Gipfeln angestellt wird, ist die Höhenmessung mittels leicht transportirbarer Apparate. Der Einwurf, daß alle bekannten Alpengipfel bereits vermessen sind, und zwar weit zuverlässiger, als eine flüchtige Besteigung es ermöglicht, ist in diesem Sinne zwar zutreffend; in einem anderen Sinne dagegen unterstützt er meine Behauptung. Mit zuverlässigen Instrumenten und Methoden ermittelt man Höhen; aber auch umgekehrt dienen zuverlässige Höhenzahlen zur Prüfung von Methoden und Instrumenten.

Dasjenige Instrument, welches den Ansprüchen an Präcision, leichtes Gewicht, sicheren Transport, müheloses Aus- und Einpacken am gleichmäßigsten entspricht, ist das Hypsothermometer; es mißt die Temperatur des kochenden Wassers, genauer seiner Dämpfe, und diese sinkt gesetzmäßig mit wachsender Höhe. Der wunde Punkt bei dem Verfahren liegt darin, daß bei heftiger Luftbewegung die dampferzeugende Weingeistflamme schwer in gleichmäßigem Brennen zu erhalten ist. Reist man nun im Hinblick darauf, daß der in Thätigkeit gesetzte Apparat gelegentlich auch auf unvermessenen Höhenpunkten dienen soll, so liefern die Messungen auf Gipfeln von bekannter Höhe ebenso viele Controlen für die Zuverlässigkeit der noch vorzunehmenden Arbeiten. Schon aus diesem Grunde würde ich es nie unterlassen, Kochpunktbestimmungen auf einer Bergspitze vorzunehmen; ganz abgesehen davon, daß je mehr Uebung man sich in diesen Dingen schafft, um so besser man sie ausführt.

So einfach sich eine Kochpunktbestimmung im Zimmer gestaltet, wo das Instrument auf einem Tisch steht und die Luft unbewegt ist, so complicirt kann sie in der Höhe werden, wenn das Instrument unsicher ruht, die Flamme trotz aller improvisirten Schutzhüllen vor der einfahrenden Luft verlischt, die bloßen Hände ungelenkig werden, Kälte und Wind dem Auge Thränen entlocken. Dann führt nur instinctiv gewordene Pedanterie, die Frucht vieler Erfahrung, Alles zum guten Ende; sie behandelt auch die secundären Störungen, d. h. die Anfälle von Unmuth über die äußeren Störungen, als etwas Selbstverständliches.

Nun ist aber noch Eines zu erwägen. Jedes Terrain, das bei Besteigungen durchmessen wird, läßt sich in gewisse Höhenzonen theilen, je nachdem Wald, Matten, Geröll, Moränen, Gletscher, Felswände, Firnfelder, Gipfelpyramiden auftreten; die Punkte zu bestimmen, an welchen der Weg in diese Zonen eintritt, ist deshalb wichtig, weil eine solche Arbeit durch ihre Ausdehnung auf viele Berge zu Vergleichen und Durchschnittswerthen führt. Die Zonen grenzen sich allerdings nicht durch geometrisch scharfe Linien ab; aber auf

dem zurückzulegenden Wege kann man meist ziemlich genau den Punkt feststellen, an dem der Weg einen anderen Charakter annimmt, z. B. den Beginn der Moränen, das Betreten des Gletschers, die Höhenlage des Bergschrundes, den Anfang einer Felsrippe oder Felswand, das Erreichen eines Kammgrates, den Beginn der Rasenbüschel und Rasenbänder, die Waldgrenze. Durch Bestimmung dieser verschiedenen Punkte gliedert sich die Besteigung in natürlicher Weise, sowohl in Bezug auf ihre verschiedenen Zonen, wie auch in Bezug auf die Beschaffenheit der einzelnen Wegstücke. Berücksichtigt man außerdem den Zeitverbrauch bei jedem derselben und berechnet daraus die stündliche Erhebungsgeschwindigkeit, so erhält man an der Größe der ermittelten Zahl einen Anhalt für die Schwierigkeit, welche sich darbot.

Diese Marschgeschwindigkeit, genauer Hebungsgeschwindigkeit, in der Stunde kann, wenn ein Berg steil ist und einen Pfad besitzt, wie z. B. der Piz Languard im Engadin, bis auf 700 m in der Stunde hinaufgetrieben und während zweier Stunden ausgehalten werden; das schließt aber jeden Landschaftsgenuß aus, und hat nur einen Sinn, wenn es sich um eine Probe handelt nach Art der Dampfkessel, die auch bei der Probe einem stärkeren Druck unterworfen werden, als der Gebrauch verlangt. Das Durchschnittsmaß der stündlichen Erhebung ist 300—400 m; bei langen und schwierigen Besteigungen, wo gelegentlich Stufen geschlagen werden müssen, sinkt es. Daß man für die Dauer von zehn Minuten eine andere Durchschnittsgeschwindigkeit halten kann, als während zehn Stunden, ist selbstverständlich. Ohne Messungen täuscht man sich gar zu leicht, überschätzt unwillkürlich die Höhe krönender Felspyramiden. Daß die des Gabelhorn, vom oberen Bergschrunde bis zum Gipfel (4073 m) gerechnet, nur 300 m betrüge, das glaubten mir selbst erfahrene Alpinisten nur scheinbar und aus Höflichkeit. Obgleich wir, wegen des Verzichtes auf das Seil, leichter und angenehmer kletterten, als unsere Vorgänger, so überwanden wir doch nur 150 m in der Stunde.

Es würde nun zu zeitraubend sein, an all' den Punkten, welche der Charakteristik des Weges dienen, das Wasser sieden zu lassen und die Temperatur seines Dampfes zu messen; man thut das etwa dreimal, bezw. fünfmal: am Ausgangspunkt, in der Mitte und auf dem Gipfel. An allen übrigen Punkten liest man Taschen-Aneroide ab, welche den Luftdruck direct messen; dieselben folgen aber in ihren Angaben nicht genau den Aenderungen, welche der Luftdruck mit der Höhe erfährt, und verhalten sich in dieser Beziehung zu den Hypsothermometern wie eine falsch gestellte und unregelmäßig gehende Uhr zu einer gut gehenden und richtig gestellten.

Wenn man zwei solcher Uhren bei sich hat, sie im Laufe des Tages einige Male mit einander vergleichen, im Uebrigen aber nur die schlechte Uhr gebrauchen kann, so lassen sich aus den falschen Ablesungen der schlechten Uhr mittels der Vergleichung nachträglich die richtigen Uhrzeiten genähert ableiten. Beim Aufstieg läuft das Aneroid in einer anderen Weise falsch, als beim Abstieg, und deshalb ist die Vergleichung auf dem Grenzpunkt beider Wege, d. h. auf dem Gipfel, besonders wichtig.

Wir verließen die Gabelhornspitze erst um zwei Uhr Nachmittags und ge-

brauchten 1½ Stunden, um an der Pyramide hinabzuklettern; der Abend war schon völlig gesunken, als wir ohne Laterne in Zermatt einrückten. Wir ruhten einen Tag aus und brachen dann auf, um das Matterhorn zu traversiren.

IV.

Das Matterhorn steigt als eine vierseitige Pyramide aus weiten Gletscherböden auf, die von dem Gipfel (4482 m) in runder Zahl um 1500 m überragt werden; in einigen Schluchten zieht sich das Eis höher hinauf: bis zu 3600 m, oder legt sich panzerartig, wie z. B. im Osten und Norden, an die Basis der aufragenden Seitenflächen: bis zu 3500 und 3600 m. Diese sind nach den Himmelsrichtungen orientirt und stoßen in vier Felsgraten zusammen; nach der Durchschnittsrichtung ihres Falles werden letztere am natürlichsten als Nordost-, Südwest-, Südost- und Nordwest-Grat bezeichnet. Mit der Regelmäßigkeit eines Krystalls ist der Berg allerdings nicht gebildet, und befindet man sich auf irgend einer Stelle desselben der Uebersicht beraubt, so empfängt man den Eindruck einer in Stein umgesetzten, phantastischen Regellosigkeit. Auch ist der Gipfel kein Punkt, sondern ein horizontaler Grat, in welchem sich die Nord- und Südfläche durchsetzen und von dessen beiden Enden die Ost- und Westfläche niedersinken.

Alle diese Flächen sind sehr steil aufgerichtet; beispielsweise konnte man die Leiche eines Zermatter Führers, der auf dem Südwestgrat, in der Alten italienischen Hütte (4120 m) erkrankte und starb, über die Hänge der Westseite so abwerfen, daß der Körper auf dem Col du Lion-Gletscher anlangte und von dort über den Tiefmatten- und Zmuttgletscher nach Zermatt transportirt wurde. Von dem höchsten Theile der Nordwand fielen im Jahre 1865 drei Personen bis auf den Matterhorngletscher; wahrscheinlich auch eine vierte, deren Leiche indeß nicht gefunden wurde.

Kein Berg der langen Alpenkette kann mit dem Matterhorn verglichen werden; kein anderer besitzt eine so stark entwickelte Individualität, hebt sich so kräftig und so hoch gegen die benachbarten Berge ab, bietet so wild-pittoreske Formen; kein anderer überrascht, trotz der Einheit des pyramidalen Aufbaus, in solchem Maße durch die Contraste eines vielfältigen Gesichtes. Neben mir liegen verschiedene Bilder, welche ich selbst aufgenommen habe: von der Riffelalp (2222 m) aus die ostnordöstliche Seite des Matterhorn, vom Dorfe Zmutt (1940 m) aus die nordöstliche, von Stockje (2760 m) aus die nordwestliche. Der Vergleich dieser drei Bilder unter einander ist wegen der Verschiedenheit der Physiognomien überraschend und wird es noch mehr durch die Ueberlegung, daß Standpunkte, welche die West-, die Süd- und Südostseite des Berges zeigen, wiederum ganz andere Ansichten gewähren. Solche Standpunkte sind beziehungsweise der Dent d'Hérens-Gipfel (4180 m), das Hôtel bei Breuil (2120 m) in der Oberstufe des Val Tournanche und das Breithorn (4170 m).

Es wäre lohnend, acht Ansichten des Matterhorn, von passenden Standpunkten, wie den erwähnten, genommen, zu einem kleinen Bilderatlas zu vereinigen. Würde man irgend einen andern Berg aus acht verschiedenen, in ihm zusammentreffenden Richtungen aufnehmen, so müßten natürlich auch acht verschiedene Bilder ent-

stehen, aber sie würden größere Verwandtschaft unter einander zeigen. Für das Matterhorn ist besonders der Umstand festzuhalten, daß die beiden Joche, zwischen welchen sich das Horn aus der Kette erhebt: der Col du Lion (3610 m) und das Furggenjoch (3280 m), tief eingeschnitten, und daß die zugehörigen, dem Gipfel zustrebenden Grate, der Südwest- und der Südostgrat, entsprechend lang und steil sind. Die beiden andern Grate besitzen nicht den natürlichen Abschluß durch Joche, sondern laufen gegen Thäler aus; dennoch sind ihre unteren Endpunkte genau zu bestimmen. Der Nordwest- oder Zmuttgrat sitzt auf dem Boden des Zmuttgletschers auf, der Nordostgrat endet bei 3300 m; seine Fortsetzung nach unten — gegen das Hörnli und Zermatt — kann dem eigentlichen Matterhorn nicht mehr zugerechnet werden; dieselbe scheidet das Zmuttgebiet von dem Gebiete des Gornergletschers und seiner Seitenströme.

Für die Längen und Fallwinkel der vier Grate gelten folgende abgerundete Werthe:

	Länge	Fallwinkel
Südwestgrat (Col du Lion)	1.5 Kilometer,	36°,
Südostgrat (Furggenjoch)	1.7 =	43°. 5,
Nordostgrat (Hörnli)	2.0 =	39°,
Nordwestgrat (Zmutt)	3.1 =	37°.

Fallwinkel eines Betrages von 36°—43° machen uns bei hohen Bergen stets den Eindruck sehr großer Steilheit, und doch handelt es sich nur um Mittelwerthe. Stücke dieser Grate, — man nennt sie Schultern — sind wenig geneigt, und daraus folgt, daß andere Stücke stärker geneigt sein müssen, als die Mittelwerthe angeben. So kommt es, daß gerade der Col du Lion-Grat, dem das geringste Durchschnittsgefälle gehört, an gewissen Stellen außerordentlich steil ist.

Von den genannten Graten haben bisher nur drei zur Erreichung der Spitze gedient; der vierte mit seinem Winkel von 43°.5 gilt für unpassirbar. Uebrigens ist man, welcher Weg auch gewählt werden mag, darauf angewiesen, die Seitenflächen mit zu benutzen. Am seltensten ist die Besteigung über den Zmuttgrat gemacht worden, am häufigsten über den Nordostgrat; bei jener bietet das höchste Wegstück relativ die geringsten, bei dieser bietet es die größten Schwierigkeiten. Die sogenannte italienische Besteigung führt von le Breuil über den Col du Lion zur Spitze; dieser Weg ist wegen der vielen Wände und Kamine im Einzelnen complicirt; seine Auffindung und Ueberwindung ist das Verdienst der Piemontesen im Val Tournanche, deren Geduld, Findigkeit und Kletterkünste einen schwer zu übertreffenden Triumph dadurch feierten. Der Löwenantheil des Ruhmes fällt auf Jean Antoine Carrel, genannt der „Bersagliere". Eben weil der Weg so complicirt ist, so hat er im Laufe der Jahre, d. h. seit 1865, mannigfache Schiebungen erfahren: die letzte im Jahre 1887, ganz oben am Kopf.

Bei Felsbergen, welche in die Schneeregion hineinragen, kommt, sobald es sich um ihre Besteigung handelt, viel auf die augenblickliche Verfassung, die sogenannte „Condition" an. Die Schwierigkeiten, welche aus der Steilheit oder bröckeligen Beschaffenheit des Gesteins erwachsen, bleiben constant; die Condition wechselt. Man versteht darunter den veränderlichen Zustand der Oberfläche in Folge sommerlicher Schneefälle. Wenn unten in Zermatt Regenwetter geherrscht

hat, und das Matterhorn nach mehrtägigem Verhülltsein aus den Wolken tritt, so erscheint seine Pyramide weiß überpudert und zeigt erst allmälig wieder das Braun seiner Wände. Wenn die Jahreszeit vorgerückt ist und ihr ein feuchter Sommer vorangegangen war, so bleiben manche Felsgrate und Felshänge, die ihren Schnee periodisch verlieren, damit bedeckt, oder sie vereisen wohl auch. Das geschieht nicht selten an Stellen, wo man der kleinen Felsvorsprünge für Fuß und Hand sehr bedarf, um stetig und sicher klettern zu können. Die Schneeschicht, welche nicht immer fest aufliegt, oder die Eiskruste, welche zu dünn ist, um ein Stufenschlagen zu gestatten, bedingen alsdann Vorsicht und Aufenthalt. Das Angreifen von Schnee, Eis und durchkältetem Gestein hat außerdem Schmerzempfindung und geminderte Gebrauchsfähigkeit der Hände zur Folge.

Bei unserer Traversirung des Matterhorns machten sich die Nachtheile der vorgerückten Jahreszeit zum Theil bemerkbar. Wir stiegen von Zermatt über den Nordostgrat zur Spitze auf und über den Südwestgrat ab bis zum Col du Lion. Bei dieser Gelegenheit machte ich etwa dreißig Höhenbestimmungen mit Hülfe zweier Aneroide und des Hypsothermometers. In die Berechnung wurden Zermatt (1620 m), der Matterhorngipfel (4482 m) und der Col du Lion (3610 m) als bekannte Fundamentalpunkte eingeführt. Die so gewonnenen Höhenzahlen sind den folgenden Angaben zu Grunde gelegt.

Das Erreichen des Matterhorngipfels von Zermatt aus erfordert unter normalen Verhältnissen und normalem Gehen rund zehn Stunden Marsch; da die Niveaudifferenz 2862 m beträgt, so steigt man also durchschnittlich 286 m in der Stunde. Die Hebung ist eine stetige, d. h. nirgendwo durch erwähnenswerthe Senkungen unterbrochen. Der Weg läßt sich von Zermatt aus mit dem Auge verfolgen, und an schönen Augusttagen bietet sich fast immer Gelegenheit, Menschen daselbst auf- oder abklettern zu sehen. Ueber den Thalkopf, welcher von dem unteren Gornergletscher und dem Zmuttbach umflossen wird, steigt man auf und läßt in 2250 m die letzten Arven und Lärchen hinter sich; dieselbe Niveaulinie bildet auch für das gegenüberliegende, rechte Ufer des Gornergletschers die Waldgrenze; dort sieht man das Hôtel zur Riffelalp liegen.

Eine erste Station ist jetzt das 1887 fertiggestellte Hôtel Schwarzsee (2590 m), wo man ausreichenden Comfort antrifft. Hier verläßt man die Mattenregion; die Maschen des Pflanzenkleides werden weiter und weiter, und über vegetationslosen Schutt und anstehendes Gestein, das etwa in 2750 m beginnt, steigt man zum Hörnli (2900 m) auf. So heißt das scharf abgeschnittene Ende des horizontal auslaufenden Grates, der bei 3300 m als Contrefort aus dem Matterhorn austritt. In der Nähe der Austrittsstelle liegt die Neue Schweizerhütte (3270 m), wo wir die Nacht verbrachten. Die Marschzeit, ohne die Pause im Schwarzsee-Hôtel, hatte $4^1/_2$ Stunden betragen. Der Siedepunkt des Wassers wurde daselbst zu 89.1° C bestimmt; in Zermatt war er am Morgen desselben Tages zu 94.5° C ermittelt worden.

In der Nacht machten sich einige Sturmstöße bemerkbar. Als wir am frühen Morgen des 14. September bald nach 3 Uhr aufbrachen, lag ein flockiges Nebelmeer über der Tiefe; im Osten stand die Mondsichel, umgeben von einem Ringe, darinnen erglänzte ein Stern. Das Matterhorn ragte schwarz und wolkenlos in die Lüfte auf. Wir gingen ohne Seil, zuerst Rey, dann Aymonod,

dann ich. Eine Laterne aus japanischem Papier leuchtete uns; sie war uns in Zermatt geliehen worden, bewährte sich aber nicht. Ein Augsburger Herr folgte, begleitet von dem berühmten Führer J. Grill aus der Ramsau in Oberbayern und dessen Sohn. Der Weg verläuft anfänglich auf der Ostwand des Matterhorn und zieht sich am oberen Saume des steil angelegten Gletschers hin. Es kommen ein oder zwei Stellen im Felsen vor, bei denen man gut thut, das Knie aufzulegen.

Nach fünfviertelstündigem Marsch, in 3510 m Höhe, verließen wir den Gletscherrand, erreichten den Nordostgrat und kletterten bis zur Alten Hütte auf. Sie liegt 3810 m hoch, also 540 m über der Neuen; das Aufsteigen erforderte 2⅓ Stunden, d. h. wir konnten stündlich 230 m überwinden. Das scheint viel für so steiles Terrain, wo ein Fehltritt sich rächen würde; denn am Gabelhorn traten 150 m an Stelle von 230 m unter nahezu gleichen Verhältnissen. Der Unterschied könnte sich daraus erklären, daß die zahlreichen Matterhornbesteigungen einen Pfad geschaffen haben, der zwar dem Auge so gut wie verborgen bleibt, aber der Hand und dem Fuß ununterbrochen Erleichterungen gewährt; man hat überall guten Griff und guten Stand. Indeß ersehe ich aus dem Tagebuch des Jahres 1868, wo diese Vortheile noch nicht galten, daß wir damals, genau in demselben Tempo kletterten, wie neunzehn Jahre später. Die Schwierigkeiten müssen also größere sein am Kopfe des Gabelhorn, als an diesem Wandstück des Matterhorn.

Die Alte Hütte wurde im Jahre 1868 errichtet, in demselben Jahre, wo von Zermatt aus die erste Wiederholung der ersten Besteigung (1865) stattfand; ich habe die Hütte damals selbst benutzt. Sie klebt am Felsen und hat keinen Vorplatz; denn die Plattform ist nicht größer als der Grundriß der Hütte, zehn Schritt auf fünf. Diese ist jetzt völlig unbrauchbar, innen zum Theil vergletschert. Aber die Aussicht ist von seltener Großartigkeit. Was einem Bilde zum Vorwurf wird: der Mangel eines Vordergrundes, das wird hier der Schlüssel für den überwältigenden Eindruck.

Als wir anlangten, da kündete die Sonne gerade ihren Aufgang an. Ihr röthlichgelbes Licht legte sich langsam von den Gipfeln aus auf die Hänge der nahen Dent blanche, des Gabel-, Roth- und Weißhorn: über die steile Ostwand des Matterhorn von oben her zu uns vordringend. Hinter der weißen Mischabelkette erhob sich der feurige Ball, und von den weiten Gletscherbecken, jäh zu Füßen, wurde die Schattendecke langsam wie durch eine unsichtbare Hand zurückgezogen. In der schiefen Beleuchtung trat die Zeichnung der Gletscherspalten deutlich hervor; Stücke des nächst gelegenen Furggengletschers machten den Eindruck einer riesigen Krokodilhaut.

Der ganze Weg, von Zermatt an bis zu diesem hochgelegenen Punkte, ist reich an herrlichen Ausblicken auf Gletscher und Schneegipfel; denn er schiebt sich mitten hinein in eine Landschaft, die fast nach allen Richtungen hin aus diesen Elementen zusammengesetzt ist. Aber der Blick von der Alten Hütte faßt alle die gewonnenen Eindrücke einheitlich zusammen, erweitert sie noch und vertieft sie gleichzeitig durch die wilde Lage des Standpunkts.

Der 16 km entfernte M. Rosa mit seinem Nachbar, dem Lyskamm, bildet in ostsüdöstlicher Richtung das Centrum der gebogenen Kette; in der ein-

geschalteten weiten Tiefe ist Gletscher an Gletscher gebettet; halbkreisförmig legen sich zwei Reihen hoher Gipfel an das Centrum, gegen das Matterhorn zu immer niedriger werdend, aber in dem anderen Zweige, in der nördlich gerichteten Mischabelkette, wiederum bis 4554 m ansteigend. Auf der entgegengesetzten Seite steht die Dentblanche in unverhüllter Pracht, kaum eine deutsche Meile entfernt; noch ein wenig näher ist das Gabelhorn gerückt. Von diesem aus setzt sich die Kette, perspectivisch verkürzt, bis zu dem mächtigen Weißhorn (4512 m) fort, das nördlich und 14 km entfernt, liegt. In friedlicher Stille ruht Zermatt im Thalgrunde, mit seiner Kirche, den dunklen braunen Lärchenhütten und seinen weißen großen Hôtels, umgeben von grünen Matten; der helle Streifen, der sie durchfurcht, ist die Vispach.

Das Thal erscheint als ein Kessel, weil es kurz unterhalb Zermatt so wendet, daß die Sohle verschwindet. Dafür sieht man zwischen den oberen Theilen seiner Gehänge hindurch die Kämme der Berner Alpen: ein Anblick, der immer herrlicher wird, je länger man ihn genießt. Diese Kette drängt sich für den Beschauer zusammen; ihre Gipfel liegen in 50—70 km Entfernung; man erkennt das Bitschhorn (3960 m), die Jungfrau (4167 m), das Aletschhorn (4200 m), das Finsteraarhorn (4275 m). Ein großer Gletscher kommt aus dem Gebirge nieder, gerade auf den Beschauer los: es ist der größte von allen: der Aletschgletscher. Da die Hütte höher liegt, als der an das Matterhorn stoßende Theil der Hauptkette, so sieht man auch auf italienischen Boden; die nächstgelegenen sichtbaren Berge daselbst sind die des Val Tournanche.

Unvergeßlich wird mir der Abend bleiben, den ich hier oben am 9. August 1868 verlebte. Damals konnte Alles mit Muße betrachtet werden, jetzt verhinderte die Kälte daran; denn die untere Hütte hatten wir bei —6° C verlassen, diese verließen wir nun bei —5° C und stiegen zur Schulter auf, deren oberes Ende 4260 m hoch liegt. Wir gebrauchten dazu nicht ganz zwei Stunden und kletterten mit 230 m Durchschnittsgeschwindigkeit. Während der ersten Stunde hält sich die Besteigung auf der Ostwand und führt dann in etwa 4030 m Höhe rechts hinauf zu dem Nordostgrat. In der Höhenzone 3900 m bis 4000 m trifft man schlechtes Gestein an; dieselbe war noch jüngst der Schauplatz von Ungemach und Unglück.

Vier verschiedene Expeditionen hatten am Morgen, beziehungsweise Vormittag des 17. August 1886 den Gipfel des Matterhorn erreicht; da schlug das Wetter um, und es fiel Schnee. Eile war geboten, aber weil nicht alle Reisende Alpinisten waren, so ging der Abstieg bei den verschiedenen Expeditionen verschieden schnell von Statten. Für Ungeübte oder Schwächliche ist der Abstieg vom Matterhorn schwieriger als der Aufstieg. Der Nebel hinderte die Orientirung, die Schneedecke erschwerte das Klettern und verwischte manche Merkmale des Weges. Die Folge war, daß zwei Partien so langsam von der Stelle kamen, daß sie von der Nacht überfallen wurden; die eine in 3900 m Höhe, die andere noch weiter oben. Von der letzteren — sie bestand aus zwei unerfahrenen älteren Herren und zwei unerfahrenen jungen Führern — starb ein Reisender, der sich in der Frühe des folgenden Morgens nicht weiter bewegen konnte oder wollte, wenige Stunden später an Ort und Stelle; die Hülfscarawane fand ihn todt

vor. Wir begruben ihn in Zermatt, wo man in diesen Dingen bereits eine traurige Uebung hat.

Die „Schulter" des Nordostgrates besitzt eine geringere Neigung, als der übrige Grat; immerhin steigt sie noch merklich an: etwa im Winkel von 15°, wenn ich aus der Erinnerung schätzen darf. Sie ist vereist, ganz schmal und gestattet nach beiden Seiten den Blick in Abgründe. Der Lebensmüde kann sich hier noch im letzten Augenblick entscheiden, ob er auf dem Furggengletscher zur Linken oder auf dem Matterhorngletscher zur Rechten aufgelesen sein will. Nach meiner gewissenhaften Zählung hat diese Passage eine Länge von 200 Schritten; sie endet an dem eigentlichen Kopf des Matterhorn. Wir verbrachten, ehe das letzte Stück in Angriff genommen wurde, eine behagliche halbe Stunde mit Essen, Trinken, Rauchen und Umschauen. Die später berechnete Höhenmessung, welche 4260 m für das obere Ende der Schulter ergab, wurde durch die genäherte Niveaugleichheit mit dem Rothhorngipfel (4223) und mit dem Domjoch (4286 m), Mittel = 4255 m, controllirt. Hier oben herrschte kein Wind; die Sonne wirkte angenehm; die Aussicht auf die Berner und Zermatter Ketten war klar geblieben; gegen Italien lagen parallel untereinander zwei Wolkenschichten, oben flockig, unten mit einer horizontalen Linie abschneidend.

Wir legten nun das Seil an und erkletterten den Kopf. Hier machte sich frischer Schnee als große Störung geltend, und obwohl wir jetzt die Unterstützung durch befestigte Ketten und Seile hatten, so gebrauchten wir doch siebzig Minuten, um die noch fehlenden 222 m zu überwinden, — einige Minuten mehr, als im Jahre 1868, wo jene Hülfsmittel noch nicht bestanden. Es war das vierte Mal, daß ich den Gipfel des Matterhorn auf diesem Wege erreichte, aber so schwierig war mir das letzte Stück nie vorgekommen, trotz ausgezeichneter Disposition. Das kam nur von dem frischen Schnee, dem stärker einsetzenden Winde und der Kälte. Wir standen gegen zehn Uhr auf dem östlichen Gipfel, dem Zielpunkt der Zermatter Besteigungen. Ein scharfer horizontaler Grat, dessen Länge in meinem Tagebuch vom Jahre 1868 auf 200 Schritt geschätzt worden ist, führt zu der andern Spitze, der sogenannten italienischen, welche zuerst (1865) von den Piemontesen erreicht wurde.

V.

Wenn die Luft ruhig ist, und die Sonne heiß brennt, so gibt es nichts Wunderbareres, als auf der Matterhornschneide zu sitzen. Die schwebend ruhende Gondel eines Luftballons muß ähnliche Empfindungen hervorrufen; aber dann hat man noch immer den mächtigen Ballon zu Häupten, hier das blaue Himmelszelt.

Was man sehen kann, das ist aus Karten zu entnehmen, aber nicht, welchen Eindruck die Dinge hervorbringen. Zu notiren pflegt man meist das, was am Wirkungsvollsten ist, oder was bei sehr großer Entfernung noch deutlich sichtbar ist. Der Blick in die Tiefe beschäftigt ebenso sehr wie der Blick in die Weite: Der Zmuttgletscher zu Füßen, jenseit überragt von der Dent blanche; das steinerne Wirthshaus von le Breuil (Giomein) im Val Tournanche, etwa 7000 Schritt entfernt in der Tiefe liegend; Zermatt nicht ganz so nah, aber doch nicht weiter als 11 000 Schritt; die nahen Ketten kräftig aufgebaut mit sichtbarer Basis; fernere Ketten — wie die schönste aller: die Berner — gleichsam in der Luft

schwebend. Der Montblanc, während der Besteigung durch das Matterhorn selbst verdeckt, überragt in breiter, glänzender Masse und vornehmer Form die ihm zustrebenden Gebirgszüge der Graïschen und Penninischen Alpen; er ist acht deutsche Meilen, d. h. 60 km entfernt. In mehr als doppelter Entfernung (150 km) schwebt südlich die Pyramide des M. Viso, des unbestrittenen Beherrschers für ein weites Gebiet; und in östlicher Richtung jenseit der nahen Monte Rosa-Mischabelkette tauchen Gipfel der Berninagruppe auf, deren Abstand 170—180 km beträgt.

Zweimal, in den Jahren 1868 und 1879, traf ich so günstige Witterungsverhältnisse auf dem Matterhorn an, daß ich die vorstehenden Bemerkungen notiren konnte. Nicht so im Jahre 1882, wo am 5. August der Wind so heftig wehte, daß wir nur fünf Minuten auf der Höhe verweilten. Wir waren damals neun Personen, die in drei getrennten Gruppen marschirten; auch eine Dame von seltenem Muth befand sich darunter, im Uebrigen noch zwei Herren, fünf Führer und ich selbst. Am 14. September 1887 war es nicht besser, und da es wenig rathsam erschien, dem lähmenden Einfluß der Kälte Raum zu geben, so standen wir nur einen Augenblick still, damit die Zeit und die Aneroidangaben notirt werden konnten, und gingen dann weiter, dem braven Grill und seinen Gefährten ein flüchtiges Lebewohl zurufend.

Hier erst begann das Wegstück, um dessenwillen die Expedition unternommen war: der Abstieg auf der italienischen Seite des Matterhornkopfes, das Umklettern seiner Basis bis zu dem Südwestgrat und die Verfolgung desselben bis zu dem Col du Lion.

Betrachtet man das Matterhorn von le Breuil, d. h. von Süden aus, so erscheint es weniger abschreckend, als von Zermatt aus; trotzdem ist die italienische Besteigung schwieriger als die Zermatter. Man könnte den Abstieg nach le Breuil auf dem von uns zurückgelegten Wege nicht ausführen, wenn nicht an gewissen Stellen Seile befestigt wären. Bis zum Jahre 1885 folgte man der horizontalen Matterhornschneide bis zu dem italienischen Gipfel, und stieg dann an einer befestigten Strickleiter und an Seilen über die Felsplatten ab. Ein Abfall von Steinen riß die Strickleiter aus ihrer oberen Befestigung, so daß im Jahre 1886 die italienischen Besteigungen ganz unterblieben. Der Versuch, eine neue Leiter anzubringen, mißlang; trotzdem erbot sich Aymonod, als ich ihn Anfang September 1886 in le Breuil traf, mich hinaufzuführen; ich kannte indeß seine Tüchtigkeit zu jener Zeit noch nicht und lehnte ab.

Die Val Tournanche-Führer, deren ergiebigste Einnahmequelle das Traversiren des Matterhorns von le Breuil nach Zermatt ist (150 Franken pro Mann), hatten alles Interesse, den Berg wieder gangbar zu machen, und nun gelang es J. B. Aymonod in Begleitung von zwei jüngeren Landsleuten J. B. Perruquet und J. B. Maquignaz (Sohn des berühmten Jean Joseph), am 9. Juli 1887 eine neue Passage am Kopf zu entdecken. Hier wurden am 31. Juli 140 Meter Seil befestigt, und zwar von oben nach unten. Die drei Genannten, unterstützt von Jean Joseph Maquignaz „le fameux“ und von P. Pession, schleppten das Material von der Schweizerseite auf und stiegen dann nieder; von Italien aus kamen ihnen Jean Antoine Carrel, der alte Victor Maquignaz und der junge Auguste Verraz entgegen. Es

handelte sich also um nichts Kleines, und ich konnte mich nun selbst davon überzeugen.

Wir gingen vom östlichen Gipfel aus etwa 40 Schritt über den scharfen Kammgrat des Matterhorns und schwenkten dann links, wo das Dach in abgeschnittener Wand niedergeht; in ihr zieht sich, schräg und geradlinig, ein langer steiler Kamin, und dort sind die sehr starken Seile des „nouveau passage“ befestigt. Dieses Stück wünschten wir schnell hinter uns zu haben und handelten auch entsprechend; aber das ließen die Abgründe denn doch nicht zu, daß wir uns gleichzeitig bewegten. Es sind 90 m Niveaudifferenz, etwa die dreifache Höhe des Berliner Schlosses, in schräg ablaufender Linie zu durchmessen, und es erfordert bedeutenden Kraftaufwand, auch Besonnenheit, an Seilen abzuklettern, die mit der Richtung des steilsten Falles einen Winkel bilden. Endlich wurde ein kleiner Absatz erreicht, und nun gingen wir horizontal längs des Felsens und gelangten an einen Punkt, der 4390 m hoch liegt und gegenwärtig den Namen Enjambée Aymonod trägt. Das horizontale Traversiren erklärte Rey, der von uns Dreien die größte Erfahrung besaß, für schwieriger, als den Abstieg über die Platten.

Vom Gipfel des Matterhorn bis zu dieser Stelle hatten wir gerade eine Stunde gebraucht; da hiervon auf Jeden von uns zwanzig Minuten Marsch kamen, von denen mindestens fünf Minuten für das Traversiren beansprucht wurden, so waren wir mit 270 m Klettergeschwindigkeit am Kopf hinuntergegangen.

Hier speisten wir im Anblick des Montblanc und aller dazwischen gelagerten Ketten, stark durchkältet von dem nicht nachlassenden Winde. Die Temperatur war — 1° C.; auch im Verlauf des Tages verblieb sie unter Null und sank schnell im Laufe des Nachmittags.

Anderthalb Stunden blieben wir an Ort und Stelle; davon wurde eine Stunde der vergeblichen Mühe geopfert, das Wasser des Hypsothermometers zum Kochen zu bringen. Alle Vorsichtsmaßregeln, die sonst noch immer geholfen hatten, versagten, und zum ersten Mal in meinem Leben war das Instrument umsonst ausgepackt worden.

Durch die Zeit wurden wir nicht gedrängt. In diesem größten steinernen Labyrinth, welches die Alpen aufweisen, wollte ich einen ganzen Tag verbringen, mich weiden an den steilen Niederblicken, an der hehren Wildheit des Aufbaues. Wie in dem Dämmerlicht einer Kathedrale, je länger man weilt, ihre Schönheit und Größe immer klarer erkannt wird, die Ideen sich weihevoller gestalten, das ganze Wesen sich umstimmt in die stumme Sprache des Heiligthums, so bringt auch ein langes Verweilen auf den Zinnen jener Berge, die wie große Münster gegen Dorfkirchen erscheinen, ähnliche Wirkung hervor. Wir hätten, trotz der merklich verkürzten Tage, noch bis le Breuil absteigen können, aber das beabsichtigten wir überhaupt nicht.

Von der Enjambée Aymonod wurde der Weg in horizontaler Richtung fortgesetzt, längs der Basis des eigentlichen Kopfes hin, der zur Rechten blieb; nach zwanzig Minuten trafen wir mit dem alten Seilleiterwege, dem „ancien passage“, zusammen. Die Seilleiter ist nicht mehr vorhanden. Nachdem sie noch lange an der ursprünglich unteren Befestigung vom Felsen niedergehangen, hat man sie abgenommen; sie wird jetzt in den Gorges de Busserailles im Val Tour-

manche als Reliquie aufbewahrt, wo ich sie später sah und ihren guten Zustand nach fast zwanzigjähriger Dienstzeit bewunderte.

Indessen sind die übrigen Seile noch sichtbar; sie schienen nahezu in der Richtung des steilsten Falles zu hängen und bezeichnen den alten Weg. Wir gelangten nun zu dem Südwestgrat, und zwar an einem Punkte, der von Aymonod als Col Félicité bezeichnet wurde und nach meiner Messung 4380 m hoch liegt. Félicité war ein junges Mädchen aus dem Val Tournanche, welches die erste entscheidende Expedition begleitete und wohl bis zu diesem Punkte vordrang.

Von hier senkt sich der Grat 150 m tief bis zu dem mächtigsten Contrefort der Südseite, dem Tyndall-Grat; Grat bedeutet hier also Massiv oder Berg, ähnlich wie in dem Worte Gornergrat. Der englische Physiker, dem zu Ehren die Benennung gewählt wurde, war bekanntlich einer der eifrigsten Pioniere des Matterhorn. Wir mußten des neuen Schnees wegen mit großer Vorsicht klettern, hielten uns auf der Schweizerseite und sahen gerade hinunter auf das Ursprungsgebiet des Zmuttgletschers; auch konnte Rey mir den Weg zeigen, den er einmal von dem genannten Gletscher aus über den gleichnamigen Grat zum Matterhorn eingeschlagen hatte; und ich überzeugte mich durch Augenschein, daß in der That die letzten zwei Stunden dieser Besteigung nicht sehr schwer sind. Die tiefer gelegene Partie dagegen erfordert schneefreie Felsen, und Rey hatte es für uns nicht rathsam gefunden, in der ungünstig gewordenen Jahreszeit den Zmuttweg einzuschlagen.

Gegen 2 Uhr erreichten wir den Tyndall-Grat, welcher seiner horizontalen Schneide wegen auch die Épaule, d. h. Schulter, genannt wird. Man betritt sie durch Ueberschreiten einer jener Felszerklüftungen, die sich mehrfach auf der Südseite des Matterhorn finden; ein großer, herzhafter Schritt, eine „enjambée", genügt zu ihrer Ueberwindung.

Am Besten sieht man die Westseite des Tyndall-Grates von der Dent d'Hérens oder von der Stockjehütte und seine Ostseite von dem italienischen Hang des Theodulpasses; von le Breuil aus erscheint er zum Verschwinden gekürzt, weil er annähernd in derselben Verticalebene mit diesem Orte liegt. Der Tyndall-Grat trägt die einzige horizontale Linie, welche weit und breit sichtbar ist; denn die horizontale Kammschneide des Matterhorn erscheint, wenn man von der Gratmitte zurückblickt, arg verzerrt. Der italienische Gipfel überragt scheinbar den ferneren Schweizergipfel bedeutend, und selten habe ich eine so starke perspectivische Täuschung erfahren. Wir gebrauchten fast 50 Minuten, um über den Grat hinzugehen; angenommen, daß wir im Hinblick auf Schnee und Pausen nur 20 Schritt in der Minute machten, so würde dies doch eine Länge von 1000 Schritt ergeben.

Ein kleines Holzkreuz bezeichnet das Ende des Grates; es blickt aus einer Höhe von 4240 m auf die felsige Tiefe nieder. Der Grat fällt plötzlich steil ab und ist mit mehreren Thürmen (gendarmes) besetzt; am Fuße des untersten liegt die Neue italienische Hütte, in der wir zu nächtigen beabsichtigten.

Dem abfallenden Grat konnten wir der Thürme wegen nicht folgen, vielmehr hielten wir uns ein wenig links, also auf der Wand. Dort liegt, abseit

vom Wege, in 4120 m die Alte italienische Hütte, wo der Führer Brantschen im Jahre 1879 verlassen und einsam starb. Sie ist schwer zu erreichen: — um für dieses abschüssige Terrain ein horizontales Plätzchen zu finden, hatte man keine Wahl. Man muß über ein geneigtes, vereistes Schneeband gehen, das hart links von unserem Wege blieb, um zu der Hütte zu gelangen. Etwa 50 m tiefer, in 4075 m, hängt ein 25 m langes Seil, an dem man sich niederläßt; dann folgt ein horizontal gespanntes, endlich ein schräg gelegtes Seil. Das charakterisirt die Schroffheit der Felsbildung besser als Worte.

Um fünf Uhr Nachmittags erreichten wir die Neue Hütte, die nach Beobachtungen mit dem Kochthermometer 3900 m hoch liegt, also 340 m tiefer als das Holzkreuz des Tyndall-Grates. Für dieses Wegstück wurden 2 Stunden und 40 Minuten gebraucht, in der Stunde also nur circa 130 m Niveaudifferenz zurückgelegt. Es herrschte grimmige Kälte, als wir in die Hütte eintraten; sie ist gut gebaut, wie alle mir bekannten italienischen Schutzhütten, innen mit Holz ausgekleidet, und trotz ihres geringen Umfangs in zwei Räume getheilt. Brennholz hatten wir nicht mit uns schleppen können, fanden auch keines vor und mußten in dieser Nothlage ein Brett zerschlagen, um wenigstens so viel Schnee zu schmelzen, daß wir eine Suppe kochen konnten. Aymonod übernahm es, diesen Hüttenfrevel in Val Tournanche zur Anzeige zu bringen.

Am anderen Morgen zeigte im Schlafraume der Hütte das in dem Reisesack befindliche Thermometer — 8° C., und wir brachen absichtlich spät auf, nur damit wir schon beim Beginn des Marsches die Wohlthat der Sonne erführen. Der Col du Lion, der 300 m tiefer liegt, wurde in 1 1/3 Stunden erreicht, während die Temperatur schnell stieg. Es waren auf diesem Wegstück noch mehrere Seile zu passiren, in circa 3840 m und 3790 m Höhe, das letztere recht schwierig, weil es schräg lag; die linke Hand fand daselbst nothdürftigen Halt am Felsen, während die rechte sich an einigen Seilknoten lüften mußte, um darüber fortschlüpfen zu können. Ein letztes, 4 m langes Seil ist in der „cheminée" (3730 m) angebracht. Dann banden wir uns von unserem eigenen Seil los und stiegen schnell bis zum Col du Lion nieder.

Von seiner glänzenden, weißen Schneide aus betrachtete ich mit seltsamen Empfindungen das vereiste Couloir, durch welches ich am 2. und 3. Juli 1881 gegen den Zmutt-Gletscher abgestiegen war (s. Güßfeldt, In den Hochalpen, S. 253 ff.). Die Felsplatte, auf welcher ich damals mit meinem Führer einen Nachmittag und eine ganze Nacht zubringen mußte, konnte nur von einem etwas höheren Standpunkte aus aufgefunden werden. Wir hüteten uns wohl, dieses bitterböse, durch Steinschläge bedrohte, nie wieder betretene Couloir für unser Weiterkommen zu benutzen, obwohl es nur wenige Stunden oberhalb Zermatt in den Tiefmattengletscher mündet. Vielmehr schlugen wir die entgegengesetzte Richtung ein und blieben auf der italienischen Seite. Hier geht auch ein eingeschachteltes Eisfeld nieder, das wir jedoch nicht betraten, sondern linker Hand ließen. In 3310 m wurden die ersten Kräuter angetroffen, ein Anblick, den wir vierundvierzig Stunden lang entbehrt hatten.

Ein zweistündiger Abstieg hätte uns nach le Breuil gebracht; statt dessen wandten wir links, stiegen durch einen steilen, nicht ganz ungefährlichen Basiskamin auf den Gletscher nieder, der das Matterhorn im Südosten begrenzt, und

erreichten gegen zwölf Uhr Mittags unseren tiefsten Punkt in 2940 m. Ein leichter Aufstieg führte von hier aus zum Furggenjoch (3280 m), ein steiler Abstieg von diesem zu dem Boden des Furggengletschers (3000 m); auf einstündigem bequemen Wege erreichten wir dann das Schwarzseehôtel.

Der Marsch von der Neuen italienischen Hütte bis zu diesem Hôtel erforderte ohne die Pausen $5^1/_2$ Stunden. Ein mehrstündiger Aufenthalt in dem guten Hôtel und ein anderthalbstündiger Abstieg nach Zermatt inmitten des herrlichen Grüns bildeten den Schluß der Expedition. Sie hinterließ mir den Eindruck, daß man das Matterhorn nur dann recht kennt, wenn man auch die italienische Seite betreten hat.

Unsere Abwesenheit von Zermatt hatte circa 57 Stunden betragen, wovon indeß 5 Stunden auf den zweifachen Aufenthalt im Schwarzseehôtel und $25^1/_2$ auf das Verweilen in den beiden Hütten fielen. Werden auch noch die übrigen Pausen abgerechnet, so bleiben für den Marsch von Zermatt zu dem Matterhorngipfel $9^3/_4$ Stunden; für den Abstieg nach Italien zum Gletscherboden und für die Rückkehr über das Furggenjoch nach Zermatt $12^3/_4$, was Alles in Allem nur $22^1/_2$ Stunden Marschirens ergibt. Da der tiefste Punkt des Rückweges 340 m unter dem Furggenjoch lag, so mußten im Ganzen 3102 m Höhe in beiden Richtungen durchmessen werden, und zwar erforderte der Aufstieg etwas weniger Zeit, als der Abstieg, nämlich 11 Stunden gegen $11^1/_3$. Das hat seinen Grund wesentlich darin, daß wir auf der Schweizerseite stets gleichzeitig kletterten, was auf dem italienischen Abhange nicht möglich war. Wären wir, statt über das Furggenjoch zurückzukehren, direct nach le Breuil abgestiegen, so wäre der Marsch um etwa 3 Stunden gekürzt worden, d. h. also: der Abstieg (2362 m) vom Matterhorngipfel nach le Breuil erfordert ohne Pausen 10 Stunden, — genau so viel, wie der Aufstieg (2862 m) von Zermatt.

Diese Angaben haben dadurch Werth, daß sie sich auf Mittelwerthe stützen. Wem hastiges Gehen Genugthuung gewährt, der kann den Weg, aufwärts wie abwärts, in kürzerer Zeit zurücklegen; wer nicht den Wunsch oder nicht das Vermögen hat, ein normales Tempo inne zu halten, der wird mehr Zeit gebrauchen. Rechnet man vier Stunden auf Pausen, so kann man das Matterhorn von der Neuen Schweizerhütte nach le Breuil in 19 Stunden traversiren.

Es wären in die Schilderung nicht so viele Zahlen eingeflochten worden, wenn ohne dieselben sich so richtige Vorstellungen schaffen ließen, wie sie dem Leser geboten werden sollen. Nichts ist so geeignet, den Hochgebirgswanderungen den Schein einer übermenschlichen Leistung zu nehmen, als Zahlen, welche gliedern. So und so viel Stunden Marsch, so und so viel Meter Höhendifferenz, so und so viel Grade Fallwinkel! Das ist der Baß in dem mehrstimmigen Musikstück der Beschreibung; wenn sie gut ist, so wird sie den Eindruck hinterlassen, daß das Hochgebirge weder ein Salon noch eine Hexenküche ist, aber erfolgreich von Denen betreten werden kann, die weder diese noch jenen fürchten. Ein zäher Körper, ein gewandter Geist und das Herz auf der rechten Stelle bleiben die schönste Mitgift des Wanderers.

Ein Schlußartikel im nächsten Heft.)

Die Reform des englischen Oberhauses.

Von

F. Heinr. Geffcken.

I.

Wenn man früher England das Land der politischen Erbweisheit nannte, so war der Sinn wesentlich der, daß man dort nie nach theoretischer Vollkommenheit strebte, sondern die Institutionen den Bedürfnissen und Forderungen der im Flusse befindlichen Elemente der Nation anzupassen wußte. Man hieb nicht wie in Frankreich den alten Baum ab, um immer neue Setzlinge zu pflanzen, sondern beschnitt und bedüngte ihn, so daß er stets frische Sprossen trieb[1]). England hat die festländische Unterscheidung von Grundgesetz und gewöhnlichen Gesetzen nie gekannt; es hat kein Verfassungsgesetz in einer bestimmten Anzahl von Artikeln; seine Verfassung ist ein Collectivwesen, eine Sammlung von Gesetzen und Gewohnheiten, von Zeit zu Zeit durch größere Acte consolidirt, auf die der Reformdrang sich concentrirte, von der Magna Charta bis auf die neueste Reformbill. Die englische Verfassung war von jeher voll von theoretischen Mängeln; sie enthielt stets Bestimmungen, welche anscheinend die Regierung unmöglich machten, aber dieser Mangel an methodischer Gradlinigkeit hat England nicht gehindert, eine Weltmacht zu werden, und trotz desselben hat es unter seinen Institutionen mehr wahre Freiheit genossen, als irgend ein anderes Land.

In neuester Zeit aber scheint eben diese Erbweisheit zu schwinden. Nachdem mit Lord Palmerston's Tod die Persönlichkeit gefallen war, welche durch ihr Gewicht demokratische Reformen hemmte, haben beide Parteien sich in solchen zu überbieten gesucht, nicht weil dieselben nothwendig waren, sondern um ihre besonderen Zwecke zu fördern. Während es sonst die Aufgabe aller Erziehung

[1]) Man vergleiche die Bemerkungen Macaulay's „History of England" I p. 25. Tauchn. Ed. Burke meinte, „schon die bloße Idee einer neuen Verfassung sei hinreichend, um einen wahren Briten mit Ekel und Abscheu zu erfüllen. Die Verfassung sei ein großes Fideicommiß, welches die Engländer von ihren Vätern überkommen hätten und auf ihre Nachkommen fortpflanzen sollten".

ist, den Zögling für die Erfüllung seiner Aufgabe vorzubereiten, fiel es Disraeli, als er das Haushaltswahlrecht für die Städte eingeführt, erst nachträglich ein, daß es nun darauf ankomme, „to educate our masters", und während das Kennzeichen des Staatsmannes ist, zu leiten, wollte Lord Derby abwarten, „was unsere Brotherren (employers) von uns verlangen". Nachdem so die Reformbill der Tories von 1867 die Liberalen übertrumpft hatte, war es nur eine Frage der Zeit, daß dieselbe Reform auch auf die Grafschaften ausgedehnt wurde, und Gladstone that dies 1885 wiederum mit Rücksicht auf seine besonderen Parteizwecke, z. B. mit unbillig starker Vertretung Irlands. Die diesjährige Session hat dann aufs Neue eine Maßregel gezeitigt, welche, durch ein conservatives Ministerium eingebracht und durchgeführt, einen durchaus radicalen Charakter hat. Das Gesetz über die Localverwaltung (local government bill) ist keine Reform, sondern eine Revolution, welche, indem sie das erweiterte Parlamentswahlrecht auf die Communalwahlen ausdehnt, die englische Selbstverwaltung auf einen ganz andern Boden stellt und dieselbe von dem Willen der Massen abhängig macht. Aber die Maßregel bezeichnet auch eine grundsätzliche Neuerung in der Gesetzgebung. Bisher hatten die Reformer, was auch der Werth ihrer Pläne war, stets behauptet, daß dieselben nothwendig und von der öffentlichen Meinung gefordert seien. Von der gegenwärtigen Reform hat selbst ihr Vater, Mr. Ritchie, nicht behauptet, daß das bisherige System wegen seiner Mißbräuche unhaltbar sei oder seinen Zweck nicht mehr erfülle. Vielmehr wird eine bewährte Verwaltung, gegen die keine praktische Beschwerde vorliegt, einer bloßen Theorie zu Liebe umgestoßen. Das bisherige Selfgovernment ist eine aristokratische Institution; es widerspricht der demokratischen Strömung, welche, wie Mr. Labouchere meint, mit unaufhaltsam majestätischer Woge heranrollt; es muß also fallen. Man kann nicht sagen, daß der Schuh drückt, aber er ist nicht nach den richtigen wissenschaftlichen Grundsätzen oder vom rechten Schuhmacher gemacht, also fort damit. Die Regierung hat sich zu diesem Schritte entschlossen, weil die unionistischen Liberalen und Radicalen, auf deren Unterstützung sie in ihrer irischen Politik angewiesen ist, ihn forderten; die Opposition begrüßte die Bill mit lautem Beifall, die conservative Partei ließ sie mit schweigendem Mißvergnügen über sich ergehen, weil sie ihrem eigenen Ministerium nicht entgegenzutreten wagte; aber die Unnatur bleibt, daß eine conservative Regierung eine radicale Umgestaltung des ganzen parlamentarischen Unterbaus durchführt. Wie die Maßregel auf dem Gebiete der Ortsverwaltung selbst wirkt, wird man sehen; gewiß scheint, daß sie auf dem politischen Kampfplatz eine neue Schar kleiner Demagogen ins Leben rufen und der demokratischen Bewegung einen frischen Anstoß auf einem Felde, das ihr bisher verschlossen war, geben wird und zwar in einem Augenblick, wo es dringend nothwendig wäre, diese Bewegung zu mäßigen. Bei solchen Umwälzungen kommt nicht bloß die Natur derselben in Betracht, sondern auch Zeit und Umstände, unter denen sie sich vollziehen, fordern Beachtung. Es macht einen großen Unterschied, ob die politische Atmosphäre ruhig oder stürmisch ist, und durch welche Hände, in welchem Geiste die neuen Institutionen geleitet werden sollen. Jedermann weiß, daß die französische Nationalversammlung 1790 einen verhängnißvollen Fehler beging, als sie in

einem Augenblick, wo die ganze Luft mit revolutionärer Elektricität erfüllt war, überall das Wahlprincip einführte. Jene Versammlung hatte vielleicht ihre Unerfahrenheit zur Entschuldigung; britische Politiker, die in den Traditionen der Vergangenheit groß geworden, können sich schwerlich auf diesen mildernden Umstand berufen.

Nach einem solchen Erfolge des Radicalismus konnte es nicht Wunder nehmen, wenn in derselben Session auch Angriffe auf das Oberhaus gemacht wurden; denn, sagte Mr. Labouchere, die Ausdehnung des Wahlprincips auf die Localregierung zeige, daß eine allgemeine Bewegung gegen alle Vorrechte im Gange sei, und diese untergrabe die Grundlagen, auf denen das Oberhaus stehe. So stellte er denn den Antrag, zu erklären: „daß es den wahren Grundsätzen repräsentativer Regierung widerstreitet und ihrer Wirksamkeit schadet, daß eine Person Mitglied eines Hauses der Legislative durch Recht der Geburt sei, und daß es daher wünschenswerth ist, solchen bestehenden Rechten ein Ende zu machen," und 166 Mitglieder stimmten für den Antrag. Auch im Oberhause selbst beschäftigte man sich mit dessen Reform; verschiedene Peers, wie Lord Dunraven, Lord Rosebery u. A., brachten dahin gehende Vorschläge vor, und selbst Lord Salisbury stellte sich nicht einfach ablehnend zu dem Gedanken an Aenderungen, brachte vielmehr eine dahin gehende, freilich in engen Grenzen gehaltene Bill ein. Zu einem praktischen Ergebniß hat dieselbe noch nicht geführt und gerade deshalb mag es an der Zeit sein, die Stellung des Hauses und die Räthlichkeit der Reform näher zu betrachten.

II.

Wie sehr das Zweikammersystem eine Bedingung gedeihlicher repräsentativer Institutionen ist, wird schon dadurch bewiesen, daß dasselbe durch alle Verfassungen der civilisirten Welt geht und sich stets gegenüber den vorübergehenden Erscheinungen einer einzigen Versammlung, wie des Cromwell'schen Parlaments, der französischen Versammlungen von 1791, 1848, 1871 und der spanischen Cortes 1812, behauptet hat; selbst die demokratischen englischen Colonien haben sich eine erste Kammer gegeben, und Keiner denkt daran, diese abzuschaffen. Eine einzige, aus Volksrechten hervorgegangene, gesetzgebende Versammlung muß, wenn sie wirklich Macht haben soll, zur unbedingt souveränen Gewalt im Staate werden und eben deshalb zum Despotismus oder zur Anarchie führen. Die Allmacht einer Versammlung aber ist weit schlimmer, als die eines Einzelnen, denn sie macht, da sie nicht selbst regieren kann, doch die Regierung ohnmächtig und unterdrückt gleichzeitig das Volk.

Der Grundgedanke einer solchen typischen Institution kann offenbar nur der sein, eine Vertretung der verschiedenartigen Interessen des nationalen Lebens zu schaffen. Das Unterhaus, der Reichstag, die zweite Kammer soll das Volk in seiner Gesammtheit repräsentiren; das Oberhaus, der Senat, die erste Kammer soll solche Elemente in sich sammeln, welche von großer intensiver Bedeutung für die Gesellschaft und den Staat, aber der Zahl nach verhältnißmäßig gering sind und deshalb bei allgemeinen Wahlen nicht zur Geltung kommen können. Je glücklicher diese Elemente nach ihrer wahren Tragweite im praktischen Leben vereinigt sind, desto wirksamer wird die Versammlung ihren Zweck erfüllen: sie

wird ein erhaltendes Gegengewicht gegen Uebergriffe der Krone wie der Volkskammer, eine Revisionsinstanz für die Beschlüsse derselben, eine Autorität gegen Unterdrückung der Minoritäten bilden. Aus der verschiedenen Natur der Aufgabe der beiden Glieder der Volksvertretung ergibt sich nun schon, daß ihre Zusammensetzung auf verschiedenen Grundlagen beruhen muß; geht die Volkskammer aus allgemeinen Wahlen hervor, so muß für das Oberhaus, den Senat eine andere Basis gefunden werden. In Bundesstaaten, wie die Schweiz, die Vereinigten Staaten, ist sie durch die Vertretung der Einzelstaaten gegeben; für Einheitsstaaten hat man Verschiedenes versucht. Eine bloße Ernennung durch das Staatsoberhaupt, wie sie unter dem ersten und zweiten französischen Kaiserreich stattfand, nimmt dem Senat alle Unabhängigkeit; die Beschränkung der Ernennung auf gewisse Kategorien von Inhabern bestimmter Aemter und Würden oder Personen von bestimmtem Vermögen, wie sie unter der Julimonarchie stattfand und heute noch in Italien gilt, mildert diese Abhängigkeit, aber schafft thatsächlich eine Versammlung hoher Beamten, nicht, wie beabsichtigt wird, eine Aristokratie des politischen Verdienstes, weil die Individualität desselben sich nicht classificiren läßt und unter den eigentlichen Beamten sich durchschnittlich die wenigsten politischen Köpfe finden. Die Julipairie hat ein bedeutungsloses Leben geführt und nicht einmal den Versuch gemacht, den Sturz der Dynastie aufzuhalten; der italienische Senat hat wenig Proben seiner politischen Bedeutung gegeben. Da die Unabhängigkeit der Versammlung die erste Bedingung solcher Bedeutung ist, hat man dazu gegriffen, die erste Kammer zwar auf Wahl, aber einen von der Wahl der Abgeordneten specifisch verschiedenen Modus zu gründen. Die belgischen Senatoren werden unter den Bürgern gewählt, welche vierzig Jahre alt sind und 2000 Franken directe Steuern zahlen; zur Mitgliedschaft der ersten schwedischen Kammer gehört ein Grundbesitz von 35 000 Kronen oder ein Einkommen von 4500 Kronen; in andern Staaten wird für die erste Kammer aus Vertretern der Berufsclassen gewählt; zum preußischen Herrenhause präsentiren die Grafenverbände und die Verbände des alten und befestigten Grundbesitzes Vertreter; im gegenwärtigen französischen Senat werden 75 Mitglieder lebenslänglich von der Nationalversammlung gewählt, 225 auf neun Jahre von besonders gebildeten Wahlcollegien der Departements und Colonien, so daß Gambetta die Versammlung „le grand conseil des communes de France“ nannte.

Alle diese Arten, die erste Kammer zu bilden, bestätigen den erwähnten Grundgedanken ihrer Aufgabe; aber abgesehen von den Senaten eines Bundesstaates, die im föderalen Princip begründet sind, bildet kaum eine dieser Versammlungen eine selbständige Macht im Staatsleben, die gewachsen und nicht verliehen ist, und keine derselben ist hundert Jahre alt. England allein besitzt in seinem Oberhause eine solche Institution, welche zugleich die älteste repräsentative Versammlung der Welt und das Ergebniß seiner geschichtlichen Entwicklung ist.

Der normännische Lehensstaat, wie ihn Wilhelm der Eroberer begründete, unterscheidet sich dadurch von allen andern, daß seine Institutionen nicht Zugeständnisse waren, welche die Vasallen der Schwäche des Lehensherrn abgetrotzt

hatten, sondern daß er das festgeschlossene System eines willenskräftigen und staatsklugen Königs bildet. Der Zersplitterung des Staates, welche das Lehenswesen auf dem Festlande herbeiführte, beugte Wilhelm I. dadurch vor, daß er seinen Vasallen ihre Lehen in verschiedenen Theilen des Königreichs anwies, so daß auch der größte Lehensbesitz nie zu einem territorialen Fürstenthum und zur Landeshoheit werden konnte, und daß alle Aftervasallen dem König den Treueid schwören mußten. Diese Bestimmung, welche es den Kronvasallen unmöglich machte, auf ihre Hintersassen gestützt, sich unabhängig zu machen, wurde ergänzt durch das unter Eduard I. erlassene Statut Quia emptores, wonach im Fall der Veräußerung von Landbesitz der Erwerber zu Recht so angesehen sein soll, als habe er seinen Besitz nicht aus den Händen des Verkäufers oder Verleihers, sondern aus denen des Oberlehnsherrn unter denselben Bedingungen wie sein Vorgänger erhalten. Die Kronvasallen, zu denen die Bischöfe und Aebte gehörten, bildeten das magnum consilium, einen auf Grundbesitz begründeten Staatsrath, den der König zur Berathung wichtiger Angelegenheiten berief. Anfangs stand es ziemlich im Belieben der Krone, wen sie berufen wollte; mit dem Ende des 13. Jahrhunderts aber wird es als feststehend betrachtet, daß ein Baron, dessen Vater berufen ist und im Rathe gesessen hat, fordern kann, gleichfalls berufen zu werden. In Verbindung mit dem streng durchgeführten Erstgeburtsrechte, wonach nur der älteste Sohn das Lehen erbte, die übrigen aber mit einem von dem Namen desselben unterschiedenen Familiennamen in die Zahl der Gemeinen zurücktraten, war damit zugleich der erbliche Charakter der Versammlung gegeben und eine Vertretung des Standes, wie sie beim festländischen Adel stattfand, dessen Titel auf alle Söhne übergingen, ausgeschlossen, während andererseits Neuberufungen rechtlich unbeschränkt waren, so daß die Aristokratie nicht zu einer geschlossenen Oligarchie ward, sondern sich aus dem Volke mit neuem Blut erfrischte. Die Folge war, daß, als Simon von Montfort das Unterhaus bildete, die Vertreter der Ritterschaft mit denen der Städte in demselben saßen; in England allein fiel der Adel mit der Pairie, der Aristokratie, zusammen. Dieser Charakter der Erblichkeit wurde verstärkt, als mit der Reformation die Aebte aus dem Hause ausschieden, so daß nur die sechsundzwanzig Bischöfe ein nicht erbliches Element bildeten. Dasselbe wuchs allerdings, als infolge der Union mit Schottland ein gewählter Ausschuß von achtzehn schottischen Lords und ebenso seit der Union mit Irland ein Ausschuß von achtundzwanzig irischen Peers aufgenommen ward; aber bei der geringen Zahl der so Hinzutretenden und da beide theilweise auch britische Peers wurden, ist der Charakter der Erblichkeit durchaus maßgebend für das Oberhaus geblieben und hat einen festen Rückhalt darin, daß es höchste richterliche Berufsinstanz ist und die Peers gewohnheitsmäßig als Lordlieutenants an der Spitze der Grafschaftsverwaltung und Miliz stehen.

In dieser Stellung hat sich das Oberhaus bis jetzt behauptet; wird nun gefragt, ob es dieselbe auch fernerhin einnehmen, oder ob seine Zusammensetzung, seine Thätigkeit verändert werden sollen, so ist es offenbar gar keine Antwort, wenn der politische Rationalismus sagt, es sei widersinnig, daß eine Person Mitglied eines gesetzgebenden Hauses durch Geburtsrecht sei; ebenso gut könnte man vom

Souverän sagen: „Der König sei der beste Mann, sonst sei der Bessere König". Widersinnig ist es, gerade wenn man Fragen praktischer Politik durch Folgerungen aus politischen Maximen, die man als allgemeingültig hinstellt, lösen will und sich dabei der Mühe überhebt, ihre Richtigkeit zu beweisen; die englischen Radicalen sind in dieser Beziehung die echten Jünger Rousseau's. Hätte man ein Haus der Gemeinen, das dem repräsentativen Ideal entspräche, so brauchte man allerdings kein Oberhaus; da dies nicht der Fall, da vielmehr die Demokratisirung des Unterhauses offenbare Gefahren herbeigeführt hat, so handelt es sich nicht darum, diese Strömung zu verstärken, indem man das Oberhaus auf gleiche Grundlage stellt, sondern Gegengewichte gegen dieselbe zu finden. Es ist daher nur die Frage, ob das Oberhaus in seiner gegenwärtigen Stellung seine Aufgabe erfüllt, und ob eine anders geartete Versammlung dies besser thun würde? Wir bejahen das Erstere ebenso, wie wir das Letztere bestreiten.

Zuerst also, welches ist heute die Stellung und der Nutzen des Oberhauses?

Der Theorie nach ist es ein mit der Krone und dem Haus der Gemeinen gleichberechtigter Factor der Gesetzgebung (estate of the realm), thatsächlich ist es dies keineswegs. Nicht bloß hat es in Geldangelegenheiten nur die zweite Stimme und, was das Budget betrifft, nur das bedeutungslose Recht, dasselbe im Ganzen zu verwerfen, ohne etwas daran ändern zu können, sondern vor Allem hat es nicht die Macht, welche das Unterhaus besitzt, Ministerien zu stürzen. Die entschiedenste Verurtheilung eines Ministers durch die Lords, wie die Lord Palmerston's in der Pacificidfrage 1851, bewegt denselben nicht, zurückzutreten. Bis zur ersten Reformbill übte das Haus zwar mittelbar eine große Macht, weil die Lords durch ihren überwiegenden Einfluß auf die Wahlen zum Unterhaus dieselben zu einem bedeutenden Theile mitbestimmten und demgemäß auch in dieser Versammlung die aristokratischen Interessen sehr maßgebend waren, aber davon ist heute nicht mehr die Rede. Endlich aber hat sich gewohnheitsrechtlich die Praxis gebildet, daß, wenn das Unterhaus mit unzweifelhafter Mehrheit sich endgültig für eine große Maßregel entschieden hat, die Lords sich derselben nicht widersetzen, selbst wenn sie in ihrer Mehrheit nicht damit einverstanden sind; sie mögen eine solche Bill einmal verwerfen, aber wenn dann das Unterhaus aufgelöst ist und nach den Neuwahlen auf seiner Meinung beharrt, so gibt das Oberhaus nach. So geschah es 1832 bei der ersten Reformbill, und heute ficht diesen Satz Niemand an. Gerade diese politisch-secundäre Stellung ist indeß ein Vortheil; sind beide Zweige der Legislatur gleich stark, so ist die Gefahr, daß bei einer tiefgehenden Meinungsverschiedenheit keiner derselben nachgeben will und die Gesetzgebung zum Stillstand kommt, wie man dies wohl in australischen Colonien und selbst in den Vereinigten Staaten gesehen hat. In seiner bescheideneren politischen Stellung wirkt das Oberhaus sehr nützlich. Die Mehrheit des Unterhauses und die öffentliche Meinung, die auf dieselbe einen Druck ausübt, kümmert sich meist nur um die großen Fragen; in den Einzelheiten der Maßregeln und in kleineren Angelegenheiten folgt die Mehrheit dem leitenden Minister, in andern bilden sich leicht Gruppen, welche lediglich ihre Privatinteressen vertreten, wie denn zweihundert Directoren und Aufsichtsräthe von Eisenbahnen, Wasser- und Gasleitungen u. s. w. im Unterhaus sitzen sollen. In

allen solchen Angelegenheiten, wo wechselnde Einflüsse sehr mitspielen, ist die Revisionsinstanz des Oberhauses äußerst wohlthätig.

Das Unterhaus hat ferner keine Muße zu ruhigem Abwägen; abgesehen von den großen Maßregeln der Session und dem Budget, beschäftigen es die verschiedenartigsten Fragen des ganzen britischen Reiches und seiner Interessen, von einem Straßenauflauf in London oder der ungerechten Verhaftung einer Näherin bis zu den Angelegenheiten der fernsten Colonien und der europäischen Politik. Die Privatbills nehmen viel Zeit in Anspruch, dazu kommt die Obstruction der irischen Mitglieder, kurz, das Haus arbeitet fast stets in Hast, mit der Masse der Geschäfte kämpfend. Das Oberhaus hat Muße und kann deshalb wirksam revidiren; es kann in großen Fragen wenigstens Ueberstürzungen hindern, in geringeren schädliche Gesetze, welche durch das Unterhaus gegangen, verwerfen, jede Maßregel in technischen Einzelheiten verbessern. Es hat ferner eine Unabhängigkeit, die den gewählten Mitgliedern des Unterhauses fehlt. Die Lords haben nicht, wie diese, daran zu denken, ob ihre Abstimmung ihnen verübelt wird und sie um ihren Sitz bringen kann; sie sind unbestechlich, weil man ihnen nichts bieten kann, was sie nicht schon haben. Das Oberhaus zählt endlich mehr politisch fähige Köpfe und Redner als das Unterhaus; schon in den zwanziger Jahren, wo das letztere Männer wie Canning, Peel, Palmerston, Brougham, Stanley, Russell u. s. w. aufzuweisen hatte, sagte ein unverdächtiger Zeuge, der amerikanische Gesandte Rush, das Oberhaus übertreffe dasselbe an „debating power"; dasselbe gilt sicher heute noch, wo im Unterhause wenig wirklich bedeutende Staatsmänner und Redner zu finden sind.

Es kommt aber auch sehr in Betracht, daß, wenn die politische Rolle des Oberhauses bescheiden ist, seine gesellschaftliche Macht eine höchst bedeutende ist. Dieselbe hat die Unterlage großen Besitzes, namentlich Grundbesitzes, und zwar ist derselbe meist schuldenfrei, da durch die Erbfolge, wonach die jüngeren Söhne keine Ansprüche auf das Gut haben, dasselbe nicht wie bei dem festländischen Adel zu ihren Gunsten mit Hypotheken beschwert wird. Durch diesen Besitz sind die Lords Vertreter der Interessen des Grundbesitzes überhaupt. Wenn das Oberhaus in früheren Zeiten diese Macht oft gemißbraucht hat, so war der Grund doch, daß durch seinen Einfluß die agrarischen Interessen auch im Unterhause das Uebergewicht hatten; seitdem dies nicht mehr der Fall, ist auch jener Vorwurf hinfällig geworden. Die Lords haben die Aufhebung der Kornzölle ebenso angenommen, wie Gladstone's irische Landgesetze. Die Bedeutung des Grundbesitzes, vom bloßen Gesichtspunkte des Einkommens betrachtet, hat in unserer Zeit allerdings erheblich abgenommen: 1810 verhielt sich das Einkommen aus Land zu dem aus Handel und Gewerbe wie 56 zu 44, jetzt wie 24 zu 76; die Lords als größte Grundbesitzer waren früher die Führer von $^3/_4$ der Besitzenden, jetzt von $^1/_3$; aber das sociale Ansehen des Grundbesitzes ist dasselbe geblieben; jeder reich gewordene Fabrikant oder Kaufmann strebt danach, sich einen Landsitz zu gründen, und eben deshalb hat Land noch stets einen verhältnißmäßig hohen Preis, obwohl es jetzt bei der Concurrenz des auswärtigen Getreides und Viehes sehr geringe Einkünfte gewährt. Als die größten Grundbesitzer sind die Lords die Vertreter dieser ganzen Classe. Dies erklärt auch,

warum England die gegenwärtige landwirthschaftliche Krise besser erträgt, als andere Länder, obwohl es reichlich so scharf davon getroffen wird. Die Grundeigenthümer sind genöthigt, ihre Pachten stark herabzusetzen; aber diese Last fällt auf die stärksten Schultern, und Niemand denkt ernstlich an die Einführung landwirthschaftlicher Zölle, weil die Masse der Bevölkerung solche nicht dulden würde. Indessen beruht die gesellschaftliche Stellung der Lords nicht bloß auf diesem Reichthum, sondern ebenso sehr auf dem ererbten Ansehen ihres Ranges. Der einfache ländliche Arbeiter hat mehr Achtung vor dem Squire seines Kirchspiels, der seit Menschengedenken seinen Landsitz inne hat, als vor einem doppelt so reichen Kaufmanne oder Fabrikanten; um so größer ist der Einfluß eines Lords: trotz der Demokratisirung des Wahlrechts werden auf dem Lande Söhne von Peers als parlamentarische Candidaten ihren nicht privilegirten Nachbarn vorgezogen. Jahrhundertelange Traditionen werden auch durch starke Strömungen im entgegengesetzten Sinne nicht leicht beseitigt, und so lange dies dauert, wird der Einfluß der Lords als Individuen, wie in ihrer Vereinigung im Oberhause dauern. Dieses Ansehen aber wäre nicht möglich ohne Popularität; die englische Aristokratie ist die einzige, die populär ist, weil sie auf das Engste mit dem Volke verwachsen ist. Die jüngeren Söhne, welche weder den Besitz mit ihrem ältesten Bruder theilen noch die Last des vornehmen Namens tragen, ergreifen einen bürgerlichen Beruf, bringen aber meist in denselben ihre aristokratischen Anschauungen; ihre Abstammung wird ihnen häufig ein Sporn, sich im Staatsdienst oder Parlament auszuzeichnen, und nicht gering ist die Zahl jüngerer Söhne, die auf diese Weise neue Peersfamilien begründet haben. Demgemäß sind die Lords kaum ein Stand zu nennen, denn als solcher kann keine Körperschaft betrachtet werden, die nur ein Mitglied der Familie zuläßt und die nächsten Verwandten ausschließt. Andererseits besteht für die Peers vollste Freiheit der Heirath; bei dem festländischen Adel störte die Ehe mit einer Bürgerlichen die Reinheit der Linie; ein englischer Herzog, der eine Magd heirathet, erhebt dieselbe zur vollbürtigen Herzogin; seine Familie mag diese Verbindung als ein Unglück betrachten, aber der älteste Sohn aus dieser Ehe wird Herzog so gut, wie wenn seine Mutter eine Prinzessin gewesen wäre. Diese Freiheit hat der englischen Aristokratie auch stets neues Vermögen zugeführt, indem die Heirathen mit reichen bürgerlichen Erbinnen häufig sind; hat doch neuerlich Lord Rosebery selbst einer Rothschild die Hand gereicht. Das gleiche Ergebniß hat die Ergänzung der Pairie durch Neuernennungen gehabt; das Streben des bürgerlichen Engländers, der zu Vermögen gekommen ist, geht dahin, eine „Familie" zu gründen, und deshalb ist er nur zu bereit, die Anschauungen der Aristokratie anzunehmen. Diese neuen Familien verbinden sich allmälig mit den alten, ihre Häupter werden Ritter, Baronets und schließlich Lords, während umgekehrt verarmte Peers in der Stille aus den Reihen ihrer Genossen verschwinden. Ebenso bereitwillig aber hat sich das Oberhaus dem aufsteigenden geistigen Talent geöffnet; nicht bloß Anwälten, die zum Lordkanzler emporgestiegen, sondern auch Bankiers wie Overstone und Rothschild, Dichtern wie Bulwer und Tennyson, Geschichtschreibern wie Macaulay. Aehnlich wie der Stoffwechsel im menschlichen Körper vor sich geht, stößt die englische Aristo-

kratie beständig Theile aus, welche sie nicht mehr benutzen kann und nimmt frische aus dem Volke auf. Gerade dieser freie Zutritt neuer Kräfte gibt der Pairie Macht; denn die Stärke einer Aristokratie wird besser durch das Vertrauen bewiesen, mit dem sie frisches Blut aufnimmt, weil sie weiß, daß es sich mit dem alten verbindet und dasselbe verjüngt, als durch die Eifersucht, mit der sie es ausschließt. Die englische hat alle Vorzüge, welche Andere wünschen läßt, zu ihr zu gehören, ohne gehässige Privilegien, deren Ecken und Kanten die unter ihr stehenden Classen verwunden; was ihre Vorfahren kraft feudaler Rechte übten, hat sie durch Einfluß ersetzt. Sie ist auch nicht zu zahlreich; wenn dies wohl von ihren Gegnern bestritten ist, weil es unter Wilhelm III. nur 166 Peers gab, jetzt 560, so ist zu erwidern, daß sie im Verhältniß zur Bevölkerung nicht zahlreicher ist, als zu Anfang des 18. oder 19. Jahrhunderts. Zu einer wirksamen Berathung wäre das Oberhaus allerdings zu zahlreich, wenn alle seine Mitglieder in demselben erschienen; thatsächlich thut dies nur ein kleiner Theil, aber die andern, welche sich nicht hinreichend für Politik interessiren oder den Aufenthalt in London nicht lieben, sind darum für das öffentliche Leben keine Drohnen. Sie stehen an der Spitze der Localverwaltung, der wohlthätigen Anstalten, des Sports ihrer Grafschaften. Im Oberhause spielen oft juristische Capacitäten eine größere Rolle als alle Herzöge zusammen; auf dem Lande ist dies anders.

Durch diese Stellung in Politik und Gesellschaft hat die Pairie England bewahrt vor dem Despotismus, unter dem Alle in gleicher Knechtschaft stehen, vor der Herrschaft einer Büreaukratie, wie die französische Präfectenwirthschaft, und vor der Plutokratie, welche wir, wie in den Vereinigten Staaten, sich in einem ideenlosen Luxus brüsten sehen. Der nouveau riche findet mit seinen Millionen keinen Zutritt in die Londoner Gesellschaft, wenn er sich nicht sonst auszeichnet; von den Beamten genießen nur die höchsten gesellschaftliches Ansehen; ein clerk in einem Ministerium ist ein nobody, wenn er auch 1000 £ Gehalt hat und wichtige Geschäfte besorgt, weil er nicht unabhängig ist.

III.

Dies ist in großen Zügen die Stellung der englischen Pairie, und wenn ihr Werth für das Land danach sehr groß erscheint, so ist somit schon halbwegs die Frage beantwortet, ob man etwas Gleichwerthiges erfinden kann, was an ihre Stelle treten könnte.

Drei Vorschläge sind gemacht worden. Lord Dunraven wollte, daß von allen Peers 180 repräsentative gewählt, daß dazu Landesvertreter von den Grafschaftsversammlungen präsentirt werden und außer vier Mitgliedern der Hochkirche, solche auch für andere Confessionen, für Kunst und Wissenschaft und die Colonien eintreten sollten.

Dagegen ist zu sagen, daß der bisherige Charakter des Hauses wesentlich erhalten bliebe, während die Wahlen nicht unparteiisch sein könnten und alle nicht gewählten Peers, also bei Weitem die Mehrzahl, einen Sinecurenadel, der nichts als Titel, Rang und Geld behielte, bilden oder suchen würden, im Unterhaus ein Feld für ihre Thätigkeit zu gewinnen; die Grafschaftsmitglieder

aber würden ein völlig fremdes Element in die Versammlung bringen, das sich mit den Peers nie verbinden könnte. Ziemlich dasselbe gilt von Lord Rosebery's ähnlichem Plan, mit geringerer Anzahl der repräsentativen Peers, größerer der von den Grafschaftsversammlungen gewählten und der lebenslänglichen Mitglieder. Mr. Curzon endlich fordert in einem Aufsatz der „National Review" vom April d. J., daß im Oberhaus nur Peers sitzen sollten, die entweder 1) Mitglieder des Hauses der Gemeinen während einer Legislaturperiode, 2) Minister, Geheime Räthe, Richter, Gesandte oder Gouverneure, 3) fünfzehn bis zwanzig Jahre im Dienst der Armee, Flotte, Diplomatie oder Colonien gewesen. Auf diese Weise glaubt er, würde das Haus nur aus fähigen Leuten bestehen. Abgesehen nun davon, daß auch nach diesem Plan die Peers künftig in Oberhausmitglieder und einen bloßen Erbadel zerfallen würden, ist dagegen dasselbe zu sagen, was oben gegen die Pairie der Julimonarchie und den italienischen Senat bemerkt wurde: das Oberhaus würde eine Versammlung von höheren Beamten a. D. werden, die wahrscheinlich mehr Geschäftserfahrung, aber sehr viel weniger Ansehen hätten als das jetzige Haus; die aber gerade, weil sie glauben würden, die Sache besser zu verstehen, wenig geneigt sein dürften, mit dem Unterhaus sich zu verständigen.

Alle solche Reformvorschläge zeigen nur, wie unthunlich es ist, alte langsam erwachsene Institutionen durch neue künstliche Erfindungen zu ersetzen, die der Kritik offen liegen und keine innere Widerstandskraft haben. Traditionell festgewurzelte Institutionen haben eine solche, wenn sie wissen, sich den Umständen anzupassen. Dies sollte das Oberhaus thun und wird es auch voraussichtlich thun, indem es Lord Salisbury's Vorschläge annimmt.

Der erste ist, daß das Haus das Recht haben soll, welches jeder Club hat, notorisch unwürdige Mitglieder, die sogen. black sheep, auszuschließen. Diese sind seltener, als man glaubt, aber sie thun großen Schaden; denn es ist allerdings ein Aergerniß, wenn ein Lord, der als Schwindler, Bankerottirer, Betrüger auf der Rennbahn oder Ehebrecher bekannt ist, im Senate der Nation sitzt. Der zweite ist, daß die Krone das Recht haben sollte, eine gewisse Anzahl lebenslänglicher Peers zu ernennen; sie dürften nur in beschränkter Zahl gleichzeitig berufen werden, um der Regierung es nicht möglich zu machen, durch einen Schub von Anhängern sich eine Mehrheit zu schaffen; aber sie würden, aus der Zahl verdienter Beamten gewählt, dem Hause, ohne dessen Charakter zu ändern, den Vortheil der Erfahrung und Einsicht von Männern bringen, die sich um keinen Sitz im Unterhause bewerben wollen und doch nicht in der Lage sind, eine erbliche Pairie anzunehmen. Dasselbe würde auch von Vertretern der autonomen Colonien gelten, die deren jetzt oft so vernachlässigte Interessen vertreten und von der Krone aus Candidaten gewählt werden könnten, welche ihr von den colonialen gesetzgebenden Versammlungen präsentirt würden. Bestimmt man endlich noch, daß ein Lord seinen Sitz im Oberhaus erst mit dreißig Jahren einnehmen kann, weil er durchschnittlich nicht eher die nöthige Reife des Urtheils erlangt haben wird, so werden damit die praktisch möglichen und nützlichen Reformen erschöpft sein.

Die eigentlichen Gegner des Hauses werden diese allerdings nicht befriedigen;

aber schon J. St. Mill hat gesagt, daß dies nur eine Versammlung thun würde, welche bereit wäre, die radicalsten Maßregeln des radicalsten Unterhauses gut zu heißen.

Was die Radicalen den Torysmus des Oberhauses nennen, ist sehr neuen Datums; in früheren Zeiten hatten die Whigs in demselben großen Einfluß, und Wellington übte den seinigen in mäßigendem Sinne. Erst seit die liberale Partei immer mehr zum Radicalismus hinneigt, ist die conservative Mehrheit des Oberhauses so stark gewachsen. Gladstone hat eine Menge liberaler Peers in dasselbe gebracht, aber alle diese sind gegen seine revolutionären Maßregeln, weil ihm diese die Sympathien der besitzenden Classen entfremdet haben; mit lebenslänglichen Mitgliedern würde es nicht anders sein und wahrscheinlich nicht einmal mit einer nach einem höheren Census gewählten Versammlung. Weder eine solche noch eine eingreifende Umgestaltung des Hauses, wie die von Dunraven, Rosebery oder Curzon vorgeschlagene, würde die Vortheile des gegenwärtigen bieten; es hieße den Proceß von Medea's Hexenkessel auf das politische Gebiet übertragen. Die englische Verfassung ist ein verwickelter Organismus; sie hat große Elasticität bewiesen, aber man darf diese nicht überspannen. Vor Allem ist, wie Lord Salisbury sagte, zu betonen, daß sie im Ganzen dem Systeme der englischen Gesellschaft entspricht (is in a rough way a reflex of the English social system). Wollte man das Oberhaus abschaffen oder ganz umgestalten, so würden doch im englischen Volke die alten aristokratischen Traditionen bleiben; es würde eine Classe bleiben, welche durch Reichthum und Ansehen großen Einfluß zu üben fortfahren würde, ohne dafür einen verfassungsmäßig gegebenen Spielraum zu haben; sie würde sich voraussichtlich darauf werfen, für ihre Thätigkeit ein Feld im Unterhause zu finden, und die dortigen Radicalen möchten vielleicht unangenehm überrascht sein, wenn sie bei den Wahlen durch diesen Einfluß geschlagen würden. Alles das aber wären ebenso nutzlose wie gefährliche Experimente, welche England einer Institution berauben würden, um welche alle einsichtigen Staatsmänner dasselbe bisher beneidet haben. Lord Burleigh hat gesagt, England werde nie fallen, außer durch sein Parlament; zu demselben aber gehört das Oberhaus so gut wie das Haus der Gemeinen.

Ein literarisch-politischer Verein.

Von

Ernst II., Herzog zu Sachsen-Coburg-Gotha *).

Mit der zunehmenden Reaction der fünfziger Jahre schien eine gesunde und fruchtbare literarische Thätigkeit in der Politik immer mehr zu verschwinden. Dem unberufenen Lärm der Presse in den Sturmjahren folgte Einschüchterung und Resignation gerade in den gemäßigten und gebildeten, in den besten Kreisen des deutschen Volkes. Nur die extremsten Parteien fanden Mittel und Wege, mit gehässigen und leidenschaftlichen Anschauungen und Programmen auf dem Bücher- und Zeitungsmarkte zu erscheinen.

Je mehr so manche Regierung sich zum bloßen Werkzeuge der Restauration machen ließ, desto besser gelang es den Revolutionscomités, in und außerhalb Deutschlands eine demokratische Gährung in den Massen zu erhalten und den Boden überall dort zu unterwühlen, wo die militärische und polizeiliche Gewalt des Staates nicht hinzureichen pflegt. Gerade den mittleren Ständen gegenüber war man genau wieder bei den Karlsbader Principien angelangt, nur daß die Methode ihrer Anwendung eine andere geworden war. Der Irrthum, in welchem man befangen blieb, war immer derselbe, daß man die Ideen der Zeit verbannen werde, wenn man nur verhindere, sie auszusprechen und zu drucken.

Die preußische Regierung jener Jahre drückte auf die besseren, ja vielfach auf die gebildetsten Elemente des politischen Lebens durch eine langanhaltende Verfolgunssucht, insbesondere gegen Schriftsteller und Beamte. Auch in den Mittelstaaten waren die zahlreichen Mitglieder der früheren Gothaischen und

*) Mit huldvoller Genehmigung des hohen Autors ist aus dem demnächst erscheinenden zweiten Bande des Memoirenwerkes Sr. Hoheit des Herzogs Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha: „Aus meinem Leben und aus meiner Zeit", das nachfolgende Capitel uns zur Verfügung gestellt worden, welches um so mehr interessiren dürfte, als es zugleich ein paar Seiten aus den in Aller Händen befindlichen „Lebenserinnerungen" Gustav Freytag's (Ges. Werke, Bd. I, S. 176 ff.) anziehend erläutert. Bemerkt sei noch, daß der zweite Band des herzoglichen Werkes von den Tagen nach der Katastrophe von Olmütz anhebt, und in vier Büchern („Die Jahre des Rückschrittes", „Die orientalischen Wirren", „Vorspiel zu inneren Kämpfen", „Der Krieg von 1859"), bis zur Gründung des deutschen Nationalvereins führt. Die Redaction der „Deutschen Rundschau".

Erfurter Versammlungen den Aufmerksamkeiten der Staatsverwaltungen verfallen und mit jeder Art von Polizeimaßregeln bedacht worden.

Das deutsche Schriftstellerthum, welches nicht zu Stahl und Gerlach umkehren oder aber auswandern wollte, fand nur wenige Quadratmeilen deutscher Erde für freie Existenz und Thätigkeit geöffnet, und es war gerade so, als wollte die Reaction selbst ihren Gegnern den Werth der Kleinstaaterei dadurch beweisen, daß sie die Unabhängigkeit schätzen lehrte, welche die Presse nur noch in kleineren und kleinsten Staaten genoß.

Meine Herzogthümer waren zu diesen Oasen der Wüste gerechnet worden, welche der literarischen Bedrängniß Schutz gewähren konnten, und nicht gering war die Zahl der Männer, welche sich hier einfanden und die politische Gastfreundschaft von Coburg-Gotha in Anspruch nahmen.

Mir lag daher der Gedanke nahe, die ganz zersplitterten und in ihrer Vereinzelung fast wirkungslosen guten Kräfte zu einer innigeren Verbindung zusammenzufassen und mit ihrer Hülfe dem politischen Geiste eine freiheitlich-gemäßigte und praktische Richtung anzuweisen. Die Verwicklungen in der orientalischen Frage eröffneten die Aussicht, die politischen Interessen des Vaterlandes neu zu beleben, und so faßte ich 1853 den Entschluß, an die Spitze eines Vereins zu treten, der durch feste Gliederung und Lauterkeit der Gesinnung seiner Mitglieder ersetzen sollte, was ihm an äußeren Machtmitteln auch fehlen mochte.

Ich verfaßte eine Denkschrift, welche als festes Banner eine Anzahl von ehrenwerthen und zuverlässigen Männern verbinden konnte und die als Richtschnur politischer und publicistischer Thätigkeit zu dienen hätte. Wiewohl das Schriftstück etwas lang ist, so wird es den Leser doch interessiren, davon Kenntniß zu nehmen. Ich finde keinen Grund, dasselbe zu verheimlichen, da es Denen, welche seine Grundsätze damals bekannten, heute sicherlich nicht mehr zum Nachtheil gereichen könnte:

Denkschrift über die Gründung des „Vereins".

Enggeschlossene Vereinigungen Gleichgesinnter zu gemeinsamem Handeln werden überall zu einer politischen Nothwendigkeit und staatsbürgerlichen Pflicht, wenn die Gegenwart keine gerechte Anforderung erfüllt, oder die Zukunft große Gefahren droht.

Ein Blick auf den gegenwärtigen Zustand Deutschlands zeigt, daß nicht bloß Eine dieser Voraussetzungen, sondern beide vorhanden sind.

Nur zu viele Regierungen Deutschlands stehen unter dem Einflusse einer Partei, welche, durch die nächste Vergangenheit unbelehrt, kein Bedürfniß der Nation befriedigen will, dagegen gerade das Gegentheil desjenigen thut, was der Inhalt der gerechten Wünsche jeder Nation ist. Und auf der anderen Seite: hinter dem Vorhang, der die Zukunft verhüllt, steht eine weitverzweigte Partei, um hingerissen von dem Fanatismus der Ideologie und Unwissenheit, gestachelt von Begehrlichkeit und den Gefühlen der Rache, den ersten günstigen Moment zu benutzen und ein Regiment zu errichten, welches mit der Zerstörung alles desjenigen, was Werth für den Menschen hat, anfangen und vielleicht erst mit der gänzlichen Erschöpfung der Nation enden würde.

Schon hierdurch ist für alle diejenigen, welche dem Vaterlande die Gegenwart zurückgeben und die Zukunft retten wollen, die Nothwendigkeit eines festen Zusammenhaltens gegeben.

Die Richtung, welche ihr Handeln zu nehmen hat, folgt aus der Thatsache, daß die Nation selbst weder der einen, noch der anderen jener beiden Parteien angehört.

Die Nation steht zwischen ihnen. Der Kampf macht bald die eine, bald die andere Partei zum Hammer oder zum Ambos, immer aber nimmt die Nation die Stelle des Eisens ein, welches sich zwischen Hammer und Ambos befindet.

Reaction sowohl als die Demokratie verfolgen egoistische Zwecke. Jede dieser Parteien wünscht nur die Nation in ihrer Weise zu beherrschen und für ihre Interessen auszubeuten. Beide aber haben den nackten Egoismus ihrer Bestrebungen mit Doctrinen zu vergolden gesucht, von denen die der Reaction auf Abstractionen des Gefühls, der Romantik des Mittelalters, die der Demokratie auf Abstractionen des Verstandes, der Philosophie, der französischen Revolution beruhen. Beide wollen keine naturgemäße und freie Fortentwickelung der Nation, sondern gewaltsam sucht jede die Nation in die Zwangsjacke ihres Ideals zu zerren; die eine nach rückwärts in ein nie Dagewesenes, die andere nach vorwärts in einen Zustand, der nie dasein wird, weil er mit der menschlichen Natur selbst in Widerspruch steht.

Die eine Partei kann, wie die andere freilich nie etwas Dauerndes schaffen, aber beide können unendlich viel zerstören.

Vergebens wird, solange diese beiden Parteien sich allein gegenüberstehen, die Nation erwarten, daß sie endlich einmal von dem unfruchtbaren Streit über Verfassungsformen befreit werde. Denn jede Form wird in der Hand dieser Parteien nur eine Handhabe zur Erreichung ihrer Parteizwecke. Alles wird ihnen Mittel; auch die Person des Fürsten ist der Reaction nur so lange unverletzlich, als sie dieselbe in ihrem Interesse glaubt gebrauchen zu können, und der Demokratie nur so lange verhaßt, als sie dieselbe entschieden auf der Gegenseite sieht.

Vergebens wird die Nation, während dieser Parteikampf dauert, auf den Genuß bürgerlicher Freiheit und auf materielle Verbesserungen hoffen. Denn beiden Parteien sind nur die Parteigenossen Vollbürger, und die Parteizwecke Staatszwecke. Die Junker-Reaction ist mit der bureaukratischen darauf gestellt, die Beförderung der Rechte und Interessen der ungeheueren Mehrzahl auf ein Minimum zu beschränken, und die Demokratie hat von jeher gezeigt, daß sie die rücksichtslose Vernichtung individueller Rechte und individuellen Glückes zugleich als Zweck und Mittel betrachtet.

Vergebens endlich wird Deutschland, so lange diesen Parteien das Feld allein gehört, auf eine nationale Erstarkung, auf Schutz seiner materiellen Interessen, gegen das Ausland, auf eine Zurückweisung jedes ausländischen Einflusses, auf die Zeit hoffen, wo dem Bekenntniß Deutscher zu sein, nicht mehr ein beschämendes Gefühl beigemischt ist. Selbst die Beziehungen zum Ausland sind jenen Parteien nur ein Mittel.

Daß die Reaction jedes Gefühls für die nationale Ehre und Unabhängigkeit entbehrt, haben die letzten fünf Jahre zur Genüge dargethan, und wenn man sich bis 1850 noch durch Phrasen täuschen lassen und glauben konnte, daß dieser Partei nur die gerade damals eingeschlagenen Wege nicht gefielen, so hat seitdem die Wirksamkeit des Bundestags von der Preisgebung eines deutschen Bundeslandes bis zur Versteigerung der deutschen Flotte jeden Zweifel entfernt. Die Demokratie hat freilich mehr Interesse für die Ehre und Macht Deutschlands gezeigt, aber auch nur gezeigt, — weil sie in der Ausbeutung der auswärtigen Politik ein Mittel der Agitation für ihre Zwecke erblickte.

Beide Parteien stehen mit ihren Sympathien und Hoffnungen auf Seiten des einen oder des anderen der beiden großen militärischen Nachbarstaaten Deutschlands. Die Reaction betrachtet Rußland, die Demokratie Frankreich als den Verbündeten, der in Fällen der Entscheidung ihr über die entgegenstehende Partei, über die Nation selbst, zum Sieg verhelfen soll. Jede Partei würde unbedenklich in Zeiten der Entscheidung die Fremden noch einmal auf die deutsche Erde rufen.

Und für den Augenblick liegt hier gerade der wundeste Fleck unserer Zustände. Wenn der Kaiser von Frankreich einen Krieg beginnen sollte, so würde er ohne Zweifel der Stärke seiner Bataillone die Propaganda desjenigen Princips hinzufügen, welches dem Erwählten des Volkes trotz des 2. Decembers noch immer sehr nahe liegt. Wer möchte glauben, daß die demokratisirten unteren Volksklassen Westdeutschlands einem solchen Aufrufe nicht folgen würden? Wer glauben, daß die Reaction im Stande wäre, zugleich den französischen Armeen und einer solchen Bewegung zu widerstehen?

Wiederholen wir es, so lange diese beiden Parteien sich gegenüberstehen und zwischen ihnen nur eine Ebene liegt, die ihrem Kampfe den Raum gibt, wird die Nation sich nur in Extremen bewegen. Hin und her gestoßen, bald in äußerster Aufregung, bald in äußerster Erschlaffung wird auch die deutsche Nation dahin gelangen, wohin die französische schon gelangt ist, dahin, daß heute kein wohlhabender, morgen kein freiheitsliebender Mann seines Lebens oder seiner Freiheit sicher ist, dahin, daß der Despotismus eines Einzigen ein Rettungsanker vor dem Despotismus der Parteien wird — wird aber die deutsche Nation nie dahin kommen, daß sie wie die französische trotz dessen bei dem Auslande, wenn nicht Hochachtung doch Furcht findet. Im Gegentheil, auf dem Wege dieser Parteikämpfe und vielleicht dieser bürgerlichen Kriege, auf diesem Wege zur Auflösung dürfte ihr altes Loos großer Territorialverluste wiederkehren. Das Schicksal Luxemburgs und Holsteins zeigt, wie wenig Ueberwindung es den Parteien kosten würde, solche Verluste zuzugestehen.

Die Hoffnung, daß jene Parteien durch Milderung ihres Gegensatzes der Nation Ruhe und Frieden zurückgeben könnten, ist ein frommer Wunsch. Es liegt in der Natur des Deutschen, so lange nicht die materielle Gewalt eintritt, auf seinen Meinungen mit wachsender Heftigkeit zu beharren, und wenn die materielle Gewalt eintritt, sich schnell zu unterwerfen.

Das einzige Mittel, um die Nation vor dem moralischen und vielleicht auch vor dem politischen Untergang zu bewahren, ist:

> die Bildung einer enggeschlossenen großen Partei, welche, indem sie die Interessen der Nation selbst vertritt, sich zwischen jene Extreme stellt und dieselben, wenn nicht vernichtet, doch unschädlich macht.

Die Bildung einer solchen Partei ist möglich. Denn es finden sich dafür schon jetzt zahlreiche und starke Bestandtheile vor. Schon haben sich in den Kammern einzelner Staaten und namentlich Preußens neue Parteien gebildet, die sowohl gegen die Reaction als die Revolution kämpfen und denen nur eine Vereinigung und eine starke Organisation fehlt. Dazu sind außerdem die Trümmer der alten Gothaer Partei, der ersten größeren Parteibildung, die Deutschland gesehen hat, zu rechnen, und endlich werden sich von den beiden extremen Parteien einer mittleren Viele anschließen, welche nur deshalb zu jenen gehören, weil diese nicht existirt. Gestützt aber wird dieselbe sein auf der Zustimmung der großen Masse der Nation, die nur in den großen Krisen sich für Augenblicke den extremen Richtungen hinzugeben pflegt, weil sie führerlos ist. Der großen Masse der Nation sind jene Parteistreitigkeiten, deren Kosten sie zu zahlen hat, ebenso zuwider, als sie die Unabhängigkeit und Ehre des Vaterlandes und die friedliche Fortentwicklung seiner inneren Verhältnisse wünscht.

Die Vereinigung der oben erwähnten Bestandtheile zu Einer Partei wird in den Grundsätzen und der früheren Geschichte derselben kaum eine Schwierigkeit finden. Die Gothaische Partei namentlich hat jeden Zusammenhalt verloren, und ihre vormaligen Mitglieder sind seit dem Bündnisse mit der Demokratie in einen Gegensatz zu derselben gerathen, der stärker ist, als der zu dem Junkerthum. Die Vereinigungspunkte liegen aber für jene Bestandtheile in dem Gegensatze zu den beiden extremen Parteien, in der trostlosen gegenwärtigen Lage der Nation und den größeren Gefahren der Zukunft. Sie können auch in einer mehr persönlichen Erwägung gefunden werden. Wenn der gegenwärtige Mangel an Vereinigung und Organisation fortdauert, so werden bei einer künftigen Erschütterung die Patrioten vereinzelt ohnmächtig und einflußlos dastehen, und, wie die Nation selber, der siegreichen Demokratie zum Opfer fallen.

Hat der Verfasser versucht, in diesen wenigen Worten ein umfassendes Bild der deutschen Zustände zu geben, hat er die Bildung jener enggeschlossenen Partei als eines der wirksamsten Mittel bezeichnen müssen, um zu besseren Zuständen zu gelangen, hat er endlich zu beweisen gesucht, daß jenes Mittel auch wirklich erreicht werden kann, so bleibt nur noch übrig, einerseits genauer den Zweck nach allen Richtungen hin anzugeben, andrerseits die innere Gliederung darzustellen, in welcher obige Partei construirt werden muß.

Die Partei würde, wenn sie ihre Aufgabe vollständig erreichen soll, vieles direct zu bezwecken, vieles indirect zu verhüten haben.

Die Partei hat zu bezwecken:

1. Alle diejenigen Regierungen, welche aufrichtig der deutschen Sache zugethan sind und in ihren Ländern gesetzmäßig, verfassungswahr und volksfreundlich regieren, in jeder Weise zu unterstützen und in ihren heilsamen Bestrebungen, sowohl durch directen Einfluß in den Ständeversammlungen, als durch indirecten Einfluß im Volke zu fördern zu suchen.
2. Den Nationalgeist, das Gefühl, daß wir eben Deutsche sind, das Gefühl der deutschen Bundesstaaten zu heben; und dies im Gegensatze zu den Bestrebungen, den Begriff eines ideellen Deutschlands zu verwischen und dafür particuläre Bestrebungen an die Stelle treten zu lassen.
3. Sich in jeder Weise des Volkes anzunehmen, es zu belehren, aufzuklären und auf die Versittlichung desselben thätig hinzuwirken.
4. Die Parteigenossen nach sorgfältiger Prüfung für die ständische Vertretung der einzelnen Staaten zu designiren und durch erlaubte Wege ihnen bei den Wahlen Eingang zu verschaffen.
5. Den Sinn für Constitutionalismus, d. h. für eine gesetzmäßige rege Theilnahme am Staatsleben zu heben.

Zu verhüten hat die Partei:

1. Daß es einzelnen Regierungen nicht gelinge, verfassungswidrig und das Gesetz nicht achtend zu verfahren.
2. Daß der Nationalgeist nicht wie bisher irregeleitet werde durch die Presse und einzelne Personen, daß nicht auswärtige Verlockungen wie bisher eine Macht auf die Volksmeinung ausüben.
3. Daß sich die Möglichkeit nicht fände, daß deutsche Volksstämme, daß deutsche Fürsten eigennützigen Plänen folgend, sich mit dem Auslande verbinden, um deutsches Blut, deutsches Recht, deutsches Land zu opfern.
4. Daß nicht der confessionelle Friede in Deutschland, sei es durch Religionsparteien oder Einzelne, gestört werde.
5. Daß nicht die vielen Ständeversammlungen in einem Mißverstehen ihrer Natur und Aufgabe den Regierungen hinderlich in den Weg treten, daß das häufig mißverstandene Wort Opposition nicht, wie es oft geschieht, an die Spitze gestellt werde, wenn es sich darum handelt, den Regierungen zu volksfreundlichen Zwecken die verfassungsmäßige Zustimmung zu geben.

Die Mittel, deren sich die Partei bedient, sind:

1. Die Presse,
2. die Aussprache in den Kammern,
3. das indirecte Wirken auf die Regierungen und die Volksmenge im socialen Leben.

Wie soll nun aber eine Partei obigen Zweck durch obige Mittel erreichen, wenn sie nicht selbst zu einer Thatsache wird, wenn sie nicht selbst umfassend verbreitet, streng gegliedert und enggeschlossen das Gefühl, daß sie ein Ganzes ist, daß sie eine weithinreichende Macht vertritt, in sich trägt.

Wir haben zur Genüge gesehen, daß es in Deutschland Männer von Gesinnung und Willen gibt, wir haben erfahren, daß die Nation noch politisch bildungsfähig ist, und daß sie noch die Sehnsucht nach einem Besseren in sich trägt, aber wir haben noch nicht erlebt, daß eine Partei, wenn auch in den Gesinnungen ihrer Glieder sich ziemlich gleich, je zu einem großen Zweck, wenn es sich um ein gleichmäßiges Vorschreiten gehandelt hat, als ein wirkliches Ganzes aufgetreten ist. Wir Alle, die es mit dem Volke und Deutschland wohl meinen, haben zwar viel gesprochen und geschrieben, wir haben aber nie einstimmig und gleichmäßig gehandelt.

Ist ein entscheidender Moment gekommen, so haben wir uns zersplittert, ein Jeder nach seinem Gutdünken handelnd, ein Jeder seinen Weg gehend. Was wir damit erreicht haben und welche Schuld dadurch auf uns lastet, beweist der gegenwärtige Zustand Deutschlands.

Und warum ist es so gekommen und konnte nicht anders werden?

Diese Frage ist leicht zu beantworten, wenn man sich den Gang der Ereignisse in den letzten Jahren vergegenwärtigt und die Verhältnisse unbefangen betrachtet: Wir haben zwar

äußerlich ein parteiähnliches Band gehabt, aber innerlich nie den Muth und den Willen gehegt, unseren Gesinnungen Verpflichtungen und Opfer aufzuerlegen!

Der Mensch will viel, er führt es nur aus, wenn er eine Nöthigung dazu erhält, sie komme durch ihn selbst oder Andere. Wir bedürfen zu unserem großen Zweck einer Nöthigung, die wir uns selbst auferlegen. Wir müssen uns mit einem Band umgeben, das uns eng bindet und verhindert, in dem Augenblick der Gefahr ohnmächtig auseinanderzufahren, in den Zeiten des ruhigen Wirkens planlos und vereinzelt zu handeln.

Unsere Partei sei keine lose Vereinigung von Individuen von ziemlich gleicher Gesinnung, sondern ein fester Bund von wirklich Gleichgesinnten, die sich gegenseitig verpflichten, zum Hauptzweck ihres Handelns die Verbreitung jener Ansichten zu machen, die oben dargelegt sind.

Es bedarf einer förmlichen Bundesorganisation mit Bundestreue und Aufrichtigkeit unter den Gliedern und Gehorsam gegen die Oberen des Bundes.

Hier folgen die Ansichten des Verfassers über die etwaige Constituirung jener bundesähnlichen Partei.

Bürgerliche Ehre, Gleichheit und Gesinnung und das Gefühl der Nothwendigkeit, unbedingt den Führern zu gehorchen, seien die inneren Bande, welche das Ganze der Partei zusammenhalten.

Eintheilen würde die Partei sein in

1. einen Hauptverein mit einem Ausschuß;
2. Zweigvereine.

Als weiterer Kreis würden sich an diese letzteren die durch bloße Gleichheit der Gesinnung, nicht aber durch die Organisation mit der Partei Verbundenen schließen.

Es folgen nun die näheren organisatorischen Bestimmungen über den Hauptverein, die Mitglieder desselben, die Competenz des Ausschusses und der Generalversammlung, sowie die Bestimmungen über die Zweigvereine. Die Denkschrift schließt:

Wenden wir uns zu unserem Ausgangspunkte zurück, wo wir sagten, daß in einer wenig erfreulichen Gegenwart und gegenüber den drohenden Gefahren der Zukunft eine enggeschlossene, fest organisirte Partei, die sich im Gegensatze zu den bestehenden extremen Richtungen die Vertretung der Interessen der Nation selbst zu ihrer Aufgabe stellt, ein sicherer Rettungsanker ist, so schließen wir diese Darlegung mit dem frommen Wunsche, daß sich jetzt auch Männer finden mögen, welche sowohl Patriotismus, als Energie wie Aufopferungsfähigkeit besitzen, um jene Stellen auszufüllen, wie sie hier in Bezug auf den Hauptverein und den Ausschuß bezeichnet sind

Der Verfasser braucht wohl nicht hinzuzufügen, daß, was seine Person anbelangt, er täglich bereit sein wird, sich unter die angeführten Maßnahmen zu fügen; er muß es dagegen mit Bestimmtheit aussprechen, daß er auch nur einer fest organisirten Partei seine persönliche Wirksamkeit widmen werde, indem er nicht gesonnen ist, ein Werk errichten zu helfen, aus dessen losem Bau dem Gesammtvaterlande kein wirklicher Vortheil erwachsen würde.

Man wird aus der Denkschrift selbst am besten erkannt haben, wie sehr ich auf die Organisation des Vereins Gewicht legen zu müssen glaubte, und ich darf wohl hinzufügen, daß dies deshalb geschah, weil in Deutschland unter den besseren und gebildeteren Ständen, namentlich in gemäßigtem, nicht revolutionärem Sinne die Bildung von Parteien in damaliger Zeit etwas fast Neues gewesen ist. Daß ich mich die Mühe nicht verdrießen ließ, Vereine ähnlicher Art bei unseren westlichen und südlichen Nachbarn zu studiren, um das Brauchbare und dasjenige, was sich mit legaler Wirksamkeit vereinbaren ließ, daraus zu gewinnen, wird der Kenner solcher Dinge leicht bemerken.

Zehn Jahre später theilten eine große Anzahl von Männern in Deutschland bereits die Grundsätze, welche ich in meiner Denkschrift über die Bildung wirksamer politischer Parteien ausgesprochen habe, und mit der Fortbildung der hier zuerst als nothwendig erklärten nationalen Bestrebungen werden sich noch spätere Capitel meines Werkes zu befassen haben.

Die Anregung, welche ich zunächst gegeben hatte, fiel dann auch sofort auf ein fruchtbares und wohlvorbereitetes Erdreich. Wenn auch in den ersten Jahren eine stärkere und ausgiebigere Bildung von Zweigvereinen nicht eingetreten ist, so hatte sich doch Alles das, was in Bezug auf den Hauptverein und den Ausschuß in meiner Denkschrift gesagt war, rasch verwirklicht.

Im Laufe der Zeit bildete sich unter den Mitgliedern des Vereins die Gewohnheit aus, mich als den Protector zu bezeichnen, und indem es mir überlassen war, die Versammlungen einzuberufen, die Beschlüsse zu genehmigen und die Rechnungen zu prüfen, war die Leitung in vielen Hauptsachen gleichsam von selbst in meine Hand gerathen.

Als der eigentliche Gründungstag dieses Vereins konnte der 29. Mai 1853 gelten, wo ich auf dem Schlosse Callenberg den aus der schleswig-holsteinischen Bewegung bekannten, zum Regierungspräsidenten von Coburg ernannten Francke, den Hofrath Becker aus Gotha, Gustav Freytag, den Bibliothekar Samwer und einige andere Personen zu einer Besprechung darüber eingeladen hatte, in welcher Weise auf Grund der Denkschrift der Verein ins Leben treten konnte.

Die genannten vier Freunde waren ihrerseits mit mehreren hervorragenden Männern schon vor der Callenberger Zusammenkunft in Verbindung getreten, um über die Möglichkeit der Ausbreitung des Vereins, insbesondere in Preußen, zu einer Klarheit zu gelangen, und es wurden Briefe von Max Duncker und Bethmann-Hollweg vorgelegt, welche im Allgemeinen der Sache sehr günstig schienen.

So wurde meine Denkschrift als Basis aller weiteren Thätigkeit des Vereins erklärt und mit dem Datum des 3. Juli 1853 versehen. Mit derselben in der Hand und auch im Herzen, begann das kleine Häuflein treuer Genossen zunächst in immer weiteren Kreisen Mitglieder zu werben und zu einer Versammlung nach Gotha einzuladen. Es liegt mir ferne, von den Namen aller Personen ohne Weiteres Gebrauch zu machen[1]), welche alsbald eine rege Theilnahme an dem vaterländischen Vereine zeigten.

Die deutsche Welt hat aus den von Freytag jetzt veröffentlichten Lebensnachrichten schon Einiges über seine Thätigkeit in der angedeuteten Richtung vernommen. Auch gedenkt der Dichter an derselben Stelle seiner Aufzeichnungen mit herzlichen Worten der Freundschaft, welche in jenen Tagen zwischen ihm und mir für immer geschlossen wurde. Unsere Beziehungen sind den Zeitgenossen nicht verborgen, und sie werden um so sicherer ein Gegenstand eifrigster Nachforschungen bleiben, je mehr ich überzeugt bin, daß der verehrte Freund der so bekannten Methode biographischer Analysen denn doch nicht entgehen wird.

[1]) Vgl. auch G. Freytag, Leben Mathy's, welcher sich in hervorragendster Weise an dem Vereine betheiligte.

Wenn nun die eigenen Aufzeichnungen Freytag's überhaupt diesem Zwecke weniger Stoff bieten werden, weil er dieselben mehr als einen Commentar zu seinen poetischen Werken aufgefaßt hat, so müßte man es insbesondere vom politischen Standpunkte bedauern, wenn der Nation die reiche patriotische Thätigkeit ihres Dichters nicht völlig zum Bewußtsein käme. Ich darf daher den Wunsch aussprechen, daß mir der Freund nicht unhold sei, wenn in den folgenden Blättern und Büchern gerade von diesen Dingen etwas genauere Kunde gegeben wird und wenn ich einen reichlichen Gebrauch von seinen freundschaftlichen Mittheilungen und Briefschaften hier mache. Es gehört zu der individuellsten Erscheinung an Gustav Freytag, daß er, der weit mehr als andere dichterische Zeitgenossen seine Muse von dem politischen Lied entfernt zu halten wußte, durch sein publicistisch wohlgeschultes Wirken politisch eingreifender war als die meisten Freiheitssänger des jungen Deutschlands.

Mein persönliches Verhältniß zu Gustav Freytag war und blieb ein rein menschliches, wie es in seinem Ursprung auf dem wärmsten Antheil für seine poetischen Schöpfungen von meiner Seite, auf dem Bedürfniß verständnißvoller Theilnahme von der seinigen beruhte. Freytag durfte daher in seinen „Erinnerungen" die volle Unabhängigkeit betonen, in welcher wir uns zu einander gefunden und gehalten haben, und ich erblicke gerade darin ein Gut und eine Besonderheit unserer Freundschaft im Vergleiche zu anderen ähnlichen Lebensverhältnissen, wie sie die deutsche Vergangenheit nicht selten überliefert.

Es ist richtig, was Freytag bemerkt, daß ich nie im Stande gewesen wäre, ein Ansinnen an ihn zu stellen oder seine Feder in Anspruch zu nehmen. Sich lieber zu versagen auch da, wo wir etwa in Bezug auf Politik, Kunst oder Theater ganz gleiche oder ähnliche Ziele verfolgten, blieb in unserem langjährigen intimen Verkehr der freien Wahl des reich begnadeten Dichters und selbstgemachten Mannes keinen Augenblick entzogen.

Auch in den Vereinsangelegenheiten, in welchen er sich nachher mit der größten Ausdauer und der ihm so sehr eigenen Pflichttreue den beschwerlichsten Geschäften, Correspondenzen, Verlagsverhandlungen, Budgetaufstellungen, Cassenverwaltungen unterzog, war er selbst anfänglich nur schwer heranzuziehen und wünschte er andererseits mich nicht exponirt und betheiligt zu sehen. Wie sehr man geneigt war, bei der damaligen Lage die heute fast harmlos erscheinende Sache als hochpolitisch und nicht als ungefährlich zu betrachten, zeigt eins der ersten jener zahlreichen Schreiben, welche ich von dem Freunde verwahre.

„Leipzig, den 23. April 1853.

„Ew. Hoheit

haben mir durch das Zeichen stets wohlwollenden Vertrauens eine sehr große Freude gemacht, welche wenigstens nicht ganz egoistisch ist. Dürfte doch das ganze Volk wissen, wie warm ein Fürstenherz für Deutschlands Glück und Ehre schlägt! Schon diese Ueberzeugung würde für Viele, die jetzt zu verzweifeln geneigt sind, eine Stütze und Hoffnung sein. Es ist unnöthig, daß ich, dem das Glück geworden ist, einen Blick in Ihre Intentionen zu thun, Eurer Hoheit mit Versicherung meiner treuen Ergebenheit antworte, ich wünsche mir die Gelegenheit, sie Ew. Hoheit zu beweisen.

„Zunächst hat dies Gefühl persönlicher Anhänglichkeit mich in der Angelegenheit, welche Ew. Hoheit mir mittheilen, doppelt nachdenklich gemacht. Als ich Ihre Mittheilung mit einem

Gemisch von Bewunderung und Rührung las, wurde mir klar, daß die sorgfältigste Prüfung der Sachlage für alle Freunde Ew. Hoheit Pflicht ist, bevor die Thatkraft und die Ehre eines so ritterlichen Herrn einer so folgenschweren Sache verpfändet wird. Ich bin allein mit meinem Gewissen zu Rathe gegangen und würde Ihr Vertrauen wenig verdienen, wenn ich Ew. Hoheit nicht die Bedenken, welche ich habe, vollständig darlegen sollte. Diese Bedenken sind zum Theil allerdings von der Art, daß Eurer Hoheit bessere Einsicht mich widerlegen und belehren könnte, bei einzelnen wird selbst Ew. Hoheit Urtheil kaum mich bekehren, denn sie entspringen aus ehrfurchtsvoller Sorge um Ew. Hoheit selbst, um die Zukunft eines schönen, edlen Menschenlebens, welches ich zu lieben gelernt habe und glücklich zu sehen aus vollem Herzen wünsche.

„Da Ew. Hoheit mir gnädigst erlauben, Ihnen in Coburg meine Aufwartung zu machen und persönlich zu sagen, was einem unzuverlässigen Briefe anzuvertrauen schwierig ist, so möchte ich die zweite Hälfte des Mai wählen und werde mir die Freiheit nehmen, Ew. Hoheit in dieser Zeit um Festsetzung des Tages zu bitten, an welchem ich kommen darf.

„Erhalten Sie ꝛc.

Freytag."

Je weniger übereilt, wie man sieht, Freytag an die schwierige Sache herantrat, desto eifriger widmete er sich derselben, nachdem er einmal dazu entschlossen war. Schon am 7. Juli schrieb er mir nach meiner Rückkehr aus England, daß er neue Freunde gewonnen hätte und kurze Zeit nachher vermochte er auch von den Werbungen, welche Max Duncker in Halle und an anderen Orten für die schriftstellerischen Aufgaben des Vereins geglückt waren, erfreuliche Kunde zu geben. Ebenso waren Buddeus, Gerstäcker und noch viele andere tüchtige Kräfte bestimmt worden, nach Gotha zu vorübergehendem oder dauerndem Aufenthalte zu kommen, um Fühlung mit unserem Verein zu nehmen.

In Betreff der politischen Verhältnisse selbst war G. Freytag beim Ausbruche der orientalischen Verwicklung der Ansicht, daß die Zeit für einen neuen Aufschwung der nationalen Empfindungen allerdings günstig sein müßte, wenn auch zunächst Rußlands Politik nur wenig Eindruck in Deutschland hervorbrachte. Noch waren die Hoffnungen sehr bescheiden:

„Unterdeß hat sich der deutsche Himmel," hieß es in Freytag's erwähntem Schreiben vom 7. Juli, „umwölkt. Es ist merkwürdig, wie hartnäckig die öffentliche Meinung selbst der Geschäftsleute an den Friedenshoffnungen festhält. Niemand will an die Wahrscheinlichkeit zukünftiger Conflicte auch für uns glauben. Sollte aber die allgemeine Entrüstung, welche sich auch in den Cabineten gegen Rußlands Kriegseifer geltend macht, nicht etwas dazu beitragen, die Majestät von Preußen — von Rußland und was daran hängt, zu emancipiren? — Wir hoffen so gern" u. s. w.

Uebrigens fehlte es in Freytag's Mittheilungen doch auch nicht an herben Klagen über Theilnahmlosigkeit gerade in den gebildeten Ständen für die idealeren Interessen des deutschen Volkes. „Es wird wenig gelesen," schrieb er mit Rücksicht auf die für den Buchhandel berechneten Unternehmungen unseres Vereins, „und die Zahl der Gebildeten ist unverhältnißmäßig klein. Darin liegt auch die Schwäche unserer Partei. Gute Leute in Menge, aber keine Führer, Niemand im Lande, der den Ton angäbe und zu einem Mittelpunkt für gemeinsame Thätigkeit geeignet wäre."

Unter diesen Umständen war es denn auch sehr schwierig, das Programm unseres Vereins vollständig durchzuführen. Im Besonderen erhoben sich Be-

denken gegen die Bestimmung, daß sich die Mitglieder des Vereins durch einen Revers ausdrücklich verpflichten sollten, die Zwecke und Aufgaben desselben zu erfüllen. Das Formular, welches vorgelegt wurde, lautete:

„Der Unterzeichnete verpflichtet sich auf Grundlage der ihm übersandten Denkschrift vom 3. Juni 1853, seine Thätigkeit den bezeichneten Zwecken mit allen Kräften widmen zu wollen. Dessen zur Urkunde habe ich Vorstehendes unter Beidrückung meines Siegels mit meiner eigenhändigen Unterschrift versehen."

Dabei war noch der jährliche Mitgliedsbeitrag angefügt, zu dem sich Jeder nach freiem Ermessen verpflichtete und dessen Höhe in manchen Fällen sehr erheblich war.

Eine große Anzahl von Männern aller Stände und Lebenskreise fand kein Bedenken, den Revers zu unterzeichnen.

Unter den hervorragendsten und einflußreichsten Personen, welche dem Verein unbedingt angehörten, nenne ich nur den mir so engbefreundeten Fürsten Hermann Hatzfeldt, zugleich ein Grand-Seigneur und Patriot von jener vollendeten Form des äußeren und inneren Menschen, wie sie zu allen Zeiten selten gewesen und von denen man immer wieder befürchten zu sollen meint, daß sie auszusterben scheinen. Bei voller Wahrung seines gesellschaftlichen Standpunktes hatte der Fürst das größte Verständniß für alle Bewegungen der gebildeten Classen. Sein Haus in Gotha stand jedem Patrioten offen. Bei der unbedingten Achtung, deren er sich bei allen Parteien erfreute, gab sein Name einer Sache, wie der des Vereins, ein ungemeines Ansehen und Gewicht. Er gehörte zu den thätigsten Verbündeten.

Im Juli 1853 wurde aber zuerst von einer uns sehr zugethanen Persönlichkeit die Bemerkung gemacht, daß durch eine, wenn auch falsche Interpretation der Urkunde Männer, die von Regierungen abhängig waren, leicht Gefahr liefen, ihre Stellungen zu verlieren. Unter diesen Umständen war man in der Folge genöthigt, von der Unterzeichnung des Reverses bei vielen Theilnehmern selbst des Hauptvereines abzusehen, was allerdings nicht eben zur Stärkung der ganzen Sache diente.

Indessen konnte am 16. August 1853 eine Hauptversammlung in Reinhardsbrunn abgehalten werden, bei welcher ich die Lebensfähigkeit des Unternehmens zu constatiren und den Wunsch auszusprechen in der Lage war, nunmehr dem Verein eine festere Gestaltung zu geben, die Erweiterung anzustreben und die Wirksamkeit desselben in den Organen der Presse zu beginnen. Man einigte sich über die folgenden Statuten:

1. Der Verein besteht aus denjenigen Personen, welchen die Denkschrift mitgetheilt ist und welche die daran geschlossene Verpflichtung unterzeichnet haben, wenn nicht in Ausnahmefällen besondere Zuverlässigkeit eine Dispensation von der Unterschrift rechtfertigt.

2. Die Zeichnung und die Zahlung eines Geldbeitrags ist zur Mitgliedschaft erforderlich, doch kann die Verpflichtung zur Zahlung einer bestimmten Summe auf drei Jahre beschränkt werden.

3. Es wird die Denkschrift nur solchen Personen mitgetheilt werden, welche bei politischer und sittlicher Befähigung für die Zwecke des Vereins Geld oder Arbeit beitragen können. Politisch bedeutende Personen, welche weder das Eine noch das Andere in vorzüglichem Maße beitragen können, sind vorläufig nur ausnahmsweise zuzuziehen.

4. Die Leitung des Vereins steht den in Coburg-Gotha ansässigen Mitgliedern zu, welche den vorläufigen Ausschuß desselben bilden. Bei wichtigen Fragen setzt sich der Ausschuß nach seinem Gutbefinden mit auswärtigen Mitgliedern in Verbindung.

5. Niemandem kann die Denkschrift vorgelegt werden, welcher dem hohen Protector nicht vorher angezeigt und von dem leitenden Ausschusse einstimmig als zuverlässig bezeichnet ist. Es wird hierbei als Grundsatz festgehalten, daß die Denkschrift nur solchen mitgetheilt wird, welchen man eine Mitleitung einräumen und welche man erforderlichen Falls von allen Verhältnissen in Kenntniß setzen will.

6. Die Aufforderung zum Beitritt geschieht in der Regel durch persönliche Besprechung.

7. Die Geldbeiträge werden vom Hofrath Becker und Justizrath von Meibom eingezogen und verwaltet.

8. Es wird ein besonderes Comité für die Presse gebildet.

9. Die Mitglieder des Vereins werden jährlich an Einem Orte oder in verschiedenen Abtheilungen zusammenberufen, wobei sowohl der Kassirer als das Preßcomité Rechenschaft von ihrer Geschäftsführung ablegen, wogegen die Mitglieder des Vereins über die politische Stimmung ihrer Kreise schriftlich referiren.

10. Jedes Mitglied des Vereins übernimmt mit seinem Beitritt die Verpflichtung, in weiterem Kreise Personen zu jährlichen Geldbeiträgen zu veranlassen. Diesen lediglich zahlenden Affiliirten des Vereins ist nur der Name des Hofraths Becker und die Namen von Mitgliedern des Preßcomité's bekannt zu geben. Die Namen der Affiliirten werden dem Ausschuß mitgetheilt.

In der That, die wichtigste Aufgabe fiel, wie leicht zu begreifen, nach der Reinhardsbrunner Zusammenkunft dem Preßcomité zu, welches aus Gustav Freytag und Max Duncker gebildet wurde und in kurzer Zeit sehr erhebliche Leistungen aufzuweisen hatte. Selten dürfte wohl mit so geringen Mitteln ein rascherer Erfolg erreicht worden sein als der des Vereins vom Jahre 1853; und wer einst die Biographie Freytag's zu schreiben haben wird, der wird finden, daß es nicht die unbedeutendsten Lorbeerblätter sind, die er dem Dichter in Betreff seiner politisch-literarischen Thätigkeit der fünfziger Jahre zu widmen haben wird. Freytag konnte sich schon nach Verlauf eines Jahres rühmen, daß er mit manchem gut dotirten staatlichen Preßbüreau den heimlichen Kampf mit Glück aufgenommen habe; und wenn ich, wie aus meinen in früheren Capiteln mitgetheilten Erzählungen zu sehen, in Wien und Berlin, in London und Paris überall der Frage begegnete, aus welchen Quellen die stark national gefärbte und antirussische Strömung in der deutschen Presse hauptsächlich stamme, so konnte ich mit stiller Genugthuung unseres Preßcomité's Ruhm und Verdienst hierin erblicken.

Unter den Unternehmungen, welche der Verein in das Leben rief, war die einer lithographirten Correspondenz in Leipzig ohne alle Frage die wichtigste und glücklichste. Diese Art der Beeinflussung der Presse war damals noch verhältnißmäßig neu und weniger verbraucht als heute. Durch die Mittheilungen, welche ich über den wirklichen Gang der öffentlichen Geschäfte zu machen im Stande war, erfreute sich die Correspondenz eines großen Ansehens bei den Blättern aller Richtungen und wurde bald eine kleine Macht in Deutschland.

Zunächst war auch die Broschüren-Literatur mit allem Fleiße ins Auge gefaßt worden, und neben vielen anderen Flugschriften verdankten Mathy's „Vaterländische Blätter" der Anregung des Preßcomité's ihr wirkungsreiches Erscheinen. Als höchstes Ziel hatte sich der Verein die Gründung eines großen Blattes

gesteckt, und mannigfache Anstrengungen waren in dieser Richtung gemacht worden.

In den preußischen Kammern stand die Partei von Bethmann-Hollweg durch persönliche Beziehungen und sachliche Gesichtspunkte dem „Verein" am nächsten. Die Tendenzen derselben waren in dem preußischen Wochenblatte vertreten worden. Durch eine Coalition hoffte man die Umwandlung dieses Organs in ein Tageblatt bewerkstelligen zu können. Max Duncker hatte im September in Frankfurt eine Conferenz mit den hervorragendsten Vertretern dieser Richtung, und man näherte sich in erwünschter Weise, so daß eine Anzahl von preußischen Politikern, wie von Usedom, Graf Pourtalès, Graf von der Goltz u. A. in dauernde Verbindungen mit dem „Verein" getreten waren. Die Gründung eines großen Blattes scheiterte aber großentheils an der Schwierigkeit, die nöthigen Geldmittel durch Actienzeichnung aufzubringen.

Dagegen fand ich bald Gelegenheit, in London für ein deutsches westmächtlich gesinntes Journal Interesse zu erwecken, und Lord Clarendon wäre bereit gewesen, die nöthige Unterstützung zu gewähren. Es entspann sich eine umfangreiche Correspondenz über diesen Gegenstand, der jedoch an dem Umstand scheitern sollte, daß einem großen Theile der Mitglieder des Vereins der Gedanke unbehaglich war, eine Subvention von Seite Englands zu genießen. Es mangelte nicht an gründlichster Erörterung der Frage, und die Liberalität, mit welcher Lord Clarendon erhebliche Mittel bedingungslos in die Hände des Vereins zu legen sich bereit erklärt hatte, schien diesen Antrag selbst der strengsten deutschen Gewissenhaftigkeit immerhin beherzigenswerth zu machen.

Die Zeitungsangelegenheit gab mir indessen den willkommenen Anlaß, Lord Clarendon in ausführlicher Weise über die deutschen Verhältnisse und Zustände zu orientiren. Der englische Minister wollte an einen unmittelbaren Einfluß der Zeitungspresse gegenüber den deutschen Cabineten überhaupt nicht recht glauben. Es hatte daher schon sehr viel zu bedeuten, daß man einmal einen englischen Staatsmann dahin brachte, die Berechtigung des nationalen Standpunktes, welchen England in Italien in jeder Weise schützte und beförderte, auch für Deutschland zuzugestehen und demselben Unterstützung zu versprechen[1]).

[1]) Es würde viel zu weit führen, meine Correspondenz mit Clarendon über diesen Gegenstand mitzutheilen; doch darf ein Theil seines Schreibens vom 6. October 1855 hier schon deshalb nicht fehlen, um über die lauteren Tendenzen, welche der Verbindung des Vereins mit dem englischen Cabinete zu Grunde lagen, nicht den mindesten Zweifel aufkommen zu lassen:

„In advancing English funds for what I consider to be a great and legitimate English object, I am sure, Your Royal Highness will approve of my desire to learn what funds will be forthcoming from other quarters for objects that are German as well as English, and what prospects exist of the paper not perishing for want of money.

„I should wish to leave the appropriation of the funds which I might contribute entirely to the parties, whom Your Royal Highness might make responsible, and the only condition I should beg to propose would be as much for my own security that a subscription list of responsible names should be forthcoming and a certain sum should be thus guaranteed.

„I think Your Royal Highness suggested that L. 12000 should be contributed from hence and the sum shall be advanced. It will probably not be all required at once and Your Royal Highness will perhaps have the goodness to inform me at the proper time, in what instalments and through what channel it should be paid.

Trotz aller Anläufe und Bemühungen war die Gründung eines größeren Blattes nicht zu erreichen. Wenn es auch nicht an Mitteln gebrach, so stellten sich doch mancherlei andere nicht zu unterschätzende Wenn und Aber der Ausführung des Gedankens entgegen. Auch die Beziehungen zum preußischen Wochenblatt und dessen Genossen wurden in manchen Kreisen unserer Parteifreunde ungern gesehen. Die in der preußischen Kammer wirksame Fraction war nach der damaligen Stimmung — und man weiß ja, wie wechselnd eine solche ist — wegen ihrer Stellung zu den confessionellen Dingen wenig populär; manche Mitglieder des Vereins fürchteten durch diese Verbindung die Zahl der rein für die nationale Sache zu gewinnenden Genossen zu beschränken.

Freytag berichtete, es seien ihm aus Sachsen und Schlesien viele Antworten zugegangen, welche besagten: „Wenn wir selbst eine Zeitung gründen wollten, so würden Tausende leichter zu erhalten sein, als für die Bethmann'sche Richtung Hunderte."

In der Natur der deutschen Verhältnisse zeigten sich mehr und mehr Hindernisse für die Gründung einer großen einheitlichen Partei, auch wenn es sich um die allgemeinsten Interessen der Nation handelte. Es war nur zu deutlich geworden, daß die Wirksamkeit des Vereins immer nur Sache eines kleineren Kreises sein und bleiben werde. Eine Anzahl von Schriftstellern schrieb fleißig Berichte an den Vereinsausschuß über Stimmungen und Verhältnisse in den verschiedensten Theilen und Kreisen Deutschlands, und auch die Correspondenten zahlreicher Blätter waren von der Preßleitung des Vereins gewonnen worden, in der Richtung unserer Denkschrift zu schreiben.

Aber in Bezug auf die eigentliche Vereinsthätigkeit mußte ich bald die Bemerkung machen, daß meine persönlichen Beziehungen viel weiter reichten als das Interesse, welches sich für den Verein als solchen im Allgemeinen äußerte. Ich besaß namentlich in der liberalen Partei Preußens viele Freunde und Anhänger, die gleichwohl eine engere Verbindung mit Parteigenossen der Mittel- und Kleinstaaten nur wenig begünstigten.

Ebenso hatte sich in den ziemlich regelmäßigen Versammlungen, welche bei mir abgehalten wurden und an welchen stets fünfzehn bis zwanzig Personen betheiligt waren, die Ueberzeugung festgestellt, daß eine Organisation von Zweigvereinen, durch welche bekanntlich so viele Gesellschaften in Frankreich und Italien bedeutend geworden sind, in Deutschland damals undurchführbar war.

Doch auch schon in der bescheidenen Form, in welcher der Verein sich thätig zeigte, war er den Gegnern äußerst beschwerlich und unangenehm. Besonders in Preußen war die Aufmerksamkeit der Polizei erregt, und Hinckeldey gab, weniger aus eigener Bewegung als in Folge des Antriebs der herrschenden

---

„A paper conducted upon the principles and in the manner proposed ought soon to be selfsupporting, if not remunerative, and the fall of Sebastopol together with the liberal movement which is now taking place in Germany renders the present moment singularly propitious for raising a standard against Russian influence and advocating the cause of national freedom. My services in this cause and in promoting a more harmonious action between our respective countries will always be at the command of Your Royal Highness."

Partei, strenge Befehle zur Unterdrückung der Aeußerungen unseres Vereins. Unter den voranstehenden und mehr exponirten Persönlichkeiten hatte die preußische Polizei zunächst Gustav Freytag als preußischen Unterthan fassen zu können geglaubt und erließ einen geheimen Verhaftsbefehl gegen ihn, welcher uns jedoch von befreundeter Hand mitgetheilt wurde.

Es war unendlich charakteristisch für jene Jahre, daß man in Preußen lüstern war, zu den sonstigen Thaten der Reaction auch den vormärzlichen Ruhm hinzuzufügen, den damals eben gefeiertsten und beliebtesten lebenden Schriftsteller der Nation herauszugreifen und mit einer, wenn auch voraussichtlich nicht allzuschweren Märtyrerkrone auszuzeichnen.

Der Verfolgungsplan der preußischen Polizei gegen Freytag erhielt durch einen Zufall eine eigenthümliche Folie, indem zu ebenderselben Zeit von der österreichischen Regierung unten an der Donau gegen einen anderen mißliebigen Dichter, Moritz Hartmann, ein weit schlimmeres, allerdings auch gerichtlich begründeteres Verfahren in Scene gesetzt wurde. Zum Entsetzen der deutschen Zeitungsleser wurde derselbe in der Walachei, als harmloser Correspondent, von österreichischen Soldaten ergriffen und als Proscribirter des Jahres 1848 noch 1854 in Ketten nach Wien gebracht.

Gustav Freytag, welcher selbst allen Gefahren der polizeilichen Ueberwachung ausgesetzt war, unterließ es nicht, in der Presse Deutschlands ebenso warm für den österreichischen Dichter wirken zu lassen, wie er mich dringend bat, meinen Einfluß bei meinem Bruder oder direct bei dem österreichischen Cabinet geltend zu machen, um die Befreiung des armen Hartmann zu erwirken.

Ich war in der Lage, beiden Dichtern einigermaßen helfen zu können, und will nicht unterlassen, die kleine Episode der deutschen Literaturgeschichte hier kurz zu skizziren, obwohl die Angelegenheit Hartmann's in keinem unmittelbaren Zusammenhange mit den deutschen Verhältnissen gestanden hat.

Allein der Zufall, welcher bekanntlich zuweilen ironisch ist, hatte es so eigenthümlich gefügt, daß die beiden deutschen Großmächte in denselben Wintermonaten von 1854/55 gleichsam zu wetteifern schienen durch polizeiliche Maßregeln die kaum beruhigte Stimmung in Deutschland wieder möglichst zu verderben. So war zwischen der Verfolgungssucht der österreichischen und der preußischen Polizei ein gewisser geistiger Zusammenhang, und wenn österreichische Blätter sich mit einer gewissen Absichtlichkeit mit der Unpopularität Hinckeldey's und seiner Maßregeln in Deutschland beschäftigten, so wies man in Preußen auf das bitterböse Schicksale von Moritz Hartmann schadenfroh hin, dessen endliche Gefangennehmung zunächst das einzige Resultat der kostspielige Occupation der Walachei zu sein schien.

Vor einer ähnlichen Katastrophe war Gustav Freytag noch durch den Umstand geschützt, daß die preußischen Staatsgrenzen nicht allzuschwer vermieden werden konnten, wenn man in Thüringen und Sachsen lebte; doch mußte er sich hüten, von Gotha über Erfurt nach Leipzig zu reisen, denn an die sämmt-

lichen Polizeibehörden Preußens war eine Circularverfügung ergangen, welche den folgenden ungefähren Wortlaut hatte:

„Es sind bereits einige Aufsätze einer in Leipzig erschienenen autographirten Correspondenz durch verschiedene königliche Gerichte und namentlich durch von dem Stadtgerichte zu Berlin ergangene Erkenntnisse vernichtet worden. Der Dr. Gustav Freytag, der sich dem Vernehmen nach in Gotha aufhält, war der Verfasser einiger derselben. Da es sehr wünschenswerth ist, denselben zur Bestrafung zu ziehen, so werden sämmtliche Polizeiverwaltungen aufgefordert, den Dr. G. Fr., sobald derselbe sich im preußischen Staate betreffen läßt, sofort zu verhaften. Es ist um so weniger zu bezweifeln, daß er die diesseitige Grenze ungescheut betreten werde, da er mit einem Heimathschein auf drei Jahre seit dem 5. Febr. 1852 versehen ist."

Unter diesen Umständen schien es das Sicherste, wenn Freytag die gothaische Staatsbürgerschaft erwarb; und in diesem Sinne schrieb mir mein Freund am 11. September 1854:

„Da die Frage über mein Heimathsrecht durch das Justizamt Gotha dahin entschieden ist, daß mir zur Zeit das hiesige Staatsbürgerrecht nicht zustehe, so flüchte ich, durch mein eigenes Gefühl getrieben, wie auf den Rath Meibom's, Schutz suchend, zu Ew. Hoheit Gnade.

„Durch huldvolle Ertheilung irgend eines kleinen Hofdienstes würde Ew. Hoheit mir zugleich das hiesige Staatsbürgerrecht verleihen und dadurch in hochfürstlicher Weise einen Conflict lösen, für welchen eine so schnelle und würdige Beendigung anderweitig nicht zu finden ist.

„Möge Ew. Hoheit nicht zürnen, daß ich Etwas zu erbitten wage, was Ihr Wille sonst in Stunden frohen Sonnenscheins ohne Bitten zu schenken pflegt. Immer habe ich für eine Tugend Ihres fürstlichen Hauses gehalten, dem Flüchtigen ein Asyl zu gewähren, ich habe aber nicht geglaubt, daß auch ich in die Lage kommen würde, den Saum Ihres Herzogsmantels zu fassen und zu flehen, daß er sich über mich breite. Mich macht es glücklich, daß Sie, mein gnädigster Fürst, es sind, dem ich meine Bitten an's Herz legen darf, aber ich habe doch die leise Furcht, daß Sie vielleicht gewähren können, was Ihr edler Sinn auch einem Fremden nie verweigert hat, Rettung aus politischen Verfolgungen, daß Ihr Gemüth aber doch im Stillen meine Bitte als eine Zudringlichkeit betrachten wird und als ein stilles Unrecht, das ich begehe; denn wer das Glück gehabt hat, von seinem Fürsten menschliche Freundschaft zu erhalten, der soll von ihm nichts Anderes erbitten.

„Ich möchte deshalb vor Allem gern wissen, was Ew. Hoheit hoher Sinn in dem vorliegenden Falle für das Beste hält, das ich zu thun habe. Ist es nicht vielleicht einfacher, daß ich geradezu nach Erfurt gehe und mir mein Recht hole? Ich habe Stunden, wo ich diesen Weg für den männlichsten halte. Und doch wieder, wenn ich denke, wie geringfügig die ganze Ursache dieser Verwicklungen und wie gewissenlos die preußische Administration, da erscheint mir eine Vermeidung des angebotenen Kampfes doch wieder als das Rathsamste.

„So flehe ich Ew. Hoheit an, meine Bitte nur dann zu gewähren, wenn Sie selbst, gnädigster Herr, vollständig der Meinung sind, daß ich Recht thue, wenn ich mich dem Streit, zu welchem die Gegner so übermüthig herausfordern, entziehe.

„In jedem Falle aber bitte ich Ew. Hoheit, Ihre hochfürstliche Huld mir nicht zu entziehen, denn ob Preuße, ob Gothaer, von ganzem Herzen bin ich Ew. Hoheit ꝛc. ꝛc.

Freytag."

Wiewohl der Wunsch Freytag's leicht genug zu erfüllen war, so blieb indessen immer noch die Gefahr vorhanden, daß er in Leipzig, wenn er sich dort aufhielt, auf Requisition der preußischen Polizei ausgeliefert werden konnte, da zwischen Sachsen und Preußen Verträge bestanden, deren Wortlaut eine für Freytag bedenkliche Auslegung zuließ. Ich war daher entschlossen, geradezu an König Johann zu schreiben, um ihm das Unpolitische eines solchen etwaigen Verlangens von Seiten Preußens darzulegen und die Bitte auszusprechen, daß Se. Majestät in seinem Staate nicht die Hand zu einer Auslieferung Freytag's

aus Anlaß von politischen Artikeln bieten möchte, welche die sächsischen Gerichte völlig unbehelligt gelassen hatten.

Minister von Seebach war dagegen der Ansicht, ein Schreiben dieser Art wäre vielleicht wirksamer, wenn ich es an Herrn von Beust nach Dresden richten wollte, und wirklich nahm der sächsische Minister, dessen russenfreundliche Gesinnung freilich nur wenig mit Freytag's Thätigkeit übereinstimmte, die Gelegenheit gern wahr, Sachsens Regierungsgrundsätze gegen die von Preußen in helles Licht zu stellen.

„Euer Hoheit geruhen", antwortete er am 31. December 1854, „gnädigst zu vergeben, daß ich so spät die hohe Zuschrift zu beantworten mich beehre, welche Höchstdieselben unterm 6. d. M. an mich die Gnade hatten richten zu wollen. Trotz der vielfachen Geschäfte, welche mir in letzterer Zeit in Folge unserer von früh bis in die Nacht fortgesetzten Kammerverhandlungen oblagen, würde ich mir diese Verzögerung nicht haben zu Schulden kommen lassen, hätte es nicht wiederholter Erörterungen und auch Vernehmungen mit dem ebenfalls sehr beschäftigten Justiz-Ministerium bedurft. Ich beehre mich nunmehr, die Anfrage wegen des Dr. Freytag in Folgendem zu erwidern:

„Wenn der Herr Dr. Freytag seinen Aufenthalt auf einige Zeit in Leipzig zu nehmen beabsichtigt, so werden ihm, soweit ich seine Verhältnisse kenne, Seitens der Polizei keine Hindernisse in den Weg gelegt werden; jedenfalls werde ich es mir in Betracht der eingelegten hohen Verwendung zur Pflicht machen, diesfalls geeignete Weisung zu ertheilen. Was nun aber die eventuelle Auslieferungsfrage betrifft, worüber das Justiz-Ministerium Entscheidung zu fassen hätte, so sind dabei zwei Gesichtspunkte zu unterscheiden. Es wäre nämlich möglich, daß Preußen einen Auslieferungsantrag begründete

a) auf den die Auslieferung politischer Verbrecher betreffenden Bundesbeschluß vom 18. August 1826 oder

b) auf den zwischen Sachsen und Preußen unterm 30. December 1839 abgeschlossenen, die Leistung gegenseitiger Rechtshilfe in Civil- und Strafrechtssachen betreffenden Vertrag stützte.

„Im ersten Falle würde es, ehe der Requisition diesseits sich zu fügen wäre, darauf ankommen, ob und inwieweit die preußische Regierung nachzuweisen vermöchte, daß der Dr. Freytag wegen eines nach der preußischen Gesetzgebung strafbaren politischen Verbrechens im Sinne obigen Bundesbeschlusses zur Untersuchung gezogen werden soll.

„Im zweiten Falle sub. b wäre dagegen zu unterscheiden, ob der Dr. Freytag noch als königlich preußischer Staatsangehöriger zu betrachten sei oder nicht. Würde die preußische Regierung das Erstere nachweisen, so könnte sich die diesseitige Behörde nach § 39 des obigen Vertrags nicht entbrechen, der Requisition statt zu geben. Wäre aber Dr. Freytag nicht mehr preußischer Unterthan, so würde dem diesseitigen Staate das Recht zustehen, zuvörderst die herzoglich-sächsische Regierung von dem preußischen Antrage in Kenntniß zu setzen und deren Erklärung sich zu erbitten, ob sie den Angeschuldigten zu eigener Bestrafung reclamiren wolle.

„Ew. Hoheit dürfen nun aber im Voraus überzeugt sein, daß der Herr Justizminister, dem ich von Höchstdero Verwendung Kenntniß gegeben habe, jede mögliche Rücksicht wird eintreten lassen. Ich bin daher der Meinung, daß der Dr. Freytag seinen Aufenthalt unbedenklich in Leipzig nehmen kann und würde bitten, daß Euer Hoheit die Gnade haben möchten, denselben zu veranlassen, daß er sich solchenfalls auf einen Tag hierher begebe.

„Indem ich das Schreiben des Dr. Freytag gehorsamst wieder anschließe[1]), verharre ich in größester Ehrerbietung Ew. Hoheit unterthäniger Diener

Freiherr v. Beust."

---

[1]) Bezeichnend für die damaligen Zustände war, daß mich Herr von Beust in Erwiderung meiner Verwendung für Freytag bei dieser Gelegenheit bat, ich möchte für den Schriftsteller Prof. Biedermann eine Professur in Jena erwirken, nachdem derselbe wegen Preßvergehens in Sachsen zu zwei Jahren Gefängniß verurtheilt war. Dennoch wünschte aber Herr v. Beust, „obschon nun derselbe früher mir als politischer Gegner hart zugesetzt, ihm eine sorgenfreie Existenz und seinem großen Talent einen neuen Berufskreis eröffnet zu sehen." Biedermann stand übrigens mit mehreren Mitgliedern unseres Vereins längst in näherer Verbindung.

Noch ehe die eigene Angelegenheit Freytag's zu einem befriedigenden Abschlusse gebracht worden war, fand er sich in der Lage, ein edles Wort für seinen unglücklicheren Collegen Hartmann zu sprechen, und ich theile sein in mehr als einer Beziehung denkwürdiges Schreiben der Hauptsache nach hier mit.

„24. Sept. 54.

. . . . „Möge aber Ew. Hoheit nicht zürnen, wenn ich dieselbe fürstliche Huld, welche mir soeben zum Heile gereicht hat, gleich wieder für einen Andern zu erbitten wage, dessen Schicksal im Ernst traurig und erschütternd ist. Sie, mein gnädigster Herr, haben bei dem deutschen Volke das so edel erworbene Ansehen und Vertrauen, daß Höchst Ihre Protection Allem wird, was Talent und geistige Kraft zeigt und hoher Hilfe bedarf, Sie sind gewissermaßen der natürliche Beschützer deutscher Poeten geworden.

„Der Mann, für welchen Ew. Hoheit allein gerade jetzt ein rettender Engel werden könnten, ist Moritz Hartmann. In Oesterreich geboren, einer der vormärzlichen Freiheitsdichter des jungen Oesterreich, dann im Jahre 48 durch jugendliche Eitelkeit in eine politische Rolle hineingetrieben, hat er in der Politik der tollen Jahre keine vortheilhafte, obgleich vielbesprochene Rolle gespielt. Seit der Zeit hat er als Flüchtling in Paris und London gelebt, hat dort gute Haltung gezeigt und ist fleißig gewesen. Sein Gedicht „Adam und Eva" ist wenigstens gegen seine früheren Poesien als ein Fortschritt zu betrachten, und sein Tagebuch aus dem südlichen Frankreich ist kein schlechtes Buch. Seit dem Frühjahr ist er als Berichterstatter der Kölnischen Zeitung beim Heere Omer Paschas; in diesen Wochen haben die Oesterreicher ihn zu Bukarest ergriffen und fortgeführt. Diese haben mit ihm eine alte Rechnung abzumachen. Er gilt ihnen für einen gefährlichen Demokraten, hat sich in den Octobertagen als Deputirter der Linken von Frankfurt aus in Wien herumgetrieben, ist mit dem Rumpfparlament nach Stuttgart gegangen u. s. w. Wenn die k. k. Gerichte nicht gehindert werden, ihm die ganze Sündenrechnung vorzuhalten, so wird sein Loos voraussichtlich lebenslänglicher Kerker oder vielleicht die Kugel.

„Sein Schicksal hat bei den verschiedenen Parteien die allgemeinste Theilnahme hervorgerufen, und was die Hauptsache ist, eine große Bestürzung und einen kaum beruhigten Argwohn gegen die k. k. Regierung. Man konnte nichts Ungeschickteres thun, als den Unglücklichen gerade jetzt verhaften, eine sehr bekannte, von der öffentlichen Meinung als ungefährlich betrachtete Persönlichkeit, einen viel bekannten und von Vielen bewunderten Dichter.

„Gern gestehe ich, daß ich zu seinen Bewunderern nicht gehöre, ich kenne ihn nicht persönlich, stehe zu ihm in keinerlei Beziehungen . . . Das hindert freilich nicht, daß sein Schicksal mir sehr wehe thut und daß ich seine Gefangennahme in diesem Augenblicke für einen thörichten Streich der österreichischen Behörden halte. Es ist wohl möglich, daß Bach und Buol dieselbe Ansicht haben und daß ihnen dies Factum ungelegen kommt.

„Aus diesen Gründen möchte ich bei Ew. Hoheit ehrerbietigst anfragen, ob Höchst Ihrem Einfluß in Wien nicht leicht möglich sein sollte, durch eine gnädige Fürsprache bei dem Kaiser oder durch einen Brief an Buol das Loos des Verhafteten zu verbessern, vielleicht ihm Begnadigung zu verschaffen.

„Gern bescheide ich mich, nicht zu wissen, ob nicht Ew. Hoheit durch wichtigere Rücksichten bestimmt werden, eine solche Intervention jetzt nicht eintreten zu lassen . . .

Euer ꝛc.

Freytag."

Unter den mancherlei Bemühungen, welche von vielen Seiten zu Gunsten Hartmann's in Wien gemacht worden sind, wird die meinige nicht entscheidend gewesen sein. Es wurde immerhin erreicht, daß Moritz Hartmann der kaiserlichen Gnade theilhaftig geworden ist und nachher noch durch eine Reihe von Jahren stiller, schriftstellerischer Thätigkeit sich erfreuen konnte. Ich vermuthe, daß er es niemals erfahren hat, wie sehr sich Gustav Freytag seine Sache hat angelegen hat sein lassen und wie viel der Letztere für den bedrohten österreichischen Dichter gethan hat.

Nachkommende Geschlechter aber, welche für das Leben deutscher Poeten ein offenes Herz behalten, werden mit Genugthuung die kleine Episode zur Kenntniß nehmen, welche in den Schicksalen Freytag's und Hartmann's einige Berührungspunkte zeigt. Ich war eben durch den Verein zur Kenntniß von vielen persönlichen und thatsächlichen Verhältnissen gekommen und fand kein Bedenken, Coburg und Gotha zu einer Art Hilfsstation literarischer und politischer Nothstände zu machen.

Unter den Männern, welche in derselben Zeit sich mir näher anschlossen, war der schon in früheren Capiteln mehrfach erwähnte Gustav Diezel von nicht geringer Wirksamkeit; ein sonderbares Gemisch von Heißsporn und Realpolitiker. Die Art und Weise, wie er mir entgegenkam, hatte etwas Ungewöhnliches und bietet den Stoff dar, eine kleine Anekdote hier aufzubewahren: Im November 1854 war ich auf Diezel's Broschüren über die nothwendige Stellung Deutschlands im russischen Kriege aufmerksam geworden. Besonders die zuletzt erschienene Schrift: „Rußland, Deutschland und die östliche Frage" zeigte ein gereiftes Urtheil, große Gewandtheit in der Erörterung und Darstellung der politischen Lage und einen populären Vortrag. Man sah ganz deutlich, daß Diezel — wie sich einer meiner Freunde treffend ausdrückte —, keineswegs zu den „Tendenzbären der demokratischen Partei" zu zählen war. Um ihn für den Verein thätig zu machen, wurde mit Diezel correspondirt. Er ließ hierauf durch Vermittlung eines Anderen ein offenes Bekenntniß seines Lebenslaufes an mich gelangen, worin er seine politischen Verirrungen und Leiden mit vieler Ehrlichkeit erzählte, und versicherte, daß er durch seine ganze Lebensstellung verhindert sei, sich persönlich mir zu nähern. Denn er mochte 1848 allen Grund gegeben haben, daß das Schwurgericht von Augsburg ihn wegen Majestätsbeleidigung zu einer achtzehnmonatlichen Gefängnißstrafe, die er wirklich büßte, verurtheilt hatte. Aber das, was in den fünfziger Jahren so verbitternd wirkte, war die polizeiliche Chicane, welche gegen die sogenannten politisch Verdächtigen gar nicht enden wollte. Diezel's Leben von 1852 bis zu dem Momente, wo er zu mir in Beziehungen trat, war eine Kette der unbegreiflichsten Verfolgungen, Ausweisungen aus allen größeren Städten und ungerechtfertigten Verhaftungen.

Ich beschloß, den gefährlichen Mann nach Coburg kommen zu lassen. Als Alles abgemacht schien, schrieb er jedoch abermals einen Brief, worin er dem Bedenken Ausdruck gab, seine Anwesenheit in Coburg möchte mir Anlaß zur Unzufriedenheit geben. Einer seiner Freunde, der bekannte Feodor Streit, sei wegen Preßvergehens eben verurtheilt und im Gefängniß; wenn die Verordnungen es nicht geradezu verböten, so müßte er wenigstens seinen alten Gesinnungsgenossen in Coburg besuchen dürfen.

Da ich an der Ehrlichkeit des guten Schwaben keinen Anstoß nahm, so kam er endlich zu mir und erhielt auch die Erlaubniß, seinen Feodor Streit zu sehen. Auf einem öffentlichen Balle, der eben stattfand, traf ich den Bürgermeister Oberländer von Coburg, der mir angstvoll mittheilte, einer der gefährlichsten Demokraten sei eben hier angelangt, er wisse nicht, welche Folgen das haben könnte. Ich antwortete, der Mann wäre leicht zu ergreifen, er wohne

bei mir im Schloß. Diezel hat alsdann dem Vereine manche guten Dienste geleistet. Später traf ihn das Schicksal eines frühzeitigen Lebensendes, indem er zu Ostende im Seebade ertrank.

Im Jahre 1854 sind auch Gerstäcker, Hederich, Meißner u. a. m., später Fischel mit dem Vereine in Verbindung getreten, und es geschah Vieles im Sinne und zur Verbreitung nationaler Grundsätze. Es erschienen noch manche weitere Broschüren und Volksbücher, um sowohl der herrschenden Reaction als auch den fortdauernden demokratischen Bewegungen entgegenzutreten. Sie waren von unserem Preßausschusse theils angeregt, theils demselben angeboten worden. Ueberall war man von dem geheimen Einfluß des Coburger Vereins auf die politische Tagesliteratur überzeugt, ohne daß man die Möglichkeit besaß, mit Erfolg dagegen einzuschreiten.

In Berlin selbst erkannte man, daß die gewöhnlichen preßpolizeilichen Mittel nicht ausreichten, um die fortschreitende nationale Bewegung zu unterdrücken. Die einflußreiche Partei faßte den Entschluß, meine Person selbst direct anzugreifen, um den Kampf gegen den geheimen Verein nachher wirksamer betreiben zu können. So wurden mannigfaltige Anstrengungen gemacht, um meine Stellung und meine Beziehungen zu Friedrich Wilhelm IV. zu untergraben. Es schien aber bei dem eigenthümlichen Charakter des Königs nicht leicht, mich aus seiner Gunst gänzlich zu verdrängen. Da erfuhr ich durch einen Zufall, daß dem Könige Mittheilungen von Briefen gemacht worden wären, welche angeblich von meiner Hand geschrieben sein sollten, und in denen meine loyale und gerechte Opposition gegen das dort herrschende System in der That das erlaubte Maß weit überschritten hätte, wenn die verhängnißvollen Schreiben nur nicht den einzigen Fehler gehabt hätten, daß sie unecht waren.

Fälschungen und Depeschendiebstähle, Verletzungen des Brief- und Amtsgeheimnisses gehörten in den letzten Regierungsjahren König Friedrich Wilhelm's IV. bekanntlich nicht zu den Seltenheiten, und ich war daher gar nicht verwundert, als mir zu sicherster Kenntniß gebracht wurde, daß untergeschobene Briefe von mir dem Könige in die Hände gespielt worden seien.

Ich setzte jedoch Alles daran, um der Sache auf den Grund zu kommen, und es gelang mir wirklich, die Person ausfindig zu machen, welche meine Handschrift nachahmte, und deren zum Theil ganz alberne Briefe dem Könige als Intercepte vorgelegt worden waren. Der Fälscher gestand mir selbst auf die Versicherung, daß ich gegen ihn nicht vorzugehen beabsichtige, seine Schuld rückhaltlos ein. In einer Zeit, wo alle Welt auf den Ausgang des Prozesses Techen gespannt war, und wo bei den Gerichtsverhandlungen die bekannten Enthüllungen über die Gegensätze von Manteuffel, Gerlach und Niebuhr zu Tage kamen, blieb glücklicherweise die Geschichte von der Fälschung meiner Briefe im größeren Publicum unbekannt, und ich begnügte mich selbstverständlich, die Sache mit dem Könige allein ins Reine zu bringen.

Der König war übrigens von dem Bestande des „Vereins" und der Thätigkeit unserer Partei sehr wohl unterrichtet. Er bediente sich einer Person aus

dem Mittelstande, um in selbständiger Weise über Stimmungen und Parteibildungen in Deutschland unterrichtet und nicht durchaus und ausschließlich von der Kreuzzeitungs- und Regierungspartei abhängig zu sein.

Jener Vertrauensmann des Königs, welcher entweder ein Advocat oder ein bei der Stadt angestellter Beamter war — eine Sicherheit über seine Person war niemals zu gewinnen —, hatte Fühlung mit unserer Partei und rapportirte dem König ziemlich gut und treu über die Vorgänge in derselben. Ich wußte dies und hatte keinen Grund, etwas dagegen zu unternehmen, denn nur auf diesem Wege war es möglich, dem Herrn die Ueberzeugung beizubringen, daß außerhalb seiner Umgebung sich noch Mancherlei in Deutschland vollzog, was Preußen Stoff zum Nachdenken geben sollte und konnte.

Denn die andauernden Versuche, den König in seinem Hause wie im Staate fast hermetisch abzusperren, waren so erfolgreich, daß die herrschende Umgebung sich oft die kleinlichsten Scherze gegen anders Denkende gestatten durfte. So hatte man den König bei Gelegenheit einer Besichtigung einer Kirche in Ostpreußen einmal veranlaßt, sich in demonstrativer Weise zu entfernen, weil ein als Liberaler berüchtigter Organist die Orgel spielte. Bei einer gewissen Feierlichkeit, die in Königsberg stattgefunden hatte, erzählte man vom General von Plehwe, er hätte die Anwesenheit des Königs benützt, um aufs Dringendste zu empfehlen, man müßte das Bild des alten Präsidenten von Schön noch jetzt an den Galgen nageln lassen.

Es würde mich zu weit führen, meine Erinnerungen an unzählige ähnliche Anekdoten früherer und späterer Jahre aufzufrischen, doch darf ich sagen, daß die Wege, welche ich bei der mir persönlich so wohlwollenden Gesinnung des Königs immer wieder zu ihm zu finden wußte, von den Gegnern mir nicht dauernd unfahrbar zu machen waren. Und so brachte auch die Briefverfälschungsaffaire gerade die entgegengesetzte Wirkung hervor.

Einige Monate darnach war Herr von Manteuffel gar sehr in die Ungnade des Königs gefallen, und zur Zeit des Pariser Congresses rüstete sich die Partei Bethman-Hollweg, das ministerielle Erbe anzutreten. Nicht ohne Grund aber bemerkte Herr von Manteuffel, wie man mir schrieb, die Herren seien im Irrthum; denn wenn der König ihn entließe, wären nicht sie es, sondern Herr von Bismarck, der ihn ersetzen würde.

Und wirklich berichtete man mir schon nach wenig Tagen etwas verstimmt aus jenen Kreisen, daß Alles beim Alten bliebe, denn „the King has more than ever his own way with Manteuffel. Er weiß zu viel von Manteuffel und hält ihn bei mehr als einem Strick um den Hals. Manteuffel ist völlig âme damnée, mithin brauchbarer als eine âme non damnée, denn die âme damnée thut Alles, während die andere doch mitunter bockt."

In der That war für die Vertreter der liberalen Richtung in Preußen für den Augenblick kaum eine Aussicht vorhanden, empor zu kommen, und viele der verehrten Männer, welche zu mir oder dem coburg-gothaischen Verein Beziehungen angeknüpft hatten, suchten diese letzteren mehr im Hinblick auf den Prinzen von Preußen, von dessen Nachfolge man erst einen Umschwung der politischen Lage erwartete.

Ich besuchte öfters in Berlin die Versammlungen jener Kreise, in welchen auch allerlei Statuten, Pläne, Protokolle und Acten zu Tage gefördert wurden, ohne daß man hätte sagen können, es sei damit viel Ernstliches gethan. Ich hatte immer den Eindruck, daß bei diesen Parteiorganisationen, ebenso wie bei dem „Verein" in Coburg, zu viel Freiwilligkeit und zu wenig innere Disciplin herrschten.

Der Hauptgrund, warum der „Verein" nicht durchgreifender und in größerem Stile wirksam wurde, lag darin, daß die meisten Mitglieder zwar den hochgebildetsten und besten Kreisen der Gesellschaft angehörten, aber ihren Patriotismus nicht in eine Richtung zu bringen vermochten, welche es erlaubt hätte, auch die unteren Classen energischer zu den nationalen Zwecken heranzuziehen.

Wie die Sachen in Deutschland standen, ließ sich eine Erwartung von solchen Vereinigungen patriotischer Männer hauptsächlich nur deshalb hegen, weil die einfache Existenz derselben schon geeignet war, das erkannte Bedürfniß einer Veränderung der deutschen Staatsverhältnisse nicht einschlummern und das Vertrauen in die Zukunft nicht untergehen zu lassen. Und in diesem Sinne soll man es wahrlich keinem jener Männer vergessen, daß sie in Gefahren und unverdrossener Arbeit ihren guten Antheil an dem schließlichen Erfolge der Herstellung des Reiches hatten.

Ich für meinen Theil war ja in der außerordentlich glücklichen Lage, von einer gesicherten Aussichtshöhe die Dinge beobachten zu können, und darf daher in meinen Erinnerungen diese Umstände mit Beiseitesetzung aller subjectiven Momente lediglich zum Zwecke des Verständnisses unserer thatsächlichen Entwicklung anführen.

Dr. Georg Weber.

Am 10. August d. J., in früher Morgenstunde, ist zu Neuenheim bei Heidelberg ein Mann aus dem Leben geschieden, der — wenn man Diejenigen, die aus seinen Büchern gelernt, als Schüler bezeichnen darf — deren mehr gehabt hat als irgend ein Professor der Welt. Den Studirten oder Halbstudirten müßte man lange suchen, der nicht in irgend einem Stadium seines Lebens sich eines der Weber'schen Handbücher bedient hätte. Der „kleine", der „mittlere" und der „große Weber" ist im Mädchenpensionate, in der Schulclasse, in der Bibliothek des Gelehrten und gebildeten Bürgers zu finden. Wie der Einjährig-Freiwillige sich aus dem „kleinen Weber" für das Examen vorbereitet, so bedient sich gelegentlich auch der größte Staatsmann des Jahrhunderts, wie er selbst dem Heidelberger Gelehrten schrieb, des „großen Weber" zum Nachschlagen. Als der Nordpolfahrer, Maler Payer, im grönländischen Eise zu überwintern gedachte, nahm er sich zur Lectüre den „großen Weber" mit, und ein Anderer, Bessels, hat in dankbarer Erinnerung an die Belehrung, die er aus dem gleichen Werke geschöpft, ein noch unbezeichnetes Vorgebirge, „Cap Weber", genannt. Eine Heidelberger Sanitätscolonne war nach der Schlacht von Wörth in einem Elsässer Hause schroff abgewiesen worden, als noch eben zu rechter Zeit sie das Bild des „Director Weber" an der Wand erblickten. Sie wiesen sich als Weber's Schüler aus und wurden alsbald bestens untergebracht.

Diese Popularität der Weber'schen Bücher ist eine wohlbegründete. Es hat kritischere Geschichtsforscher und geistreichere Geschichtsschreiber gegeben, aber keinen, der den ganzen historischen Stoff übersichtlicher zu gestalten, vernünftiger zu beurtheilen und zuverlässiger zu erzählen verstand. Diese lehrhaften Vorzüge der Weber'schen Bücher haben ihnen ihre weite Verbreitung verschafft. Unter allen Heidelberger Gelehrten mag der frühere Bürgerschuldirector darum der bekannteste gewesen sein, denn er ist der historische Rathgeber und Hausfreund auch der breiten Schichten der Bevölkerung, die nie ein Wort von Pandekten oder Manesse'scher Handschrift gehört hat. Den heute das Neckarufer entlang Schreitenden mahnen diese stattlichen Häuser, deren älteste erst in den vierziger Jahren gebaut wurden, doch schon an eine große Vergangenheit. Wie am Canale Grande die Paläste der Grimani, Spinelli, Cornaro, Dandolo, Manin uns stolze Erinnerungen wachrufen, so sehen auf den Fremden, der im Schifflein durch die Bogen der beiden Heidelberger Brücken steuert, Bunsen's Villa Charlottenberg hernieder, in welcher das große Bibelwerk entstand, dann das Haus, in welchem Gervinus seine „Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts" begann, die Landhäuser, die Karl Bartsch, Treitschke, Welcker bauten oder bewohnten. Keines aber liegt in schönerer Umgebung als das, an dessen Fenster in den letzten Monaten der greise Historiker, halb erblindet, noch immer die dämmernden Umrisse der Brücke, der Schloßruine und der runden Thürme des Thores und des Lagerhauses zu entziffern suchte.

Der Mann, der in beneidenswerthen Verhältnissen seinen Lebensabend schloß und als würdiger Patriarch auf die stattlichen Häuser seiner herangereiften Kinder hinschauen konnte, hatte in den bescheidensten Verhältnissen begonnen.

Georg Weber wurde am 10. Februar 1808 in dem pfälzischen Ackerstädtchen Bergzabern geboren. Schon im dritten Lebensjahre verlor er den Vater, einen aus dem Birkenfeldschen eingewanderten unbemittelten Handwerker. Die Mutter, der Weber nachrühmt, daß sie auf sich gehalten habe und bestrebt gewesen sei, sich und ihn empor zu bringen, verdiente als Näherin das tägliche Brot. Der Knabe brachte das Holz für den Winter auf dem Kopfe heim, sammelte und erwarb wie andere arme Kinder und legte bei diesem harten Leben den Grund zu der eisernen Gesundheit, die dann seiner künftigen Jahre bestes Glücksgut gewesen ist. Unter solch' ärmlichen Verhältnissen erschien es ihm selbst später als eine Naivetät, daß seine Erfolge in der Volksschule die Mutter bestimmten, ihn studiren zu lassen. Seine schöne Handschrift verschaffte ihm eine Schreiberstelle bei dem Decan, der ihm einiges Latein beibrachte. Der Pfarrvicar unterrichtete ihn in anderen Gymnasialfächern. So bezog er, mit vier Gulden in der Tasche, das Gymnasium in Speyer, wo der Siebzehnjährige unter weit jüngeren Knaben als Schüler eingereiht wurde. Man ist heute vielfach dem Stipendienwesen abgeneigt, mit dem ohne Zweifel viel Unfug getrieben und bald die Ueppigkeit Bemittelter unterstützt, bald eine Unzahl von Unberufenen zum Studiren verleitet wird. Beispiele, wie das Weber's, söhnen, wenn auch nicht mit jenen schlimmen Erfahrungen, doch mit der Einrichtung selbst wieder aus. Ohne ein solches Stipendium hätte ein Knabe wie dieser nie das werden können, was zu werden seine Sehnsucht und sein innerster Beruf war.

In Speyer haben Anselm Feuerbach, der Archäologe, und der Physiker Fr. Schwerd ihm Anregungen gewährt, die für das ganze Leben wirksam geblieben sind, und obwohl er erst im siebzehnten Jahre in das Gymnasium eingetreten war, konnte Weber doch so gut wie die Anderen mit zwanzig Jahren als Student der Theologie die Universität Erlangen beziehen. Durch den Tod seines Großvaters hatte er eben zu rechter Zeit noch eine kleine Erbschaft gemacht, die gerade dazu reichte, einen tuchenen Anzug anzuschaffen, der für die drei Studienjahre vorhalten mußte. Aber von seinem Wechsel in Erlangen zu leben, war ein Problem, und an irgend welchen Erwerb durch Privatstunden hier nicht zu denken. Die Collegien bei Döderlein, Winer, Engelhardt, Rückert konnten ihm den fördernden Umgang mit Feuerbach auch nicht ersetzen, und ziemlich herabgestimmt kehrte er nach einem Jahre in die Heimath zurück. Da trat wieder der würdige Decan des Städtchens ins Mittel. Einige Familien brachten eine kleine Summe zusammen, mit der der junge Mann im November 1829 seine Studien in Heidelberg fortsetzen konnte. Seinen Namen Georg Weber schrieb der schwerhörige Universitätssecretär als „Sorgweber" in das Matrikelbuch ein, und noch immer schien dieses Pseudonym zutreffend. Aber mit jedem Semester wurde der so Umgetaufte sorgenfreier. In der vornehmen Fremdencolonie fand er einträgliche Privatstunden. Der große Philologe Karl Friedrich Hermann nahm sich seiner Studien an. Ein junger Hauslehrer, Dr. Gervinus, trat ihm, als er selbst sich an der Universität habilitirte, seine Stelle ab, und nun sah sich der in der Dürftigkeit Aufgewachsene mitten in den Wohlstand eines reichen schottischen Hauses versetzt, wo er mit gebildeten Menschen verkehrte und Sicherheit des gesellschaftlichen Auftretens sich aneignete. Die Leute waren geistig nicht bedeutend, aber Weber fand sich mit ihnen namentlich in einem Elemente zusammen, in dem der „Respectabilität", die den Grundzug seines eigenen Wesens bildete. Durchaus human und tolerant, lag ihm doch jede geniale oder freigeistige Incorrectheit weit ab von seinem Wege. Unter all' den geistreichen Leuten, mit denen er später verkehrte, und die in der Blüthezeit der Romantik bald dem einen, bald dem anderen heidnischen Gotte ihre Opfer brachten, hat allein Weber Anspruch auf den Ruhm der solidesten bürgerlichen Lebensführung, an der kein Schatten eines Excesses oder auch nur einer verzeihlichen Schwäche haftete. Diese „Respectabilität" war in dem englischen Hause ihm näher gerückt als an der pfälzer Universität der

dreißiger Jahre, und diesen Charakter hat er seinem eigenen Leben und Hause aufgedrückt. Als Hermann nach Marburg weitergezogen war, gewann auf Weber vorwaltenden Einfluß ein Heidelberger Lehrer, dessen moralisirende Geschichtsbetrachtung, verständig bürgerliche Gesichtspunkte und rationalistisch resolute Urtheile ihm durchaus geistesverwandt gewesen sind: Christian Friedrich Schlosser. Als Schlosser's Schüler hat Weber sich auch sein Leben lang betrachtet. Im Jahre 1832 promovirte er mit einer archäologischen Abhandlung und begleitete nun seine Zöglinge und deren Eltern auf einem dreijährigen Wanderleben nach Genf, Italien und Paris. Im Umgang mit seinem schottisch puritanischen Hause und in Anschauung des calvinistischen Wesens zu Genf reifte seine erste größere historische Arbeit: „Der Calvinismus im Verhältnisse zum Staat", die bei näherer Bekanntschaft mit dem reformirten Leben Gegenstand seiner Studien geworden war. Vor Allem aber legte er bei dieser dreijährigen Wanderung durch die Schweiz, Italien und Frankreich den Grund zu einer allgemeinen menschlichen Bildung, die den Mangel einer feineren Familienerziehung ausglich. Aber er fühlte nun auch, daß es für ihn Zeit sei, sich zu fixiren. In Paris erreichte ihn die Berufung zur Vorstandsstelle einer Lateinschule, welche die bayerische Regierung in seiner Vaterstadt errichtete. Dritthalb Jahre bekleidete er dieses Amt, das ihm Muße ließ, die gewonnenen Eindrücke zu verarbeiten und sich der Pflege seiner alten und von Arbeit erschöpften Mutter zu widmen, der er bald die müden Augen zudrücken sollte.

Nach diesem Ereigniß hielt ihn nichts mehr in dem kleinen Orte, vielmehr nahm er im Jahre 1839 die Stelle eines akademisch gebildeten Lehrers an der Bürgerschule zu Heidelberg an, wo von da ab sein Leben sich abspann. Noch traf er Schlosser; Gervinus kehrte nach den Göttinger Wirren als Honorarprofessor hierher zurück; vom Gymnasium stieg sein pfälzer Landsmann Ludwig Häusser zur Universität auf, um da eine gefeierte Lehrthätigkeit zu entfalten. Wohl konnte auch Weber den Wunsch nach einer ähnlichen Stellung nur schwer unterdrücken. Es war keine beneidenswerthe Aufgabe, die nicht eben leicht zu behandelnde Jugend einer Bürgerschule zu unterrichten. Als Zuschauer hineinzusehen in das Treiben einer politisch und literarisch erregten Hochschule und doch außerhalb dieses bevorzugten Kreises zu stehen, wäre wohl auch nicht Jedermanns Sache gewesen. Aber Weber stellte sich auf den Boden, der ihm nun einmal angewiesen war, und acceptirte die Lage. Die Erinnerung an seine harte Jugend lehrte ihn den Vortheil einer gesicherten Stellung schätzen. Da er Heidelberg jedem anderen Aufenthaltsorte vorzog, strebte er nach keiner Veränderung. Die Verschiedenheit der menschlichen Geschicke hatte er von Jugend auf als einen Theil der göttlichen Weltordnung anschauen lernen, der man sich ohne Murren zu unterwerfen habe. Seine Armuth war ihm einst durch den heiteren Sinn der Mutter leicht geworden; er hatte ein menschenfreundliches, frohes, wenn auch etwas elegisch angehauchtes Gemüth, das durch das Schwere nicht verbittert worden war und alles Gute mit aufrichtiger Dankbarkeit und nicht als etwas Selbstverständliches hinnahm. An Allem, was er erreichte, konnte er sich herzlich freuen, da es ihm unter dem Gesichtspunkt seiner bescheidenen Anfänge stets als etwas Großes erschien, und diese Zufriedenheit mit seinen Erfolgen hat einen nicht geringen Theil seines inneren Glückes gebildet. Man hat zuweilen Anstoß genommen an dieser kindlichen Freude, die er selbst an seinen Werken hatte. Aber diese Freude war mit der liebenswürdigsten Anerkennung aller fremden Verdienste gepaart. Sie war nur ein Theil seiner Zufriedenheit mit Gott und der Welt, und Leute, die mit den Resultaten ihres Lebens unzufrieden sind, gibt es ja ohnehin auch sonst genug.

Seine Verbindung mit der Heidelberger Universitätswelt gewann eine festere Gestalt, als er bald nach seiner Niederlassung sich mit Ida Becher verheirathete, einer geistig bedeutenden Frau, die, einige Jahre älter als er, in den Häusern von Daub, Thibaut, Schlosser seit langem vertraut war. Auch der materiellen Sorge war er jetzt enthoben, so daß er das stattliche Haus am Neckarufer erbaute, neben dem sich bald die anderen Villen zur Rechten und Linken erhoben, alle mit dem „Herrn Director", d. h. dem zum Vorstand der Bürgerschule aufgestiegenen Weber in freundnachbarlichem Verkehr. Aber

auch geistig erwies es sich, daß ein wahres Talent selbst in der ermüdenden Schularbeit nicht untergeht. Weber hatte einst davon geträumt, ein Historiker zu werden. Jetzt konnte er höchstens die elementaren Grundzüge der Weltgeschichte seinen Schülern vortragen. Aber, indem er das Jahr für Jahr mit gleicher Vollständigkeit und Gewissenhaftigkeit that, krystallisirte und paragraphirte sich ihm der Stoff. Ein bestimmter Gang des Lehrvortrages stellte sich ihm als der allein didaktische fest; Hauptsachen schieden sich von Nebensachen; die Fäden, an denen die Entwicklung lief, traten ihm immer deutlicher aus dem Gewirre der Thatsachen heraus, und indem er diese Resultate schriftstellerisch fixirte, entstanden jene Lehrbücher, die um ihrer Uebersichtlichkeit und Einfachheit willen bald einen siegreichen Einzug in alle Schulen hielten. Nur ein so aufgeräumter und logisch disponirter Kopf hatte den Stoff in dieser Klarheit und Faßlichkeit ordnen können, die bis zur Stunde von keinem anderen Lehrbuche erreicht wird und den Weber'schen Lehrbüchern der Welt- und Literaturgeschichte noch für lange hinaus ihre Herrschaft, namentlich in den Bürger- und Töchterschulen, sichert.

Allein das zweibändige „Lehrbuch der Weltgeschichte" ist in hunderttausend Exemplaren und vielfachen Uebersetzungen erschienen. Daß sogar eine spanische und italienische Jugend die Grundzüge der Weltgeschichte mancher Orten aus dem Lehrbuche eines Protestanten erlernt, ist eine gar nicht zu unterschätzende Thatsache. Man darf sich diese Kreise sogar ziemlich weit ausgedehnt vorstellen, denn als Schreiber dieses im Jahre 1873 mit Weber in Rom weilte, präsentirte ein römischer Buchhändler dem Verfasser sein Lehrbuch in italienischer Sprache bereits in dritter Auflage, und eine noch größere Verbreitung hat der kleine Leitfaden gefunden, der dieselben protestantischen Gesichtspunkte durchführt. Wir scherzten damals wohl, daß er, der sich nie mit Agitationen befaßt, der Evangelisirung Italiens vorarbeitete, und wendeten den Vers auf ihn an: „was er webt, das weiß kein Weber." Inzwischen haben auch in Spanien und Südamerika die Weber'schen Lehrbücher Eingang gefunden, und wenn sich in geschichtlichen Dingen mit der Zeit ein consensus gentium herausbildet, so wird ihm sein Antheil an diesem großen Erfolge nicht zu bestreiten sein.

Bereits ein Fünfzigjähriger war er, als er trotz aller Lasten des Schulamtes und der fast jährlich sich meldenden Pflichten, neue Auflagen der Lehrbücher herzustellen, jenes groß angelegte Werk begann, die „Allgemeine Weltgeschichte" in fünfzehn Bänden, die berufen war, die in den Bürgerhäusern noch immer herrschenden Universalgeschichten Rotteck's, Schlosser's oder Becker's zu ersetzen. Daß eine Universalgeschichte praktisches Bedürfniß sei, wurde zwar überall zugegeben, aber die zünftige Geschichtsschreibung hatte sich so auf die Detailstudien geworfen, daß diese Aufgabe den Akademikern völlig fern lag. Wer auf seinen gelehrten Ruf hielt, durfte an eine Aufgabe nicht rühren, bei der es unmöglich war, durchweg auf eigener Arbeit zu fußen. Dagegen wäre nun nichts zu erinnern gewesen, hätten sich nur die zünftigen Historiker nicht so völlig ablehnend gegen die Aufgabe selbst verhalten. Erst als der Altmeister Ranke am Abende seines Lebens gleichfalls eine Universalgeschichte begann, da wurde, wie Weber sich ausdrückt, eine Disciplin „in den Adelstand erhoben", die man vorher mitleidig den Compilatoren und Dilettanten anheim gegeben hatte. Weber konnte diese Concurrenz des großen Forschers ruhig ertragen. Die feinen Reflexionen des geistvollsten Meisters der Historik vermochten nicht die Weber'sche Darstellung des Stoffes zu verdrängen, den man schon genau kennen muß, wenn man Ranke nur überhaupt verstehen will. Dabei würde man aber Unrecht thun, Weber alle Selbständigkeit abzusprechen. Schon als Student der Philologie hatte er angefangen, alle antiken Historiker in seiner ordentlichen und genauen Weise zu excerpiren, und in Genf, Rom und Paris sich, stets die Feder in der Hand, mit den Quellschriftstellern und Hauptdarstellern der mittelalterlichen und modernen Geschichte beschäftigt. Namentlich nützlich war ihm dann eines seiner Lehrbücher gewesen, sein „literar-historisches Lesebuch", in welchem er Proben aus den bedeutendsten Literaturwerken aller Völker und Zeiten zusammengetragen, eine Arbeit, bei der er die epochemachenden Werke der gesammten Weltliteratur zu durchmustern hatte und die ihm einen seltenen Ueberblick über die literarischen

Schöpfungen des Menschengeistes gab. Das Alles kam ihm nun bei seinen universalhistorischen Ausarbeitungen zu gute. Auch wo er zunächst auf den Specialforschungen von Anderen fußte, hatte er doch eine völlig klare Einsicht in die Quellenverhältnisse, so daß seine Arbeiten nie zur reinen Compilation herabsanken.

Sein großes Geschichtswerk, wenn es nicht in allen Bänden auf der Höhe des Lehrbuches steht, hat doch mit gutem Recht eine zweite Auflage seiner fünfzehn colossalen Bände erlebt. Auch ihm eignet die Klarheit der Darstellung, die sich Weber in seinem langen Schulleben erworben. Statt schimmernder Phrasen und philosophischen Raisonnements bietet es überall eine ruhige, verständliche Erzählung. Dem alten Pädagogen war es zur anderen Natur geworden, den Gegenstand von seiner würdigen und erbauenden Seite zu nehmen. Was einst den Lebensinhalt vergangener Geschlechter und Völker gebildet, war ihm überall Gegenstand der Ehrfurcht und das Absprechen über fruchtbar und schöpferisch gewesene Richtungen nicht seine Sache. Die humane Gesinnung und die Billigkeit des Urtheils, die ihm eigenthümlich war, sprach sich auch in seiner Auffassung der geschichtlichen Verhältnisse aus. Inmitten der verschiedenen Richtungen Derer, die durch größeren Glanz der Darstellung, oder durch ihre politische Tendenz oder ihre Paradoxien rascher die Aufmerksamkeit auf sich zogen, vertrat er den gesunden Menschenverstand, zu dem man, wie zum lieben täglichen Brot, doch immer wieder zurückkehrt.

Weber gehört seiner liberalen Richtung nach ohne Zweifel der Schlosser-Häusser'schen Schule an. Aber eine tolerantere Natur als jene Beiden und von ruhigerem Temperament, erscheint er objectiver und billiger. Aus seiner langen Gewohnheit, jeden Stoff für die Zwecke der Schule ins Auge zu fassen, sind ihm jene praktisch-moralischen Gesichtspunkte geläufig und natürlich geworden, die dem Durchschnitte der Menschheit ganz mit Recht als der Weisheit letzter Schluß gelten. Dabei hat er ein bemerkenswerthes Talent des Erzählens. Wer ihn für ein bestimmtes Datum nachschlägt, wird sich immer wieder darauf betreffen, daß er ganze Seiten über seinen nächsten Zweck hinaus, vom Flusse des Vortrages mitgezogen, weiter gelesen hat.

Daß der populären Darstellung nicht der höchste Preis auf dem Kampfplatz der Wissenschaft bestimmt sei, wußte Weber selbst recht wohl. Es hat ihm nie an Erkenntniß seines Ranges und nie an bescheidener Unterordnung unter das Urtheil der berufsmäßigen Forscher gefehlt. Je schmerzlicher er einst auf die akademische Laufbahn verzichtet hatte, um so achtungsvoller dachte er von Denen, die auf der ihm verschlossenen Arena wirkliche Erfolge erreichten. Ueberhaupt war er persönlich von kindlicher Bescheidenheit. In jedem seiner Lebensabrisse dankt er dem Familienkreise, der ihn, den vaterlos Aufgewachsenen, großmüthig in seine geehrte Mitte aufgenommen habe. Daß es für diesen selbst eine hohe Ehre gewesen, ihn zu besitzen, ist dem anspruchslosen Mann nie in den Sinn gekommen. Seit dem Jahre 1872 hatte er sich pensioniren lassen, um sich ganz in Ruhe der Vollendung seines großen Geschichtswerkes zu widmen. Jetzt erst konnte er die Süßigkeit eines literarischen Stilllebens ungetrübt genießen. Die Kinder waren in die Ferne gezogen und hatten selbst ansehnliche Häuser gegründet. In jedem Sommer aber versammelte sich die Schar der Enkel und ihrer Eltern in dem herrlichen Landhause am Neckar, und das freundliche Auge des Patriarchen ging mit rührendem Stolze von dem Einen zum Anderen. Es war das die glücklichste Periode seines Lebens, und wenn man ihn in seiner Häuslichkeit aufsuchte, machte er selbst den Eindruck eines jener „respectabeln" alten englischen Herren, die ihm in seiner Jugend besondere Hochachtung abgenöthigt hatten. Der Sommer 1888 entriß ihm die treue Gattin, und nun verfiel der einsam Zurückgebliebene auffallend rasch. Aber während die körperlichen und geistigen Kräfte schwanden, trat immer schöner heraus, was der eigentliche Grund seines Wesens war, das tiefe Wohlwollen, die große Menschenfreundlichkeit, der humane Antheil an dem Wohlergehen aller Freunde, von denen er immer und immer wieder erzählen hören wollte, um darüber der eigenen Schmerzen zu vergessen. Dieser Antheil, den er an den Menschen nahm, ward ihm auch vollauf vergolten. Man darf ohne Uebertreibung

sagen, der schlichte Mann, der am Sonntag den 12. August neben der kleinen Dorfkirche von Neuenheim beigesetzt wurde, hat vielleicht Neider seiner großen Erfolge, aber nie einen persönlichen Feind gehabt. Ganz unzweifelhaft aber gehörte er unter die populären Gestalten Heidelbergs. Man freute sich, dem an seinem Stocke gehenden Greise zu begegnen und in seine freundlich milden Züge und in sein treues braunes Auge zu schauen. Die Bürgerschaft rechnete ihn noch der großen Zeit Heidelbergs zu, als Gervinus, Häusser und Vangerow in Heidelberg waren. Darum hatten wir das Gefühl, mit ihm eine ganze Periode der Stadt zur Ruhe zu bringen, und als die Glocken der kleinen Dorfkirche über dem Grabe des „alten Weber" zusammenläuteten, gehörte die ganze Pfalz unter die Leidtragenden.

A. Hausrath.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte September.

Kaiser Wilhelm II. hat durch einen an den Minister des königlichen Hauses gerichteten Erlaß vom 31. August 1888 die Veröffentlichung eines Auszuges aus den letztwilligen Verfügungen Kaiser Wilhelm's I. angeordnet. Das reiche Gemüthsleben des Wiederbegründers der Einheit Deutschlands tritt in diesen Aufzeichnungen nicht minder deutlich in die Erscheinung als die treue Pflichterfüllung, in welcher Wilhelm I. eine der hauptsächlichen Aufgaben des Landesfürsten erblickte. Wie rührend ist es, aus diesem Vermächtnisse zu sehen, daß, während draußen „Unter den Linden" in der Neujahrsnacht die Berliner Bevölkerung auf- und abwogte, um der Scheidestunde des Jahres entgegenzujubeln, der Monarch in der Zurückgezogenheit seines Arbeitszimmers nach den großen Jahren 1866 und 1870—71 sich selbst Rechenschaft über sein Thun und Handeln ablegte!

Aeußert sich in diesen Aufzeichnungen stets von Neuem der wohlbekannte gottesfürchtige Sinn Wilhelm's I., so fehlt es andererseits nicht an bedeutsamen historischen Rückblicken sowie an Mahnungen für die Zukunft. „Ein vielbewegtes Leben liegt hinter mir!" heißt es in dem ersten vom 10. April 1857 aus Coblenz datirten Abschnitte. „Nach Gottes unerforschlicher Fügung haben Leid und Freude in stetem Wechsel mich begleitet. Die schweren Verhängnisse, die ich in meiner Kindheit über das Vaterland einbrechen sah, der so frühe Verlust der unvergeßlichen, theueren, geliebten Mutter erfüllten von früh an mein Herz mit Ernst. Die Theilnahme an der Erhebung des Vaterlandes war der erste Lichtpunkt für mein Leben. Wie kann ich es meinem heißgeliebten König und Vater genugsam danken, daß er mich theilnehmen ließ an der Ehre und dem Ruhme des Heeres! Seiner Führung, Liebe, seiner Gnade danke ich ja Alles, was er mir bis zu seinem Tode vertrauensvoll erwies! Die treueste Pflichterfüllung war meine Aufgabe in liebender Dankbarkeit, sie war mein Glück."

„Treueste Pflichterfüllung in liebender Dankbarkeit" — so läßt sich in der That das ganze Leben Wilhelm's I. zusammenfassen, wenn man auch von seinen in den Annalen der Weltgeschichte verzeichneten Thaten absieht. „Ich habe keine Zeit müde zu sein!" — wie treffend wird durch dieses auf dem Todtenbette gesprochene Wort die treue Pflichterfüllung des Monarchen charakterisirt! Wer gedächte ferner nicht der unwandelbaren Anhänglichkeit, welche der Kaiser in „liebender Dankbarkeit" den Paladinen zu Theil werden ließ, die bei der Begründung des Deutschen Reiches mitgewirkt haben.

Mögen die um Mitternacht 1866—67 abgeschlossenen Aufzeichnungen, in denen des Krieges gegen Oesterreich, des preußischen Verfassungsconfliktes gedacht wird, im Hinblick auf das gegenwärtige Friedensbündniß mit der österreichisch-ungarischen Monarchie sowie auf die völlig veränderten parlamentarischen Verhältnisse in Preußen, in Deutschland, immerhin der „Actualität" entbehren, so sind sie doch für die

Gesinnungen des Monarchen bezeichnend, der in dem Geiste der preußischen Armee den Ausdruck der Gesittung erblickt, welche von seinen Vorfahren der Nation anerzogen worden ist. Dem Heere in allen seinen Theilen spricht er denn auch in dieser ernsten Scheidestunde des Jahres seinen Herzensdank für die Hingebung und Aufopferung aus, mit der es seinem Rufe folgte und vor seinen Augen siegte. Diesen Dank erstreckt der König zugleich auf das ganze preußische Volk im Hinblick auf die Gesinnung, die es in diesem denkwürdigen Jahre an den Tag legte. Zum bezeichnenden Ausdrucke gelangt der Dank des Königs in dem ausdrücklichen Vermächtnisse an seinen Sohn und seine Nachkommen, durch besonnenes, zeitgemäßes Fortschreiten das Wohl und Gedeihen eines solchen Volkes und einer solchen Armee sorglich zu fördern und Preußen die Stellung zu sichern, die ihm von der Vorsehung sichtlich angewiesen sei.

Die in der amtlichen Publication folgende Aufzeichnung vom 31. December 1871 zeigt in knappen Zügen, wie im Verlaufe weniger Jahre die kühnsten Erwartungen hinsichtlich der Neugestaltung Deutschlands noch übertroffen werden sollten. Mit echter Herzensbescheidenheit weist Kaiser Wilhelm I. darauf hin, wie er nach den glorreichen Ereignissen des Jahres 1866 glauben mußte, daß sein Tagewerk vollbracht wäre, und daß es erst seinem Sohne beschieden sein würde, die südliche Hälfte Deutschlands mit der nördlichen zu einem Ganzen zu einen. Gelten Knappheit und Bündigkeit der Ausdrucksweise des Tacitus als Muster historischen Stils, so darf man behaupten, daß Kaiser Wilhelm in classischer Weise in wenigen Worten klar und deutlich Alles zusammengefaßt hat, was er bei einer solchen Gelegenheit über den welthistorischen Zusammenprall der deutschen und der französischen Nation sagen konnte, wenn er in der Neujahrsnacht 1870—71, von gewaltigen Erinnerungen ergriffen, schlicht und ohne jedes Pathos schreibt: „Aber nach Gottes unerforschlichem Rathschluß sollte ich berufen werden, selbst noch diese Einigung herbeizuführen, wie sie sich nach dem von Frankreich auf das frivolste herbeigeführten, ebenso glorreichen als blutigen siebenmonatlichen Kriege — nunmehr darstellt! Wenn je in der Geschichte sich Gottes Finger sichtlich gezeigt hat, so ist dies in den Jahren 1866, 1870 und 71 geschehen. Der deutsch-französische Krieg, der wie ein Blitz aus heiterem Himmel herabfiel, einte ganz Deutschland in wenig Tagen, und seine Heere schritten von Sieg zu Sieg und erkämpften mit schmerzlichen Opfern Ereignisse, die nur durch Gottes Willen möglich waren. Dieser Wille stellte mir Männer zur Seite, um so Großes vollbringen zu sollen. Dieser Wille stählte die Gesinnung der Kämpfenden in Hingebung und Ausdauer und nie gekannter Tapferkeit, so daß an Preußens Fahnen und an die seiner Verbündeten sich unvergänglicher Ruhm und neue Ehre knüpfte. Dieser Wille begeisterte das Volk zu nie gekannter Opferwilligkeit, zur Linderung der Leiden, die der Krieg unvermeidlich schlägt!" Machen die gesammten vorliegenden Aufzeichnungen den Eindruck voller Aufrichtigkeit, so verdient besonders hervorgehoben zu werden, wie auch nicht die leiseste Regung des Stolzes oder gar der Ueberhebung sich kundgibt. Vielmehr ist der Herzenswunsch des Kaisers, der so Großes geschaffen hat, lediglich darauf gerichtet, beim Auf- und Ausbau des neu geeinten Deutschlands möge Frieden beschieden sein, damit die in blutigen, heißen Kämpfen errungenen Güter in Demuth genossen werden können.

Gerade weil das Gemüthsleben Kaiser Wilhelm's I. so reich entwickelt war, erscheint die tiefe Ergriffenheit verständlich, welche seine in der Neujahrsnacht 1878—79 verfaßten Aufzeichnungen im Hinblick auf die in dem eben ablaufenden Jahre gegen ihn unternommenen Mordversuche widerspiegeln. Aber auch hier legt der Monarch wieder das Hauptgewicht auf die Gnade Gottes und die nie versagende Theilnahme, welche er in seiner Leidenszeit bei der nächsten Umgebung, bei dem gesammten Volke gefunden hat. Wenn aber die letztwilligen Aufzeichnungen Kaiser Wilhelm's dessen Charakterbilde bei näherer Betrachtung kaum einen neuen Zug hinzufügen, so liegt dies einzig und allein daran, daß dieses Bild in seiner versöhnlichen Milde, in seiner echten Humanität jedem Deutschen, ja jedem unbefangen urtheilenden Ausländer schon längst sich fest eingeprägt hatte. Allerdings vermöchten auch nur die Wenigsten, falls sie

sich aufrichtig prüfen sollten, ihr Herz so rückhaltlos zu offenbaren, um dann, vom rein menschlichen Standpunkte aus betrachtet, die Vergleichung aushalten zu können.

Daß Kaiser Wilhelm II. an einem bedeutungsvollen Tage seines Hauses die letzten Aufzeichnungen seines Großvaters veröffentlichen ließ, darf sicherlich auch in dem Sinne gedeutet werden, daß er das Vermächtniß der „treuesten Pflichterfüllung", der „liebenden Dankbarkeit" in vollem Maße für sich in Anspruch nimmt. Bürgt das gesammte bisherige Verhalten, sowie die Tradition der Hohenzollern dafür, daß Wilhelm II. in dem kategorischen Imperativ der Pflicht seinen Leitstern erblickt, so legt auch der jüngst veröffentlichte Briefwechsel des Kaisers mit dem General-Feldmarschall Grafen Moltke vollgültiges Zeugniß dafür ab, eine wie dankbare Gesinnung der Monarch Denjenigen bewahrt, die seinem Großvater zur Seite standen, „um so Großes vollbringen zu sollen". Das Gesuch des Grafen Moltke, ihn von seiner Stellung als Chef des Generalstabes zu entheben, mußte allerdings auf den jüngst erst zur Thronfolge berufenen Kaiser denjenigen schmerzlichen Eindruck machen, dem er in seinem Handschreiben Worte leiht, indem er hervorhebt, daß der Rücktritt des bisherigen Chefs des Großen Generalstabes ein Gedanke sei, an welchen er sich ebenso wenig wie die Armee gewöhnen könne, deren Sein dem Feldmarschall so viel verdanke. Die Form, in welcher der Kaiser dann dem Grafen Moltke das Amt des Vorsitzenden der Landesvertheidigungs-Commission überträgt mit der Bitte, dasselbe ihm und dem Vaterlande, sowie der deutschen Armee zu Liebe anzunehmen, bekundet jedenfalls am deutlichsten, wie sehr Wilhelm II. unter Anderem auch das Vermächtniß seines Großvaters in Bezug auf die dessen Berathern zu bewahrende Dankbarkeit zu verwirklichen gewillt ist. Daß der Entschluß des Grafen Moltke, dem Heere auch in Zukunft seine unschätzbaren Kräfte zu widmen, überall, wo deutsche Herzen schlagen, mit Freuden begrüßt wird, ist ebenso unzweifelhaft wie der vom Kaiser in seiner Cabinetsordre hervorgehobene Kummer, den Feldmarschall von der bisherigen Stelle scheiden zu sehen, auf welcher er seinen „Namen obenan auf die Ruhmestafel der preußischen Armee geschrieben und zu einem hochgefeierten in der ganzen Welt gemacht hat".

Käme es darauf an, in einer schlagenden Gegenüberstellung die Verschiedenheit der Disciplin der französischen Armee und des deutschen Heeres darzulegen, so brauchte man nur dem Namen eines Moltke denjenigen Boulanger's folgen zu lassen. Daß der französische „Zukunftsdictator" seines Commandos enthoben und zur Disposition gestellt worden ist, ändert an den Verhältnissen wenig, da er eben nach wie vor berechtigt ist, die Uniform zu tragen. Auch darf in diesem Zusammenhange hervorgehoben werden, wie Boulanger jüngst die ersten Grundsätze der militärischen Disciplin verkannte, indem er dem zu einer Uebung einberufenen Unterofficier der Reserve und ultraradicalen Deputirten Laguerre in der Provinz einen Besuch abstattete, überzeugt, daß bei diesem Anlasse die üblichen Kundgebungen nicht ausbleiben würden. Derartige Vorgänge, bei denen die französischen Militärbehörden regelmäßig jede Energie vermissen lassen, zeigen in der That, daß die Parallele, welche hier und da zwischen den Zuständen in Frankreich und denjenigen in südamerikanischen Republiken gezogen worden ist, in absehbarer Zeit ihre Berechtigung erhalten könnte, falls nicht die französische Regierung, vor Allem aber die republikanische Mehrheit der Deputirtenkammer, endlich zu entschlossenem Verhalten sich aufraffen sollte.

Darf auch ohne Weiteres zugestanden werden, daß Boulanger keineswegs von den Bonapartisten und Royalisten auf den Schild erhoben werden, vielmehr nur als Marionette dienen soll, welche im geeigneten Augenblicke in der Versenkung verschwinden würde, um dem wirklichen Prätendenten: dem Prinzen Victor oder dem Grafen von Paris Platz zu machen, so zeigt sich doch immer mehr, daß die Unzufriedenheit im Lande wächst und daß die republikanischen Einrichtungen discreditirt werden. Man braucht dem Ergebnisse der für die Deputirtenkammer vollzogenen Ersatzwahlen in den Départements Charente-Inférieure, Somme und Nord keine allzugroße Bedeutung beizumessen, da dort die republikanischen Candidaten regelmäßig aus dem Felde

geschlagen wurden; immerhin wird durch die Wahlsiege Boulanger's bekundet, in welcher Richtung die mit einander zum Sturze der Republik verbündeten Imperialisten und Royalisten im nächsten Jahre bei den allgemeinen Abgeordnetenwahlen ihre Propaganda in Scene setzen werden. Könnten diese Umsturzparteien in Frankreich doch gar keinen größeren Triumph feiern, als wenn es ihnen gelänge, in demselben Jahre, in welchem die Säcularfeier der großen Revolution stattfindet, eine bonapartistisch-royalistische Mehrheit in der Deputirtenkammer zu erlangen, während Boulanger, mittelst des Listenscrutiniums in zahlreichen Départements zum Abgeordneten gewählt, dem wirklichen Prätendenten die Bahn ebnen würde.

Daß ein ähnlicher Plan gehegt wird, kann jetzt bereits als sicher gelten, wie denn auch die Republikaner sich nicht verhehlen, daß das zu Recht bestehende Wahlsystem des Listenscrutiniums ernsthafte Gefahren birgt. Wählte früher jedes französische Arrondissement einen besonderen Abgeordneten, so geschah es dann auf das rastlose Betreiben Gambetta's, daß die Idee des Listenscrutiniums, bei welchem sämmtliche Abgeordnete des ganzen Départements auf einer Liste gewählt werden, immer mehr Boden gewann und endlich verwirklicht wurde. Gambetta ließ sich seiner Zeit durch die Erwägung leiten, daß, wenn er bei allgemeinen Wahlen an der Spitze der Wahllisten in einer großen Anzahl von Départements figurirte, seine Wahl zum Präsidenten der Republik lediglich eine Frage der Zeit sein würde. Das Schicksal hat es nun aber gefügt, daß Gambetta durch einen jähen Tod hinweggerafft wurde, während das Listenscrutinium, welches den ehrgeizigen Bestrebungen des ehemaligen Dictators dienen sollte, nunmehr denjenigen des „Zukunftsdictators" Boulanger sich nützlich erweisen könnte. Hieraus erklärt sich zur Genüge die Bewegung, welche im republikanischen Feldlager Frankreichs augenblicklich zu Gunsten der Beseitigung des Listenscrutiniums und der Wiedereinführung der Arrondissementswahlen stattfindet. Freilich ist es nicht ausschließlich die Besorgniß vor Boulanger und dessen Hintermännern, von welchen sich die republikanischen Generalräthe während der jüngsten ordentlichen Session leiten ließen, indem sie „Wünsche" behufs der Abänderung des Wahlsystems für die Deputirtenkammer einstimmig oder doch mit großer Mehrheit beschlossen. Vielmehr kamen auch andere Erwägungen in Betracht, unter denen die wichtigste ist, daß bei den Arrondissementswahlen die „localen Berühmtheiten" mehr Aussichten haben, als Sieger aus dem Wahlkampfe hervorzugehen, während das Listenscrutinium es nothwendig macht, daß ein Centralcomité in der Hauptstadt selbst die Listen, den Bedürfnissen des Départements nur innerhalb gewisser Grenzen entsprechend, entwirft, so daß die Wähler, die unmöglich die ganze Reihe der im Département zu ernennenden Abgeordneten de visu und de auditu kennen, der von Paris ausgehenden Losung gehorchen müssen. Es muß denn auch daran erinnert werden, wie Gambetta gerade zu Gunsten der Listenabstimmung das Argument geltend machte, daß dann die kleinen Politiker, die lediglich „Kirchthurmpolitik" treiben wollten, von der Deputirtenkammer ferngehalten und das geistige Niveau der letzteren wesentlich erhöht werden würde. In Wirklichkeit zeigt nun aber die Zusammensetzung des gegenwärtigen Abgeordnetenhauses, in welchem es an einer geschlossenen Mehrheit fehlt, so daß die Rechte und die äußerste Linke, so oft es ihnen beliebte, das Ministerium stürzen konnten, daß die Beweisführung Gambetta's aus Trugschlüssen bestand. In dieser Hinsicht bezeichnend ist die Thatsache, daß gerade die opportunistischen Blätter jetzt am lautesten die Wiedereinführung der Arrondissementswahlen verlangen, wobei sie allerdings nur durchblicken lassen, daß republikanische Kirchthurmpolitiker ihnen lieber sind als Boulanger und sein Anhang, sowie die mit diesen verbündeten Bonapartisten und Royalisten.

Der Republik kommt andererseits zu statten, daß ihre Gegner, zu denen trotz allen entgegengesetzten Betheuerungen seiner Organe auch Boulanger gezählt werden muß, nur so lange einig sind, als es gilt, die bestehenden Einrichtungen zu bekämpfen. Ueberdies hat der Präsident der Republik, Carnot, durch sein ganzes Verhalten bisher bekundet, daß er entschlossen ist, allen ungesetzlichen Bestrebungen, welche darauf abzielen sollten, an den Institutionen Frankreichs zu rütteln, mit Entschiedenheit entgegen-

zutreten. Anerkennung verdient vor Allem die maßvolle, friedliche Gesinnung Carnot's, welche trotz dem jüngsten Notenwechsel zwischen dem italienischen Conseilpräsidenten und Minister des Auswärtigen, Crispi, und dem französischen Minister des Auswärtigen, Goblet, von Anfang an den Schluß gestattete, daß selbst im Hinblick auf die von den berufsmäßigen Entdeckern dunkler Punkte am politischen Horizonte mit Mißtrauen beurtheilten Manöver der französischen und italienischen Geschwader im Mittelländischen Meere die vielerörterte Massowah-Angelegenheit keineswegs zu kriegerischen Verwicklungen führen würde. Die letzte Circularnote des französischen Ministers des Auswärtigen, Goblet, ist vom 24. August datirt und entwickelt nochmals den Standpunkt der französischen Regierung, welche allerdings nicht von dem Vorwurfe freigesprochen werden kann, daß sie sich bei ihrer diplomatischen Action durch kleinliche Erwägungen leiten ließ. In dieser Beziehung muß hervorgehoben werden, daß Goblet selbst in der Note erklärt, die französische Regierung würde diese Erörterungen nicht fortsetzen, welche durch eine „freundschaftliche Auseinandersetzung zwischen den beiden betheiligten Regierungen" hätten vermieden werden können. In dem diplomatischen Actenstücke wird dann allerdings auch noch darauf hingewiesen, daß nicht nur Frankreich seit vielen Jahren in Massowah die aus den Capitulationen sich ergebenden Rechte ausübe, sondern daß auch die italienische Regierung diesen Zustand der Dinge anerkannt habe. Der französische Minister des Auswärtigen geht sogar noch weiter, indem er behauptet, daß Frankreich in Bezug auf bestimmte Punkte jenes Gebietes Rechtstitel nachweisen könne, die sich auf frühere „Concessionen" stützen. Der Inhalt und Ton der Note Goblet's bekunden jedoch, daß alle diese Erörterungen über den von französischer Seite selbst als „bedauerlich" bezeichneten Zwischenfall keine weiteren Folgen haben werden. Die italienische Regierung wird denn auch auf die Note des französischen auswärtigen Amtes gar nicht antworten, da sie den Zwischenfall als geschlossen betrachtet, wie von französischer Seite selbst nach dem negativen Erfolge der an die Mächte gerichteten Proteste anscheinend gewünscht wird.

Der friedliche Verlauf der Massowah-Angelegenheit ist jedenfalls ein neues Symptom für die wirkliche Bedeutung der Triple-Allianz, welche durch die jüngsten Begegnungen Crispi's mit dem Fürsten Bismarck in Friedrichsruhe und mit dem Leiter der auswärtigen Politik Oesterreich-Ungarns, Grafen Kalnoky, in Eger von Neuem bestätigt worden ist. Ohne daß es weiterer Abmachungen bedurft hätte, genügt die bloße Thatsache der Zusammenkunft der leitenden Staatsmänner Italiens, Oesterreich-Ungarns und Deutschlands, um Denjenigen, welche auch nur die leiseste Anwandlung, den europäischen Frieden zu stören, verspüren sollten, jede Hoffnung auf das Gelingen ihrer culturfeindlichen Pläne zu rauben. Trotzdem ist es sehr erfreulich, wenn die europäische Friedensliga sich unablässig verstärkt. In dieser Beziehung ist der Besuch, welchen König Oskar von Schweden dem deutschen Kaiser aus Anlaß der Taufe des jüngsten Sprosses aus dem Hause Hohenzollern abstattete, von allen Freunden des Friedens als eine bezeichnende Kundgebung aufgefaßt worden. Daß diese Auffassung zutreffend ist, erhellt aus dem Trinkspruche, welchen König Oskar von Schweden in Malmö unmittelbar nach seiner Rückkehr aus Deutschland ausbrachte. Der Monarch hob hervor, wie Kaiser Wilhelm II. nicht bloß ihm, sondern auch dem vereinigten Königreiche einen werthvollen Beweis seiner freundlichen Gesinnungen gegeben, indem er seinem jüngsten Sohne ausschließlich schwedische Namen verliehen habe. Daran anknüpfend, daß die beiden Souveräne einander wechselseitig zu Admiralen à la suite der beiden Flotten ernannten, betonte König Oskar unter allgemeinem Jubel seine Ueberzeugung, sämmtliche Anwesenden würden seinem Trinkspruche auf den „mächtigen Herrscher des Deutschen Reiches, der jetzt auch dem Verbande der schwedischen Streitmacht angehöre," in solcher Weise zustimmen, daß der Toast auf der anderen Seite der Ostsee lebhaften Widerhall finde.

Nicht minder darf der am 3. September zu Potsdam vollzogenen Verlobung der Schwester Kaiser Wilhelm's, Prinzessin Sophie, mit dem Kronprinzen Constantin von Griechenland Bedeutung in friedlichem Sinne beigemessen werden, insofern mit Recht

hervorgehoben wird, daß diese Verbindung die freundlichen Beziehungen des deutschen Kaiserhauses zu verschiedenen anderen Fürstengeschlechtern in erfreulicher Weise zu erweitern und zu befestigen geeignet ist.

Daß die bevorstehende Romfahrt Kaiser Wilhelm's ebenfalls eine ausschließlich friedliche Bedeutung hat, muß gegenüber den übelwollenden Commentaren von französischer und klerikaler Seite betont werden. Nach den Ausführungen gewisser Organe könnte man schließen, daß die „römische Frage", die mit dem Einzuge der italienischen Truppen durch die Bresche der Porta Pia am 20. September 1870 endgültig gelöst worden ist, in irgend welcher Form von Neuem zur Erörterung gelangen könnte. Die deutsche Regierung erachtet den gegenwärtigen Zustand der Verhältnisse als so unerschütterlich fest, daß die Aufrechterhaltung des status quo sogar in dem Bündnißvertrage zwischen Deutschland und Italien gewährleistet ist. Der Ausspruch König Humbert's: „Roma intangibile!" der sich mit demjenigen seines Vaters nach dem Einzuge in die Hauptstadt des geeinten Italiens deckt: „Ci sto, ci resto!" „Hier bin ich, hier bleibe ich!" wird von der deutschen Regierung in vollem Maße anerkannt. Alle Phantasien, die sich darauf beziehen, daß Kaiser Wilhelm II. während seines Aufenthaltes in Rom den Versuch machen könnte, eine „Versöhnung" zwischen dem Quirinal und dem Vatican herbeizuführen, werden sich sehr bald als eitel Dunst erweisen. Betrachten doch die Italiener mit Recht das Verhältniß zum Papstthume als eine durchaus innere Angelegenheit, welche durch das Garantiegesetz erledigt ist. Kaiser Wilhelm II. und sein erster Rathgeber, Fürst Bismarck, verkennen auch in keiner Weise die volle Berechtigung dieses Standpunktes. Andererseits überwiegt in Italien viel zu sehr der gesunde Menschenverstand, als daß die öffentliche Meinung durch eine Frage der Etiquette aufgeregt werden könnte. Ob daher Kaiser Wilhelm II. vom Palazzo Caffarelli aus, wo der deutsche Botschafter beim Quirinal seinen Sitz hat, oder vom Palazzo Capranica aus, wo der preußische Gesandte beim Vatican, Herr von Schlözer, wohnt, dem Papste Leo XIII. seinen Besuch machen wird, ist den Italienern völlig gleichgültig. Sicher ist aber, daß sie dem treuen Bundesgenossen Italiens, der ihren König in der Hauptstadt seines Landes begrüßt, einen enthusiastischen Empfang bereiten werden. Hierbei wird sich dann aufs Deutlichste wieder zeigen, wie sehr sich die italienische Bevölkerung mit ihrem Herrscherhause Eins fühlt, dessen Wahlspruch: Sempre avanti, Savoia! „Allezeit voran, Savoyen!" mit den preußischen Ueberlieferungen in vollem Einklange steht, wie denn auch die Existenzbedingungen Deutschlands und Italiens dieselben sind.

Unzweifelhaft wird von deutscher Seite nichts geschehen, wodurch die religiösen Gefühle der katholischen Bevölkerung unseres Landes verletzt werden könnten; der Traum der Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstthumes hat eben mit der katholischen Religion in unseren Tagen gar keinen Zusammenhang. So darf denn mit Zuversicht gehofft werden, daß die von französischen Blättern aus leicht begreiflichen Motiven als „Eroberungszug" nach Italien bezeichnete Romfahrt Kaiser Wilhelm's II. in der That ihren Abschluß damit finden wird, daß der deutsche Kaiser wie sein verstorbener Vater als Kronprinz die Herzen der Italiener „erobert" und die Bundesgenossenschaft der beiden Nationen, so weit es dessen überhaupt noch bedarf, gegen jede Anfechtung sichert.

Literarische Rundschau.

Gildemeister's Dante-Uebersetzung.

Dante's Göttliche Comödie. Uebersetzt von Otto Gildemeister. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1888.

Dante's erhabenes Gedicht, seit mehr als einem halben Jahrtausend Angelpunkt und Gipfel des italienischen Geisteslebens, hat sich auch für das künstlerische und das literarische Schaffen und Genießen der anderen Culturvölker als ein unversieglicher Quell reichster Lebensnahrung erwiesen. Am kraftvollsten wohl und von nachhaltigster Wirkung für Deutschland, nicht nur wegen der innigen Wechselbeziehungen, die unsere nationale Entwicklung mit den Geschicken Italiens Jahrhunderte lang verflochten hielten, sondern weil aus der Gemüthstiefe des florentinischen Sängers, aus der Gluth seiner Vaterlandsliebe, aus seinem Ringen nach den höchsten Zielen menschlicher Erkenntniß uns Züge ansprechen, die dem innersten Kerne deutschen Wesens verwandt sind. Deutsche Gelehrsamkeit und deutscher Fleiß nehmen denn auch in dem internationalen Wettkampfe um die Auslegung und Ausbeutung der Göttlichen Comödie seit langer Zeit eine ehrenvolle Stelle ein: Fürsten deutscher Dichtung und deutscher Kunst haben ihre Gestalten zu neuem Leben erweckt, und einem Fürsten deutscher Lande verdankt derjenige Commentar seine Entstehung, in welchem dem mystischen Sinne des geheimnißvollsten aller Dichterwerke am Tiefsten und Erfolgreichsten nachgespürt ist und welcher durch das Dickicht der gelehrten Controversen, das in üppiger Fülle um Dante's großen Gesang aufgeschossen ist, den zuverlässigsten Wegweiser bietet. Die Schriften allein, welche von deutschen Forschern der Deutung der Göttlichen Comödie gewidmet worden sind — und ihre Zahl ist seit der im Anschluß an die sechste Säcularfeier von Dante's Geburtsjahr erfolgten Stiftung einer besonderen Dante-Gesellschaft noch erheblich im Wachsen begriffen — reichen hin, um eine stattliche Bibliothek zu füllen.

Hat mit dieser gelehrten Forschung der lebendige Genuß des großen Dichters gleichen Schritt bei uns gehalten? Wird die Göttliche Comödie in Deutschland von poesiedürstenden Lesern ebenso eifrig gelesen wie sie von den Kennern mittelalterlicher Cultur studirt wird? Daß man diese Frage überhaupt stellen darf, ist bezeichnend; für ihre Bejahung wie für ihre Verneinung sprechen Thatsachen. Für ihre Bejahung die, daß der, glücklicherweise nicht kleine Kreis deutscher Leser, welcher im Stande ist, Dante's Dichtung in des Dichters eigener Sprache zu lesen, noch heutigen Tages zu keinem anderen italienischen Buche so oft und mit so großem Genusse immer wieder greift, wie zur Göttlichen Comödie. Und mit vollem Rechte; denn obschon die Jahrhunderte auch an der Sprache des gewaltigen Werkes keineswegs spurlos vorübergegangen sind, so ruht auf seinen Versen, deren Wohllaut und verhaltene Gluth das stete Entzücken der Italiener bilden, auch für den deutschen Freund ihres holden Idioms noch heute ein unauslöschlicher Hauch frischester Lebenskraft. Höchste Naturwahr-

heit und höchste Erhabenheit durchdringen sich in ihnen zu einer Harmonie, die auch dem Ausländer wie Orgelton und Glockenklang entgegenweht und die den Leser über die mystischen Abgründe des Inhalts wie mit dem sanften Fittig eines jener Himmelsboten des Dichters hinwegführt. Wer auf diesen sprachlichen Genuß verzichten muß, sah sich bisher auf Uebersetzungen angewiesen, die das Schwergewicht ihrer Leistung nahezu ausnahmslos auf die möglichst getreue Wiedergabe des Sinnes verlegten, und die, in dem Streben diesem Ziele nahezukommen, auf die poetische Form entweder völlig verzichteten oder doch dem vom Dichter gewählten Versmaß ein die Freiheit des Uebersetzens in geringerem Grade beeinträchtigendes Metrum vorzogen. Von den namhafteren und gangbaren Verdeutschungen, welche der Göttlichen Comödie in den letzten Jahrzehnten zu Theil geworden sind, haben Philalethes, Kopisch und Witte statt der „schrecklichen Terzetten", wie Heine, selbst unter dem Zwange des Reims, Dante's berühmte Flechtreime genannt hat, sich mit reimlosen Jamben begnügt, die dem Interpreten allerdings einen beträchtlich weiteren Spielraum frei lassen, deren ermüdenden Gleichklang indessen kein Leser auf die Dauer auszuhalten vermag. Die schon hierdurch nicht anmuthende Lectüre deutscher Ausgaben der Göttlichen Comödie wird noch weiter erschwert durch die Art, in welcher die für ihr Verständniß nun einmal unerläßlichen geschichtlichen, theologischen, astronomischen ꝛc. Erläuterungen dem Texte beigefügt zu werden pflegen. In der Regel als Noten, die entweder den einzelnen Versen am Fuße der Seite, oder, in fortlaufenden Nummern, am Ende des einzelnen Gesanges, oder endlich, wie bei Witte, hintereinander am Schluß der ganzen Uebersetzung beigegeben sind. Alle drei Arten gleich unbequem und für den reinen Genuß des Dichterwerkes in gleichem Maße störend, weil der Leser sich immer wieder von der Dichtung auf das gelehrte Beiwerk abgelenkt sieht, und dasselbe dann doch in dem Augenblicke vermißt, wo ihm guter Rath für das Verständniß des Inhaltes nöthig wird.

Wenn Otto Gildemeister sich entschloß, seinen Verdeutschungen Shakespeare's, Byron's und Ariost's eine Uebersetzung der Göttlichen Comödie folgen zu lassen, so durfte von vornherein erwartet werden, daß er vor den Schwierigkeiten nicht zurückschrecken würde, welche Dante's Terzinen dem deutschen Interpreten bereiten. Wem es gelungen ist, Byron, den Unübersetzlichen, in all' seinen nervös wechselvollen Tonweisen ebenbürtig wiederzugeben; wer die graziösen ottave rime des rasenden Roland ohne Einbuße an ihrer schalkhaften Leichtfüßigkeit zu verdeutschen vermocht hat, der durfte auch den Versuch wagen, Dante's Gedicht unter Beibehaltung des Versmaßes zu übersetzen. Ob dieser Versuch gelungen ist, darüber haben die Leser der „Deutschen Rundschau" sich aus den bereits vor dem Erscheinen der gesammten Uebertragung mitgetheilten Proben ein eigenes Urtheil bilden können. Es wird ihnen in guter Erinnerung sein, wie kraftvoll, gehalten und doch ungezwungen die Rede der verdammten, der büßenden und der seligen Geister in den Terzinen der neuen Uebersetzung ertönt. Wer sich die Freude gemacht hat, sie mit dem Urtext zu vergleichen, wird mit Staunen wahrgenommen haben, in welchem Maße, oft bis auf die bei Dante so charakteristische Wortstellung, Beide übereinstimmen. Man wolle beispielshalber die Inschrift der Höllenpforte zur Hand nehmen, jene ersten neun Verse des dritten Gesanges der Hölle, die sich wie mit ehernen Lettern dem Gedächtniß jedes Lesers einprägen. Gildemeister verdeutscht sie:

Ich führe zu der Stadt voll Schmerz und Grausen,
Ich führe zu dem wandellosen Leid,
Ich führe hin, wo die Verlornen hausen.

Ihn, der mich schuf, bewog Gerechtigkeit.
Mich gründete die Macht der Unsichtbaren,
Die erste Lieb' und die Allwissenheit.

Geschöpfe gibt es nicht, die vor mir waren,
Als ewige, die selbst ich ewig bin.
Laßt, die ihr eingeht, alle Hoffnung fahren. —

Oder die nicht minder berühmte Abendstunde, mit welcher der achte Gesang des Fegefeuers anhebt:

Schon war die Stunde, die des Schiffers Sehnen
Zur Heimat wendet und sein Herz erweicht,
Am Tage, wo er Abschied nahm mit Thränen,

Und die den neuen Pilger sanft beschleicht
Mit Liebe, wann von fernem Glockenklange
Der Tag betrauert wird, der nun erbleicht . . .

Oder die wunderbaren Klänge, die der Poet vernimmt, als sich das eherne Thor des Einganges zum Berge der Läuterung dröhnend öffnet (Purg. IX. 139 ff.):

Scharf horcht' ich auf das erste Donnerrollen,
Als des Tedeums Worte, wie mir schien,
Vermischt mit lieblicher Musik erschollen.

Da fühlt' ich Bilder durch die Seele zieh'n,
Wie sie uns kommen, wenn am heil'gen Orte
Die Orgel einstimmt in die Melodien,

Daß man bald Worte merkt, bald keine Worte. —

Doch genug der Beispiele. Mag Jeder selbst sich seine Lieblingsstellen aufschlagen, Jeder selbst mit Freuden finden, wie unversehrt sie aus der feinfühligen Hand dieses neuesten Nachbildners hervorgegangen sind. Unversehrt am Inhalt und an der Form, die wie im Original, so auch in der Uebersetzung sich dem Gedanken des Dichters aufs Innigste anschmiegt; unversehrt auch, so weit dies in einem anderen Idiom überhaupt erreichbar, in dem Wohllaute der Sprache.

Eins wird, wer Dante genau kennt, bei Gildemeister nicht in vollem Maße wiederfinden: das ist das besondere Colorit, welches dem italienischen Texte zu eigen ist, jene Beimischung feierlicher, alterthümlicher Würde, die den Versen der Göttlichen Comödie ein — ich möchte sagen — fast kanonisches Gepräge verleiht. Sprachkundigere mögen darüber entscheiden, inwieweit jenes Colorit auf der Nachdunkelung beruht, welche nahezu sechs Jahrhunderte über das große Gedicht ergossen haben. Soweit dies der Fall ist, würde es dem Uebersetzer sicherlich nicht schwer gefallen sein, eine ähnliche Klangfarbe durch Anwendung älterer Sprachgebilde und Wortfügungen zu erzielen. Daß auf dies Hülfsmittel schlechthin verzichtet worden ist, daß Gildemeister seinen Dichter durchaus in der Sprache der Lebendigen zu uns sprechen läßt, dafür kann er zu seinen Gunsten keinen Geringeren anrufen als Dante selbst. Dante hat mit vollem Vorbedacht für die Göttliche Comödie nicht die feierliche, ihm, wie wir wissen, vollkommen geläufige Sprache damaliger Kirchendichtung, das Lateinische, erwählt, sondern die Kühnheit gehabt, die höchsten Fragen der Menschheit in der lingua volgare, in der lebendigen Muttersprache seines Volkes zu behandeln. Nur an wenigen Stellen seines Gedichtes hat er, und stets mit bewußtem Zwecke, zu Sprachwendungen gegriffen, die bestimmte Anklänge an vergangene Zeiten hervorrufen sollten. Abgesehen von diesen, auch in Gildemeister's Uebertragung sichtbar hervortretenden Archaismen, hat Dante seine Meisterschaft in der Sprache seines Volkes nicht rückbildend, sondern schaffend und aufbauend bethätigt: die Göttliche Comödie nimmt in der Geschichte des Italienischen nahezu eine ähnliche dominirende Stellung ein wie Luther's Bibelübersetzung für das Deutsche. Auf diesem sicheren Grunde, der durch die Einwirkung der Jahrhunderte zwar verdunkelt, aber nicht erschüttert werden kann, beruht das Recht ihres neuesten Uebersetzers, sie in durchaus moderner Sprache wiederzugeben. Daneben liegt ihm, dem Hanseaten, eine Abneigung gegen allzu pathetische Rede im Blute; sie wird ihn dazu geführt haben, im Zweifel stets dem einfacheren, natürlicheren Worte den Vorzug zu geben und lieber eine schlichte, nüchterne Wendung zuzulassen, als seinen Dichter in die hohen Steifstiefel feierlicher Gemessenheit einzuschnüren.

Für den Leser der Göttlichen Comödie ist, auch wenn er lediglich an der Dichtung sich erfreuen will, ein gewisses Maß erläuternder Beihülfe schlechthin unerläßlich. In welchem Umfange und mit welchem Geschick diese Beihülfe dargeboten wird, ist von hoher Wichtigkeit. Dem Uebermaße gelehrter Hermeneutik und der Unhandlichkeit ihres Apparates ist es vornehmlich zuzuschreiben, daß Vielen, namentlich von den auf Uebersetzungen Angewiesenen, die Lust an Dante's gewaltigem Werk gründlich verdorben ist, und daß ihre Kenntniß desselben sich auf einzelne von Alters her gepriesene Episoden beschränkt. Gildemeister behält als Ausleger wie als Uebersetzer das Ziel fest im Auge, dem Leser den Genuß der Dante'schen Dichtung zu erleichtern. Statt eines gelehrt-weitläufigen Commentars gibt er, nach einer knappen Einleitung, die auf wenig mehr als zwanzig Seiten ein nur in den Hauptzügen gezeichnetes Bild von der Person und den Schicksalen des Dichters und von der ihn umgebenden Welt entwirft, zu jedem Gesange eine kurze Vorbemerkung, welche den Leser im Voraus mit dem Inhalte, dem inneren Sinne und den Persönlichkeiten, die ihm der Dichter vorführen wird, insoweit bekannt macht, als dies zum Verständnisse des Gedichtes schlechthin nothwendig ist. Dann folgt die durch keinerlei Anmerkungen unterbrochene Wiedergabe des Textes. Vermöge dieser Einrichtung kann der Leser, ohne in den Wust von Gelehrsamkeit zu versinken, den die ununterbrochene Thätigkeit und die Streitlust der Commentatoren um das Gedicht aufgehäuft haben, sich jedesmal im Zusammenhange so viel oder so wenig, wie ihm gut scheint, über das unterrichten, was ihn, sei es in den Abgründen der Hölle, oder auf den Abhängen des Läuterungsberges, oder in den glanzumflossenen Himmelskreisen erwartet. Dann aber, und das ist die Hauptsache, kommt der Dichter selbst zu Wort, ohne durch beständige Zwischenrede des Auslegers unterbrochen zu werden, und umgibt uns mit der Fülle der Gesichte, die auf jedes empfängliche Gemüth um so reiner einwirkt, je weniger sie durch noch so nützliches Beiwerk getrübt ist.

Um Gildemeister's Methode und die Meisterschaft, mit der er sie anwendet, zu vergegenwärtigen, wird ein Beispiel genügen. Die Göttliche Comödie, unerreicht in der architektonischen Strenge ihres Aufbaues und in der Durchbildung aller Theile, beruht bekanntlich auf einer Topographie, welche der Dichter, im Anschluß an den Stand der Erdbeschreibung und der Himmelskunde seines Zeitalters, mit souveräner Phantasie entworfen und mit unerbittlicher Folgerichtigkeit durchgeführt hat. Seine Höllenkreise, die unter der Erdoberfläche sich trichterförmig bis zum Mittelpunkte des Erdballes verengen; der Aufriß des Läuterungsberges, der sich in staffelförmigen Absätzen auf der uns entgegengesetzten Hemisphäre erhebt; die concentrisch über einander schwebenden Himmelsgewölbe: Alles das ist vor der Hand des Dichters mit so mathematisch-astronomischer Bestimmtheit gezeichnet und mit so genauen Orts- und Zeitangaben versehen, daß man seiner Wanderung wie der eines Entdeckungsreisenden Schritt für Schritt zu folgen im Stande ist. Verwirrend und verdunkelnd wirkt nur die Masse des gelehrten astronomisch-physikalischen Stoffes, der von den Erklärern zur Erläuterung aller Einzelheiten dieses grandiosen Weltgebäudes für nothwendig erachtet wird; auch habe ich niemals finden können, daß die kartographischen Darstellungen der Hölle, des Fegefeuers und des Himmels, mit denen manche Commentare versehen sind, irgend Wesentliches zum besseren Verständniß dieser dichterischen Reiche beizubringen vermöchten. Ein begeisterter italienischer Danteverehrer, der vor mehreren Jahren verstorbene blinde Herzog von Sermoneta, hat sogar einen ganzen Atlas derartiger Himmels- und Höllenkarten veröffentlicht, welcher Pläne, Grundrisse und Durchschnitte der verschiedensten Art in farbigen Zeichnungen und mit sorgfältiger Angabe der dichterischen Belagstellen enthält, so daß der Phantasie des Lesers schlechterdings nichts mehr übrig gelassen ist. In vollstem Gegensatz hierzu behandelt Gildemeister diese Fragen in äußerster Kürze. Er bemerkt in der Einleitung zum dritten Gesange der Hölle, also da, wo der Dichter das Gebiet der Unterwelt betritt, hier scheine es am Orte, die im Gedichte zerstreute Topographie der Hölle vorweg zu erledigen, und nun folgt, auf zehn Zeilen, eine ebenso knappe als klare Orientirung, die gleich dem Faden

der Ariadne ausreicht, dem Verstande den Weg zu weisen, während der Phantasie freier Spielraum gelassen wird, sich das Unerforschliche und Unaussprechliche je nach Sinnesweise und Auffassung des Lesers auszumalen.

Mit größerer Ausführlichkeit verweilen Gildemeister's Erläuterungen bei der Symbolik des Gedichts; doch auch da wird der Blick nur auf Wesentliches gerichtet, nicht selten von allzu eifrigem Vertiefen in die mit den Einzelheiten verbundenen Streitfragen abgemahnt, für manches, was anderen Auslegern unerläßlich erschien, einfach auf die gelehrte Forschung verwiesen. Man empfindet wohlthuend die völlige Abwesenheit jener Pedanterie, welche darauf besteht, Nebenfragen mit gleicher Ausführlichkeit und mit gleichem Aufwande gelehrten Wissens wie die Cardinalpunkte zu tractiren; hier führt weder culturgeschichtliche Liebhaberei, noch theologische oder philosophische Speculation das Wort. Sachlich, sicher und zielbewußt, gleich dem Führer, den sich der Dichter selbst durch die Schrecknisse seiner Hölle erkoren, leitet Gildemeister's Erläuterung den Blick des Lesers stets zu den Höhen der wunderbaren Dichtung. Mag darüber manches Einzelne unbeachtet bleiben, hier und da ein Irrthum mit unterlaufen: in der Hauptsache ist sein Commentar allen anderen mir bekannten überlegen, darin nämlich, daß er die Freude und den Genuß des Lesers an Dante's unsterblichem Werk nicht verkürzt, sondern erhöht und vermehrt.

P. D. Fischer.

Eine neue Schiller-Biographie.

Schiller. Von Otto Brahm. Erster Band. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1888.

Seine biographische Kunst, zuerst geübt an dem unseligen Heinrich v. Kleist, der des Lebens Steuer früh verlor und heldenhafte Verse vom Siegerberufe Brandenburgs nicht zum Ohr der Nation bringen konnte, wendet sich O. Brahm jetzt dem großen populären Classiker zu, der durch alle Wirren und Nöthe der Jugend sicher zu fester Lebensführung und schlackenloser Poesie empordrang. Kleist und Schiller darstellen heißt zwei Hemisphären des modernen Dramas durchwandern: schroff aufs Charakteristische zielend dichtet der Eine, breiteren Durchschnitt der Menschheit will uns der Andere geben; Jener sucht eigenwillig nicht das edelste und wohltönendste, sondern das treffendste Wort, Dieser entfesselt mit allgemeineren Bekenntnissen den vollen, durch schönes Maß gebändigten Strom der Rhetorik. In den Franzosenjahren schreibt Kleist als treuer Märker einen „Prinzen von Homburg", Schiller in idealer Ferne einen „Wilhelm Tell": dort ein Preußenstück, das schon den deutschen Süden fremdartig anmuthet, hier ein abgeklärtes stilisirtes Revolutionsschauspiel, das den Dichter Weimars zum Ehrenschweizer stempelte und mit seinen weitsinnigen Reden unter jedem Himmelsstrich freiheitlichen Patriotismus entfachen mag.

Brahm hat im „Kleist" kein Hehl daraus gemacht, daß seine ästhetischen Ueberzeugungen mehr nach der Seite des Realismus neigen; doch erkennen wir schon in diesem ersten Bande, wie die von der Romantik eröffnete, von Otto Ludwig mit confessioneller Starrheit durchgeführte Tendenz, die geniale Unreife Schiller's über die gerundeten Werke seiner Mannesjahre zu erheben und in den „Colossen und Extremitäten" der „Räuber" unerfüllt gebliebene Versprechungen eines deutschen Shakespeare zu preisen, nicht die seine ist. Er hält es mit Schiller: die moderne Kunst kennt kein Maximum, sondern kann nur in ewigem Fortschritt ihr Heil finden.

Licht und Schatten sind in unserem aus ernstem methodischem Studium erwachsenen Buche klug vertheilt. Uebertrifft es die alten Biographien weit an schriftstellerischem Talent, so weiß es nichts von dem klotzigen Pathos, mit dem Scherr Stimmung machen will, von dem trompetenden Recitatorstil, worin der beliebte

Palleske sich weitschweifig ergeht. Wir sind davon abgekommen, in der kühlen Relation, die ihr Licht scheinen läßt über Gute und Böse und sich des Rechtes mitzulieben, mitzuhassen begibt, und in spiegelglattem Fluß das Ideal der Geschichtschreibung zu erblicken. Brahm's wohltemperirter Stil schließt offenes Geständniß der Sympathien und Antipathien nicht aus und kennt mancherlei Abtönung, doch wünschte man hier und da auch bei ihm stärkere Accente. Er hat uns etwa den Strudelkopf Karl Moor und seine gährende Welt nicht gleicherweise vergegenwärtigt, wie er mit dramaturgischer Klarheit das unübertroffene große Finale von „Kabale und Liebe" darzustellen weiß. Auch zur Beurtheilung der „Räuber" gehört ein starkes Temperament.

Klarheit ist ein Hauptvorzug dieses Buches: Klarheit in der Berechnung für das weitere Publicum der Gebildeten ohne unsachliche Concessionen an die Neigungen der Menge, ohne Anhäufung oder Verdünnung des Stoffes; in der weisen Scheidung des Wesentlichen und Unwesentlichen, des Gesicherten und Problematischen; in der oft, besonders für Mannheim, recht schwierigen Composition; in der Analyse der Hauptwerke und ihrer namentlich für „Kabale und Liebe" vorzüglich nachgewiesenen erlebten und erlernten Unterbauten; in der Entwicklung des Helden nach innen und außen und der scharfen Charakteristik der Personen zweiten und dritten Ranges; in der von jeder Phrase freien, nur bisweilen zu seltsamer Wortverschränkung neigenden, lebendigen Sprache.

Die einleitende runde Schilderung des Vaters legt ein tragkräftiges Fundament für den wechselreichen Bericht der Jugendjahre, der zwanglos Alles aufsucht, was sittlich und künstlerisch auf die Reise vordeutet, Wandlungen scharfsinnig aufdeckt, neuere Schönfärberei des herzoglichen Scholarchen nicht mitmacht, für die Beurtheilung des Mannheimer Theatervölkchens und seines hochadeligen Generaldilettanten intimes Bühnenstudium zu Hülfe ruft, sich stimmungsvoll vertieft in die stillen Schatten Bauerbach's, Frau von Kalb ohne feuilletonistische Effecte knapp hinstellt und die späten Memoiren der blinden Sibylle behutsam heranzieht. Ausblicke eröffnen sich an geeigneten Punkten: nach Weimar hin, vom „Fiesko" auf „Wallenstein", in den tiefen Unterschied zwischen dem seine Stoffe findenden Goethe und dem suchenden Schiller. Brahm hat sich heimisch gemacht im achtzehnten Jahrhundert, heimisch im Lande der Dichtung, im Lande des Dichters. Er gibt auch sehr anschauliche Hintergründe der Landschaft; und wer möchte ihm peinlich verargen, wenn er anfangs den Pinsel etwas zu tief in den von der Schillerreise heimgebrachten Vorrath von Localfarbe hineintaucht?

Sein Werk verfolgt andere Ziele als das begonnene weitausschauende von Weltrich und das versprochene von Minor. Auf einer Wegscheide entläßt uns dieser Band: zwischen Mannheim und Leipzig, den Prosadramen des Sturmes und Dranges und „Don Carlos". Vor mir den Tag und hinter mir die Nacht!

Erich Schmidt.

ϱγχ. **Römische Mosaiken aus Trier und dessen Umgegend.** Gezeichnet und erläutert vom Domcapitular J. N. v. Wilmowsky. Nach dessen Tode herausgegeben von der Gesellschaft für nützliche Forschungen in Trier. Hierzu ein Heft mit IX Tafeln. Trier 1888. Folio.

Die vorliegende schöne Publication ist in gewissem Sinne ein Werk der Pietät. Ein Mann, dessen Leben dem Studium der Reste des Alterthums geweiht war, die der Boden Triers in sich schließt, hatte eine Anzahl Mosaikböden, von denen die meisten ohne sein energisches Hinzutreten verloren gewesen wären, ausgewählt, um sie in farbiger Nachbildung seiner eigenen Zeichnungen herauszugeben. Es vergehen Jahre, ohne daß es dazu kommt. Erblindet endlich, kann er den verbindenden Text selbst nicht mehr niederschreiben. Er dictirt ihn; wiederum vergehen Jahre; nach seinem Tode endlich erscheinen die Tafeln und die Erklärung. Eine Einleitung aus der Feder des Dr. Heitner deutet an, an welchen Stellen die heutige Forschung mit der v. Wilmowsky's nicht mehr übereinstimme: dennoch wird dessen Meinung hochachtungsvolle Würdigung zu Theil, indem man sein Manuscript, soweit die Umstände dies gestatten, unberührt zum Druck befördert. Alles, was das die Tafeln begleitende Heft enthält, ist lehrreich und vortrefflich geschrieben. Es besitzt den eigenthümlichen Reiz sämmtlicher auf Trier bezüglicher Untersuchungen, die uns in die oft wild bewegten Schicksale einer Stadt einführen, in welcher Zeiten der Ruhe, des Reichthums und der Pracht mit Tagen der Zerstörung und des Herabkommens in Jahrhunderten gewechselt haben. Heute liegt Trier wie ein ausgebrannter historischer Krater da. Es ist schade, daß es doch immer nur ein Platz zweiten Ranges war, von dem Welterschütterndes niemals ausging: eine „Geschichte Triers" könnte sonst eine Reihe von Bildern vor uns vorübergehen lassen, für die eine prächtigere Staffage nicht zu denken wäre.

Ueber die Mosaikböden, deren Muster uns hier vorliegen, ist nur zu sagen, was bei so manchen Resten des Alterthums uns entgegentritt: daß der weltumfassende ornamentale Geist der Jahrtausende, in denen diese Dinge entstanden, etwas unauslöschlich Lebendiges in sich trägt, das auch bei den Producten der Zeiten des Verfallens seine Schönheit behauptet. Das sogenannte große Publicum der letzten Zeit, in die Nachahmung und Bewunderung des Rococo und des Barock hineinverlockt, mit denen sein unersättlicher Hunger nach Abwechslung heute gestillt werden soll, wird wenig gesunden Blick für diese Tafeln übrig haben, deren Zweck einstweilen wohl nur darin bestände, der Gelehrsamkeit neues Material zu schaffen. Tritt früher oder später allgemeineres Verständniß wieder an die Stelle dieser Gleichgültigkeit, so wird die vorliegende Publication sich den Dank auch einer späteren Generation erwerben.

βχϱ. **La pretesa tomba di Cola di Rienzo. Due Memorie di Domenico Tordi e una lettera dell' Illmo, Sindaco di Roma.** Roma 1887. Separatabdruck aus dem Journale „il Buonarroti", Serie III, vol. III, Quaderni II e III. 1887—1888.

Der unbekannte gleichzeitige Biograph Cola's di Rienzo bemerkt, nachdem er das Ende des Volkstribunen geschildert hat, wie das wüthende Volk Roms den entstellten Körper ihres „Befreiers" bis zu der Kirche San Marcello geschleift und an den Balcon eines Hauses gehängt habe. Nach zwei Tagen und einer Nacht wären die Juden Roms gekommen und hätten die Reste des Mannes vor dem Mausoleum des Augustus verbrannt. Gleich nach Cola's Tode umgab diesen phantastischen Abenteurer ein mythischer Schimmer. Als ein Befreier des Volkes, als ein Vorkämpfer desselben gegen alle Tyrannei, lebt Cola di Rienzo in der Erinnerung eines großen Theiles der römischen Bevölkerung in Dichtung und Tönen weiter, und die römische Stadtvertretung hat mit leiser politischer Tendenz in jüngster Zeit sein Standbild aus Erz aufstellen lassen, an der großen Freitreppe zum Capitol, die Michelangelo entworfen, vor dem Käfige der Wölfin, an der Stelle, wo der Tribun den Todesstreich empfangen hätte. Seit welcher Zeit dann das Gerücht umging, der Körper Cola's sei überhaupt nicht verbrannt, sondern in einer Kirche beigesetzt worden, ist nicht zu bestimmen. Genug, in S. Maria di Bonosa in Trastevere zeigte man einen Grabstein, der Cola's Gebeine decken sollte. In der Reliefsigur eines Ritters auf der Platte, mit Marmorinschrift und Wappen, wähnte man sein Abbild zu besitzen. Diese Volkstradition hielt sich bis jetzt mit Zähigkeit, was immer auch die moderne historische Forschung dagegen einwenden mochte. Und so kam es, daß bei dem Abbruche dieser unscheinbaren Kirche, die wie so zahlreiche andere Monumente Roms von größerem Werthe der neuesten Baulust weichen mußte, die Giunta municipale Roms in aller Stille Nachforschungen nach dem Grabe und den Ueberresten Cola's anstellen ließ, die, wie zu erwarten, zu keinem Ergebniß geführt haben. Gegen die Grundlosigkeit der Volkstradition einerseits, andererseits gegen das Vorgehen der Stadtvertretung Roms auf Grund dieser Fabel richten sich die beiden obengenannten Schriften Domenico's Tordi. Unter Zusammenstellung des bezüglichen Materials zeigt er, wie jene Grabplatte an S. Maria di Bonosa weder das Wappen noch den Namen Cola's di Rienzo enthalte. Am Fuße der Ritterfigur liest man „Niccolo Vecca" in den Schriftzügen des Trecento. Wegen der Form Niccolo, statt Cola, ist vermuthet worden, es ruhe irgend ein fremder Ritter dieses Namens an diesem Orte. Andrerseits aber kann man sich erklären, wie gerade durch den Vornamen Niccolo die Trasteveriner zu dem Glauben kamen, Cola's Gebeine befänden sich unter jenem Steine. Doch es existiren weder in S. Maria di Bonosa, noch sonstwo in Rom die Reste des „letzten der Tribunen", und der Bericht der gleichzeitigen Biographen von der Verbrennung Cola's di Rienzo bleibt unangefochten.

ϱ. **Meyer's Conversations-Lexikon.** Vierte Auflage. Neunter bis elfter Band. Leipzig, Verlag des Bibliographischen Instituts. 1887. 1888.

Drei weitere Bände dieses ausgezeichneten Werkes, die Worte von „Irideen" bis „Luzon"

umfassend, liegen seit unserer letzten Anzeige (Novemberheft, 1887) uns vor. Je mehr dieses Unternehmen fortschreitet und seiner Vollendung sich nähert, desto mehr überzeugen wir uns, daß es an Großartigkeit des Plans und Solidität der Ausführung einfach ohne Gleichen dasteht. Sogar gegen die dritte Auflage, die doch schon der allgemeinsten Anerkennung sich erfreute, zeigt diese vierte einen außerordentlichen Fortschritt, nicht nur in der viel besseren Ausstattung, sondern ebenso sehr in der inneren Vervollkommnung, und man könnte daher wohl, ein bekanntes Wort abändernd, sagen: daß Meyer's Conversations-Lexikon nur durch sich selbst übertroffen werde. Wollte man einzelne Artikel hervorheben, wie z. B. im neunten Bande Japan, Kirche, Kolonie (mit den beiden Karten, aus deren einer wir ersehen, daß der deutsche Kolonialbesitz bereits größer ist, als das ganze deutsche Reich), oder Kostüme, mit den reizenden farbigen Bildern und Lessing im zehnten oder Magnetismus, mit Allem, was dazu gehört, im elften Bande, so würde man den übrigen Unrecht thun, da auch der kleinste mit der nämlichen Sorgfalt gearbeitet ist. Die Fülle der Illustrationen, der Karten, der Pläne macht Meyer's Conversations-Lexikon auch nach dieser Seite hin zu dem reichsten, welches wir kennen, und wenn wir nach einem solchen Hilfsmittel den geistigen Besitz einer Nation bemessen dürfen, so haben wir doppelten Grund, der unsrigen Glück zu wünschen zu dem hohen Grad ihrer Durchschnittsbildung und zu diesem Werke, welches ihn so würdig vertritt.

λ. **Die Malerei auf der Münchener Jubiläums-Kunst-Ausstellung 1888.** Photogravure-Ausgabe. Mit begleitendem Text von Ludwig Pietsch. 1. u. 2. Lfg. München, Franz Hanfstaengl. 1888.

Der bekannte Münchener Kunstverlag von Franz Hanfstaengl gibt, ebenso wie bei Gelegenheit der Berliner Jubiläums-Ausstellung vor zwei Jahren, auch über die Münchener Jubiläums-Kunst-Ausstellung ein gehaltvolles, durch und durch gediegenes Erinnerungswerk heraus, von dem uns die beiden ersten Lieferungen vorliegen. Gerade die diesmalige Münchener Ausstellung ist reich an den trefflichsten Schöpfungen der Künstler aller civilisirten Länder und gewährt dadurch ein erschöpfendes Bild des künstlerischen Schaffens unserer Zeit. Das obige Werk nun wird eine gewählte Sammlung der auf jener Ausstellung vertretenen besten malerischen und bildhauerischen Leistungen bieten und sich somit zu einem dauernden Denkmal an dieses internationale künstlerische Unternehmen gestalten. Wie bei dem bewährten Verlage nicht anders zu erwarten, ist das äußere Gewand des stattlichen Werkes ein derart vornehm gediegenes, daß es dem deutschen Kunst- und Buchhandel zur höchsten Ehre gereicht; die Vollbilder sowohl wie die in den Text gedruckten kleineren Illustrationen sind von einer Schönheit und Feinheit sowie von solch' treuer Wiedergabe des Originals, daß man sie mit stets neuem Entzücken betrachtet und sich ihrer immer wieder und wieder freut. Den Text konnte kein Geeigneterer als Ludwig Pietsch übernehmen; aufmerksames Kunststudium und aufrichtige Freude an den Werken der Malerei und Sculptur verbinden sich bei ihm mit liebenswürdiger Schreibweise und frischer Veranschaulichung der zu schildernden Gegenstände. Niemals trocken und langweilig, erscheint er uns in seinen Berichten als ein ebenso kundiger wie unterhaltender Führer, dem wir mit Vergnügen und Behagen folgen. Das prächtige Werk wird nach seiner Vollendung in der Geschenkliteratur einen der hervorragendsten Plätze einnehmen, und gern werden wir bei Gelegenheit auf dasselbe des Näheren zurückkommen.

ρ. **Wiener Autoren.** Von Ernst Wechsler. Leipzig, W. Friedrich. 1888.

Der Verfasser, welcher sich auch bereits als phantasievoller Dichter bemerklich gemacht hat, gibt in diesem Bändchen ein sehr anschauliches Bild der journalistischen Zustände Wiens, indem er die hauptsächlichen Vertreter der dortigen Presse geistreich und lebendig charakterisirt. Wenn er sagt, daß Wien die Stadt der Burg, des Feuilletons, der Cafés, des Walzers und der Volkssänger sei, so weist er dem Feuilleton einen hohen, aber immer noch bedenklichen Rang in dieser Stufenleiter an; denn in der That bleibt die Frage, ob das Feuilleton, trotz oder vielleicht gerade wegen der ausnehmenden Vollendung, zu welcher es vorzüglich in Wien gelangt ist, der Literatur im Allgemeinen eher zum Vortheil als zum Schaden gereiche, ob es nicht mehr und mehr das Buch verdränge und zuletzt dem Buche selbst einen feuilletonistischen Anstrich gebe? Daß Herr Wechsler mit seiner Darstellung zugleich die Absicht einer moralischen Ehrenrettung verbindet, ist löblich, dünkt uns aber unnöthig; denn Niemand bestreitet, daß in Wien, wie in Berlin, aus einer Menge zweifelhafter Existenzen Männer genug von ebenso großer Begabung, als tadellosem Ruf und bürgerlich geachteter Stellung hervorragen, um den Stand als solchen vor jedem Verdacht zu schützen. Mit Vergnügen wird man aus Herrn Wechler's Bändchen Näheres über solche mit Recht geschätzten Schriftsteller wie Karl von Thaler, Ludwig Hevesi, Ferdinand Groß, Max Kalbeck u. A. erfahren. Ein freundlich anheimelndes Portrait giebt er von F. Schlögl, dem Chronisten Alt-Wiens. Hanslick wird mit gebührendem Respect eben nur erwähnt; Speidel kurz, aber, so scheint uns, treffend gezeichnet. Es ist offenbar, daß die jüngere Generation Wiener Autoren den unsrigen vorwiegend anzieht. In dieser glänzenden, aber etwas bunten Versammlung einer Erscheinung, wie die der Frau von Ebner-Eschenbach, zu begegnen, hat uns ein wenig gewundert und mehr noch gefreut. Denn die Würdigung, welche Herr Wechsler diesem außerordentlichen Talent zu Theil werden läßt, entspricht durchaus unsrem eigenen Urtheil. Nur daß dieses Beispiel aufs Neue zeigt, wie sehr die Linie der Unterscheidung zwischen der rein dichterischen und der rein feuilletonistischen Leistung ins Schwanken gerathen ist. Uebrigens verheißt uns der Verfasser, die Dramatiker, Lyriker und Epiker Wiens, deren Gebiet er hier nur streift, in einem zweiten Bändchen zu behandeln, auf welches wir seinerzeit zurückkommen werden.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 10. Septbr. zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Becker. — Zur Deutung urzeitlicher Ueberlieferung. Von Joh. H. Becker. Leipzig, Gustav Fock. 1889.

Bertha. — François-Joseph I. et son Règne, 1848—1888, à l'occasion du 40 anniversaire de son avènement au trône, par A. de Bertha. Paris, Louis Westhauser. 1888.

Brand. — Thoma: Münzer. Ein Drama von J. Brand. München, M. Ernst.

Briefe des seligen Johannes Goßner an eine leidende Freundin. Nach den Originalen dargeboten von deren Enkelin. Berlin, Buchhandlung der Goßner'schen Mission. 1888.

Byr. — Erzherzog Karls Liebe und der Kampf um den Niederwald. Roman von C. Byr. 2 Bde. Stuttgart, Süddeutsches Verlags-Institut. 1888.

Cölln. — Der befreite Prometheus. Dramatische Dichtung von Friedrich Cölln. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Conrad. — Was die Ifar rauscht. Münchener Roman von M. G. Conrad. 2 Bde. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1888.

Curti. — Stimmungen und Gedanken. Ein lyrisches Tagebuch von Theodor Curti. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz). 1889.

Das Neue Testament übersetzt von Carl Weizsäcker. Dritte und vierte neu bearbeitete Auflage. Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr. 1888.

Deutsche Denker und ihre Geisteskchöpfungen, herausgegeben von Adolf Hinrichsen. 1. Hft.: Rudolf von Gneist von Dr. Karl Walcker. 2. u. 3. Heft: J. Frohschammer. Eine Autobiographie. Berlin, Verlag des Literarischen Deutschlands.

Deutsche Schlösser und Burgen. Von Schulte vom Brühl. Heft 3: Die Ebernburg. Heft 4: Die Marburg. Leipzig, Voß' Sortiment (G. Haessel).

Eichendorff. — Aus dem Leben eines Taugenichts. Novelle von Joseph Freiherrn von Eichendorff. Leipzig, Leipziger Verlagshaus (Greuell & Francke).

Filhés. — Die Frau des Capitains. Von Bertha Filhés. Berlin, Walther & Apolant. 1888.

Fischer. — Ueber die menschliche Freiheit. Prorectoratsrede von Kuno Fischer. Zweite Auflage. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. 1888.

Fränkel. — Der Nachbar im Osten. Cultur- und Sittenbilder aus Rußland. Von Dr. Arthur Fränkel. Hannover, Helwing'sche Verlagsbuchhandlung. 1888.

Franzos. — Aus der großen Ebene. Neue Culturbilder aus Halb-Asien. Von Karl Emil Franzos. 2 Bde. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 1888.

Gizycki. — Kant und Schopenhauer. Zwei Aufsätze von Georg von Gizycki. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1888.

Goethe Schriften. I. Goethe's Iphigenie. Festvortrag von Kuno Fischer. Zweite Auflage. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. 1888.

Gudrun. Eine Umdichtung des mittelhochdeutschen Gudrunliedes von Leonhard Schmidt. Wittenberg, R. Herrosé. 1888.

Günthner. — Calderon und seine Werke. Von Engelbert Günthner. 2 Bde. Freiburg i. B., Herder'sche Verlagshandlung. 1888.

Hart. — Das Lied der Menschheit. Ein Epos in 24 Erzählungen. Von Heinrich Hart. Band II. Nimrod. Großenhain u. Leipzig, Baumert & Ronge. 1888.

Heine. — Buch der Lieder. Von Heinrich Heine. Leipzig, Leipziger Verlagshaus (Greuell & Francke).

Jensen. — Runensteine. Ein Roman von Wilhelm Jensen. Leipzig, B. Elischer Nachfolger (Bruno Winkler). 1888.

Labriola. — Die Probleme einer Philosophie der Geschichte. Vorlesung von Prof. Antonio Labriola. Deutsche Uebersetzung von Dr. Richard Otto. Leipzig, Carl Reissner. 1888.

Minto. — The mediation of Ralph Hardelot. By William Minto. 3 vols. London, Macmillan and Co. 1888.

Mohr. — Das moderne Holland. Skizzen und Umrisse aus dem Lande der Wasserbauten. Von Marie L. F. Mohr. Berlin, Rosenbaum & Hart. 1889.

Paetel. — Katalog der Conchylien-Sammlung von Fr. Paetel. Vierte Neubearbeitung. Mit Hinzufügung der bis jetzt publicirten recenten Arten, sowie der ermittelten Synonyma. Erste Abtheilung: Die Cephalopoden, Pteropoden und Meeres-Gastropoden. Berlin, Gebrüder Paetel. 1888.

Politische Correspondenz Karl Friedrichs von Baden. 1783—1806. Herausgeg. von der Badischen Historischen Commission, bearbeitet von B. Erdmannsdörffer. I. Bd. (1783—1792). Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. 1888.

Popper. — Die technischen Fortschritte nach ihrer ästhetischen und kulturellen Bedeutung. Von Joseph Popper. Leipzig, Carl Reissner. 1888.

Pröhle. — Die Lehninische Weissagung. Von Heinrich Pröhle. Berlin, Nicolaische Verlagsbuchhandlung (R. Stricker). 1888.

Reuschert-Metz. — Auf Kaiser Friedrichs Tod. Eine Sammlung von Gedichten auf den Tod Seiner Majestät unseres hochseligen Kaisers und Königs Friedrich III. Alldeutschland dargeboten von F. W. Reuschert-Metz. Trier, H. Stephanus. 1888.

Ruphept. — Un poema de E. Ruphept. Traducido del Aleman por G. Puelma Tupper. Buenos-Aires, L. Jacobsen & Co. 1888.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge herausgegeben von Rud. Virchow und Fr. v. Holtzendorff. Neue Folge. Dritte Serie. Heft 55: Geschichte des Grimmschen Wörterbuchs. Von August Mühlhausen. Heft 56: Die Verschwörung gegen Venedig im Jahre 1618. Von Franz Eyssenhardt. Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter). 1888.

Schwebel. — Geschichte der Stadt Berlin. Von Oscar Schwebel. 8/10 Lfg. Berlin, Brachvogel & Ranft. 1888.

Spencer. — Die Erziehung in geistiger, sittlicher und leiblicher Hinsicht. Mit des Verfassers Bewilligung nach der dritten engl. Auflage in deutscher Uebersetzung herausgeg. von Dr. Fritz Schultze. Dritte verbesserte Aufl. Jena, Friedrich Mauke's Verlag (A. Schenk). 1889.

Stacke. — Erzählungen aus der Neuen Geschichte in biographischer Form. Von Prof. Dr. Ludw. Stacke. Zwölfte verb. Aufl. Oldenburg, Georg Stalling. 1888.

Storm. — Der Schimmelreiter. Novelle von Theodor Storm. Berlin, Gebrüder Paetel. 1888.

Tallack. — Penological and preventive principles, with special reference to Europe and America; and to the diminution of crime, pauperism, and intemperance; to prisons and their substitutes, habitual offenders, sentences, neglected youth, education, police, statistics etc. By Willam Tallack. London. Wertheimer, Lea & Co. 1889.

Terrainkurkarte von Heidelberg und Umgegend. Nach Prof. Dr. Oertel's System bearbeitet von F. Günther. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhdlg.

Vierordt. — Akanthusblätter. Dichtungen aus Italien und Griechenland von Heinrich Vierordt. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. 1888.

Volksbote. Ein gemeinnütziger Volks-Kalender auf das Jahr 1889. Mit einem Notizkalender als Gratis-Zugabe. 52. reich illustrirter Jahrgang. Oldenburg u. Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlg. (A. Schwartz).

E. v. Wald-Zedtwitz. — Aeußerst angenehm. Humoresken von E. v. Wald-Zedtwitz. Mit 23 Illustrationen von Colmar Schmidt. Berlin, Otto Janke.

Wanderer. — Sommerfahrt eines Junggebliebenen. Von Georg Wanderer. Berlin, Walther & Apolant. 1888.

Zeit- und Streit-Fragen, deutsche. Herausgegeben von Franz von Holtzendorff. Neue Folge. Dritter Jahrgang. Heft 36: Ueber Gemüthsbildung. Von Lic. Dr. Friedrich Kirchner. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Elwin Paetel in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Die Albigenserin.

Erzählung
von
Konrad Mähly.

(Schluß.)

V.

Als Gottschalk am andern Morgen in der dürftigen Kemenate seiner Herberge erwachte, rieb er sich die Augen, ob die gestrigen Erlebnisse nicht am Ende nur ein üppiger Traum gewesen seien. Aber am Fenster lag die brennend rothe Granatblüthe, die er beim Abschiede sich im Garten zum Gedächtniß gepflückt hatte. Auf Mittag war er von der schönen Fremden bestellt worden, daran war kein Zweifel. Wie schwer wurde es ihm da, die Stunden des Morgens hinzubringen, bis die Mittagszeit nahte. Und doch beschlichen ihn, seit der Rausch verflogen war, in den ihn die Nähe der schönen Frau versetzt hatte, auch allerlei Bedenken über seine seltsamen Erlebnisse. Wer war die Räthselhafte und warum mußte sie sich in dieses Geheimniß hüllen? Warum war sie so hartnäckig seinen Fragen ausgewichen und hatte fast feindselig darein geschaut, wenn er sie über Arialds ausforschen wollte und den verhaßten Bulgaren? Die Ungleichheit ihrer Stimmung fiel ihm auf, die nicht weniger oft gewechselt hatte als ihr Gewand. Im nächtlichen Walde ein zitternder Knabe, der eine abergläubische Scheu vor den Schrecken der Finsterniß zeigte; im rettenden Kahne ein übermüthiger Page; in dem verschwiegenen Lusthause ein hingebendes, liebedürstendes Weib und plötzlich wieder eine herbe, mit sich und der Welt zürnende Sultanin. ‚Mirsotraut', habe ich sie genannt," seufzte Gottschalk, „sollte ich sie nicht vielmehr ‚Mirsofremd' heißen?"

Schon eine Stunde vor der Zeit bestieg er am Staden wieder sein Schifflein und ließ es langsam durch die murmelnden Wellen gleiten, vorüber den dunkeln Mauern und Thürmen der Stadt, vorüber den grünen Weinbergen und blühenden Gärten, vorüber den alten Weidenstrünken und hängenden Büschen. Der Weg war doch weiter, als er gestern in dem Eifer des Wettfahrens mit dem Mohren bemerkt hatte, und er glaubte bereits, an dem Landhause vorübergefahren zu sein, als er den breiten Weidenbusch auftauchen sah und hinter diesem die

Bucht, in die er nun einlenkte. Als er sein Schiff ankettete, fiel ihm auf, daß die bemalte Barke, deren die Herrin sich gestern bediente, heute fehlte. Sollte sie schon ausgefahren sein? Vermuthlich, denn die Thüre war geschlossen, und er vermochte sie nicht zu öffnen. Aber es war auch noch nicht Mittag. Viel zu früh war er gekommen. So setzte er sich wieder in sein Boot und horchte auf das einförmige Plätschern der Fluth, wie das Wasser aus dem Strome in gleichen Zeiträumen in die Bucht hereinrollte, den Kies überschwemmte und dann murmelnd zurückfloß. Ringsum hörte man keinen Laut als das Summen der Insecten, das Rauschen des Stroms, das Spiel der Blätter und Zweige. Andächtig lauschte der Jüngling dem geheimnißvollen Leben und Weben der Natur. Endlich aber mußte es Zeit sein.

Die Sonne versendete heiße Strahlen gerade über seinem Haupte; es war Mittag. Aufs Neue betrat er die Treppe und klopfte mit dem Knaufe des Schwertes an dem eisernen Thore, erst zaghaft, dann lauter und lauter, aber Niemand öffnete. Das Echo gab deutlich jeden einzelnen Ton zurück, sonst herrschte Todtenstille. Nun begann der Ritter zu rufen: „He, holla! Ich bin's, Gottschalk!" Das Echo rief deutlich „Gottschalk", sonst aber blieb Alles still. Plötzliche Beklommenheit befiel da den Ritter: ihm schwante, daß hier ein Unglück geschehen sei, und er wechselte die Farbe. Halb war ihm bang, halb war er zornig. „Sie hat mir geboten, um diese Stunde zur Stelle zu sein, und ich will hinein, und wenn alle Teufel der Hölle diese Schwelle bewahren." Damit fing er an, vorsichtig an dem Gitterwerke des Thores aufzusteigen, schwang sich dann gewandt auf den Thürpfosten und kletterte rasch auf der andern Seite wieder hinunter. Scharf um sich spähend, gewahrte er in dem Kieswege Spuren von zahlreichen Tritten, Fußstapfen aller Art, als ob eine ganze Armee hier marschiert wäre. Vorsichtig lockerte er sein Schwert in der Scheide und drang offenen Auges vorwärts. Die Rosen am Wege hatten sich in der Mittagshitze weit aufgeschlossen und entblätterten; die Feuerlilien senkten betrüblich die Köpfe; die Feigenbäume ließen ihre fingerförmigen Blätter matt und traurig hängen. Der Garten glich kaum dem, den er gestern gesehen. An dem kleinen Lusthause waren alle Läden eingezogen und von innen fest gemacht. Auch das Thor war verschlossen und mit einem seltsamen Doppelsiegel verwahrt. Obwohl der Ritter das ganze Gebäude umging, fand er nirgend einen Zugang. Er legte sein Ohr an jeden Laden; aber drinnen herrschte die vollkommenste Stille, und kein Laut antwortete auf sein Klopfen. Nachdenklich ließ er sich auf der Treppe nieder und wartete, ob Jemand kommen werde. Aber Stunde auf Stunde verrann, ohne daß irgend ein Mensch erschien. Endlich, da die Sonne sich bereits neigte, beschloß der Ritter, in der Nachbarschaft Umfrage zu halten, wem das Gehöfte denn eigentlich gehöre? Aber rings umher war nur Weideland, das bei Hochwasser meist überschwemmt war und weit und breit Niemand zu sehen. So kehrte er zu seinem Schiffe zurück, machte es vom Pfahle los und fuhr langsam den Strom hinauf, bis er endlich in einem Weinberge Leute arbeiten sah. Sofort stieg er aus, band sein Schiff an einen Weidenstumpf und fragte den vordersten der Männer, wem das kleine Haus jenseits des Brachlands gehöre? Der schaute nach seinen Nachbarn und zuckte die Achseln. Gottschalk wiederholte seine

Frage; aber die Leute wechselten seltsame Blicke. Sie schienen scheu und argwöhnisch, und es gelang dem Ritter nicht, eine andere Antwort zu erhalten, als die zwei Silben „weiß nicht". Nach langem Zureden erst gab ein Knecht die zögernde Auskunft, er glaube der Besitzer sei ein Kaufmann in Mainz und heiße Corvino. Damit wußte Gottschalk nicht viel mehr als zuvor; doch erinnerte er sich, daß das der Name war, den der Page an der Fähre als den seines Herrn bezeichnet hatte. Aergerlich ging der Ritter wieder zu seinem Schiffe hinab und ruderte stromaufwärts. Als ihm ein Fischerboot entgegen kam, winkte er den Fährmann an sich heran, und mit der Hand nach der großen Weidengruppe zeigend, wiederholte er seine Frage. Der Fischer schaute ihn scharf an, dann sagte er: „Der Frau Einbede zu Worms"; sofort aber gab er seinem Nachen einen Stoß und fuhr stromabwärts, ohne auf Gottschalk's wiederholten Zuruf zu achten. „Nun habe ich zwei Antworten, statt einer," sagte er. „Versuchen wir's zum dritten Mal;" und als er am gegenüberliegenden Ufer Landleute sah, die ihr Feld bestellten, landete er nochmals, um sich bessere Auskunft zu erbitten. Er traf auf fröhliche Knechte und Mägde, die schäkernd und lachend ihre schwere Arbeit besorgten. Aber auf seine Fragen, wem das kleine Häuschen hinter den Weiden gehörte, verstummten auch sie, und erst als er heftig in sie drang, sagte eine junge Dirne: „Es gehört der welschen Frau mit dem Mohren." Mehr aber gelang ihm nicht zu ermitteln. Wer sie sei, wisse man nicht, und den Namen könne Niemand aussprechen, sie sei eben eine Welsche. Bei wem er sich denn erkundigen könne, fragte Gottschalk weiter. „Beim Thorwart!" lautete die schnippische Antwort. So fuhr der Ritter ärgerlich den Strom hinauf. Wieder tauchte die Sonne in den Rhein hinab, und Grün und Gelb und Blau verschwammen in zauberhaftem Schmelze; wieder dufteten die Reben und rauschten die Wogen, aber Gottschalk's Sinne waren verschlossen gegen ihre Sprache, die er doch gestern verstanden hatte. Er war müde und enttäuscht, daß er aufs Neue dem Fragen, Forschen und Suchen anheimgegeben sei. Fast widerwillig erkundigte er sich bei dem alten Weibe, das die Fahrzeuge an dem Staden feil hielt, nach dem kleinen Hause, das der welschen Frau mit dem Mohren gehöre. Sie fuhr sichtlich zusammen bei dieser Frage und schaute ängstlich um sich. Dann sagte sie leise: „Wenn Ihr sie kennt, so thut Ihr wohl daran, nie von ihr zu reden, so Euer Leben Euch lieb ist."

„Warum denn, was ist's mit ihr?"

„Bleibt nur hier, so werdet Ihr es bald genug erfahren. Ihr seid noch jung, folgt einer alten Frau und thut, als hättet Ihr die Welsche niemals gesehen. Meister Hämmerlein ist eine böse Gesellschaft, und wenn ich auch jeden Sonntag ein Huhn brate, so bin ich doch nicht gern selbst gebraten."

„Das Weib ist toll," dachte Gottschalk; aber als er sie weiter ausforschen wollte, winkte sie ungeduldig ab, ging in ihr Häuschen und versperrte die Thüre von innen. So blieb ihm nichts übrig, als seine Herberge wieder aufzusuchen und ruhig abzuwarten, in welcher Gestalt dieses Mal die Gesuchte sich ihm offenbaren werde. Denn daß sie ihn nicht für immer verlassen habe, sagte ihm eine sichere Stimme in seinem Herzen. Dennoch wagte er nicht mehr, nach ihr zu forschen und zu fragen. Den Eindruck hatte ihm die Scheu der Leute vor dem

einsamen Hause doch gemacht, daß hier ein Geheimniß vorliege, an das er besser nicht rühre. „Wenn es Zeit ist," dachte er, „wird sie dich schon zu finden wissen;" und weniger, um selbst zu suchen, als um sich von ihr finden zu lassen, wanderte er die nächsten Tage ziellos durch die Wormser Straßen, trieb sich im Rosengarten an den Plätzen umher, die ihr Fuß geweiht hatte und fuhr noch ein paar Mal nach dem kleinen Landhause, wo er Alles verschlossen fand wie zuvor, und nie einer lebenden Seele begegnete.

Also sich umhertreibend, kam er eines Morgens auf den Domplatz und fand da große Aufregung und Bewegung. Eine unermeßliche Menschenmenge wogte vor dem Portale der Kirche, während Lanzenträger und Armbrustschützen des Bischofs den Zugang frei hielten. Es gelang Gottschalk, sich dem Gefolge eines vornehmen Herrn anzuschließen, und die Hand fest an dem Schwerte und aufgerichteten Hauptes schritt er mitten durch die Kirche, ohne daß ihn Jemand aufgehalten hätte. Die ganze Kirche war schwarz behängt, und nur auf dem Altare brannten einige Lichter. In den Chorstühlen sah man die Domherren mit ernsten Mienen versammelt, und der Bischof selbst saß, mit der Mitra bekleidet, auf seinem Stuhle. Von der Orgel tönten die schauerlichen Weisen eines Miserere, und dazwischen intonirte der Chor die Worte des Bußpsalms: „Ira dei ascendit super eos et occidit pingues eorum. In omnibus peccaverunt et non crediderunt in mirabilibus ejus et defecerunt in vanitate dies eorum." „Der Zorn Gottes erhebt sich über sie und erschlägt ihre Fetten. In Allem haben sie gesündigt und haben nicht geglaubt an seine Wunder und ihre Tage verstrichen in Eitelkeit." Wieder klagte die Orgel, und von dem Altar her antwortete der Diakon mit den Worten des Evangeliums: „Qui verbum audit, et credit ei qui misit me, habet vitam aeternam et in judicium non venit; sed transit a morte in vitam." „Wer das Wort hört und glaubt dem, der mich gesandt hat, hat das ewige Leben und kommt nicht in das Gericht, sondern ist vom Tode zum Leben hindurchgedrungen." Während so die Responsorien sich ablösten, fuhr draußen ein Karren vor, gezogen von einem einzigen Pferde und geleitet von dem Henker und seinen Knechten. Drei Gefangene wurden in die düstere Kirche geführt, die Gottschalk jedoch von seinem Platze nur undeutlich zu sehen vermochte. Voran schritt eine alte Frau, mit auf den Rücken gebundenen Händen. Dann ein Mohrenknabe, gleichfalls gefesselt, beide barfuß und nur mit dem weißen Bußhemde bekleidet. Hinter ihnen folgte eine hohe Frauengestalt, die schwarzen Haare über das Gesicht gestrichen, so daß man ihr Antlitz nicht erkennen konnte. Ihr Haupt war gebeugt; in der Hand trug sie eine gelbe Kerze und um den Hals einen Strick. Geleitet von dem Henker, schritten die Drei durch die dicht besetzte Kirche, um auf der untersten Treppe des Chors Aufstellung zu nehmen.

Alsbald verstummte der Gesang, und eine bange Stille herrschte in dem schwarz ausgeschlagenen Raume. Der Bischof aber erhob sich von seinem Throne und trat auf die oberste Stufe der Chortreppe unmittelbar über die drei armen Sünder. Eine Schar von Mönchen umgab ihn. Gottschalk erblickte unter ihnen auch seine Lorscher Brüder, vor Allem den guten Probst Felix, der ihm, als er ihn gewahrte, einen freundlichen Blick zusendete. Neben ihm stand Bruder

Arnold, der Schweiger und Faster, ferner Reginald, der sich bei Tag und Nacht mit dem Teufel herumschlug, und Allen voran machte der finstre Konrad sich bemerklich, der zu behaupten pflegte, er kenne die Leute, die Ketzer seien, am Gesichte.

Langsam entfaltete nun der Bischof eine Rolle und las mit weithin tönender Stimme: „Herr, ich klage Dir die Unbill, die Deiner Kirche widerfährt von den Thoren an jedem Tage. Ausgegossen auf die Erde ist meine Seele, und voll Schmerzen sind meine Eingeweide über alle die Seelen, die der Teufel schlachtet. Wie von Asseln unter dem Steine, also wimmelt es in unserer Stadt von Ketzern. Mit dem Munde tragen sie Süßigkeit vor sich her und stechen mit dem Schwanze wie Skorpionen. Den Kelch von Babylon bieten sie unserer Jugend und keiner ist, der ihn zerschmettere. Wehe, wehe über Alle, die den Aussatz kennen und ihn doch nicht austilgen wollen. So ist es geschehen, daß die, die bisher in der Dunkelheit einherkrochen wie der Krebs, jetzt offen zum Kampfplatze sprengen auf hohem Rosse. Wo ist der Eifer Mosis, der 23,000 Götzendiener erschlug an einem Tage; wo ist der Eifer des Pinehas, der den Juden und die Midianiterin an einem Eisen spießte; wo ist der Eifer des Elias, der 450 Baalspriester am Bache Kison mit dem Schwerte schlachtete? Ach, sie sind lau geworden, sie sind hinter sich gewichen, sie sind bereits abgefallen in ihrem Herzen. Darum will ich mit dem Schwerte des Herrn meine Hüfte umgürten und Harz nehmen zur Linderung meines Schmerzes und ein brennendes Feuer zur Heilung des fressenden Krebses. Höre Israel die Namen der Missethäter, daß Du sie meidest. Wir verdammen und löschen aus und verfluchen für alle Ewigkeit die Seele des höllischen Ketzers Arialb, der sich einen Grafen nennt aus Mailand und der mit Hülfe des Satans sich aus dem Kerker zu Lorsch losgemacht hat und an unbekannten Orten das Gift der Ketzerei ausstreut. Anathema esto."

Die Orgel wimmerte leise, und am Altar verlöschte ein Licht, das der Diakon ausgeblasen.

„Wir verdammen," begann der Bischof aufs Neue, „den Bulgaren Bogumil, den Sohn des Teufels, der rechtgläubige Väter getäuscht und mit allen Künsten der Verführung das Gift der falschen Lehre ausgebreitet hat, um dann mit Hülfe des Teufels zu entweichen. Ihr Eigenthum wird eingezogen, ihre Häuser werden dem Erdboden gleich gemacht, und ihre Kinder sollen erblos sein; es sei denn, daß eines dieser Kinder den Aufenthalt seines Vaters anzeige und ihn der Kirche ausliefere, damit er die gerechte Strafe erleide. In diesem Falle soll dem Sohne oder der Tochter ihr Erbtheil ausgefolgt werden."

Wieder wimmerte die Orgel, und wieder verlöschte ein Licht am Altar.

„Die Großen des Satansreiches," fuhr der Bischof fort, „sind entwichen, und als Söhne der Treulosigkeit haben sie nur ihre Diener dem Verderben überlassen. Als Dienerin des Häresiarchen Arialb hat die hier ergriffene Einbede sich zweimal der Ketzerei verdächtig gemacht. Heute wurde sie überführt, die genannten Uebelthäter Arialdus und Bogumil beherbergt zu haben, ohne sie zur Anzeige zu bringen. Wir löschen darum aus Dein Blatt aus dem Buche des Lebens, wir geben Dir Deinen Theil bei Judas und Pilatus und der Rotte Korah. Du sollst an dem Halse gehängt werden, bis Du todt bist, und Dein

Leichnam auf dem Anger verwesen, und sollte Jemand so kühn sein, denselben dennoch zu begraben, so soll er ihn mit eigenen Nägeln wieder ausgraben und Dich dahin tragen, wo er Dich geholt hat. Mit Dir aber soll gerichtet werden der Ungläubige, den schon seine Farbe als Sohn des Teufels brandmarkt, der von Jugend auf verderbte Diener des Arialdus, der Knabe Morro."

Wieder wimmerte die Orgel, und am Altar verlöschten zwei Lichter auf einmal. Nun aber wendete sich der Bischof zu der von ihren eigenen Locken verschleierten Frau, die allein nicht gefesselt war, sondern den Strick um den Hals, das gelbe Licht in der Hand ruhig und aufrecht dastand.

„Was Dich betrifft," fuhr er fort, „Miersotrava, die Du früher Dich eine Tochter Arialds nanntest, jetzt aber leugnest, es zu sein, so stehest Du zum ersten Male vor unserem Gerichte, weil Du Dich der Ketzerei durch Umgang mit notorischen Ketzern dringend verdächtig gemacht. Zwar hast Du geleugnet, der Ketzerei Arialds und Bogumils anzugehören, und auf alle Fragen hast Du katholice geantwortet. Aber aus vielen Gründen erscheinst Du durch Deine Heimath, Dein Leben und Deine Freundschaft ärgerlich und anstößig. Im Sinne des guten Hirten aber, der dem Verlornen nachgeht, gesonnen, mild zu verfahren, da wir nicht nach Blute dürsten, wollten wir Gnade walten lassen und Dich nur zur Brandmarkung Deines Angesichtes und ewiger Einsperrung verdammen. Du aber hast Dich zu einem Gottesurtheil erboten, um Deine Unschuld zu erweisen. Erwägend nun, daß Du durch Künste des Satans die Richter täuschen könntest, denn seiner Listen sind es viele, haben wir erkannt, daß, wenn Du einen rechtgläubigen Ritter stellen kannst, der gesonnen ist, gegen Deinen Ankläger, den edlen Ritter Hans von Zwingenberg, zu kämpfen, so wollen wir Deinem Ansinnen Folge geben, und wenn Dein Vorkämpfer im Gottesstreite obsiegt, soll Dein Eigenthum, Deine Freiheit und all Dein Recht und Vorzug Dir verbleiben, als ob Du niemals angeklagt worden wärest."

Alle Augen richteten sich jetzt auf die Gestalt der Angeklagten, die durch ein herrisches Schütteln des Hauptes die ihr über das Antlitz gekämmten Haare zur Seite warf und mit großen starren Augen in das Gewühl schaute. Gottschalk, der im Gedränge das seltsame Frauenbild nicht hatte sehen können, brach sich, getrieben von einer entsetzlichen Ahnung, nunmehr gewaltsam durch die Menge Bahn, bis er den Verurtheilten unmittelbar gegenüberstand. Er sah die alte Dienerin Mirsotraut's, die gebrochen und stumpfsinnig Alles über sich ergehen ließ. Er sah den schwarzen Knaben, der kaum zu verstehen schien, um was es sich handle, der aber mit seinen rollenden Augen und klappernden Zähnen ein wahres Bild aus der Hölle darbot, und zwei Schritte vor ihm stand Mirsotraut selbst und schaute ihm wild und fremd ins Antlitz. Nun aber schien sie ihn zu erkennen. Würdig und langsam streifte sie sich mit ein und derselben Handbewegung das Seil von ihrem Halse und strich dann die schwarzen Locken aus dem Gesichte, indem sie zugleich die gelbe Fackel verächtlich wegwarf. Ihre Züge waren bleich und starr, aber ihre dunkeln Augen gingen langsam und fest über die Menge hin.

„Hast Du einen Kämpfer für Dich zu nennen?" fragte der Bischof zum zweiten Male.

Da warf sie mit einer stolzen Gebärde Gottschalk ihren Strick vor die Füße und rief: „Ich fordere diesen edlen Ritter, Gottschalk, Sohn des Grafen von Calw, auf, mein Recht zu erweisen!“ Mit heller und deutlicher Stimme hatte sie gesprochen, und nun sah sie Gottschalk eher herb und gebieterisch als schutzflehend ins Antlitz. Ein Gemurmel lief durch die Kirche, und alle Köpfe reckten sich, um zu sehen, wer der sei, den die schöne Ketzerin zu ihrem Ritter erwähle?

Gottschalk aber war langsam einen Schritt vorgetreten, hatte den Strick von der Erde aufgenommen und sprach mit laut vernehmlicher Stimme: „Da diese edle Frau erklärt, daß sie an den Verbrechen ihrer Gesippten keinen Antheil habe, so glaube ich ihr und bin bereit, gegen Jedermann die Wahrheit ihrer Aussagen zu verfechten.“

Unter den Domherren und Mönchen aber im Chor entstand ein Gemurmel. Die schwarzen Kutten und weißen Meßgewänder wogten durcheinander. Laien drängten sich in den Chor, und man sah glattköpfige Priester und bärtige Ritter eifrig herüber und hinüber sprechen. Endlich schien man eins geworden. Der Bischof gebot Stille und trat vor den Altar.

„Das Gericht,“ sprach er, „hat erkannt, daß dem Begehren der Angeklagten Folge zu geben sei. Zwar ist die Lage des Kämpfers, den sie sich erkoren, keine regelmäßige. Er hat sein Noviziat im Kloster Lorsch willkürlich aufgelöst und ohne Urlaub seines Abtes wieder weltliche Kleidung genommen. Da er aber noch keinerlei Gelübde geleistet hat, so wollen wir von diesem Umstande absehen. Mag er mit dem Gerichte über Miersotrava auch das eigene Urtheil empfangen. Das Gottesurtheil aber soll eine Stunde vor Sonnenuntergang vor dem Pfahlthore am Rheine vor sich gehen, und die Angeklagte erscheint verpflichtet, selbst dem Kampfe anzuwohnen.“

Damit wendete der Bischof der Gemeinde den Rücken, während die Orgel in brausenden Tönen einfiel. Sie übertönte das Wehklagen der beiden Verurtheilten, die der Henker, während der Pöbel sie lärmend umringte, zur Seitenpforte zerrte, durch die sie hereingeführt worden waren, um sie draußen wie Schlachtthiere auf den Wagen zu werfen. Miersotrava hatte sich mit keinem Blicke von ihnen verabschieden können, da die Schar der Priester und Mönche sich zwischen sie gedrängt hatte. Noch stand sie starr und wie versteint an derselben Stelle und hörte kein Wort von dem Troste, mit dem der Propositus ihr zusprach. Die Kirche leerte sich inzwischen, da die schaulustige Menge dem gefangenen Mohren nachsetzte.

An den Thüren hielten die dienenden Brüder Wache, die zu sorgen hatten, daß die Angeklagte nicht entweiche, und die wenigen Personen, die aus Neugier zurückgeblieben waren, verschwanden in dem weiten, schwarz ausgeschlagenen Raume. Als nun auch die Orgel verstummte, war der Dom schauerlich still wie ein großes Grab, und diese plötzliche Stille fiel Gottschalk so beklemmend auf sein weiches Gemüth, daß er mit Thränen in den Augen seinem Freunde, dem Propositus, die Hand reichte, der ihn nun selbst zu der Gefangenen geleitete.

Mit einem traurig fragenden Blicke sah die bleiche Frau ihn an.

„Laßt den Muth nicht sinken, Herrin“, begann Gottschalk treuherzig.

„Eurem Dienste habe ich mich gelobt, ich werde mit meinem guten Schwerte Eure Sache durchfechten."

„Aber, meine Tochter," fragte der Propst in seiner milden und würdigen Weise, „hast Du auch Dein Herz geprüft, ob Du diesen edlen Jüngling nicht frevelnd opferst? Es wäre entsetzlich, wenn er schuldlos unterginge, durch Deine Schuld."

„Hans von Zwingenberg ist ein Elender," rief Gottschalk entrüstet. „Wie konnte man dem tückischen Schleicher glauben. Er wird sich bereichern wollen an dem Gute dieser edlen Frau, wie er schon anderes Ketzergut an sich gerissen hat."

Zum ersten Male schaute die Gefangene Gottschalk mit einem wärmeren Blicke an. „Für so viel Gunst, als ich Euch erwies," sagte sie, „hätte er für mich gezeugt. Als ich ihn abwies, log er gegen meine Ehre."

„Er war stets ein Bube", zürnte Gottschalk, „und keinen Andern wünschte ich mir vor meine Klinge. Aber, wo werdet Ihr bleiben, während ich für Euch kämpfe?"

„Ich bin Gefangene dieses frommen Mannes," erwiderte sie demüthig, „bis Euer Schwert meinen Kerker aufthut. Seid Ihr Sieger, so möget Ihr entscheiden! Thut dann mit mir, wie Ihr wollt. Ich bin Euere Sache, und mit meinem Leben will ich es bezahlen, daß Ihr Euer Leben für mich einsetzt."

Leise und tonlos hatte die bleiche Frau das gesprochen. Gottschalk aber erröthete tief, und eine heftige Bewegung ließ ihn erzittern. Dann ergriff er Mirsotraut's Hand und sagte zu dem Propste: „Ehrwürdiger Herr! Ob ich lebe oder falle, mein Glück ist gebunden an das dieser edlen Frau. So sprecht uns zusammen an heiliger Stätte. Wird sie frei, so hat sie bei mir ein Heim; bleibt sie gefangen, so soll meine Sippe ihre Sippe sein. Sie hat dann Freunde, die ihr ihre Ketten leichter machen werden. Ich werde noch sterbend meiner edlen Mutter sie empfehlen." Der Prior neigte nachdenklich sein Haupt. Dann sagte er: „Möge das heilige wunderthätige Sacrament ihren Glauben stärken, und den bösen Samen ersticken, falls er noch in den Falten ihres Herzen nisten sollte. Dir geschehe, wie Du gesagt hast."

Nach diesen Worten winkte der Propst seine Mönche herbei, die das seltsame Paar zum Altare geleiteten. Wie im Traume kniete Gottschalk Hand in Hand mit der heißgeliebten, fremden Verfolgten zu den Füßen des Propstes. Er hörte die Rede des heiligen Mannes, das Ja seiner Erwählten, und als der Prior Amen sagte, erhob sich der dem Tode geweihte Gatte einer dem Kerker verfallenen Frau, wenn ihnen Beiden Gott nicht half und sein gutes Schwert. Vor den Mönchen allen küßte er die schöne Ketzerin auf ihren bleichen Mund und sagte: „Ich habe im Ringelstechen zu Speyer den von Zwingenberg dreimal in den Sand gelegt. Sei ruhig mein Lieb, noch ehe die Sonne sinkt, bist Du frei, und Dein Schiff trägt Dich dahin, wo ich Dich all die Tage vergeblich suchte."

VI.

Die Sonne hatte sich geneigt, und ihre letzten wagrechten Strahlen fielen über die Wiese zwischen dem Pfahlthor und dem Rheine, wo die Tourniere gehalten zu werden pflegten. Schon lange, ehe die anberaumte Stunde gekommen war, hatte sich eine dicht gedrängte Menschenmenge am Flußufer eingefunden

der Dinge wartend, die da kommen sollten. Selbst der Rhein war belebt von Schiffernachen, die noch immer neue Zuschauer herbeiführten und gedeckten Barken, mit edlen Frauen darin, welche das Gedränge am Ufer scheuten und doch nicht völlig dem feierlichen Acte fern bleiben wollten. So schauerlich das Schauspiel diesen Morgen im Dome gewesen war, die Vollstreckung des Gottesurtheils hier ähnelte sehr einem Volksfeste. Auch betrug sich die schaulustige Menge nicht anders, als ob das ganze Kampfspiel zu ihrer Erheiterung aufgeführt werde. Man stieß und drängte, lachte und schalt, wie es bei solchen Gelegenheiten üblich ist, und wenn einer der Herolde oder Reisigen, die den Kampfplatz frei hielten, über die Wiese schreitend, seinen riesengroßen Schatten über den Platz warf, reckten sie alle die Hälse, als ob sie noch niemals einen Kriegsmann gesehen hätten. Endlich verkündete Trompetengeschmetter das Nahen der Erwarteten.

Durch das Pfahlthor kam eine Procession mit fliegenden Kirchenfahnen, die ihren Weg nach der Tribüne nahm, auf der bei Tournieren die Kampfrichter und edlen Gäste zu sitzen pflegten. Voraus gingen die Chorknaben des Doms in weißen Gewändern, mit brennenden Kerzen. Alsdann kam der Bischof, neben dem die beiden Kämpfer in ihren gewohnten Kleidern, mit ihren Schwertern klirrend, einherschritten. Ihnen folgten zwei Pagen, jeder einen Helm und einen Schild aus der bischöflichen Rüstkammer tragend, deren die Kämpfer sich bedienen sollten. Darauf kam der Propst des Klosters Lorsch, an dessen Seite Mirsotraut schritt, jetzt aber nicht mehr im Bußaufzug, sondern in dem dunkeln Gewande einer Edelfrau, doch ohne andern Schmuck als den ihrer schönen schwarzen Locken. Hinter ihnen folgten die Mönche, und die bischöflichen Armbrustschützen und Lanzenträger beschlossen den Zug. In der gleichen Folge, in der sie gekommen waren, bestiegen die Theilnehmer die Tribüne. Nur die Kriegsknechte nahmen unterhalb derselben Aufstellung und ebenso die beiden Kämpfer mit ihren Waffenträgern. Während die Schiedsrichter die Bedingungen des Kampfes bestimmten und ihre Linien im Sande zogen, hinter die keiner der Kämpfer zurückweichen dürfe, stand Gottschalk seinem Gegner Auge in Auge gegenüber. Als Reiter kannte er ihn aus Speyer, wo er Keinem furchtbar gewesen war. Aber im Fußkampfe mußte der gereifte Mann dem Jüngling überlegen sein, und Gottschalk dachte für sich, daß die vielen Monate des Fastens und Betens und Horasingens im Kloster zu Lorsch eine schlechte Vorbereitung gewesen seien, um einen solchen Gegner zu bestehen. Dennoch erfüllte ihn eine gewisse Freudigkeit. Das schönste Weib auf Erden, wie ihn dünkte, hatte sich ihm heute am Altar gelobt. Nun wollte er sich auch unter ihren Augen als Held erweisen, damit ihr Versprechen sie nicht gereue. Mochte es mit ihrem Glauben so oder anders stehen: daß dieser Zwingenberger ein Schelm sei, das jedenfalls konnte er mit gutem Gewissen behaupten, und auch darum ging er frohgemuth in diesen Kampf. Der breitschultrige Hans von Zwingenberg dagegen sah erhitzt und unruhig aus. Sein Odem ging vernehmbar, fast keuchend, und mehrmals trocknete er mit dem Aermel seine feuchte Stirne. Seine kleinen Augen wanderten unruhig von Einem zum Andern, und der gemeine Ausdruck seines plumpen Gesichtes gewann nicht durch die Aufregung, in der er sich offenbar befand. Freundlichen Blicken begegnete er nirgends. Jedermann wußte, daß er aus dem Anzeigen von Ketzern

sich ein Geschäft gemacht habe, da die Hälfte ihres Eigenthums dem Angeber zufiel. So hatte er auf dem Wege hierher manches unfreundliche Wort gehört und mehrmals vernommen, wie Vorübergehende Gottschalk zuriefen, nur ja scharf einzuhauen auf den Blutsauger und Pfaffenknecht. Daß er eine schlechte Rolle bei der ganzen Sache spiele, sagte ihm sein Gewissen, und darum hatten die Ceremonien der Pfaffen in der Kirche, die die Schwerter der beiden Kämpfer geweiht hatten, damit kein böser Zauber den Ausgang fälsche, Herrn Hans von Zwingenberg eng um das Herz gemacht.

Ungeduldig verlangte man bereits nach dem Anfang des Kampfes, als plötzlich an einem Ende des Schauplatzes die Menge in Bewegung gerieth. Jedermann fragte und horchte hinüber, was dort vorgehe. Da rief eine helle Stimme: „Das alte Weib und der Mohr sind entflohen! Auf dem Wege zum Galgen haben drei Ritter sie entführt.“ Ein allgemeines Wuthgeschrei war die Antwort des versammelten Volkes. „Hängt statt ihrer die Welsche!“ rief ein Wormser Bürger. „Nicht kämpfen! Sie soll baumeln statt der entwischten Ketzermutter“. Aber das Volk wollte sein Schauspiel und rief: „Erst kämpfen und dann hängen!“ Während so die Rufe herüber und hinüber gingen, schaute man gespannt nach der Tribüne, wo die geistlichen Herren in neue Berathung getreten waren. Als der Lärm aber wuchs, schaffte das Schmettern der Trompeten Ruhe. Ein Herold trat vor und sagte: „Der gestrenge Herr und Bischof von Worms gebietet Stille und fügt jedermänniglich zu wissen, er habe Befehl ertheilt, den flüchtigen Ketzern nachzusetzen. Seine Bischöfliche Gnaden geben auch die Versicherung, daß die beiden Unholde noch vor Einbruch der Nacht an dem Galgen hängen, der für sie bestimmt ist. Hier aber befehlen seine Bischöfliche Gnaden, daß dem Rechte sein Lauf gelassen werde. Erweist die edle Frau Mirsotrava ihre Unschuld, indem ihr Kämpfer obsiegt, so wird sie ungekränkt diese Stadt verlassen. Fällt das Urtheil gegen sie aus, so ist ewiger Kerker ihr Loos.“ Tiefe Stille folgte dieser Verkündigung, und Gottschalk nahm den Platz ein, den ihm die Kampfrichter bezeichnet hatten; dann aber schaute er nach der Tribüne, ob er Mirsotraut auch von hier aus sehen könne. Sie stand hoch aufgerichtet, aber bleich an der Seite seines Freundes Felix und schien sich mit der Hand auf das Geländer zu stützen. Als er vorgetreten war, folgte ihm sein Gegner. Beide nahmen Helm und Schild aus den Händen ihrer Waffenträger und ließen die Visire fallen. Dann zogen sie langsam die Schwerter.

Es ward so still auf dem weiten Platze, als ob er ausgestorben wäre, und doch standen ringsum vielleicht zwanzigtausend Menschen. Eben tauchte die Sonne glühend im Westen hinab, da gab ein Schmettern der Fanfare das lang erwartete Zeichen. Den Schild vor sich haltend und das Schwert erhoben, gingen die beiden Kämpfer auf einander los. Bald von rechts, bald von links suchte der jugendliche Held zu einem Schlage auszuholen. Aber der ältere Mann folgte scharf den Bewegungen seines Gegners, und die ersten Streiche wurden von beiden Seiten mit dem Schilde abgefangen. Gottschalk sah ein, daß sein Widerpart darauf ausgehe, ihn zu ermüden, um dann seine überlegene Körperkraft gegen ihn auszunützen. Er beschloß deshalb, um jeden Preis den Zwingenberger aus seiner Ruhe herauszulocken. Scheinbar leichtfertig gab er sich Blößen, sobald

aber der schwerfällige Gegner nach ihm ausholte, war er zur Seite gesprungen, um einen Streich nach der ungedeckten Seite desselben zu führen. Es war der Kampf eines gewandten Jagdhundes gegen einen mächtigen Eber, der sich der Menge darbot.

Diese aber jauchzte dem jüngeren Manne Beifall zu, und der Zwingenberger fühlte hinter seinem Visire, daß die Sympathie der Zuschauer nicht auf seiner Seite sei. Das vermehrte seine Wuth. Als der junge Fant wieder keck auf ihn eindrang und dann einen seiner gewandten Seitensprünge machte, erhob er das Schwert zu einem gewaltigen Hiebe, der den Gegner in Grund und Boden schmettern sollte; aber ehe er den Schlag führen konnte, fühlte er, wie sein Schwert sich von ihm trennte. Im gleichen Augenblicke empfand er einen stechenden Schmerz am Arme und eine plötzliche Schwäche. Als er, nur den Schild noch zum Schutze vorhaltend, um sich schaute, lag seine Hand und sein Schwert zu seinen Füßen, und er sah einen blutigen Stumpf, wo zuvor seine Schwurhand und Schwerthand gewesen war. Das Blut schoß in hellem Bogen aus dem verkürzten Arme und ohnmächtig brach er zusammen.

„Justo dei judicio condemnatus est“ (durch gerechtes Urtheil Gottes ist er verdammt worden), tönte ein Ruf von der Tribüne. Er schien aus der Schar der Mönche zu kommen.

Das Schmettern der Trompete war das Zeichen, daß der Kampf als beendet anzusehen sei. Nachdem Gottschalk sich überzeugt, daß sein Gegner kampfunfähig geworden, lockerte er das Visir und entledigte sich des Helmes. Sein Waffenträger trat herzu und nahm ihm Schild und Helm ab, während Gottschalk sein Barett wieder aufsetzte und das Schwert einsteckte. Sein erster Blick ging nach der Tribüne, wo er das Antlitz seines Weibes suchte. Aber die Priester und Mönche umgaben sie, wie ihm schien, um noch irgend welche Amtshandlung mit ihr vorzunehmen. Ritter traten auf ihn zu, um ihm Glück zu wünschen, während sie dem Verwundeten, der auf einer Bahre fortgetragen ward, nur einen verächtlichen Blick nachschickten. Die Menge begann bereits den Kampfplatz zu überfluthen, um Gottschalk zu huldigen und die Blutlache zu beschauen, die der Zwingenberger hinterlassen hatte. Während die Einen ihm erzählen wollten, wie viele Menschen der Zwingenberger durch frevelhafte Anzeigen um Leben und Eigenthum gebracht habe, und ihn priesen, daß er dem Treiben des Heuchlers ein Ziel gesetzt, umringten ihn Andere, um den Sieger aus nächster Nähe zu sehen und ihm die Hand zu schütteln. Nur mühsam arbeitete der junge Held sich durch das Gedränge freundlicher Menschen nach der Tribüne hindurch, wo der greise Propst ihm sein angetrautes Weib alsbald zuführte. Ein warmer Blick aus ihrem dunkeln Auge gab Gottschalk das Leben wieder und beschwichtigte sein noch immer vom Kampfeszorn erregtes Blut. An ihren schönen regelmäßigen Zügen hängend, hörte er nur halb auf die Worte der Mahnung und des Glaubens, die der greise Mönch ihnen spendete, während Mirsotraut ihren Arm leise in den seinen legte und wieder eng, wie einst im Walde, sich an ihn schmiegte. Während sie so, umringt von glückwünschenden Männern und Frauen von der Tribüne herabstiegen, streckte plötzlich ein Mönch aus der Menge seine Kapuze von hinten an Mirsotraut's Ohr, und Gottschalk hörte deutlich die Worte:

„Der dritte Nachen mit blauem Korbdache.“ Gottschalk wendete unwillkürlich das Haupt, aber wie schrak er zusammen! Er hatte unter der Kapuze deutlich Bogumil's bleiche Züge erkannt. Aber bereits war der Kuttenträger wieder unter andern Mönchen verschwunden, und Gottschalk hätte selbst nicht zu sagen vermocht, wohin er so plötzlich gekommen sei. Mirsotraut indessen führte unbefangen ihre Unterhaltung mit dem Propste weiter, und indem sie ihm die Hand zum Abschiede reichte, sagte sie mit ihrer schönen, tiefen Stimme: „Habt Dank, ehrwürdiger Vater. Möge in dem Gewande des heiligen Benedict jederzeit ein Herz schlagen, das Mitleid hat mit unschuldig Verfolgten.“ Der Propst machte noch das Zeichen des Kreuzes über das Paar, und Mirsotraut zog dann ihren Gatten, noch ehe er sich recht von seinem Gönner hatte verabschieden können, an der Hand durch das Gewühl, wobei ihm schien, als ob einzelne aus dem Gedränge auftauchende Gestalten ihr dabei Vorschub leisteten, um dann zwischen der Menge zu verschwinden, worauf sie wieder an anderer Stelle ebenso hülfbereit auftauchten, um dem bräutlichen Paare die Wege zu bahnen.

Als die Liebenden an der Treppe des Landungsplatzes ankamen, stand der Mond bereits über der Ebene, und sein silberner Glanz lag auf dem still dahingleitenden mächtigen Strome. Mirsotraut aber zog ihren Gatten, ohne auch nur einen Augenblick zu zögern, in eine Barke, deren hintere Hälfte mit einem blau bekleideten Korbdache überbaut war. Am andern Ende des Schiffs saß eine dunkle Gestalt, das Ruder in der Hand, und kaum, daß der Ritter den Fuß von der Treppe gezogen, stieß auch der Ferge bereits vom Lande und erreichte mit drei kräftigen Stößen die Strömung, in der er den Kahn pfeilschnell vorwärts trieb.

Dem Beispiele Mirsotraut's folgend, schlüpfte Gottschalk durch den Vorhang des Zeltdachs. „Nun löse mir alle Räthsel, du Räthselvolle!“ sagte er innig; aber statt der Antwort, fühlte er sich von ihren weichen Armen umschlungen, an glühende Lippen, an einen stürmisch wogenden Busen gedrückt. „Schweig, schweig, mein Herz,“ war die einzige Antwort, die ihm wurde. Dämmeriges Dunkel herrschte in dem verhängten Schiffsraum. Die Purpurpolster, auf denen sie ruhten, schienen ihm dieselben zu sein, auf denen er Mirsotraut zuerst in ihrem Lusthause gesehen. Aber süßschmeichelnde Liebkosungen erstickten jedes Wort. Das Schiff nahm still und sicher seinen Curs durch die murmelnden Wellen. Zuweilen spielte der laue Abendwind durch den Vorhang des Zeltdachs, und Gottschalk hielt sein jugendliches, zur vollen Reife entfaltetes, nach Liebe schmachtendes Weib in den Armen. Eingewiegt vom Nehmen und Geben, in süß hinsterbender Lust, kam ihm wohl der Gedanke, daß das Schiff nun längst den Garten am Rheine hinter sich gelassen haben müsse; aber was sollte er fragen und die köstliche Gegenwart stören. Sie mußte ja wissen, wohin sie ihn führe, und so schlief er in ihren Armen selig ein.

Das Schiff aber glitt leise an den grünen Rebbergen vorüber, an flachem Gelände und stillen Dörfern vorbei und einzelnen Hütten. Sein Steuer ruhte in fester Hand; herüber und hinüber lenkte der Kahn und ließ die im Schlafe ruhenden Städte der Menschen hinter sich. Der Morgen nahte, und der untergehende Mond, trüb und groß, warf nur noch einen schwachen Schimmer über die Wellen, die dem Kahne folgten. Ein kühler Lufthauch drang mit der ersten

Helle durch den wehenden Vorhang des Brautgemachs, und als Gottschalk hervortrat, sah er im Frühnebel die wohlbekannten Thürme des goldenen Mainz vor sich.

Der Kahn legte an der ersten Treppe innerhalb der Stadtmauer an, und bereits trat auch Mirsotraut züchtig verhüllt aus dem Schiffszelte hervor und legte ihren Arm in den Arm ihres Gatten. „Dank! Stumpf," sagte sie dann zu dem stämmigen Schiffer. „Das heutige Stück soll Dir nicht vergessen werden. Eine solche Fahrt zählt, als ob Du zehn Schiffe voll Seide sicher von Basel nach Köln geleitet hättest." Der wetterharte Alte schmunzelte und sagte treuherzig: „Wollt meiner in Gutem gedenken beim Herrn. Wir können es brauchen."

„Einstweilen nimm dieses," erwiderte Mirsotraut, indem sie ihm Geld in die Hand drückte, und sichern Schritts stieg sie sodann mit ihrem Gatten die Treppe empor.

Von hier kreuzte sie eine kurze Straße, trat in einen Thorweg und pochte an eine Thüre, die sofort geöffnet ward. Im Halbdunkel erkannte Gottschalk zu seiner Verwunderung den Mohren, den er noch gestern als Verurtheilten im Bußhemde gesehen hatte.

„Armer Morro," sagte Mirsotraut, indem sie ihm mit ihrer weißen Hand durch die krausen, wolligen Haare fuhr, „hast Du Dich erholt von Deinen Aengsten?"

„Morro Alles ausgeschlafen," sagte der Schwarze fröhlich; „aber gehabt haben viel Schrecken."

„Das verdenke ich Dir nicht, mein treuer Knabe. Aber wie geht es Einbede?"

„Alt Frau liegen im Bett, krank sein von viele Furcht," antwortete der Mohr.

„Die Aermste," sagte Mirsotraut zu Gottschalk. „Sofort will ich sie besuchen. Aber zuerst muß ich Dich mit dem Herrn dieses Hauses, dem Kaufmann Corvino, bekannt machen." — Gefolgt von dem kleinen Neger waren sie über die schmale Treppe nach der hintern Seite eines schmalen Ganges gelangt, aus welchem sie nun auf einen hellen Flur herauskamen, wo man durch große Fenster auf den hart unter den Fenstern vorüberfließenden Rhein und die gegenüberliegenden blauen Berge schaute. Abgesehen von dem versteckten Zugange hatte das Haus nicht das mindeste Geheimnißvolle. Es war wie alle großen Häuser dieser Stadt. Auch öffnete sich sofort die Thüre, und heraus trat der stattliche Kaufherr Corvino, der sich ehrfürchtig vor Mirsotraut verneigte und höflich bat, sie gleich in ihre Gemächer führen zu dürfen. Es waren die schönsten des ganzen Hauses mit der Aussicht auf den Strom und den gegenüberliegenden Rheingau. Mirsotraut reichte dem Kaufmann die Hand und sagte: „Ich danke Euch. Ihr habt Alles so klug und weise geleitet, daß ich keinen Augenblick um das Gelingen in Sorge war."

„Haben die Mönche ihre Schuldigkeit gethan?" fragte er.

„Ich weiß kaum, wer seine Sache besser machte, Bruder Seraphin, der gegen die Ketzer wüthete und mir dabei immer die rechten Antworten zuspielte, oder Bruder Konrad, der die alte Einbede aufrecht erhielt, als ihr die Sache doch nachgerade zu viel ward. Doch daß ich's nicht vergesse: Hier stelle ich Euch meinen Gatten vor, den Grafen Gottschalk von Calw. Ihr werdet von seinem guten Schwerte gehört haben."

„Wie ruhmvoll er siegte, erfuhr ich schon diesen Morgen, aber von Eurer Heirath wußte ich nichts. Ist er . . .?“

Der Kaufherr machte ein Zeichen mit der Hand.

„Nein,“ erwiderte Mirsotraut, „vorläufig noch krummes Holz, aber es wird schon gerade werden.“

Gottschalk hatte voll Erstaunen dem Gespräche seiner Gattin zugehört, das ihn in ein Getriebe geheimer Verschwörungen sehen ließ, von denen er keine Ahnung gehabt.

„Verzeiht,“ sagte er in ernstem Tone, „aber ich möchte in diesem Hause mich nicht niederlassen, ehe ich weiß, welche Rolle mir hier zugedacht ist? Als Mann meiner Frau zu leben, paßt für mich nicht.“

„Nun, mein trotziger Schwabe,“ sagte Mirsotraut, indem sie dem Gatten die Wange streichelte, „so haben wir's auch nicht mit Dir vor.“ Dann sich zu dem Kaufherrn wendend, sagte sie. „Du könntest ihm die Stelle Tomasso's geben. Er soll die Waarensendungen zwischen Mainz und Metz geleiten. Tomasso möchte ohnehin nach Mailand zurück.“

Während dieses Gesprächs war der Mohr eingetreten und hatte auf einem Kredenztische ein gebratenes Huhn und spanischen Wein, mit allerlei andern leckern Speisen aufgestellt. Mirsotraut nöthigte die beiden Männer, sich niederzulassen, während sie zu Einbede gehen und sehen wolle, wie diese sich befinde. Während Gottschalk und Corvino, diesem Befehle folgsam, dem Weine zusprachen, setzte der Kaufherr dem Ritter auseinander, wie er als Geleitsmann der Waarenzüge die Art des Geschäftes am besten werde kennen lernen. Später könne er dann größere Strecken, wie die zwischen Mailand und Basel, übernehmen, oder zwischen den flandrischen Städten reiten; denn das Kaufhaus der edlen Miersotrava sei in Dalmatien und Venetien, in Burgund und Flandern gleich wohl bekannt. „Das Glück ist Euch in den Schoß gefallen, haltet es fest,“ schloß der kluge Corvino seine Rede.

„Mein Lehnsherr kommt hier,“ sagte Gottschalk, lächelnd auf die wieder eintretende Mirsotraut weisend, „und er hat mir so schöne Güter zu Lehen gegeben, daß ich überall hinreiten will, wohin er mich schickt.“

„Topp, abgemacht!“ sprach der Kaufmann und hielt Gottschalk die Hand hin. „Wann Ihr ausziehen sollt, wird die Herrin bestimmen.“ Damit erhob er sich, verneigte sich ehrfurchtsvoll vor Mirsotraut und ließ die Gatten allein.

Gottschalk aber sprang auf und rief: „So, vielwerthe Frau. An Vertrauen habe ich es nun nicht fehlen lassen. Ich habe Eure Sache verfochten, noch ehe ich wußte, seid Ihr schuldig oder nicht. Ich habe Euch am Altar die Hand gereicht zu ewigem Bunde und wußte nicht mehr als Euern Namen. Ich bin Euch hieher gefolgt wie ein treuer Hund seiner Herrin. Nun aber vertraut auch mir und berichtet mir Eure Geschichte, sie sei froh oder traurig.“

Gottschalk hatte ernst, fast vorwurfsvoll gesprochen und war dabei mit großen Schritten in dem hohen Gemache auf- und nieder gegangen, ohne seine Gattin dabei anzusehen. Sie fing im Vorbeigehen seine Hand und suchte ihn zu sich auf das Polster zu ziehen. Er aber widerstand. „Verzeiht,“ sagte er, „vieledle Frau. Eure dunkeln Augen verwirren mich. Erzählt mir von Anbeginn

Euer Leben, ich aber will hier stehen, damit ich Eure Beichte nicht durch Küsse unterbreche." Damit trat er in einen Erker, der zu beiden Seiten auf den Rhein hinausschaute und schlug die Arme fest übereinander.

„Wie Ihr wollt," erwiderte Mirsotraut etwas gekränkt, warf sich in die Kissen zurück und ließ ihre Blicke durch das schöne geschweifte Bogenfenster in die lachende Landschaft hinauswandern. Ohne Gottschalk anzusehen, erzählte sie dann mit ruhiger Stimme ihre Geschichte.

VII.

„Mein Blut," begann Mirsotraut, „wie mein Name, sind slavisch, obwohl mein Vater, den Du im Kerker zu Lorsch kennen lerntest, in Mailand den italienischen Namen Arialdo annahm. Wir waren aus Zara, wo ich geboren bin, dorthin gezogen, weil meine Mutter frühe gestorben und mein Vater mich dort bei Freunden erziehen lassen wollte. Nach der Gewohnheit der Menge ging ich in die Kirche des Antichrists, die sie die katholische nennen, bis in meinem fünfzehnten Jahre mein Vater mir eröffnete, daß all dieses Wesen Trug und Schein sei und mir die Wahrheit aufschloß.

„Ich erinnere mich des Tages noch, als ob es gestern wäre. Wir saßen im Garten unter den Lorbeerbäumen, die eine kühle Nische überschatteten, und schlürften die köstliche Luft, die durch ein starkes Gewitter abgekühlt worden war. Unter andern Tagesneuigkeiten erzählte ich dem Vater, daß die Priester durch ihre Processionen und Bittgänge den fruchtbaren Regen herbeigeführt hätten. In einem benachbarten Dorfe aber habe eine Zauberin den Regen aus Bosheit in einen Wolkenbruch verwandelt, so daß die gute Gabe Gottes zur schlimmsten Plage geworden sei. Die Mönche hätten aber sofort die Schuldige ausfindig gemacht, und morgen solle sie verbrannt werden. Noch sehe ich, wie das milde und edle Angesicht des Vaters bei diesem Berichte seines Kindes sich röthete vor Zorn, und er rief: „Nein, es ist nicht möglich, sein Kind in dieser Blindheit aufwachsen zu lassen!" Was er für eine reifere Zeit hatte aufsparen wollen, erfuhr ich so in einer Stunde, da der Zorn ihm die Zunge löste, und wie Wasser bei einem Dammbruche stürzte nun die Fluth seiner lang zurückgedrängten geheimen Meinungen hervor. Er zeigte mir, daß Gott sich um das Plappern der Götzendiener in keiner Weise kümmere. Das Gewitter hätten die Priester nicht gemacht, sondern als sie merkten, daß der Regen kommen müsse, hätten sie rasch ihre Processionen veranstaltet, um dem blinden Volke vorzugaukeln, ihren Gebeten verdanke es den Segen; als dann aber die Sache schlecht auslief, beschuldigten sie eine arme Wehrlose, sie habe durch ihre Zauberkünste den Segen in Fluch verkehrt. Ich war noch jung und hatte ein leidenschaftlich empfindendes Herz. Wie mich da der Zorn gleich einem körperlichen Schmerze durchzuckte! „Dann ist Alles Lüge," rief ich, „daß ihre Gebete uns Gott geneigt machen, daß sie Gott in die Hostie verwandeln, daß sie den Himmel auf- und zuschließen können" . . .

„Alles, Alles!" bestätigte der Vater. „Von Kindesbeinen an umgeben sie uns mit ihren Täuschungen, und noch auf dem Todbette belügen sie uns, indem sie uns einen Geleitsbrief ins Paradies ausstellen, als ob sie auch drüben Gewalt hätten."

„Wie Schuppen fiel es mir damals von den Augen. Ich war nicht wie jetzt kalt und gleichgültig gegen die Thorheit der Welt, sondern hatte heißes Blut, und ein wilder Haß auf Betrüger und Betrogene wollte über mich kommen. Es krampfte mir das Herz zusammen, wenn ich einen der schwarzen Gaukler nur von fern auf der Straße sah, und mein Vater hatte viele Mühe, mich von unvorsichtigen Handlungen abzuhalten. Zwar in der Stadt selbst war nichts zu fürchten; in Mailand hatten wir die Mehrheit." . . .

„Die Mehrheit?" fiel hier Gottschalk ein, der bis dahin in stillem Staunen den Enthüllungen seines Weibes zugehört.

„Ja, die Mehrheit," erwiderte Mirsotraut stolz, „und haben sie noch. Von Rom bis Antwerpen kann ich wandern und will jede Nacht bei einem Glaubensbruder Aufnahme finden. Wo ich durch ein Dorf komme, sehe ich am Dache die Zeichen, wer zu uns gehört. Nicht weniger als zweiundsiebzig Bischöfe lenken mit Weisheit und Klugheit unsere Kirche, und die Zeit ist nahe, daß wir die Vermummungen abwerfen werden und zum Schwerte greifen, um der Kirche des Antichrists ein Ende zu machen."

Als Gottschalk schwieg und ihr nur voll Staunen ins Antlitz schaute, nahm sie den Faden ihrer Erzählung wieder auf.

„Mein Vater," fuhr sie fort, „lebte damals schon mit Vorliebe der Ausbreitung unseres Glaubens. Seine Reisen, die für Geschäftsreisen galten, standen meist im Dienste der guten Sache, die Niemandem so viel verdankt wie ihm. Das Handlungshaus dagegen, das schon durch mehrere Geschlechter geblüht hatte, wurde von dem treuen Corvino geleitet, der mich heranbildete und in die Geheimnisse des Geschäftsbetriebs einweihte. Mir machte das Freude, ohne daß ich darum weniger eifrig gewesen wäre in der Ausbreitung der wahren Lehre."

Gottschalk schüttelte den Kopf. Ihm war es wie ein Märchen, daß es eine Frau geben solle, die in solchem Kampfe mit der Kirche groß geworden, und daß diese Ketzerin von Kindesbeinen an nunmehr sein Weib sei.

„Und war ich nicht ein Mönch," dachte er, „als Kind schon der Kirche gelobt?"

Aber sie beachtete es nicht, wie er sich verfärbte und bleich, fast angstvoll vor ihr stand.

„Als der Krieg in der Provence ausbrach," fuhr sie fort, „drang ich in meinen Vater, mit mir nach Toulouse zu eilen, wo unser Haus gleichfalls eine Niederlassung hatte. Mit allen seinen Mitteln unterstützte Arialdo den Markgrafen. Aber Raymund war ein Elender. Er, auf den alle Blicke schauten, auf den vertrauend Tausende sich zum Widerstande gegen Innocenz, den dreimal Verfluchten, entschlossen hatten, er war feig genug, durch Kirchenbuße den Frieden zu erkaufen. Mit dem Strick an dem Halse führten sie den Herrn der Provence durch die Straßen der Stadt gleich einem Farren, während die Mönche ihre Litaneien plärrten und ihnen der Triumph über einen solchen Sieg aus den Augen funkelte. In der Kirche angekommen, mußte der Markgraf sich entkleiden bis zu den Hüften, und mit der Bußgeißel peitschten sie ihn blutig. Dann reichte ihm der Cistercienserabt die Hostie am Altar, auf die er den Meineid schwor, daß er unschuldig sei an dem Tode des Legaten Peter, den einer seiner

Dienstleute mit der Lanze durchbohrt hatte, als er kam, das Interdict zu verkünden. Zu dem Meineid fügte er den treulosen Schwur, daß er fortab der Kirche des Antichrists, die sein Land zertreten, gehorsam dienen und uns hassen wolle, die wir Gut und Blut für ihn geopfert haben."

Hier verstummte die Erzählerin einen Augenblick; denn die Entrüstung erstickte ihre Stimme, und erst nach einer Weile vermochte sie fortzufahren:

„Was sollten wir nun noch in Toulouse, nachdem der, auf den wir gerechnet hatten, von sich selbst abgefallen war? Mein Vater hatte sich mehr und mehr dem Unterricht und der Mission gewidmet, die seinem tiefen Geiste und seinem milden Sinne allein eine würdige Beschäftigung schien. Die Leitung des Handelshauses übernahm ich. Ich aber fand, daß unsere Schuldner am Rheine anfingen, säumig zu werden, seit sie wähnten, die Siege des Simon von Montfort hätten auch uns dem Untergange geweiht. So erschienen wir plötzlich in diesem Lande. Corvin kam zu meiner Unterstützung hierher, und die Macht unserer Verbindung schüchterte die trägen Zahler so ein, daß sie alle zu ihren Pflichten zurückkehrten. Wir haben nur eine Strafe für Verrath, aber die ist wirksam und sicher: den Tod!" Ein Blitz aus ihrem dunkeln Auge traf hier Gottschalk, so daß dieser vor dem harten, fast dämonischen Ausdruck erbebte. Sie aber strich sich über die Stirne und sagte dann mild und gütig: „Nun, mein Held, der Du Dich gestern so tapfer für mich schlugst, Du wirst nicht dem Kloster entlaufen sein, um Deine Seele in der Kutte zu lassen. Werde frei. Auch innerlich frei!"

Nachdenklich schritt der Ritter in dem hohen Gemache hin und her. Dann sagte er: „Also war das Gottesurtheil gestern windschaffen wie ein Aermel? Ich erwies, daß Du eine gute Christin seist, und Du hältst es mit den Ketzern!"

Mirsotraut lachte hell auf, und indem sie die Hand des vor ihr Stehenden ergriff und sich selbst mit ihr die heiße Wange streichelte, sagte sie: „Nie ist ein Urtheil wahrer gewesen, Du thörichter Mann! Dein eigen Schwert bezeugt, daß mein Glaube der rechte ist, warum willst Du Deinem eigenen Erfolge Dich nicht unterwerfen?"

Aber der Held starrte trüb vor sich hin. „Nein," sagte er. „Mir wird nur Alles unsicher und zweifelhaft, wenn solch ehrlicher Kampf dennoch täuschte. Der blinde Zufall scheint mir zu walten. Wenn jenes Gewitter, von dem Du sprachst, weder durch die Priester erbetet noch durch die Zauberin bewirkt ward, wer bürgt mir, daß überhaupt ein Gott oder Teufel es sendete? Was ist's auch für ein Gott, der in einer Stunde wieder zerstört, was er in vielen Wochen wachsen ließ zum Nutzen seiner Frommen?"

„Wohlan, mein Freund!" erwiderte Mirsotraut, „nun stehst Du am Eingang zu dem großen Geheimniß. So bebe nicht zurück, die Thüre zu öffnen, die Deine Priester Dir mit unsinnigen Lehren verstellt haben. Thue die Augen auf und schaue den großen Kampf der beiden Gewalten, der das Geheimniß des Lebens bildet. Die Priester sagen, nur Einen Gott gebe es, und Er habe Alles geschaffen! Die Thoren! Der Gott, der die grünen Keime hervorsprossen läßt, wozu sollte er das Ungeziefer schaffen, das sie, halb entwickelt, vernichtet? Der Gott, der das Licht ausschüttet, dessen seine Creaturen sich freuen, wie sollte er

auch das Dunkel heraufführen, in dem nur, allem Leben feind, die Unthiere sich wohl fühlen? Sollte es derselbe Gott sein, der den Frühling sendet, und derselbe, der den Hagel herabwirft, um den Lenz zu erschlagen? Solche Thorheiten konnten nur Eure Priester ersinnen, und nur die stumpfe Menge ist thöricht genug, dem Widerspruche zu glauben. Zweie sind es, die ringen um die Herrschaft. Wo der Eine ein Blatt grünen läßt, sendet der Andere sein Geziefer, es zu zerstören. Wo der Eine ein rothbackiges Menschenkind zum Genusse des Lebens in die Welt setzt, hat der Andere Sünde, Verführung und Verderben bereit, um es zu verkrüppeln. Diesen Kampf lerne verstehen, mein trauter Gatte, sonst wirst Du das Welträthsel niemals lösen."

„Führe uns nicht in Versuchung," murmelte Gottschalk, denn er fühlte, daß die Rede seines Weibes wie mit Widerhaken in seinem Herzen hafte . . . „Den," sagte er dann mit gedämpfter Stimme, „den Du den andern Gott nennst, kennen wir wohl und wissen wir wohl, es ist der Teufel."

„So lästert ihr ihn," erwiderte Mirsotraut, „und zur Strafe bleibt ihr Knechte der Satzung und seid nicht hindurchgedrungen zur Freiheit der Kinder des Geistes, die Alles thun dürfen, weil sie wissen, daß, recht gethan, Alles göttlich ist. Euer Teufel soll ein abgefallener Diener, ein schlechter Knecht sein, der nur so viel Macht hat, als dem guten Gotte beliebt. Warum duldet Euer Gott denn, daß der Andere ihm stets die Wege kreuzt und seine Zwecke vernichtet? Warum zerschmettert er den Widersacher nicht? Weil er es nicht kann, weil der Andere ebenso stark ist und oft weit stärker als er. Gibt es nicht ebenso viel Nacht als Licht, so viel Schmerz als Lust, so viel Frost als Wärme, so viel Tod als Leben?"

„Wir sind gelehrt," sagte Gottschalk abwehrend, „daß Gott selbst diese Uebel wollte, damit unsere Seele Gelegenheit habe, ihren Gehorsam, ihre Tapferkeit, ihre Entsagung zu erweisen. Das ungetrübte Gute ist das Himmelreich. Du aber träumst hienieden schon von einem Paradiesesgarten, in dem es nur Schmetterlinge gibt, doch keine Raupen."

„Thorheit," entgegnete Mirsotraut. „Wie soll denn der ein weiser Gott sein, der alle seine Zwecke selbst wieder vernichtet? Wie soll der Lebengebende auch die Seuchen schicken! Wie soll der Freudespender zugleich den Verderber des Glückes machen? Sieh doch das Leben der Meisten an, die in Sünde geboren werden, in Schande leben und im Elend sterben, ob das ein guter Gott sein könne, der sie zur Qual für sich und Andere geschaffen hat? Ein mächtiger Gott, ja, aber nur der Gott dieser unteren Sphäre, der Gott der Materie, der Sinnlichkeit. Der, den ihr den Teufel nennt, ist der Gott dieser Welt, und wir müssen entweder uns ihm entziehen und alles Sinnliche ablegen, oder ihn versöhnen durch Opfer und Gebet und seine Werke vollbringen, denn seine Werke sind auch gut, weil sie göttlich sind."

Gottschalk schauderte. „Weil eure Meister," sagte er in gedämpftem Tone, „die Werke des Teufels vollbringen, darum hat der Satan ihrem Antlitz seinen Stempel aufgedrückt. Trägt nicht dieser Bogumil alle sieben Todsünden in seinem Angesichte, und welcher Wahnsinn des Mannes, den Du Deinen Vater nennst, sich selbst für Christus auszugeben?"

„Wenn Bogumil bleich ist," sagte Mirsotraut unwillig, „so ist es, weil er sich aller Werke der Sinnlichkeit enthält. Nie hat er Etwas genossen, was gelebt hat oder leben wird. Ich wollte, auch ich könnte gleich ihm nur von Früchten leben. Wenn aber Arialb, mein vielgeliebter Vater, als Christus spricht, so darf er es in Wahrheit. So tief ist er in das Wort eingedrungen, so völlig hat der Geist von ihm Besitz genommen, daß wir mit Recht in ihm einen neu erschienenen Messias verehren. Aber diese Verehrung gilt nicht dem Ritter Arialb, sondern dem in ihm wohnenden Christus. Und wenn er als Paraklet redet und sich eins weiß mit Christus, so ist es, weil Christi Geist aus ihm spricht. Dieser Geist ist's, der uns lebendig macht. Wer den Geist hat, der thut, was er will, es ist Alles aus dem Geiste, ist Alles göttlich. Darum nennen wir uns Söhne und Töchter vom freien Geiste. Nichts sind Sacramente und Worte und Bräuche — der Geist ist Alles."

„Und so ist es wahr, was man von euch sagt, daß kein Sacrament euch bindet und ihr sogar die Ehe schließt und löst, wie es euch gefällt," forschte Gottschalk.

„Das Sacrament," erwiderte sie, „ist die Einigung der Seelen. Sie allein ist das wahre Mysterium. Nur wenn die Seelen sich küssen, darf auch die Lippe die Lippe berühren. Die Frau, deren Seele von dem Manne sich gewendet hat, übt Unzucht, wenn sie fürder sich ihm hingibt."

„Und wenn die Seele morgen einen Andern küßt, dann wird der Leib nachfolgen," rief Gottschalk entsetzt.

„Du sagst es," bestätigte Mirsotraut. „Nur der Geist, in dem die Dinge geschehen, macht sie rein oder unrein. Eurer Priester gemurmeltes Wort kann Seelen nicht binden, die sich bereits von einander gerissen haben. Jenes Joch will und werde ich nicht tragen. Aber so lange ich Dir gut bin, bin ich Dein," sagte sie. Damit strich sie ihm die Haare aus der Stirne und küßte ihn warm auf den Mund.

Noch hatte ihre Schönheit Gewalt über ihn, und obwohl er fühlte, daß nicht die Seelen es seien, die sie beide zu einander führten, ließ er den Streit ruhen. Ihre Lippen schienen ihm zu Besserem da, als die sinnlosen Gedanken der Sectirer zu verkünden, zumal er unmöglich glauben konnte, daß sie auch im Leben Ernst mit ihnen mache. Endlich aber entrang er sich ihren weichen Armen und bat sie, ihm die praktischen Aufgaben näher zu bezeichnen, die sie ihm bestimmt habe; denn nicht als unnützer Gast wolle er an ihrem Tische sitzen. „Verdientes Brot," sagte er, „mundet besser als geschenktes, und nur nach der Arbeit ist die Muße süß."

VIII.

Es dauerte nicht lange, so war Gottschalk an sein neues Leben gewöhnt und fühlte sich in demselben vollkommen glücklich. Seine Aufgabe war, die Waarensendungen des Handlungshauses auf ihren Fahrten zu geleiten, und nach dem Horasingen und den niederen Klosterdiensten zu Lorsch that es ihm wohl, wieder einen Pferderücken zwischen seinen Schenkeln zu fühlen und einen Haufen von Reisigen zu befehligen. Daß es ihm je so gut werden könne, hatte er, der

von Jugend auf zum geistlichen Dienste bestimmt war, nie hoffen dürfen, und inniger Dank gegen Mirsotraut bewegte sein Herz, so oft er daran dachte. Die Zeiten waren unruhig, und wenn der Erzbischof von Mainz auch seinen Adel im Zaume hielt und keine Ritter vom Stegreif duldete, zwischen Metz und Mainz lagen doch allerlei verrufene Wege, so daß Gottschalk mehrmals Gelegenheit hatte, zu zeigen, er verstehe den Krieg. Seine Gattin aber war stolz, wenn die Knechte dann die Umsicht und die entschlossene Tapferkeit ihres Herrn rühmten, dem der Strauchritter zwischen Mosel und Rhein gern aus dem Wege gehe, seit er seine kräftigen Hiebe gekostet. Weilte er dann wieder einige Zeit zur Rast in dem Kaufhause zu Mainz, so war jeder Tag ein Fest, und Mirsotraut umwob ihn mit dem ganzen Zauber ihrer herrischen Liebe. Er bewunderte die Sicherheit, mit der sie die verwickelten Geschäfte ihres Handlungshauses führte. Er staunte über ihren hohen Geist, der mit den alten Weisen und Dichtern umzugehen vermochte; er lauschte ihrem Gesang zur Laute, bei dem sie selbst die Worte sich erfand und zu kunstvollen Weisen fügte. Kein höheres Glück kannte er, als mit ihr den Kahn zu besteigen und sie mit starkem Arme hinauszurudern in den grünen Strom, wo ihr Gesang über dem Wasser so herrlich klang, und er, allein mit ihr, dem Träumen der Wellen lauschte. Nur dann konnte er dem Fluge ihrer Gedanken nicht folgen, wenn sie von dem großen Lebensräthsel zu reden begann, ihm vom Kampfe der beiden Principien erzählte, und statt der Formeln, die die Kirche ihn gelehrt, ihm ganz neue Lehren verkündete. Ihm ward dadurch die Welt nicht klarer. Er fühlte, daß er sie nicht verstehe, und machte das nicht sich, sondern ihr zum Vorwurf; denn jedes Abweichen von dem Ueberlieferten erschien ihm, zumal bei einer Frau, tadelnswerth und mißfällig. Die Methode, die er bei Bogumil angewendet, sich die Ohren mit den Fingern zu verschließen, um die Lästerungen nicht zu hören, konnte er ihr gegenüber nicht gebrauchen; aber er dachte an Anderes und hörte lieber gar nicht zu. Natürlich forderte das ihre Ungeduld heraus, wenn sie gewahrte, wie theilnahmlos und widerwillig er dem höchsten Interesse ihres Geistes gegenüberstand. Sein blondes Knabengesicht schien ihr dann nicht mehr schön; sie fand seine Blicke stumpf und leer und fragte sich selbst, ob sie sich nicht in ihm getäuscht habe? Je deutlicher er aber empfand, daß er ihrem hohen Geiste nicht genüge, um so mehr regte sich in ihm die Eifersucht, wenn er sah, wie sie mit Corvino und anderen Genossen ihrer Secte sich in Gespräche versenkte, von denen er nichts verstand und denen er sich darum unwillig ferne hielt. Trat er ein und fand sie mit Schreiben oder Lesen von Schriften beschäftigt, die sie seinem Anblick entzog, so gab es ihm einen Stich durch das Herz, daß sie bei aller ehelichen Liebe doch im Wichtigsten uneins seien. Vor Allem aber waren ihm ein Stein des Anstoßes die geheimen Zusammenkünfte, von denen er ausgeschlossen war, da er sich standhaft geweigert hatte, Mitglied ihrer Secte zu werden. Kam er von einer Reise zurück, und sie hatte sich wieder zu einer solchen geheimen Versammlung verpflichtet, so konnte er wohl in grimmem Zorne auflodern. Aber wenn sie dann auch unmuthig ihre Haube und ihren Mantel wegwarf und erklärte, sie wolle bleiben, so war der Friede zwischen ihnen getrübt, und es war kein erfreuliches Zusammensein, das er auf diese Weise erzwungen hatte. So war es nur die natürliche Wirkung

des Gegensatzes, wenn er selbst nun wieder eifriger zu den Bräuchen seiner Jugend zurückkehrte, seit ihm die der Ketzer ein Dorn im Auge geworden. Mit einem Gefühle von Mitleid und Geringschätzung nahm die Albigenserin wahr, daß ihr Gemahl wieder häufiger die Thurmhäuser der Götzendiener und den großen Dom des Satans besuche und am Sonntage niemals den Gaukeldienst der Messe versäume. Er aber kniete dort vor dem Bilde der gnadenreichen Mutter und bat sie, die Binde wegzunehmen von den Augen seines Weibes, damit dasselbe geheilt werde von seinem lästerlichen Irrwahne. Seit er die Ketzerei haßte, fing er an, für seine eigene Kirche wieder wärmer zu empfinden. Mit dem glücklichen Leichtsinn der Jugend hatte er die Plagen des Klosterlebens bereits vergessen. War die Kirche dafür verantwortlich, wenn Abt Ratpert seine Mönche quälte? Und nicht Allen war es Qual, sich zu kasteien. Nur für ihn, dachte er, habe das Mönchsleben nicht gepaßt. Jedenfalls verschwanden die alten Leiden hinter seinem neuen Zorn, und gegen das heimliche, schleichende Wesen der Sectirer erbittert, empfand er jetzt um so mehr den Segen einer großen Gemeinschaft. Derselbe Gottschalk, der die Klosterkirche zu Lorsch durch sein Sakrileg entweiht, fand es erbaulich, zu sehen, wie ein großes Volk in den weiten Hallen der St. Albanskirche kniete und den Segen des mächtigen Erzbischofs mit frommem Schauder entgegennahm. Was konnten die heuchlerischen Manichäer diesem Anblick entgegensetzen, wenn sie sich heimlich und verstohlen in den Winkeln zusammenfanden? Hatten sich nicht die Meisten den Weg zu diesen frommen Zusammenkünften mit Lügen bahnen müssen, und so lange sie beisammen waren, mußten sie zittern, entdeckt zu werden. Was mochte das für eine Andacht sein, und wie konnte ein gerade gewachsener Mensch sich an diesem lichtscheuen Treiben erbauen? Zuweilen sprach er sich gegen Mirsotraut in diesem Sinne aus; aber sie verharrte in unverbrüchlichem Schweigen über den Inhalt ihrer Erbauungsstunden, so lange er die Lehre verwerfe, die sie ihm klar genug vorgetragen habe. So gingen die Wege der beiden Gatten je länger je mehr auseinander, und so sehr auch Gottschalk noch immer sein zauberhaft schönes Weib liebte, ebenso bitter haßte er die, die ihm ihre Seele geraubt hatten.

Als der Frühling nahte, erfuhr Gottschalk, daß der Besuch des Ketzerpapstes bevorstehe, der komme, um den neuen Mitgliedern der Secte das Consolamentum, das höchste Sacrament ihrer Kirche, zu spenden. Davon fern zu bleiben, erklärte Mirsotraut für völlig unmöglich. Um so lieber war es Gottschalk, daß eine Waarensendung nach Frankfurt abgehen sollte, und als der Tag gekommen war, erklärte er, er wolle das Geleit der Fuhren selbst übernehmen und in Frankfurt bleiben, bis der große Ketzersabbath vorüber sei.

Sie aber sprach im Tone des Vorwurfs: „Ich hatte gedacht, Du werdest die Wache befehligen, deren Schutz uns Noth thut. Es ist nicht unmöglich, daß die Krummen einen Anschlag auf uns versuchen. Im Eigelstein könnten sich leicht unsere Knechte verbergen und zur Stelle sein, falls man unsere Herberge angreift.“ Aber Gottschalk war zu tief verbittert gegen ihr ketzerisches Treiben, das ihm zugleich als Ungehorsam gegen seine Wünsche erschien. „Ich werde nicht auf Vorposten stehen für euere Conventikel,“ erwiderte er schroff. „Wenn sie Bogumil hängen, ich werde nicht die Hand darum rühren.“

„Liebtest Du mich noch, so verließest Du mich nicht in der Stunde der Gefahr," sagte Mirsotraut vorwurfsvoll.

„Hättest Du mich wirklich lieb," erwiderte Gottschalk, „so thätest Du nicht, wovon Du weißt, daß es unsere Ehe stört und mir das Leben verbittert."

„Ich habe Dich nicht genöthigt, mich zu freien; es war Deine Wahl," sagte sie kalt.

„Ich freite eine Christin, die ihren katholischen Glauben betheuerte," erwiderte er in gleichem Tone; „wie sollte ich wissen, daß sie innerlich zu den Ketzern hielt."

„Und ich freite einen Mann, der dem Kloster entlaufen war," gab sie spöttisch zurück; „wie konnte ich wissen, daß seine Seele eine Kutte trägt."

„Ich bin kein Mönch," versetzte er; „ich dächte, ich hätte es gezeigt."

„Gewiß, Mönchen macht Lesen und Schreiben keine Mühe," spottete sie. „Edle Wissenschaften und Philosophie blühen im Kloster. Nein, Du bist kein Mönch, denn das Alles verachtest Du."

„Ein Krieger bin ich," rief Gottschalk erglühend, „kein Schreiber, und nie habe ich mich für etwas Anderes gegeben als für einen Kriegsmann; aber dazu bin ich nicht da, zum Schutze lichtscheuer Fledermäuse Wache zu halten."

„So fahre hin," sagte sie herb. „Wir brauchen Deinen Schutz nicht."

„Mirsotraut," rief er flehend, „folge mir. Gehe nicht zu dem Ketzersabbath."

„Ich heiße Miersotrava," sagte sie stolz und wendete ihm den Rücken.

Da stieg auch ihm der Groll zum Herzen, und die Ader auf seiner Stirne schwoll an. Er hatte häßliche Worte auf den Lippen. Aber als er hinüberschaute, wo die schlanke Gestalt hoheitsvoll im Erker stand und mit ihren edlen bleichen Zügen dem Strome nachsah, zwischen dessen grünen Wellen sie die Seine geworden war, da wandelte der Zorn sich in herben Schmerz. Noch einmal trat er an sie heran und sprach: „Gott ist mein Zeuge, was ich gelitten habe bei Deinem Ungehorsam. Ich habe Dich gebeten und gescholten. Ich habe Messen lesen lassen zur Erlösung Deiner armen Seele aus den Schlingen des Satans. Ich habe vor meinem Schutzpatron auf den Knieen gelegen, der doch auch aus einem Ungläubigen ein Gläubiger geworden ist. Ich habe gewartet und Geduld gehabt. Aber Deine Seele ist zu tief verstrickt in die Bande der Finsterniß. So höre also: ich verbiete Dir hiermit, zu jener Versammlung zu gehen und frage nochmals: wirst Du gehorchen?" Da kehrte sie sich ihm zu. Ein flammender Blick aus ihrem dunkeln Auge traf ihn, daß er erbleichte, und sie sprach mit festem Tone: „Nein".

„Gut," sagte er, „dann erkläre ich Dir, daß ich über ein Kurzes in die Burg meiner Väter zurückkehre. Du hast drei Tage Zeit, Dir zu überlegen, ob Du mir dorthin folgen oder ob Du auch ferner als fahrendes Weib durch die Lande streifen willst, bis Dein Geschick Dich ereilt. Du weißt, daß es mein Schwert war, das Dich schon einmal ihm abkämpfen mußte. Zum zweiten Male sage dann nicht, daß Du ungerecht verdammt worden seist. Wider mein besseres Wissen kann ich nicht für Dich fechten. Jetzt gehe ich, da ich den Knechten es bereits angekündigt habe, mit euerer Waarensendung nach Frankfurt. Ueberlege reiflich, was ich Dir sagte. In drei Tagen bin ich wieder hier,

um Deine Antwort zu holen." Damit verließ er die Stube, während Mirsotraut ihm düster nachsah. Nach einer Weile hörte sie unten das Rollen der Lastwagen, das die alten Mauern des Hauses erschütterte; sie begab sich an die Rückseite ihrer Wohnung, die nach der Stadt ging, und sah, wie ihr Gemahl, hoch zu Roß, an der Spitze seiner Reiter die schweren Frachtwagen vorbeiziehen ließ, um sich dem letzten mit seinem Geleite anzuschließen. Noch einen Blick sendete er hinauf und winkte ihr mit der Hand einen trüben Abschied. Aber ihre Seele war innerlich gebunden. Sie dankte ihm nicht.

Mit diesem Stachel im Herzen eilte Gottschalk von dannen. Der Zug bestand aus einem Dutzend Reiter und acht Wagen, von denen jeder, außer dem Fuhrmann, einen Knecht auf dem Sitze hatte. Auf dem vordersten saß der Mohr, der zuweilen nach Frankfurt geschickt ward, um Aufträge für die Frauen zu besorgen.

Der Zug hatte das Thor durchschritten und folgte nun der Landstraße längs des Rheines, um später auf der Fähre nach der anderen Seite des Stromes überzusetzen. Eine weiche, erschlaffende Frühlingsluft brütete über der Flur und stimmte Gottschalk noch trüber. „So wäre die Zeit nun gekommen," dachte er, „daß Seele von Seele sich löst, und nach ihrer Lehre ist dann unsere Ehe entfesselt, das Sacrament bindet sie nicht. Sie kann thun und lassen, was sie für gut findet." Sein Haupt sank tiefer und tiefer gegen den Hals seines Thieres, und wenn er sich dann wieder aufrichtete, schaute er wild und zornig um sich, als ob böse Geister ihn heimsuchten. Noch nie war er gegen die Knechte so rauh und unwirsch gewesen beim Uebersetzen über den Strom, und sie wußten nicht, warum er sie heute zum ersten Male den Herrn fühlen ließ, während er sonst doch so vertraulich mit ihnen verkehrte. Ihn verdüsterte nicht die Sorge allein, wie sie sich entscheiden würde in der Wahl, die er ihr gestellt hatte. Er war in dieser Beziehung fast überzeugt, daß schließlich doch ihre Liebe zu ihm siegen, und daß sie ihm in seine schwäbische Heimath folgen werde. Aber es lag noch sonst Etwas wie Unheil in der Luft, und er begriff selbst nicht, warum seine Gedanken sich gerade heute nicht losmachen konnten von der Sorge, daß der große Ketzersabbath Mirsotraut zum Unheile ausschlagen werde. War sie doch oft in jene Versammlungen gegangen und stets unverändert zu ihm zurückgekehrt. War es ihre Andeutung, daß ein Anschlag des Clerus im Werke sei, war es die Furcht vor dem geheimnißvollen Oberhaupte, das dieses Mal erwartet wurde, war es ihre Andeutung, daß sie selbst zu einem höheren Grade aufrücken werde, die ihm das Herz beklemmte? „Wehe dem Manne, der mit seinem Weibe uneins ist," sagte er bei sich selbst, „dem Fremde hineinsprechen dürfen in seine Ehe. Da ist aller Gehorsam nur Schein und alle Liebe geheuchelt. Wohl hat sie recht, wenn sie behauptet, daß das gar keine Ehe sei, wenn beide Verschiedenes wollen und des Weibes Seele sich in fremden Händen befindet. Aber durfte sie das Sacrament mit mir eingehen, wenn sie sich nicht ewig binden wollte?" In diesem Kreislauf verfingen sich seine Gedanken. Je schwerer die Gewitterluft auf ihn drückte, um so hoffnungsloser erschien ihm seine Lage. Seines Weibes Ungehorsam nahm ihm die Achtung vor sich selbst. Daß sie auch jetzt zuweilen in fremdartigen Vermummungen, sogar in männlichen

Kleidern zu den Ketzerconventikeln schlich, empfand er als Mangel an Zucht und Scham und als Schimpf für seine Ehre. Wer weiß, was sie dort treiben, fragte er sich, und wenn er nun des Lästerers Ariald gedachte und des bleichen Bogumil, die sein Weib um ihr ewiges Heil betrogen hatten, dann ergriff ihn eine solch' jähe Wuth, daß er dem Rosse die Sporen gab, um es doch sofort wieder zornig zurückzureißen, so daß das edle Thier sich hoch aufbäumte. Die Knechte schauten oft kopfschüttelnd nach ihm hinüber, aber seine Miene war so düster, daß Keiner ihn anzureden wagte. Dann blieb er wieder lässig weit hinter den übrigen Reisigen zurück. „O, wenn sie nur meine Hand ergreifen wollte," seufzte er, „die sie aus der ewigen Verdammniß retten möchte," und heiße Thränen fielen auf die Mähne seines Rappen.

Erst die Ankunft in Frankfurt rüttelte den zum Tode Betrübten aus seinen finsteren Träumen auf. Die Geschäfte waren bald erledigt, und nachdem die Wagen am Lagerhause abgeladen, die Pferde in der Herberge untergebracht waren, ging er, in seine Gedanken vertieft, dem Ufer des Mains entlang, die Blicke bald in die Erde bohrend, bald sie mit einem schmerzlichen Ausdrucke gegen Westen richtend, wo noch der letzte trübe Schein über dem Plätzchen Erde lag, von dem seine Gedanken sich nicht losmachen konnten. Als er zurückkehrte, sah er am Lagerhause den Mohren in einem Schuppen auf einer Kiste sitzen und mit einem Messer an einem Holze schnitzeln. Wie ein Stich ging ihm da der Gedanke durchs Herz, daß dieses fremdartige Menschenkind, das er kaum unter die Menschen rechnen mochte, mehr von den Geheimnissen seines Weibes wisse als er selbst. Da gab der böse Geist, der heute in ihm lebte, ihm ein, den Knaben auszuforschen, was denn eigentlich in jenen Versammlungen vorgehe, über die seine Gattin ihm keine Auskunft geben wollte, so lange er nicht selbst der Secte angehöre. Mit freundlicher Anrede setzte er sich neben den Schwarzen und ließ sich von ihm erzählen, wie es damals zugegangen sei, daß er dem Galgen entrann? In seiner drolligen, ungelenken Weise die Sprache verstümmelnd, erzählte der Knabe doch außerordentlich lebendig, wie er sich bereits darauf gefaßt gemacht habe, das hänferne Halsband an seiner Kehle zu fühlen, als aus der Reiterschar, die die Gefangenen geleitete, ihrer Zweie ganz nahe an den Karren herangeritten seien. Der Henker habe umgeschaut und unwirsch gefragt, was sie wollten; als plötzlich, er wisse nicht wie, ein Rad von dem Schinderkarren sich gelöst habe, der Wagen sei umgeschlagen, und während er noch wie ein gebundenes Thier an der Erde gelegen, habe eine mächtige Faust ihn emporgezogen. Als er wieder zu sich gekommen, habe er sich auf dem Sattelknopfe eines Reiters befunden, der mit Sturmeseile über die Ebene hinjagte. Unterwegs in einem Dorfe sei er dann mit einer Truppe Reiter zusammengetroffen, die ihn in einem Lastwagen Platz nehmen ließen. Als er denselben bestiegen, habe er Einbede unter dem Vorhang vorgefunden, die auf ähnliche Weise gerettet worden war wie er, aber noch halbtodt schien vor Angst und Schrecken.

„Armer Schalk," sagte der Ritter, „hast Du schon öfters solche Tage erlebt, und wie bist Du überhaupt in den Besitz Mierfotrava's gekommen?"

Der Knabe freute sich der milden Stimmung seines rauhen Herrn und erzählte ihm, wie er als kleiner Knabe im Besitze des Markgrafen Raimund von

Toulouse gewesen sei. Der habe ihn der edlen Miersotrava geschenkt oder eigentlich sei das nicht nöthig gewesen, da diese als Herrin über Alles im Schlosse geschaltet habe. Gottschalk lachte bitter auf. Er hatte ja längst geahnt, daß er nicht der Erste sei, der sie besitze. Aber von diesen Beziehungen zu dem Markgrafen Raimund hatte sie ihm keine Silbe gebeichtet. Kein Zweifel, sie hatte ihn belogen vom ersten Tage ihrer Ehe. „Miersotrava war wohl des Markgrafen Frau?" fragte er den Schwarzen mit rauher Stimme. Der bestätigte das, obwohl er nicht klar zu verstehen schien, was der Herr meine, wenn er forschte, ob Miersotrava auch vor der Welt als des Markgrafen Gemahlin gegolten habe?

„Wie konnte ich zweifeln," sprach Gottschalk vor sich hin, „daß die, die mir den Sieg so leicht machte, schon durch andere Hände gegangen sei, durch wie viele? Gott weiß es!"

Ob er seine Herrin auch in die Conventikel begleite, fragte er nun den schwarzen Diener weiter.

„Ihr müßt doch schlimme Dinge thun in Eueren Versammlungen," sagte er, „daß der Bischof Euch nachstellt." In den Versammlungen, versicherte der Mohr, sei er nie gewesen; aber er wisse, was in denselben vorgehe, denn Vater Fredegar habe ihm Alles genau beschrieben. Gottschalk horchte hoch auf. Und nun schilderte der Schwarze mit glühender Phantasie die geheimnißvollen Zusammenkünfte, zu denen aus allen Ecken der Stadt bei Nacht und Nebel Männlein und Weiblein sich zusammenstehlen. Zuerst versammle man sich in einem völlig dunkeln Raume, in dem durch Händedrücken und Betasten erst die Einzelnen zu errathen suchten, wen sie vor sich hätten. Dann trete man in einen schwach erhellten Saal, in dem man im Halbdunkel sich aufstelle. Nachdem dann das Auge sich an das Dämmerlicht gewöhnt, gewahre es in der Mitte einen bleichen Mann, so abgemagert und schattenhaft, daß er nur aus Haut und Knochen zu bestehen scheine.

Unwillkürlich fiel hier Gottschalk das Leichengesicht Bogumil's ein, und er unterdrückte eine zornige Bewegung.

Ihn küsse dann der Reihe nach jedes Gemeindeglied, und bei dem Kusse gehe es ihm wie ein eisig kaltes Schwert durch die Seele, so daß jede menschliche Empfindung aus dem Herzen entschwinde.

„Sehr glaublich," dachte Gottschalk für sich. War es ihm doch selbst so zu Muthe gewesen, so oft er mit dem verhaßten Todtengesichte zusammengekommen war.

Sobald diese Ceremonie vorüber sei, fuhr der schwarze Knabe fort, leuchteten überall Pechfakeln auf, und jetzt erblicke man reich besetzte Tafeln mit köstlichem Weine, und nach Gefallen lasse man sich nun zu einem üppigen Gelage nieder. Nachdem man so den Freuden der Tafel gefröhnt, verlöschten plötzlich die Lichter, und Jeder thue, was ihm genehm sei. Endlich aber gewahre man in einer Ecke zwei grüne Lichter, die näher und näher kämen. Dieselben seien die Augen eines schwarzen Katers, der mit emporgerichtetem Schweife langsam auf der Tafel die Runde mache und den nun der Gläubige andächtig zu küssen habe. Sei diese Huldigung vollzogen, so trete aus einem dunkeln Winkel der Schule eine Gestalt

hervor, die von den Lenden an glänze wie gleißendes Sonnenlicht, auf dem Rücken aber behaart sei wie eine Katze. Der Uebermensch erfülle die ganze Schule mit einem grellen, blendenden Lichte, und nun nahen die Novizen, werfen sich vor den Leuchtenden, der Niemand anderes ist als der böse Satanas, auf das Angesicht und reichen ihm irgend ein Stück ihrer Kleidung als Symbol und Pfand, daß sie sein eigen sein wollen. Der Meister der Schule aber sage zu dem Teufel: „Schone unser.“ Er aber erwidere: „Gut hast Du mir gedient, bewahre, was ich Dir anvertraute.“ Mit diesen Worten verschwinde der Böse, und die Gemeindeglieder gingen nun heim oder blieben wohl auch noch zu wilder Lust beisammen, wie es ihnen gefalle.

Mit wachsender Seelenangst hatte Gottschalk der grausen Erzählung des Knaben gelauscht. Ob er alle diese Greuel ersinne, fragte ihn der Ritter schließlich wild, oder wer ihm diese höllischen Geheimnisse anvertraut habe? Genau so, antwortete der Knabe mit größter Bestimmtheit, habe ihm Bruder Fredegar in Worms Alles beschrieben und ihm so oft das Einzelne vorgesagt, daß er es unmöglich mißverstanden haben könne. Er selbst sei nie dabei gewesen, aber das habe man ihm nicht glauben wollen und ihn darum dennoch zum Tode verurtheilt. Das ganze Gebahren des Knaben war so aufrichtig und offen, daß Gottschalk ihm unmöglich den Glauben versagen konnte. Ihm wirbelte der Kopf. War es denn auch nur denkbar, daß sein schönes, herrliches Weib durch solche Greuel solle hindurchgegangen sein?

„Morro!“ rief er mit heiserer Stimme, „kannst Du schwören, daß dieser ketzerische Bruder Fredegar das Alles so und nicht anders berichtet hat? Bedenke das Heil Deiner Seele!“

Morro legte die Hand aufs Herz und sagte: „So möge meine Haut weiß werden und mein Fleisch abfallen, wenn ich eine Silbe dazu gethan habe.“

„Vielleicht hat er es auf der Folter bekannt,“ sagte Gottschalk, „und man hat ihm mit Qualen dieses Bekenntniß abgenöthigt.“

Nein, war des Knaben Antwort. Fredegar sei frei gewesen und guter Dinge und habe das Alles ohne jeden Zwang ihm berichtet. Da entwand sich ein tiefes Stöhnen der Brust des Ritters. „Dann ist keine Zeit zu verlieren,“ sagte er. Er war überzeugt, eine solche Orgie könne Mirsotraut noch nicht mitgemacht haben; aber ebenso war er überzeugt, daß das Hauptfest, das morgen bevorstehe, mit solchen Greueln gewürzt sein werde. Um jeden Preis wollte er sein Weib vor der neuen Weihe bewahren, die die Ketzer ihr für den anderen Tag zugedacht hatten. Er eilte nach dem Stalle und gab dort dem Aeltesten der Reiter den Befehl, statt seiner die Wagen zurückzugeleiten. Er selbst aber sattelte sein Roß und ritt in wildem Jagen das Mainthal abwärts, um Mainz noch in dieser Nacht zu erreichen.

IX.

In dem Prunkgemache Miersotrava's in Mainz waren drei Personen zu nächtlicher Berathung versammelt. Die Eine war Mirsotraut selbst, die soeben einen längeren Bericht an die beiden Anderen beendet zu haben schien und nun müde und traurig in ihrem Polster lag. Der Zweite, der sein bleiches Todten-

gesicht in die magere Hand begrub und sich so gegen das blendende Licht der kostbaren Lampe schützte, war der Bulgare Bogumil. Der Dritte, der an den Pfeiler des kunstvollen Erkers sich lehnte und mit seinen großen dunkeln Augen und den in der Mitte gescheitelten Haaren einem byzantinischen Heiligenbilde glich, war der damalige Papst der Katharer; denn diese Würde pflegte bei ihnen zu wechseln. Es war kein Anderer als Arialb, Mirsotraut's Vater. Nachdem er sich den Bericht seines Kindes eine Weile erwogen hatte, sprach er in seiner milden und klaren Weise: „Deine Bedenken sind unbegründet, meine Tochter. Wenn Dein Gatte Deinem Glauben Hindernisse bereitet, so bist Du nicht gebunden."

Mirsotraut erhob ihr Haupt, und im Scheine der Lampe zeichnete sich ihr bleiches, edel geschnittenes Antlitz scharf ab von dem dunkeln Hintergrunde. „Nicht, daß er mir ernstliche Hindernisse bereitet hätte," erwiderte sie. „Diese waren zu überwinden, aber meine Hoffnung, ihn uns zu gesellen, war eitel. Seiner Seele fehlen die Schwingen, und er findet den stumpfen Irrthum der Massen beruhigender als die Lehre des Lichts."

„Auch dann trennt ihr euch besser," entgegnete der Ketzer. „Euere Seelen haben sich geschieden, was soll da die Gemeinschaft des Leibes? Sie ist Unzucht, Sünde. Gehört er zu den Götzendienern, so mußt Du die Angelegenheiten der Unsern ihm verbergen; das wird ihn reizen; aus einem Gleichgültigen wird er ein Feind, ein Verräther, vielleicht gar ein gewichtiger Zeuge gegen uns werden. Wie oft haben die Reinen das erlebt, wo sie meinten, einen Unreinen in ihrer Mitte dulden zu dürfen."

„Verrath fürchte ich nicht," sagte Mirsotraut mit klagendem Tone. „Er ist gut und edel. Hat er doch für mich gekämpft, noch ehe er mich kannte."

Aber Arialb schüttelte das Haupt. „Mir mißfiel euer Bündniß sofort. Es war unüberlegt und gab Dich und uns in die Hände eines unreifen Knaben."

„Was sollte ich thun," erwiderte Mirsotraut. „In der Stunde, in der er und kein Anderer sein Leben für mich einsetzte, konnte ich ihn nicht abweisen. Auch wurde der schnelle Entschluß mir nicht schwer. Trägt er doch das Siegel seines Wesens offen auf der reinen Stirne. Schaue in diese blauen Augen, ob darin Verrath zu lesen ist?" Der Hinweis auf Gottschalk's Schönheit schien den Bulgaren zu reizen, der im Gefühle seines eigenen abstoßenden Aeußeren alle schönen Männer haßte. „Ich sehe schon kommen," fiel er in höhnischem Tone ein, „daß Du diesen blauen Augen und dem glatten Knabengesichte zu Liebe nach Schwaben ziehst und in dem Pfaffenneste bei Hirsau Flachs spinnst unter der Aufsicht seiner frommen Mutter. Die Schönheit der Männer war Dir stets gefährlich. So ergabst Du Dich Cosimo, dem Florentiner, dann dem schönen Landolf, dem stattlichen Fernando und dem Verräther Raimund von Toulouse."

Zornig erhob Mirsotraut ihr bleiches Antlitz und wollte dem gehässigen Mahner seine eigenen Sünden vorhalten; aber alle Dreie fuhren erschreckt zusammen, denn ein deutlich vernehmbarer Seufzer traf von der offenen Nebenstube her ihr Ohr. Er klang nicht drohend, eher verzweifelt, wie das Seufzen einer zum Tode getroffenen Kreatur. Erschreckt griff Arialb nach der Lampe, um nachzuforschen, welcher unberufene Lauscher sich eingedrängt habe. Der

Bulgare aber zog aus seinem faltigen Gewande einen Dolch, worauf er seine Hand geschickt zwischen der weiten Binde versteckte, die seinen Priesterrock umschloß. Nach einer Weile kehrte Arialb in das Gemach zurück und sagte: „Es muß auf der Straße gewesen sein, oder war es der Wind, der vom Strome heraufweht. Ich habe Niemanden gefunden. Doch bringen wir die Dinge zu Ende. Glaubst Du wirklich, dieses Verhältniß aufrecht erhalten zu können, auch wenn Gottschalk dauernd unser Feind bleibt?"

Mirsotraut schwieg eine Weile. Dann sagte sie: „Er hat mich oft gebeten, Euch zu meiden und die Versammlungen nicht zu besuchen, aber schließlich gab er doch immer nach."

„Er wird das nicht mehr thun," ertönte jetzt eine wohlbekannte Stimme. Die Thüre nach dem Nebenzimmer schlug zu, und aus der damit sichtbar werdenden Ecke des Gemachs trat Gottschalk hervor, der, die Hand am Schwerte, sich breit vor den geschlossenen Ausgang stellte.

Es war ihm leicht geworden, die beiden Sectirer zu überraschen. Um Mitternacht, in der Stille eingetroffen, hatte er von Einbede erfahren, welcher Besuch angelangt sei, und daß die Gäste in Mirsotraut's Stube einer Berathung oblägen. Da er bei seinem Eintreten das Zimmer noch leer fand, hatte er den Ausgang nach der Flur verriegelt und sich in die Ecke hinter der Thüre postirt, da er sofort entschlossen war, die beiden Häresiarchen zu ergreifen und dem geistlichen Gerichte zu überliefern. So allein, meinte er, auch sein Weib retten zu können mit Leib und Seele. Belauschen wollte er die Ketzer nicht, nur sie in dieser Falle festnehmen. Arialb fühlte er sich überlegen, falls derselbe Widerstand versuchen sollte, und Bogumil rechnete er nicht einmal; diesen konnte er mit einem Schlage an die Erde strecken. Als nun aber Mirsotraut, in der Erzählung der Leiden ihres Ehestandes begriffen, mit den Beiden eintrat, wurde er wider Willen Zeuge ihrer Geständnisse, und der Wunsch, die ganze Wahrheit zu erfahren, hielt ihn im Banne, bis der Hinweis Bogumil's auf ihre früheren Ketzereien ihm den Seufzer erpreßte, der ihn fast verrathen hätte. Als dann aber die beiden Verhaßten sich erfrechten, an seiner Ehe zu rütteln und sein Weib gegen ihn aufzuwiegeln, war das Mitleid, mit welchem Mirsotraut's Klagen ihn erfüllt hatten, sofort dahin. Zornig schlug er die Thüre zu und vertrat den Ueberraschten den Ausgang. Die beiden Männer sahen ihn mit finsteren, fragenden Blicken an, Mirsotraut aber sprang wie eine gereizte Tigerin von ihrem Polster empor und rief: „Du horchst! Du drückst Dich in die Ecken, um uns zu belauschen? Siehe, ein ganz neuer Zug!"

„Nun," erwiderte ihr Gatte höhnisch, „man lernt von seinem Weibe. Ihr heißt Euch ja die Winkler, weil Ihr Euch so trefflich in die Winkel zu schmiegen versteht, und der Geheimnißvolle, den Ihr in Euern Katerversammlungen anbetet, kommt ja auch plötzlich aus einer dunkeln Ecke zum Vorschein."

„So," rief Mirsotraut, bleich vor Zorn, und eine Welt von Verachtung lag in ihrer Stimme; „auch diese Märchen eines schmutzigen Mönchs hast Du Dir auf der Gasse aufgelesen. Wer war es denn, der Dir diese Fabel aufband?"

„Euer Bruder Fredegar bezeugt sie," erwiderte Gottschalk unsicher.

Mirsotraut erbleichte, und die beiden Häretiker wechselten betroffene Blicke, die Gottschalk als Bestätigung der entsetzlichen Beschuldigung auffaßte. Dann aber trat Mirsotraut ihm einen Schritt näher und sagte in einem Tone, der ihm durch die Seele schnitt: „Also bis dahin bist Du bereits gelangt, Elender! Weißt Du, wer jener Fredegar ist, von dem Du Dir Unterweisungen über unsere Versammlungen ertheilen lässest? Der blutigste, lügenhafteste Spürhund der Inquisition, der in allen Verhören die Bräuche unserer Versammlungen verlästerte, als ob er sie häufig besucht habe, und doch hat er nie eine derselben mit einem Auge gesehen."

Gottschalk war betreten und schwieg. Sie aber sagte voll Verachtung: „Pfui, über Dich, solchen Lügen zu glauben!"

Das wirkte auf ihn wie ein Schlag ins Gesicht. Die Ader auf seiner Stirne schwoll an. „Da ist's wohl auch eine Lüge, daß Du vier Gatten vor mir gehabt hast?" rief er höhnend. „Oder war am Ende das Register noch immer nicht vollzählig?"

Sein Streich traf. Mirsotraut ließ sich in ihr Polster zurückfallen und begnügte sich, ihm einen Blick dämonischen Hasses zuzuwerfen. Wiederum schauten Arialb und Bogumil bedeutungsvoll sich an. Gottschalk aber sprach mit fester Stimme: „Euerer Sünden Maß ist voll. Heute erst erfuhr ich die Summe der Greuel, die ich diesem Elenden freilich aus seinem von Gott gezeichneten Angesichte hätte ablesen können, während der Andere den geweissagten falschen Propheten ähnelt, die einem Lamme gleichen, und inwendig sind sie reißende Wölfe. Sei das Zeugniß jenes Fredegar wahr oder falsch, Ihr habt mein Weib verführt. Vor meinen Ohren wolltet Ihr sie bereden, zum fünften Mal das Sacrament zu brechen. Und wenn es nur wäre, daß dieser Elende den Namen meiner Mutter entweihte mit seinem verpesteten Odem, schon dafür müßte er sterben." Damit legte er die Hand an sein Schwert und rief den beiden sichtlich geängsteten Ketzern in herrischem Tone zu: „Folgt mir! Ich werde Euch bringen, wohin Ihr gehört."

Vorsichtig an der Wand hingleitend suchte Arialb die gegenüberliegende Thüre zu gewinnen, aber Gottschalk lachte. Er hatte sie geschlossen. Mirsotraut, die bis dahin sprachlos dem Gebahren ihres Mannes zugeschaut, erhob sich bei dieser Entdeckung und zischte wie eine Schlange: „Verrath, wohl überlegter Verrath!" Aber ohne sie zu beachten, trat Gottschalk einen Schritt vorwärts, lockerte sein Schwert und sagte: „Nochmals frage ich, wollt Ihr Euch ergeben?" Da hielt Arialb ihm ruhig die Hände entgegen und sprach in mildem Tone: „Binde mich und lasse diese frei, damit das Wort erfüllet werde, keinen von Denen, die Du mir gegeben hast, Vater, habe ich verloren."

„Meine nicht, mich zum zweiten Male zu betrügen mit solchen blasphemischen Worten," rief Gottschalk. „Dich werde ich binden, aber Diesen nicht frei lassen." Damit löste er seinen Gurt, riß den Hüftriemen aus dem Schwertgehenke und packte Arialb am Arme. Im gleichen Augenblicke aber senkte sich von hinten Bogumil's Dolch in seinen Rücken, und mit einem tiefen Seufzer brach der Held zusammen. Sein Weib warf einen starren Blick auf den am Boden Liegenden. Dann wendete sie sich ab und verließ das Gemach.

„Fort mit ihm," sprach Bogumil hastig, indem er das Erkerfenster aufriß. „Hinab in den Strom."

Arialb nickte sanft mit dem Haupte, als ob er eine Bitte fromm gewähre. Dann faßten sie zu Zweien den leblosen Körper, hoben ihn mit kräftigen Armen empor und warfen ihn hinunter in das rauschende Wasser. Ein schwerer Schlag, als ob ein Brett in die Fluth falle, ward gehört, ein gurgelndes Geräusch folgte, dann war Alles still wie zuvor, und nur der Nachtwind rüttelte an dem geöffneten Fenster.

Als Bogumil dasselbe wieder geschlossen hatte, sah er, wie sein Genosse mit starrem Auge nach einem kleinen feuchten Fleck am Boden schaute. „Wehe Euch, Pharisäer," murmelte er. „Alles Blut soll an Euch heimgesucht werden, das vergossen ward auf Erden, von dem Blute Abel's, des Gerechten, bis zu dem Blute Zacharias, des Sohnes des Berechias, den Ihr erschluget zwischen dem Tempel und dem Altar!"

„Sie sind schuldig," bestätigte Bogumil, „nicht wir."

„Es ist besser, daß ein Mensch sterbe, als daß ein ganzes Volk zu Grunde gehe," erwiderte Arialb. Sein Angesicht trug den Stempel eines kalten Fanatismus, während er sprach. Dann aber wurden seine Züge wieder milder, und mit weicher Stimme sagte er: „Lasset uns nach Mirsotrava sehen; ich fürchte, Dein Streich hat ihr Herz tiefer getroffen, als sie sich vorhin den Anschein gab, und ihre Wunde blutet nach innen."

Damit verließen sie den Ort des Schreckens, um Mirsotraut zu suchen.

X.

Als eine Stunde später der erste Schein des Morgens hinter dem Taunusgebirge sich hellte, sah der junge Tag in dem Hause des Trödlers Aaron einen seltsamen Gast. Es war ein todtwunder Ritter, der bleich und still auf einem dürftigen Bette lag. Seine Haare klebten am Kopfe, als wäre er eben aus dem Wasser gezogen worden; seine Augen waren geschlossen, und nur das starke Heben und Senken der Brust zeigte, daß hier ein jugendkräftiger Körper sich wehre gegen den Tod.

„Aber beim Leben des Erzvaters," jammerte der Jude, „warum trägst Du mir ins Haus den todtwunden Mann? Konntest Du ihn nicht legen vor das Kloster und klopfen dem Pförtner? Konntest Du den Christen nicht lassen bei den Christen? Was soll ich mit dem wilden Moabiter?"

Diese vorwurfsvollen Worte richtete der beredte Herr des Hauses an seine alte Haushälterin Lea. Diese aber antwortete ruhig: „Sollte ich den jungen Goi lassen verderben, nachdem ihn mir der Rhein vor die Füße gespült? Vor Aufgang der Sonne, wie das Gesetz es vorschreibt, war ich hinunter an den Rhein, um die eisernen Töpfe, die Du gekauft hast von den Christen, zu reinigen in fließendem Wasser, daß sie uns nicht machen unrein. Ich spreche die Worte und steige hinunter. Da liegt er angeschwemmt an der Treppe, den halben Leib noch im Wasser und ist noch warm und hat noch Odem in sich. Soll ich das Gesetz halten für die Töpfe und nicht halten für die Menschen, die der Ewige gemacht hat? War es doch ein Glück, daß ich mitgenommen hatte den starken

Josuah und den Rollwagen. Was zürnst Du, was schüttelst Du den Kopf? Sollte ich ihn von dem Einen fahren zum Andern, bis er todt war, der arme junge Mensch? Dann konnte ich ihn auch lassen im Wasser bei den Fischen. Und hätte ich ihn gebracht ins Kloster zu den Mönchen, so hätten sie gesagt, die Juden haben ihn gemordet. Warum sind wir von Worms hierher? Weil Du nicht mehr getraut hast dem Frieden. Weil sie nur lauern auf die Jüden, seit sie Lust bekommen haben am Morden durch die große Verfolgung der Ketzer."

In Vater Aaron aber kämpfte seine natürliche Gutherzigkeit mit der Abneigung, sich für einen Fremden in Unbequemlichkeiten, Kosten und vielleicht in große Gefahren zu stürzen. Wer bürgte ihm dafür, daß ihn Bruder Fredegar, dieser Entsetzliche, der überall seine Fährte verfolgte, nicht auch noch der Ermordung des jungen Christen beschuldigen würde? Aber Lea sprach ihm Trost ein. „Machen wir ihn gesund," sagte sie, „so wird er sein dankbar; stirbt er, so wird uns Niemand nehmen die guten Sachen. Sieh' nur den Rock und die Kette! Sie allein bezahlt die Kurkosten." Damit begann sie den jungen Mann zu entkleiden, der bei ihrer Berührung schmerzlich zusammenzuckte.

„Gott Abraham's, Isaaks's und Jakob's," rief sie plötzlich, „er blutet am Rücken! Sieh' die Wunde."

Der Jude beugte sich über den Fremden. „Das ist welsche Arbeit," sagte er. „Solche Stilette führen unsere Herren nicht. Wie sie gegen einander wüthen, diese blinden Heiden! Hat ihnen der Ewige nicht das Licht der Vernunft verliehen, daß sie sein Wort vernehmen können: Du sollst nicht tödten! Aber wie die Thiere des Waldes, die keinen Verstand haben, fallen sie einander an, um sich zu zerreißen."

Mitleidig untersuchte er die Wunde des Jünglings. Seit er Blut gesehen, war er wie umgewandelt. „Lea," sagte er zu der Greisin, „Du bist ein gutes Mädchen. Du wirst ihn pflegen und machen gesund, damit er sehe, daß in Israel das Gesetz wohnt."

Die Alte hatte, wie viele Jüdinnen dieser Zeit, gewisse Kenntnisse in der Heilkunde. Sie konnte Verbände anlegen; sie wußte blutstillende Kräuter und Mittel gegen das Fieber. Sofort ging sie daran, die Wunde des jungen Mannes mit leiser Hand zu untersuchen und zu verbinden. Inzwischen war die Sonne draußen aufgegangen, und Aaron sah genauer in die Züge seines Gastes: „Bei der Rolle der Torah," rief er, „das ist ja der junge Mann, mit dem ich in Worms habe gemacht das schöne Geschäft. Erst verkaufte er mir seine ritterlichen Röcke, nach sechs Monaten kommt er wieder und verkauft mir seine Kutte und kauft sich wieder weltliche Kleider, und nun liegt er hier in dem kostbaren Zeug, das noch ganz neu ist. Sogleich müssen wir es trocknen." Und er trug die Kleider Gottschalk's hinaus und kam dann wieder mit einer besseren Decke und bemühte sich vorsichtig, den Kranken bequemer zu legen.

Lea aber befahl, den Verwundeten ruhig liegen zu lassen. Jede Bewegung könne eine innere Blutung herbeiführen und ihn tödten. Still verdunkelte sie die Stube, die, an der Rückseite der Stadtmauer gelegen, ins freie Feld hinausschaute. Dann ließ sie den unheimlich Röchelnden in Aaron's Aufsicht und ging,

um die nöthigen Arzneimittel zu bereiten. Der Trank, den sie dem noch immer Bewußtlosen einflößte, ließ ihn in einen ruhigen Schlaf versinken. Er erwarmte allmälig, und ihm war, als ob er mit den Wolken am Himmel dahinzöge. Vor ihm her schwebte Mirsotraut, einen langen Wolkenschleier hinter sich herziehend. Er wollte sie greifen, da trat ihm das grinsende Todtengesicht Bogumil's entgegen, und er hörte ihn sagen: „Er ist ja noch nicht todt. Wir wollen ihn in den Strom werfen." Da sank er tiefer und tiefer, ein furchtbarer Schwindel ergriff ihn, so daß er mit einem Schrei emporfuhr. Aber sofort sank er wieder auf sein Lager zurück, denn seine Wunde schmerzte.

Als er die Augen öffnete, fand er sich in einer mäßig erhellten, einfachen Stube, deren Geräthe ihm einen fremdartigen, orientalischen Eindruck machten.

„Er wacht," hörte er dann eine Stimme sagen, und gewahrte, wie eine alte Frau mit scharf geschnittenen, aber wohlwollenden Zügen sich über ihn beugte. Als er sie fragen wollte, wie er hierher komme, gebot sie ihm Schweigen, indem sie den Finger auf die Lippen legte. Seine Lunge sei verletzt, und er dürfe keine Silbe reden, sagte sie ihm. Jetzt erst besann er sich. Das Letzte, was ihm einfiel, war, daß er den heuchlerischen Arialb hatte gefangen nehmen wollen; dabei mußte er gestürzt sein. Er hatte noch das Gefühl, als ob es rings um ihn brause, als ob ihm Mund und Ohren mit Wasser gefüllt seien. Dann erinnerte er sich, daß er vorhin ein bekanntes Gesicht gesehen habe. Richtig, das war ja Aaron, der Jude aus Worms. Aber, wie kam er nach Worms? Mühsam richtete er seine Augen wieder auf die alte Frau und fragte: „Bin ich in Worms?"

Sie schüttelte den Kopf und sagte: „In Mainz seid Ihr, und wenn Ihr den ganzen Weg von Worms hierher geschwommen seid, so hat der Ewige an Euch gethan ein Wunder wie an dem Propheten Jonah."

Gottschalk schüttelte verneinend den Kopf und versuchte zu flüstern; aber die alte Frau legte ihm die Hand auf den Mund und sagte: „Wenn Ihr keine Silbe sprechen wollt, will ich Euch Alles erzählen. Wir fanden Euch an der Treppe, die von der Stadtmauer zum Rheine herabführt. Man muß Euch gestochen und dann in den Rhein geworfen haben. Es war gut, daß ich vor Sonnenaufgang da unten zu thun hatte, sonst schwämmet Ihr wohl jetzt den Weg hinunter nach Köln. Ihr seid wohl aufgehoben bei dem Handelsmanne Aaron, der in Worms ein Geschäft hat und in Mainz ein Geschäft. Ihr seid ja auch schon bei uns gewesen. Wollt Ihr Euere Kutte wieder haben, die Ihr meinem Herrn verkauft habt in Worms? Wir lassen sie Euch kommen."

Ein bitteres Lächeln glitt über Gottschalk's Gesicht. Er murmelte Etwas. Es klang wie: „Das wäre möglich."

„Denkt jetzt an Nichts," sagte die alte Frau mütterlich, „was Euch erregt. Ich will Euch eine dünne Suppe geben und einen kühlenden Trank. Dann seht zu, daß Ihr wieder einschlaft."

Gute Pflege und die rüstige Kraft der Jugend ließen den Kranken bald wieder erstarken. Die Wunde heilte fast schmerzlos und fing an sich zu schließen. Nur die Einsamkeit, das stille Liegen in so traurigen Erinnerungen lastete schwer auf dem Gemüthe des Verlassenen. Endlos arbeitete er sich an der Frage ab,

ob Mirsotraut bei dem Mordanfall zugegen gewesen sei, ob sie ihn ohne Widerspruch geduldet, oder ihn gar befohlen habe? Er gedachte der Märchen, die er auf der sangesreichen schwäbischen Burg einst gehört, von Rittern, die mit schönen Frauen sich verbinden und sie dann in stiller Nacht mit häßlichen Zwergen überraschen, oder entdecken, daß sie einen Fischschwanz haben oder kein Herz in der Brust. Die alte Lea suchte ihn nach Kräften durch ihre Erzählungen zu zerstreuen; aber was sie von ihrem Volke erzählte, wie Der und Jener bis Spanien und Bagdad gewandert, wie Der und Jener reich geworden und welche berühmten Lehrer sie jetzt zu Worms und Köln besäßen, das Alles reizte ihn nur. War das nicht auch wieder eine solche Ketzerkirche neben der wahren und nach dem, was er soeben von den Häretikern erlitten, war er nicht mehr geneigt, an etwas Gutes außerhalb der wahren Kirche zu glauben. Dann plagte ihn wieder der gutmüthige alte Aaron, indem er ihm sein Geschäft erklärte, wie er von dem Leichtsinn der Jungen, der Genußsucht der Verkommenen, der Putzsucht der Weiber, von der Noth und dem Ueberfluß seine Procente nehme. Ihm war das Reden offenbar ein hoher Genuß, und zufrieden mit sich und der Welt, erklärte er, daß jede Lage einem klugen Manne Geld in den Schoß werfe, wie kein Wind wehe, der nicht irgend einem Schiffer zu gute komme. Nur die Segel müsse man richtig stellen und genug Schiffe in allen Häfen haben.

Oft goß er auch rücksichtslos die ätzende Lauge seines Spottes über die Christen aus, die die Götzen anbeteten und noch immer untereinander sich mordeten wegen ihres Glaubens. Gleich in der ersten Nacht, erzählte er, die der Ritter hier unter dem Schutze seines Daches zugebracht, seien in einem Hause am Eigelstein über vierhundert Ketzer vom Erzbischof gefangen genommen worden, Männer und Weiber, und in Folge ihrer Geständnisse würden noch immer neue verhaftet. Gottschalk fuhr von seinem Lager auf und fragte seinen greisen Wirth hastig nach den Namen. Der nannte einige, aber sie waren dem Kranken fremd. Die Untersuchung werde sehr geheim geführt und die betroffenen Familien hüteten sich, ihre Angehörigen zu verrathen. In manchem Hause sei der Sohn oder die Tochter plötzlich verreist; aber man munkle davon, daß die Reise nicht weiter als bis in den Ketzerthurm des Erzbischofs geführt habe. Von diesem Augenblicke an duldete es Gottschalk nicht mehr auf seinem Lager. Herrisch befahl er, daß man ihm seine Kleider bringe. Der alte Aaron machte ein langes Gesicht. Er hatte sicher darauf gerechnet, daß der junge Mann die Kutte wieder nehme und ihm die ritterliche Kleidung dafür lassen werde. Auf die goldene Kette hätte er ihm dann wohl noch Etwas herausgezahlt. Bedächtig wiegte er den Kopf, doch brachte er das Verlangte und ergoß sich in einem Strome von Reden, welcher Kunst es bedurft habe, dieselben vom Schlamme zu reinigen, zu trocknen und sie wieder herzustellen, daß man ihnen ihr Bad und die Blutflecken gar nicht mehr ansehe. Bei der Kette hatte er anfangs gezweifelt, ob er sie nicht als Pfand für die Kurkosten zurückbehalten solle, dann aber als Menschenkenner entschieden, daß bei diesem trefflichen Jüngling das gar nicht nöthig sei; er werde ihm sicher die ganze Kette zum Abschied verehren.

So half er Gottschalk, sich von seinem Lager erheben; aber als der Kranke nun anfing, in der Stube hin- und herzugehen, fühlte er erst seine Schwäche.

Bald mußte er den Versuch aufgeben und sank auf einen Stuhl, den ihm sein freundlicher Wirth ans Fenster gerückt hatte. Hier, während die Mittagssonne vor den geschlossenen Läden lag, saß der Genesende und sog mit tiefen Zügen die milde Sommerluft ein. Als die Sonne draußen weiter gezogen war, öffnete er, um die Abendluft einzulassen. Zum ersten Mal übersah er nun die Lage seines Asyls. Hier würden ihn die Feinde so leicht nicht ausfindig machen. Sein Fenster war in die Stadtmauer selbst gebrochen. Unten lag der mit Wasser angefüllte Festungsgraben, an dessen anderer Seite ein breiter, aber wenig begangener Weg hinführte; denn auf der grünen Wiese, die drüben sich ausbreitete, stand der Galgen. Hinter der Galgenwiese sah man Weideland und dürftig bestellte Aecker, bis ein mit einzelnen Obstbäumen bestandener Höhenzug den Horizont abschloß. Einen unsagbar traurigen Anblick bot diese schwermüthige Landschaft, und schon die Ketten, die von dem Marterholze niederhingen, machten Gottschalk einen schauerlichen Eindruck. Die einzigen menschlichen Wesen, die diese traurige Gegend belebten, waren etliche Arbeiter, die eine große Sandgrube ausgeschaufelt hatten, zu der sie jetzt noch einen breiten Zugang abebneten. Eine Schar von Krähen saß in derselben, wohl um die frisch aufgegrabene Erde nach Nahrung abzusuchen, und erhob sich kreischend, wenn einer der Arbeiter nach der Grube zurückkehrte oder fluchend mit einer Schaufel Erde nach ihnen warf. Dann setzten sie sich auf das Gerüste des Galgens, unverdrossen nach der großen Grube äugelnd, wo sie Nahrung zu finden hofften. Nach einer Weile hörte Gottschalk einen Wagen ächzen. Er war mit Reisig und Holz beladen und schlug den Weg nach der Kiesgrube ein. Seine Räder schnitten tief in den lockeren Kiesboden, so daß die Arbeiter herzusprangen und den Pferden durch Heben der Räder und Schieben des Wagens behülflich sein mußten. Dann wurde der Wagen abgeladen und kehrte leer nach der Stadt zurück. Inzwischen war Lea eingetreten und schalt, daß ihr Kranker sich der Abendluft aussetze, schloß die Fenster und sagte, es bringe keinen Segen, wenn das Fluchholz hereinschaue. Als er ein Gespräch über die traurige Aussicht, die sie da habe, beginnen wollte, schüttelte sie den Kopf und sagte: „Die Augen müssen nicht Alles sehen, was geschieht, und der Mund muß nicht Alles sagen, was er weiß.“ Auch seine Fragen nach dem Stande des Ketzerprocesses beantwortete sie nur mit Sprüchen aus dem Talmud. Geradezu aber wollte Gottschalk nach keinem von Mirsotraut's Freunden forschen. Sein Haß war verraucht, und er hatte beschlossen, die Gegner Gott zu befehlen und in die Burg seiner Väter nach Calw zurückzukehren. Damit legte er sich zur Ruhe, und ein tiefer erquickender Schlaf senkte sich auf seine müden Lider. Als er aufwachte, war es bereits Tag, und die Sonne schien hell durch das Fenster, dessen Läden er gestern nicht wieder geschlossen hatte. Freundlich lag sein Gemach im Morgenlichte. Was ihn geweckt hatte, war aber nicht die Sonne, sondern das Rauschen einer aufgeregten Volksmenge, die sich jenseits des Festungsgrabens zu versammeln schien. Rasch erhob er sich von seinem Lager und kleidete sich an. Als er das Fenster öffnete, sah er drüben die Galgenwiese dicht bedeckt mit Menschen, die bis auf die Höhe der gestern aufgeworfenen Grube Platz genommen hatten. Noch immer strömten aus der Stadt neue Menschenmassen herbei, doch wurde der Weg jenseits des

Grabens von Bewaffneten offen gehalten, so daß ihm die Aussicht nach der Richtstätte frei blieb. Er sah jetzt, daß die Kiesgrube rings umher mit Bündeln von Reisig und geschichtetem Holze umsetzt war, und konnte sich denken, welches Schauspiel draußen vor sich gehen werde. Traurig beugte er sich hinaus und spähte an der Mauer hin, in der Erwartung, hier jedes Fenster mit schaulustigen Köpfen besetzt zu finden; aber jede Luke war geschlossen. Verzichtete die Judenschaft auf den Anblick der christlichen Greuel oder fürchtete sie, der erregte Fanatismus könne sich gegen sie selbst kehren, wenn sie sich blicken lasse? Auch er wollte sich das traurige Schauspiel ersparen und schickte sich an, sein Fenster zu verhängen, als in der Ferne ein schauerlich klingender Sang ertönte, der ihn gegen seinen Willen mit magischer Gewalt festhielt. Unten kamen jetzt alle Köpfe in Bewegung und wendeten sich nach der Richtung des Galgenthores, von dem die traurige Procession näher und näher kam. Jetzt konnte auch Gottschalk sie erblicken. Wenn bisher ein häßliches Gewirr von Stimmen von der Richtstätte herübergetönt hatte, bald Gelächter, bald Geschrei, so trat jetzt Todtenstille ein, und man vernahm die Worte des Bußpsalms: „Vultus autem Domini super facientes mala, ut perdat de terra memoriam eorum. Mors peccatorum pessima, et qui oderunt justum, delinquent.“ Nun ging der traurige Zug an Gottschalk's Fenster vorüber. Voraus schritten Mönche in schwarzen Kutten, die Gesichter bis zum Munde, der den Bußpsalm sang, von einem Tuche verhängt, aus dem durch zwei Schlitze die Augen unheimlich hervorfunkelten. Dann kam, hoch zu Roß, der Henker mit seinen Knechten; ihnen folgte eine endlose Schar von Verurtheilten. Es mochten vierhundert sein. Die Männer hatten rothe Röcke an und gelbe Mützen auf dem Haupte, auf denen schwarze Teufel gemalt waren. Die Weiber waren in weißen Bußhemden, und ihre Haare waren ihnen abgeschoren. Alle trugen den Strick um ihren entblößten Hals. Unter den Männern war eine hohe Gestalt durch eine besonders hohe Mitra von gelbem Stoffe mit rothen Teufelsfratzen ausgezeichnet. Er schritt allein, ohne Genossen. Schaudernd erkannte Gottschalk den Ketzerpapst Arialb, der mit mildem Dulderantlitz auch jetzt gleich dem leidenden Christus seinen Gang zur Richtstätte vollbrachte. Hinter ihm schwankte der bleiche und zitternde Bogumil, den sein Nebenmann stützen mußte. Endlich nahte der Zug der Verurtheilten sich seinem Ende. „Dem Himmel sei Dank,“ stammelte Gottschalk, „sie ist nicht darunter,“ und weit beugte er sich aus dem Fenster hinaus, um nochmals unter den Frauen Umschau zu halten. Da knickte er fast zusammen. Zu allerletzt sah er den armen schwarzen Morro, wie zum Hohn im weißen Bußhemde, und neben ihm wankte eine hohe bleiche Gestalt. Da sie ihrer schwarzen Locken beraubt war, würde er in diesem Jammerbilde Mirsotraut nicht erkannt haben. Aber sie hatte auf ihrem letzten Gange unwillkürlich ihre Blicke nach dem einzigen offenen Fenster der Stadtmauer wandern lassen, und während alle anderen Bilder und Gestalten bisher wie ein trüber Schein an ihrem umflorten Geiste vorüber gezogen waren, schlug dieses Bild wie ein Blitz in ihr Bewußtsein ein. Der Gatte, den sie gemordet zu haben sich vorwarf, dessen klagendes Bild sie Tag und Nacht in dem furchtbaren bischöflichen Kerker verfolgt hatte, dessen blutigen Schatten sie mit ihrem eigenen Blute zu versöhnen meinte, er stand da drüben

am Fenster, in demselben Anzug, in dem sie ihn zuletzt gesehen, die goldene Kette um den Hals, die sie ihm geschenkt hatte, bleich und ernst — aber er lebte! Unfähig, einen Ruf hervorzubringen, blieb sie stehen und hob schmerzlich ihre abgemagerten Arme gegen ihn empor. Jetzt erkannte er sie und fing den schmerzlichen Blick ihrer großen, um Vergebung flehenden Augen auf. Es war kein Zweifel, sie war es. Aber wie sollte er helfen? Unten gähnte der Festungsgraben mit seinen stehenden, häßlichen Wassern. Der Widersacher Schar umgab sie von allen Seiten. Und immer noch stand sie da und streckte die Arme zu ihm herüber. Es war entsetzlich. Das waren dieselben Augen, mit denen sie ihn in Worms in der Kirche angeschaut hatte. „Ja, ja," rief er und beugte sich ihr entgegen. Bereits war ein beträchtlicher Abstand zwischen ihr und den Anderen entstanden. Da sprang ein Henkersknecht mit rohen Flüchen herzu und stieß ihr in den Rücken, daß sie vorwärts taumelte. Gottschalk wollte rufen, aber ein warmer Blutstrom schoß ihm aus dem Munde. Es wurde ihm schwarz vor den Augen, und bewußtlos brach er am Fenster zusammen.

Stundenlang mochte er so gelegen haben, während draußen das schreckliche Schauspiel seinen Lauf nahm. Als er endlich seiner selbst wieder bewußt wurde, und mühsam sich aufrichtete, hatte sich die Menge draußen verlaufen. Nur einzelne Gruppen standen noch auf dem Felde umher. Ueber der Sandgrube aber hing eine dunkle Rauchwolke und ein häßlicher Brandgeruch von verkohlten Gebeinen und Gewändern drang von dort bis in seine Stube herüber. Als die alte Lea kam, um nach ihrem Gaste zu sehen, traf sie ihn angekleidet auf seinem Bette liegend, mit Blut überschüttet und in wilden Fieberphantasien. Er schlug zornig um sich und sprach wilde Worte, als kämpfe er mit einem Gespenste. „Fort mit dem bleichen Manne," rief er, indem er mit weit aufgerissenen Augen ins Leere starrte. „Verjagt den Kater! Jage ihn fort, Mirjotraut! Küsse ihn nicht, den bleichen Mann! Es ist der Satan . . . der Satan!" . . . So ging es weiter in tollen, wahnwitzigen Träumen, bis ein starkes Schlafmittel der klugen Jüdin dem armen müdgehetzten Geiste zur Ruhe verhalf.

XI.

Ein lichter Herbstnebel lag über der Rheinebene, aus dem die Thürme des Klosters Lorsch mit ihren Spitzen wie aus einem Landsee mystisch hervortauchten. Die Ebereschen um das Kloster hatten bereits rothe Beeren, und an der wohlgepflegten Einfassung, die das Portal zu beiden Seiten umgab, blühten Astern und Georginen. Vor dieser Klosterpforte stand ein hochgewachsener Mönch, dem die schwarze Kutte faltig um die abgemagerten Glieder hing. Aus dem struppigen, ungepflegten Barte stach ein abgemagertes bleiches Gesicht hervor. Seine Tonsur auf dem Haupte war längst verwachsen. Er mußte unter schlechter Zucht gestanden haben. Langsam und bedächtig, als ob er einen folgenschweren Act vollziehe, ergriff er den gewichtigen Klopfer, der an der eisenbeschlagenen Klosterthüre hing. Aber er schien zu zaudern, ob er ihn gebrauchen wolle. In wunderbarem Blau lag drüben die Bergstraße; die Reben an den Vorhügeln fingen bereits an, sich röthlich zu färben; in schöner Rundung erhoben sich stattliche Nußbäume über die wellige Ebene. Sie war so schön, diese lachende Welt, und

der Klosterkerker war so dumpf und schaurig! Gab es wirklich keinen anderen Weg zum Frieden als solchen Tausch? Nochmals ließ der Ankömmling die magere, bleiche Hand sinken. „Gottschalk, Gottschalk!“ sprach er zu sich selbst. „Schon einmal hast Du hier gestanden, und wie bitter war dann die Reue! Noch kannst Du umkehren und es noch einmal mit dem Leben versuchen.“ Der Becher war so süß gewesen, aber wie bitter war hernach die Hefe! Wenn jenes herrliche Weib ihn täuschen konnte, wem sollte er noch trauen? Wie sollte er die Sünde büßen, die er durch den Bund mit der schönen Ketzerin auf sich geladen? Wer sollte für ihre Seele beten, für ihre große und doch so verlorene Seele?

Das waren seine Gedanken, und indem er rückwärts schaute, sah er die Gestalten Mirfotraut's, des armen Negerknaben; er sah den langen, langen Zug der Elenden in rothen und weißen Gewändern, die alle durch vergängliches Feuer eingegangen waren in den Pfuhl, der von ewigem Feuer brennt. Wer sollte ihrer vor Gott gedenken, wenn er ihrer nicht gedachte? Mit einem Ruck ergriff er den Hammer und wollte zuschlagen. Aber indem die Frage nach dem Abte Ratpert ihm bereits auf die Lippen trat, tauchte auch in seinem Gedächtniß die breite, knochige Gestalt mit den finsteren Zügen wieder auf. Er sah die harten Augen und das hämische Lächeln des Mannes, dem es eine Freude war, seine Mönche zu quälen. „Er wird Dich zu Tode geißeln lassen für Deine eigenen Sünden, was willst Du dann thun für die Seelen der Verlorenen?“ dachte er. „Wäre es da nicht besser, als Einsiedler Dich im heiligen Lande niederzulassen und bei Tag und Nacht zu Gott zu schreien, zu fasten und Dich zu züchtigen, bis der Herr Dich erhört. Aber wer wird Dir sagen, daß Du erhört seist? Kannst Du Dich selbst lossprechen? Es muß sein, es muß“ . . . Und wie mit einem Krampfe ergriff er den Hammer und schmetterte gegen die Thüre.

Drinnen ertönten schwere Schritte, und der Schieber hinter der dick vergitterten Sprechluke wurde zurückgezogen. Zwei dunkle Augen unter buschigen Brauen wurden sichtbar, und eine rauhe Stimme fragte: „Wer ist's, der es so eilig hat?“

„Melde dem Abte Ratpert,“ erwiderte Gottschalk, „daß ein fremder Mönch ihn zu sprechen wünsche.“

„Bist Du im heiligen Lande gewesen oder bei den Antipoden, oder bist Du der sieben Schläfer Einer, der Du die Kutte des heiligen Benedict trägst und nicht weißt, daß Abt Ratpert drüben in der Kirche neben dem seligen Liutgild ruht, und daß sein Abbild, in Stein gehauen, bereits seine Gruft deckt? Frage Du ihn selbst, wenn Du weißt, ob er in Abraham's Schoß ist, oder ob er noch im Purgatorium seiner Läuterung harrt?“

„Und wer ist der neue Abt?“ fragte Gottschalk rasch.

„Der hochwürdige Felix, der schon als Propositus der Trost seiner Brüder gewesen,“ sprach der Pförtner salbungsvoll.

Ein Stein fiel von Gottschalk's Herzen. Mit heller Stimme erwiderte er: „So melde dem hochwürdigen Herrn, Bruder Gottschalk von Calw stehe draußen und flehe um Einlaß.“

„Alle guten Geister," rief der Pförtner, „Bruder Gottschalk, der die schöne Albigenserin freite und für die Ketzer als Bote ritt bis sie ihn erschlugen?"

„Derselbe, ehrwürdiger Vater; aber thue nun, um was ich Dich gebeten."

Rasch flog der Schieber der Luke wieder zu, und drinnen schlurrten die Schritte des alten Mannes. Nach einer Weile kam er wieder, öffnete das Thor und ließ Gottschalk eintreten. Ein Grabeshauch, ein Kellergeruch wehte dem Jüngling entgegen, als er aus der warmen Herbstsonne in den dunkeln Klostergang eintrat. Durch den wohlbekannten Kreuzgang, der den Klostergarten mit seinen Spätrosen umschloß, am Refectorium vorüber, lenkten sich des Pförtners Schritte zu der Zelle des Abtes, und bald stand Gottschalk in dem gewölbten Gemache dem Schützer und Berather seines Noviziats gegenüber. Noch war es dasselbe weiße Haar, das dieses greise Haupt mit einer silbernen Ehrenkrone umgab, dasselbe treue Augenpaar unter den weißen Brauen, dasselbe milde Lächeln. „Die Todten stehen auf!" sagte er mit milder Ruhe zu dem Eintretenden, hinter dem der Pförtner die Thüre schloß, um Beide allein zu lassen.

„Nach den Geständnissen jener Unseligen," begann der Abt, „glaubten wir Dich auf dem Grunde des Rheins, hin- und hergewogt von seinen grünen Wellen, eine Speise der Fische, und nun stehst Du vor mir, mein armer Sohn, lebend zwar, aber wie aus dem Grabe auferstanden und im Gewande des Büßers."

Gottschalk ließ sich auf ein Knie nieder und sprach demüthig: „Ich habe gesündigt im Himmel und vor Dir, ich bin nicht werth, daß ich Dein Sohn heiße."

Der Abt machte das Zeichen des Kreuzes über ihn und winkte ihm, zu folgen. Sein Schritt lenkte sich in die benachbarte Capelle, wo er im Beichtstuhle Platz nahm und Gottschalk ermahnte, ihm sein ganzes Herz aufzuschließen. Von der ersten Wanderung mit Bogumil, bei der dieser den bösen Samen in sein Herz gestreut, von seiner Heirath und unglücklichen Ehe, bis zu seinem Sturze in den Rhein und dem langen Siechthum im Judenhause erzählte der Büßer dem Abte Alles, ohne irgend Etwas zu verschweigen oder zu beschönigen. Es war eine lange Beichte, und als er geendet, erwartete Gottschalk in Demuth die schwere Strafe, die in der Bußkammer oder im Klosterkerker seiner warten mußte. Aber der Abt begann mit milder, väterlicher Stimme. Nur Worte des Trostes und der Liebe kamen von seinen Lippen. Er mahnte ihn, die schwere Führung sich zum Sporne werden zu lassen, Andere mild zu beurtheilen, die er in ähnlichen Versuchungen treffe, bei fremden Sünden allezeit der eigenen Irrwege eingedenk zu bleiben, jedem Strauchelnden hülfreich die Hand zu bieten, wenn diese Hand ihn erreichen könne. „Unsere Sünden," schloß er, „stiften Schaden genug, über den die Engel im Himmel weinen. Lasse sie wenigstens den einen Nutzen schaffen, daß wir milder urtheilen über unsere Brüder." Damit absolvirte er Gottschalk, ohne ihm eine Buße auferlegt zu haben, da Gottschalk selbst bereits sein Pönitentiarius gewesen sei.

Er war ein tröstlicher Herr, der neue Abt, ganz anders als der selige Ratpert. In freundlichem Tone lud er Gottschalk ein, als Gast im Kloster zu weilen, bis die Brüder über sein Anliegen beschlossen haben würden. Der Jüngling bat, bis dahin allein auf einer Zelle seinem Gebete obliegen zu dürfen,

da sein Herz noch zu krank sei, um alle Fragen bestehen zu können, die die Brüder bei seiner wundersamen Wiederkehr an ihn wohl richten dürften. Der Abt nickte mild mit dem Haupte und geleitete ihn selbst nach einer Zelle, in die der Pförtner auf sein Geheiß einen Krug rothen Weines und ein Brot niederlegte. Dann schloß sich die Thüre, und Gottschalk war allein mit sich und seinen Erinnerungen. Aber der Ton des Friedens, den der Abt in seinem Herzen angeschlagen, klang in ihm nach. Dahin war alle Bitterkeit und die zweifelnden Gedanken, die sich untereinander verklagten und entschuldigten. „Hier wirst Du Frieden finden," sprach er bei sich, und der einsame Tag verstrich ihm in Betrachtung und Gebet wie eine einzige Stunde.

Am anderen Morgen, unmittelbar nach der Frühmesse, sah Gottschalk durch das Fenster seiner Zelle die Brüder paarweise den Kreuzgang entlang nach dem Capitelsaale wandeln. Keiner fehlte. Da war Arnold, der große Schweiger und Faster, der aber heiterer und milder geworden zu sein schien, seit Gottschalk ihn nicht gesehen. Dann erschienen die beiden Teufelsbanner Reginald und Gerhard in fröhlichem Gespräch. Hinter ihnen huschte der Schreiber Siegewin an der Wand hin und stieß sich in der Zerstreuung an jeder Säule. Bruder Anselm trug heute eine Rose zwischen den Lippen und legte seinen Arm vertraulich auf die Schulter des Bruders Gabriel, des Kellermeisters, der in dem letzten Jahre noch bedeutend an Rundung und Fülle zugenommen hatte. So sah Gottschalk die Zierden des hl. Benedict den Kreuzgang entlang wandeln, und ihn däuchte, daß Alles heller und freundlicher hier geworden sei seit Abt Ratpert's seligem Abscheiden, vor Allem die Gesichter. Aber das Capitel dauerte lange, und eine gewisse Bangigkeit überschlich Gottschalk, als er mehrere Stunden später erst unter die Brüder gerufen ward.

Als er den Capitelssaal betrat, saßen die Mönche mit ernstem Antlitz auf ihren Plätzen in den geschnitzten Stühlen, die längs der Wände angebracht waren. Am Tische thronte Abt Felix und neben ihm Siegewin der Schreiber. Auf dem Tische aber gewahrte Gottschalk zu seinem Staunen unter leinenem Tuche einen Körper, der sich anschaute unter seiner Hülle wie die Leiche eines Ritters, denn zu unterst ragten die gewappneten Füße heraus, und oben kam die Spitze eines Helmes zum Vorschein. Gottschalk schüttelte leise das Haupt und dachte: „Was will das werden?" Wenn er in die ernsten Gesichter der Brüder schaute, so schien ihm fast, als ob er nichts Gutes in ihnen lese, und wenn er dann wieder den räthselhaften Körper auf dem Tische betrachtete, fiel ihm die Geschichte vom grimmen Hagen ein, den sie drüben in Worms also vor Siegfried's Leiche gestellt hatten. Der Abt aber richtete seine hellen Augen auf ihn und begann in väterlichem Tone: „Mein Sohn! Du hast heute zum zweiten Male begehrt, als Novize des heiligen Benedict in dieses unser Kloster aufgenommen zu werden. Daran hast Du wohl gethan, denn wahrlich, wir schelten Keinen, der da kommt, den Frieden seiner Seele hier zu finden, wo schon Ute, die Mutter Siegfried's, und die zum Tode betrübte Chrimhilde ihn gefunden. Aber, mein Sohn, die versammelten Väter haben Dein Anliegen geprüft, und nach langer und eingehender Berathung haben sie es verworfen."

Gottschalk neigte sein Haupt, und eine Thräne trat ihm in die niedergeschlagenen Augen.

„Dein erstes Noviziat," fuhr der Abt fort, „hat uns die Ueberzeugung gegeben, daß Du zum Mönche nicht taugst. Noch ruht auf Deiner Seele die ungesühnte Schuld eines Sacrilegs, das Du vor der versammelten Gemeinde Deiner Brüder begangen, und andere Schuld hast Du seitdem auf Dein Gewissen geladen. Die Mehrheit des Capitels ist darum der Ansicht, daß, nachdem Du Dich unter unsere Gerichtsbarkeit gestellt hast, Deine Vergehen nach den Ordnungen unserer Kirche von Dir gebüßt werden müssen. Um Deiner selbst willen, mein Sohn, wird es so am besten sein. Ungebüßte Sünde sitzt in der Ecke, und wenn Du meinst, sie habe Dich vergessen, plötzlich steht sie wieder vor Dir und schaut Dich an. Sie geht um wie die arme Seele, die nie zur Ruhe kommt. Zusammengerollt, wie die Schlange, liegt sie im Dunkel, und wenn Du auf sie trittst, fühlst Du plötzlich ihren giftigen Zahn. Darum, mein Sohn, schrecke nicht zurück vor der Buße, die wir Dir auferlegen. Sühne hat eine eigene Kraft. Sie nimmt der Erinnerung ihren Stachel und gibt Deiner Seele Bürgschaft, daß es Dir ernst war mit Reue und Leid. Darum verlangt unsere heilige Kirche satisfactionem operis. Aber nicht nur Deine eigene Schuld sollst Du sühnen, auch eine fremde. Außer den Ordnungen der Kirche bist Du geboren." Befremdet blickte Gottschalk auf, aber der Abt fuhr in milderem Tone fort: „Du weißt, oder wenn es Dir wirklich verschwiegen blieb, so erfahre es jetzt: der selige Ratpertus war Dein Vater. Diesen Makel Deiner Herkunft solltest Du im Kloster sühnen, aber die Absicht hat sich nicht bewährt, den Unschuldigen büßen zu lassen für den Schuldigen. ‚Welche Seele gesündigt hat,' sagt die Schrift, ‚die soll büßen.' Deinen Vater hat die ungesühnte Schuld schroff und hart gemacht. An Anderen suchte er die eigene Sünde heim. Indem er Unerhörtes verlangte von seinen Brüdern, dachte er den Makel auszutilgen aus dem eigenen Leben. Du vor Allem solltest zu einem Heiligen erzogen werden, da zerbrach der zu hart gespannte Bogen. Du entflohst und unversöhnt mit sich und seinem Schicksal stieg Abt Ratpert in die Grube."

Gottschalk hatte bei diesen unerhörten Eröffnungen sein Haupt tiefer und tiefer sinken lassen. Wohl hatte ihm zuweilen bei den Stachelreden der Brüder, wenn sie ihn den Kuckuck nannten oder den Bastard schalten, geahnt, daß mit ihm Etwas nicht in Ordnung sein müsse; aber daß hier vor der versammelten Mönchsgemeinde das Geheimniß offenbar gemacht wurde, bestürzte ihn tief. Der Abt indessen fuhr väterlich fort: „Dein ganzes Leben, mein Kind, sollte eine Strafe sein für ein Vergehen, das nicht Du verübt. Darum legte er Dir den Klosterstand auf als eine Buße für Dich und sich. Nun, unsere Kirche kennt die heilsame Einrichtung der Bußumwandlung. Eine lange milde Strafe ersetzt sie durch eine kurze um so schärfere. Kraft der Vollmacht, die mir gegeben ist, will auch ich mit Dir also verfahren. Eine harte, mühevolle Buße legen wir Dir auf. Mit dem, der hier vor Dir liegt," fuhr er fort, indem er seine welke Hand auf den mit Linnen verdeckten Körper legte, „sollst Du sie abdienen. Ein volles Jahr soll Deine Buße dauern. Hunger und Durst sollst Du ertragen, und an blutigen Streichen soll es nicht fehlen. Auch ein Bußhemd wirst Du tragen

manchen Tag und manche Nacht. Dieses Bußkleid aber, das Du zu tragen hast, liegt hier."

Bei diesen Worten zog der würdige Greis das linnene Tuch vom Tische, und unter demselben kam eine glänzende Eisenrüstung zum Vorschein.

„Wir legen Dir auf, dieses Bußkleid anzuthun, ein starkes Pferd aus dem Stalle unseres Maiers auszusuchen und, da das Kloster die Ausrüstung von zehn Reisigen für den Krieg im heiligen Lande gelobt hat, die schon unterwegs sind, Dich noch in dieser Stunde zu waffnen, das Roß zu besteigen und sie einzuholen, ehe sie den Alpenpaß des schneebedeckten Gotthard passirt haben. Das Pergament und Sigill, das Dich mit ihrer Führung betraut, ist bereits ausgefertigt."

Dabei nahm er aus Siegewin's Händen eine Rolle entgegen und reichte sie Gottschalk, der sein Knie beugte und die Hand küßte, die ihn so väterlich gezüchtigt hatte.

Die alten Brüder aber drängten sich herzu und gaben, Einer nach dem Andern, Gottschalk den Friedenskuß. Dann führten sie ihn in das Refectorium, wo der Bruder Koch und der Bruder Kellermeister ein reichliches Abschiedsmahl gerüstet hatten. Gottschalk nahm neben dem Abte Platz, und indem dieser ihm aus dem hellen Glase den gelben Wein zutrank, der in dem Garten unserer lieben Frau zu Worms wächst, sagte er: „Nur aus dem Einklang unserer Gaben mit unserem Berufe kann ein harmonisches Leben erblühen, das Gott gefällt und der allein wahre Gottesdienst ist. Aus Dir aber wollte Gott einen Ritter machen und nicht einen Mönch, trotz aller Gelübde Deiner Eltern, die Du nicht gelobt hast, und von denen ich Dich hiemit ledig spreche." Damit stieß der brave geistliche Herr mit Gottschalk an, und in fröhlichem Gespräche saßen die Brüder zusammen, bis draußen das Streitroß Gottschalk's vorgeführt ward. Noch einmal von seinem feurigen Rappen herab reichte Gottschalk dem Abte die Hand, dann ritt er gen Süden, dem Lande seiner Zukunft entgegen. Denn seitdem er die trübe Möncherei hinter sich hatte und die schleichende Ketzerei, ward er von Stund' an ein Mann und füllte die Welt mit dem Ruhme seiner Thaten.

Berlin und die deutsche Musik.

Von

Freiherrn **R. von Liliencron.**

Auf die Betrachtung der Schicksale, welche die Musik im Laufe der Jahrhunderte in Berlin gehabt hat, bin ich dadurch geführt worden, daß ich die gegenwärtigen musikalischen Zustände Berlins überdachte und die Frage erwog, was zu ihrer Hebung zu geschehen hätte. Die Geschichte erweist sich auch hier als gute Lehrmeisterin, und ich möchte das Bild, wie es mir entgegentrat, auch Anderen in kurzen Zügen zeichnen, indem ich es ihnen überlasse, sich die Folgerungen für Gegenwart und Zukunft selbst daraus zu ziehen. Auch will ich die älteren Hergänge einfach so wiedergeben, wie sie sich darstellen, ohne Beziehung auf bestimmte darauf zu gründende Schlußfolgerungen. Nur in soweit will ich die Thatsachen in das für diesen Zweck beste Licht zu rücken suchen, daß ich vor Allem immer hervorhebe: in welchem Verhältniß sich die Berliner musikalischen Zustände zu der allgemeinen Entwicklung der musikalischen Kunst in Deutschland bewegen.

Ich schließe von dieser Betrachtung die letzten drei Jahrzehnte aus, weil sie die werdende Gegenwart bilden, in der Berlin jetzt steht, und weil die Gegenwart zwar auch ihre eigenste Geschichte hat, sich aber der unbefangenen geschichtlichen Betrachtung noch entzieht. Da andererseits, so viel mir bekannt ist (ich bemerke zur Entschuldigung für die Mangelhaftigkeit meiner Angaben, daß es keine zusammenhängende geschichtliche Darstellung der Berliner Musik gibt), die frühesten uns begegnenden Nachrichten dem Jahre 1572 angehören, so handelt es sich also um die Zeit von Kurfürst Johann Georg bis zu König Friedrich Wilhelm's IV. Tod. Ich nenne mit Absicht keine Jahreszahlen, sondern Regentennamen. Denn es wird sich zeigen, daß Sinn und Neigung der Fürsten nicht nur großen, sondern entscheidenden Einfluß auf den Gang der Entwickelung gehabt haben, so sehr, daß wenigstens von da an, wo uns reichhaltigere Nachrichten vorliegen, die Abschnitte der Musikgeschichte mit den Regierungswechseln zusammenfallen. Für die letzten Zeiten muß man allerdings die Einwirkung der Regenten zum Theil durch das Eingreifen einer einsichtigen und der Sache

geneigten Verwaltung ergänzen. Daß zum Beispiel König Friedrich Wilhelm III. selbst tieferen Sinn für die Musik gehabt hätte, kann man nicht sagen. Wohl aber ist unter seiner Regierung und mit seinem Willen durch die Ministerien außerordentlich viel zur Hebung der Musikzustände der Stadt als des staatlichen Mittelpunktes geschehen, und wollte man die unterscheidenden Merkmale der einzelnen Regierungen gegeneinander abwägen, so würde man zu denen der Regierung König Friedrich Wilhelm's III. ganz besonders den Umstand zu rechnen haben, daß man sich damals der Aufgaben, welche der Hauptstadt dem Lande gegenüber zufallen, auch auf dem Gebiete der Musik in thatkräftiger Weise bewußt ward.

I.

Ich habe schon erwähnt, daß mir vor 1572 keine Nachrichten über Berliner Musik und Musiker bekannt sind. Dabei muß aber daran erinnert werden, daß abgesehen von der alten Zeit des Gregorianischen Chorales, der Minne- und Meistersänger, der umherziehenden Spielleute und des älteren Volksgesanges Deutschland in dem Umkreis der allgemeinen Musikgeschichte erst da erscheint, wo es von dem großen Strom der Entwicklung erfaßt wird, welcher, von Frankreich ausgehend, in den Niederlanden seine mächtigen Fluthen trieb, d. h. nach der Mitte des 15. Jahrhunderts. Rasch erblühte denn in dem Jahrhundert von 1450—1550 auch die deutsche Musik zur Reife classischer Vollendung. Es ist die Zeit der Meister Isaac, Fink, Senfl, Orlando Lasso und viel anderer trefflicher Tonsetzer. Am Kaiserhof, an den Höfen und Kirchen von Heidelberg, München, Salzburg, Wien, Prag, etwas später in Wittenberg, Leipzig, Dresden, Cassel u. s. w. finden wir ihre Stätten und die Spuren ihres Wirkens. Nach Berlin scheint nichts davon gedrungen zu sein. Damit soll nicht gesagt sein, daß nicht auch in Berlin damals in den gleichen Kreisen und Formen Musik gemacht worden wäre, wie anderwärts; nur daß es ohne nennenswerthe Früchte blieb, sich also auf einem niedrigen Standpunkt bewegte.

Es sind hauptsächlich drei Gruppen Musikmachender für jene Zeit zu unterscheiden: 1) die theils nur mit Sängern, theils in den Dom- und anderen Kirchen größerer Städte auch mit Instrumentisten besetzten Kirchenchöre unter ihren Cantoren, Chorregenten und Organisten. Sie bilden den eigentlichen Kern der Sache; in ihnen wird die Lehre der großen Kunst geübt, aus ihnen gehen die großen Meister hervor. Sie singen die Messen, Motetten und sonstigen liturgischen Musiken, denen sich in der lutherischen Institution des Gemeindegesanges auch das im mehrstimmig kunstvollen Satz behandelte Kirchenlied an die Seite stellt. 2) Nach dem Muster dieser kirchlichen Capellen bildeten sich seit dem 15. Jahrhundert die Capellen der Fürstenhöfe, welche neben dem Hofkirchendienst auch die weltliche Unterhaltung des Hofes zu besorgen hatten. Auch sie waren ursprünglich Vocalcapellen, und noch lange blieb der Singchor ihr vornehmster Bestandtheil. Hier wurden vor Allem die kunstvollen mehrstimmigen Lieder gesungen, an denen das 16. Jahrhundert so reich ist. Aus der Tanzmusik, die selbstverständlich bei Hofe durch die Instrumentisten dieser Capelle besorgt wurde, bildeten sich dann instrumentale Kunstformen von Tänzen, und aus diesen die älteste instrumentale cyklysche Form: die Suite. 3) Die Stadtmusici mit ihren Musikbanden

im Dienste des Magistrats. In ihnen war das alte musikalische „Gewerbe im Umherziehen" ansässig und zunftmäßig geworden. Musikalisches Handwerkerthum, im Allgemeinen auf niederer Stufe verharrend. Doch sind auch aus diesen Kreisen viel tüchtige Musiker hervorgegangen, freilich nur indem sie, durch Vererbung eigenthümlich begabt, durch frühe technische Schulung wohl vorbereitet, dann in die vornehmere Region der Capellen verpflanzt wurden.

In solcher Art wird nun auch in Berlin im 16. Jahrhundert musiciert worden sein, und Kurfürst Joachim II., der seinen Hof mit einer gewissen Prachtliebe gestaltete, hat ohne Zweifel auch seine Hofcapelle gehabt. Sie mag aber eben mehr dem äußeren Glanz der Hoffeste, als wahrer Kunst gedient haben. Darauf läßt auch der Umstand schließen, daß des genannten Kurfürsten wirklich musikliebender Nachfolger Johann Georg (1571—1598) offenbar gleich mit einer Reform und Aufbesserung der Capelle begann, indem er den Wessalius 1572 als Opercapellmeister anstellte. Auch ein kurfürstlicher Capellmeister an der Nicolaikirche wird genannt, Joh. Fabricius; ein Kammermusicus Gottling als Geiger, ein Joh. Eckstein als kurfürstlicher Lauteniſt. Die Laute war damals das beliebteste weltliche Virtuoseninstrument und als solches der Vorläufer des Claviers. Weiter hören wir, daß der Kurfürst seinen mit Kunstsinn begabten Enkel, den späteren Kurfürsten Johann Siegismund, 1588 zur Ausbildung nach Straßburg schickte, wo er sich ganz besonders auch mit Musikstudien beschäftigte.

Die zunächst folgende Regierung Joachim Friedrich's (1588—1608) geht fast hin, ohne daß wir von musikalischen Dingen hören; sie schließt aber mit einer Berufung, in der der Kurfürst sich vom großen Zuge der damaligen Entwicklung berührt zeigt. Es ist der größte Meister des evangelischen Choralliedes dieser Periode, Joh. Eccard, den Markgraf Georg Friedrich von Ansbach, als Administrator des Herzogthums Preußen um 1588 mit nach Königsberg genommen hatte. Hier lernte ihn der Kurfürst kennen, lud ihn, wobei der Kunstsinn seines Sohnes Johann Siegismund mitgewirkt haben mag, zur Verherrlichung der Taufe von Joh. Siegismund's Tochter, Marie Eleonore, 1607 nach Berlin und engagirte ihn 1608 ganz als Capellmeister. So fand Johann Siegismund (1608—1619) die Hofmusik und die Hofkirchenmusik in der besten Hand. Aber nur noch drei Jahre Lebens waren dem Meister vergönnt. Geschrieben oder doch veröffentlicht hat er in Berlin nichts mehr, noch begegnen uns sonstige Spuren und Nachklänge seines dortigen Wirkens. Nach seinem Tode berief Johann Siegismund einen anderen, damals wegen seiner Liedercompositionen gefeierten Musiker, den Braunschweigischen Capellmeister auch „kaiserlichen Diener" Nicol. Zangius in die Hofcapelle, in der er bis zu seinem gegen 1620 erfolgten Tode wirkte. Unter den sonstigen Berufungen Johann Siegismund's mögen wir aus der des italienischen Tenorsängers Grassi, des Stanzel Edlen von Pflichten, der „vor den furtrefflichsten Fiolisten und Geiger in ganz Europa" gehalten wurde, des englischen Violgambisten Walther Rowen schließen, daß neben dem Chorgesang (mit dem Unterricht der „Capellknaben" ward 1608 der Vicecapellmeister Krocker beauftragt) auch das Virtuosenthum seine Stätte fand. Uebrigens suchte der kunstsinnige Fürst auch auf weitere Kreise der Stadt ein-

zuwirken, indem er ihnen die Aufführungen seiner Capelle zugänglich machte. Offenbar bildet seine Regierung eine Zeit des Aufblühens der Musik in Berlin, freilich ohne bleibende Früchte; denn es vergeht nun wieder eine geraume Zeit, in der weder nach Berlin hervorragende Künstler berufen werden noch aus Berlin Bedeutendes hervorgeht.

Mit einer einzigen Ausnahme: von 1622 bis zu seinem Tode 1662 war der große evangelische Liedersänger Johann Crüger Cantor der Nicolaikirche. Er ist in Berlin weder geboren noch gebildet. Im Jahre 1641 wollte der junge Kurfürst ihm die Hofcapelle übertragen, zu deren Reform er Vorschläge machen mußte. Aber Cabalen verhinderten es: den „Herren Kammermusicis" war der simple Cantor eine zu verächtliche Gestalt. So blieb er an seiner Orgel. Seine Lieder singen wir noch heute. Was die Herren Kammermusici inzwischen gesungen und gespielt haben, ist vom Winde verweht. An der Nicolaikirche, auf diesem wichtigsten der Berliner Chöre, folgten auf Crüger im 17. Jahrhundert zwei dunkle Ehrenmänner, Ebeling bis 1668 und Koch bis 1697.

In der That war Georg Wilhelm's Regierung (1619—1640) um der traurigen Zeitläufte willen den Künsten des Friedens nicht günstig. Wir hören wohl von einigen Anstellungen in der Hofcapelle, das ist aber auch Alles, obwohl eine Dedication den Kurfürsten 1620 als „einen sonderlichen Patronum und Fautorem der Musik" bezeichnet.

Auch unter des großen Kurfürsten Regiment (1640—1688) sieht es nicht besser aus um die Berliner Musik, und die Zustände behalten ganz denselben Charakter. Daß sich allerdings der Kurfürst 1641 von Crüger Vorschläge für die Aufbesserung der Hofkirchenmusik (der Domcapelle) machen ließ, ist schon rühmend erwähnt. Sonst aber hören wir nur von der Anstellung verschiedener Kammermusiker, offenbar meistens Virtuosen: darunter ist die Viola di Gamba, das damals besonders geliebte Virtuoseninstrument, fünfmal vertreten (Gartner 1647, Helwig 1654, Strebelow 1657, David Adams 1670 und Vogelsang 1677, nachdem er „zu seiner Perfection große Reisen nach England und anderen Ländern gethan"); an Rowen's Stelle tritt ein Lautenist (Heischkel 1671), auch der Sänger Paul Prevost mit dem vergleichsweise hohen Gehalt von 600 Thalern wird genannt. Sonst weder bei Hofe noch in der Stadt irgend welche Spur der großen musikgeschichtlichen Bewegungen, welche sich im 17. Jahrhundert an anderen deutschen Hof- und Kirchencapellen kund geben. Denn es war ja die Zeit, in der sich von Italien und insbesondere von der venetianischen Schule der Gabrieli ausgehend auch in Deutschland eine durchgreifende Neugestaltung der Musik nach Wesen, Form und Mitteln vollzog. Sie ist in ihren verschiedenen Richtungen auf die Kirchenmusik, die Orgel und das neuaufkommende Cembalo, auf die weltliche Cantate, die instrumentale Sonate, den Sologesang, die recitativische Oper durch eine Reihe bedeutender Meister in ganz Deutschland, namentlich im Süden und den mittleren Landen vertreten. Eben als Friedrich Wilhem den Thron bestieg, stand der größte und Alles beherrschende deutsche Meister dieser Epoche, Heinrich Schütz, im Zenith seiner Laufbahn. Ihm zur Seite blühte in den protestantischen Kirchen Norddeutschlands die von Swelink ausgehende Schule der Cantoren großen Stils. Aus dem Zusammenwirken beider Rich-

tungen wuchsen am Ende des Jahrhunderts Bach und Händel hervor, und noch zur Zeit des großen Kurfürsten lebten und wirkten in Thüringen, die beiden, nebst Joh. Sebastian größten älteren Sprossen dieses Geschlechts: Joh. Christoph und Joh. Michael Bach. Daß man von dieser ganzen großen, ja massenhaften Bewegung in Berlin gar nichts gewahr wird, daß kein einziger bedeutender Mann dorthin weist ist eben ein Beweis dafür, daß Berlin in dieser Periode musikalisch leblos war.

Das ward nun anders, als Kurfürst Friedrich III. (1688—1713), seit 1700 König Friedrich I., zur Regierung kam. Er selbst war musikalisch gebildet durch jenen Pepusch, der später (seit 1700) in London als Componist italienischer Opern mit Glück wirkte, bis ihn Händel's aufgehendes Gestirn überstrahlte. Nicht minder war die Kurfürstin Sophie Charlotte eine begeisterte Dilettantin. Sie begleitete z. B. am Cembalo eine von der Hofgesellschaft aufgeführte italienische Oper unter des Componisten Buononcini eigener Leitung (1703). Schon 1698 hatte sie einen andern Italiener, Attilio Ariosti, als ihren Capellmeister nach Berlin berufen. Er verließ es aber bald wieder, weil ihm die Begeisterung der nordischen Barbaren zu kühl schien. Von den zur gleichen Zeit in voller Blüthe stehenden Hamburgischen Bestrebungen einer deutschen Oper ist bis auf ein paar Ballete von Keiser nach Berlin hin allerdings Nichts gedrungen; ebenso wenig von dem neuen Cantatenstil in der lutherischen Kirche (Seb. Bach's erste Cantaten sind von 1711). Aber so zog denn doch, wenn auch erst ganze fünfzig Jahre nach ihrer Einwanderung in Dentschland, wenigstens eine Nachbildung der damaligen italienischen Oper nun mit fliegenden Fahnen in Berlin ein, und zwar in ein Theater, welches 1700 über dem königlichen Reitstall in der Breitenstraße errichtet ward; statt der echten Kunst die modische Kunst der Zeit, statt der einheimischen die ausländische. Die königliche Capelle bestand aus ungefähr zweiunddreißig Personen, nebst den „königlichen Blechpfeiffern", die ein gesondertes Corps bildeten, aus vierundzwanzig Hoftrompetern nebst zwei Paukern bestehend. In einem Verzeichniß der Capelle von 1711 finden sich zwei ausländische Sänger, ein englischer Bassist und ein italienischer Castrat als Altist. Um 1700 ward auch eine stehende italienische Oper eingerichtet, die theils in Berlin spielte, theils im Theater der Königin zu Charlottenburg.

Mit Friedrich Wilhelm's I. Regierungsantritt freilich war auch das fürerst wieder vorbei. Er entließ 1713 sofort die ganze Hofcapelle; nur einer der Kammermusiker, ein Bruder des eben erwähnten Pepusch, blieb dem königlichen Dienst erhalten, nicht weil er der größte, aber weil er der längste Kammermusiker war: er ward Stabshautboist. Das junge Königreich hatte noch praktischere Aufgaben zu lösen, als mit den Musen zu schwärmen! Nicht mehr als Musaget, nur noch als Tyrtäus auf dem Potsdamer Exercierplatz war Pepusch zu brauchen!

Als das Fundament des Staates festlag, da baute der große Friedrich alsbald auch den neuen Musentempel. In Rheinsberg mußten sich Anfangs seine Hofmusiker noch unter der Livree und dem Namen der Kammerdiener verbergen; auch der nachmals so berühmte Geiger Franz Benda stak unter dieser Maske, die mit Genehmigung des gestrengen Herrn Vaters erst 1734 fallen durfte.

In die nun anerkannte kronprinzliche Hofcapelle ward alsbald der gefeierte Theorbist Baron und 1735, zunächst als Sänger, Graun berufen. Gleich nach dem Regierungsantritt noch 1740 ward der nun zum Capellmeister ernannte Karl Heinrich Graun nach Italien geschickt, um eine italienische Oper zu engagiren, sein Bruder Joh. Gottlob Graun zum Concertmeister ernannt und der Befehl zum Bau des Opernhauses gegeben, mit dessen Ausführung Knobelsdorf betraut ward. Zugleich berief der König Philipp Emanuel Bach zu seinem ersten Cembalisten. Quanz, der den König schon von Dresden aus auf der Flöte unterrichtet hatte, war von dort erst 1741 ganz zu erlangen. Die italienische Oper ward im neuen Hause 1742 mit Graun's „Cäsar und Cleopatra" eingeweiht. Ihr folgte als zweite Oper Hasse's „Clemenza di Tito." Im Jahre 1744 ward Nichelmann, ein Schüler von Bach und Quanz, als zweiter Cembalist angestellt. Seit 1741 lebte, aus Bach's Schule kommend und zunächst noch als Schüler von Quanz und Graun, auch Joh. Friedrich Agricola in Berlin, 1751 zum Hofcomponisten und 1759, nach Graun's Tode, zum Capellmeister ernannt. Auch die Theoretiker der Schule Marpurg und Kimberger waren bald zur Stelle, jener um 1749, dieser seit 1754; er ward damals in der Capelle des Prinzen Heinrich angestellt und später als Hofmusicus und Cembalist der Prinzeß Amalie. Das sind die Hauptnamen dieser ersten Berliner größeren Epoche. Um des Königs und seiner musikalischen Tafelrunde Stellung in der Musik zu erklären, sind einige Nebenbemerkungen nöthig.

Keiner der deutschen Musikkreise war von den vorhin angedeuteten italienischen Einflüssen unberührt geblieben; aber das Maß, in dem sie berührt wurden, war ein sehr verschiedenes. Am wenigsten ins Innere dringend war der italienische Einfluß in dem Kreis, der uns eben deswegen auch stets noch als kerndeutsch erscheint, der seinen größten Meister in Johann Sebastian Bach fand. Gar eifrig studirt aber hatte auch dieser die Italiener; vor Allem auf dem Gebiete der Kammermusik ist ihr Einfluß auf ihn erkennbar, ebenso in Recitativ und Arie, überhaupt in der Cantate. Viel weiter geht schon Händel: in der Oper steht er der Form nach ganz auf italienischem Boden, nur daß sein ureigenes Empfinden und Erfinden ihn hoch über die Linie hebt, und dies schied ihn von seinen italienischen Vorgängern und Zeitgenossen noch viel weiter, seitdem er sich ganz dem Oratorium zuwandte. Ganz ging dagegen eine dritte Richtung, die ihren genialsten Meister in dem Dresdener Johann Adolf Hasse feierte, in der italienischen Oper auf. Sehen wir daher auch in Bach und Hasse die Repräsentanten fast extrem auseinandergehender Richtungen, so erschien dennoch ihnen selbst und ihrer Zeit dieser Gegensatz viel weniger groß als uns. Es ist bekannt, wie sehr Bach und Hasse selbst einander hochschätzten, und die lernenden Jünger lernten unbeirrt durch den Gegensatz von Beiden. Auf diese Art übertrug sich in dies deutsche Italienerthum nicht nur etwas von dem Ernst und der Strenge der hohen Bach'schen, d. h. der deutschen Technik, sondern auch ein gut Theil deutschen Wesens überhaupt. Nicht erst in späteren Generationen, sondern schon in dieser ersten, mit den beiden Großmeistern noch unmittelbar zusammenwirkenden Generation, zu der alle die ebengenannten Männer gehören, treten die Folgen davon zu Tage. Noch stärker in den späteren Jahrzehnten

des Jahrhunderts: während in Italien selbst die Oper in der Technik immer schwächer ward, hielten die deutschen Meister bis zur Trockenheit an dem Ernste und der Strenge derselben fest, und während in Italien das Ganze im Virtuosenthum des Gesanges aufging, blieb die deutsch-italienische Schule der Forderung inneren Gehaltes treu. Dies ist der Boden, auf dem vor Allen auch der große König selbst steht. Es ist nicht richtig, wenn man seinen Geschmack kurzweg als italienisch bezeichnet; er sprach sich gelegentlich mit ähnlicher Verachtung über die wirkliche italienische Musik seiner Zeit wie über die französische aus. Was er schätzte und für die wahre Blüthe der Kunst hielt, war die in Hasse zuerst gewordene, dann von Quanz, Graun und den Genossen fortgesetzte Färbung und Mischung der italienischen Opern- und Kammermusik mit Elementen deutschen Wesens und deutscher Kunst. Thatsächlich freilich befand sich der große König dabei mit seinen Freunden auf einem Abweg, und er mußte es in den späteren Jahrzehnten erleben, daß seine Umgebung sich nicht mehr in seinen Kreis bannen lassen wollte, sondern in bessere und zugleich mehr und mehr deutsche Bahnen einbog. Aus dieser Mischung der Elemente erklärt es sich zugleich, daß sogar ein Phil. Emanuel Bach, ohne seines Wissens seinen Vater zu verleugnen und zu verrathen, sich den musikalischen Neigungen des Königs vollkommen anzupassen, und daß der König 1747 an dem Besuch des alten Meisters Johann Sebastian so große Freude zu haben vermochte. Nicht den Schöpfer der dreihundert Cantaten, der Matthäuspassion, der H-moll-Messe begriff und bewunderte er in ihm, sondern den Virtuosen der Fugentechnik, den Meister auf der Orgel und dem Cembalo. Bach selbst gab dieser Auffassung den ganz entsprechenden Ausdruck, indem er dem König zum Andenken an die Potsdamer Tage sein „Musikalisches Opfer" widmete, in dem er ein vom Könige selbst gebildetes Fugenthema in den kunstreichsten Formen verarbeitete.

Wie Hasse, so hatten sich auch Graun und Quanz in ihrer Jugend im Gebiete der damaligen deutschen Musik bewegt und waren dann, Hasse in Italien selbst, Graun und Quanz in Dresden durch Lotti in die italienische Schule eingetreten. Graun war Hasse's Nachfolger in Braunschweig als Kammersänger und (italien.) Operncomponist; Quanz ward durch Hasse in Neapel in Alessandro Scarlattis Schule eingeführt. Den jungen Franz Benda hatte Quanz dem Kronprinzen schon 1733 zugeführt, und dieser ließ ihn als Geiger weiter ausbilden durch den älteren Graun (Johann Gottlob), der selbst wieder ein Schüler Tartini's war. — Neben diesem Kreise der italienischen Deutschen, aber nicht entfernt in einem Gegensatz zu ihnen standen die Bachianer, Phil. Eman. Bach, Agricola, Kirnberger u. s. w. Die ganze Phalanx dieser deutsch-italienischen Musik blieb nun auf lange Zeit in Berlin durchaus tonangebend und in sich festgeschlossen. Als 1759 K. H. Graun starb, ward an der Oper Agricola sein Nachfolger, der längst als Schüler von Quanz und durch das Studium der Compositionen Hasse's und Graun's in die dem König liebe Farbe tief eingetaucht war. Als auch er 1774 gestorben, folgten ihm 1775 der vielbewegliche (nachmalige Hallenser) Joh. Friedr. Reichardt, der sich bei früherer Gelegenheit dem Könige geschickt durch eine im Hasse-Graunschen Stil componirte Oper empfohlen hatte. Freilich wollte es mit seinem Italienerthum schon nicht mehr

recht gehen. Genau besehen nämlich ist der Kreis des königl. Geschmackes in dem Gesagten noch viel zu weit gezogen: was er liebte, waren neben einigen Hasse'schen, nur die Graun'schen Opern. Im Laufe des Jahres wurden überhaupt nur drei bis vier Opern gegeben, von denen Anfangs wenigstens zwei neu sein mußten: nämlich eine für den Beginn der Saison, eine für den Carneval. Dazwischen schob man dann für besondere Gelegenheiten ein oder zwei ältere Opern ein, bei großen Hoffesten, fürstlichen Besuchen u. dgl. Nun sind von 1742 bis 1756 neben ein paar Opern von Hasse und einer einzigen von Agricola nur solche von Graun gegeben worden. Während der durch den siebenjährigen Krieg herbeigeführten Unterbrechung starb Graun. Dann versuchte es der König einige Male mit neuen Opern von Agricola, aber sie wollten ihm nicht munden; statt neuer wurden nun Jahr für Jahr die alten Graun'schen nebst einigen Hasse'schen wieder aufgenommen, und Agricola's Nachfolger Reichardt bekam überhaupt keinen Opernauftrag mehr: seine „Flickarbeit," wie er selbst schrieb, bestand nur darin, die alten Werke durch einige neue oder umgearbeitete Arien etwas aufzuputzen. Den König überkam allmälig ein gewisser Ueberdruß an dem, was ihn einst so entzückt hatte. Er selbst war alt geworden, wie seine Sängerschar; das Schlimmste aber war, daß die Rococokunstwerke, an denen er sich ergötzt hatte, veraltet waren. Was in der künstlichen Beleuchtung der Mode, da es jung war, durch seinen Glanz blendete, hatte einen schalen Beigeschmack, nachdem die Welt um zwanzig Jahre älter und anders geworden war.

Daß die Sänger der Oper im Allgemeinen nur Italiener sein durften, versteht sich von selbst. Der König äußerte gelegentlich, er wolle sich lieber von seinem Pferd eine Arie vorwiehern lassen, als eine Deutsche zur Primadonna haben. Gleichwohl fand gerade diejenige, der dies Wort galt, die berühmte Mara (damals noch Schmeling) Gnade vor seinen Ohren; sie ward 1771 angestellt. So auch einige andere deutsche Sängerinnen, die aus italienischer Schule kamen. Erst 1786 unter Friedrich Wilhelm II., ward zum ersten Male auch ein deutscher Sänger bei der Oper angestellt (Joh. Chr. Franz).

Neben der Kammer- und Opernmusik des Königs begannen nach und nach auch andere Kreise zu musiciren und zum Theil in anderer Weise. Auch Prinz Heinrich hatte seine Hofcapelle, in der mit Vorliebe die französische Oper und Operette gepflegt wird; hier erschien unter den Franzosen zum ersten Male Gluck. Ebenso hatten die Markgrafen von Schwedt, Karl († 1762) und Heinrich Friedrich († 1788), der Prinz von Preußen, nachmals Friedrich Wilhelm II., und seine Gemahlin, die nachmalige Königin ihre Hofcapellen.

Aber auch andere Kreise der Stadt wurden in das Musikleben allmälig mit hineingezogen; schon durch die wieder zur Geltung kommende geistliche Musik. Auf den Kirchenchören scheinen zwar nur unbedeutende Cantoren und Organisten geschaltet zu haben; von der Cantatenmusik der Zeit ist hier Nichts zu spüren. Aber 1755 hielt mit Graun's „Tod Jesu" das Oratorium endlich seinen Einzug. Der König nahm keinen sonderlichen Antheil daran. Gerade aber der Zwang des königlichen Geschmackes, den Graun in der Operncomposition erdulden mußte, mag ihn gedrängt haben, für den deutschen Theil seines Wesens auf einem anderen Gebiete freieren Spielraum zu suchen. Von Händel's Oratorien,

so laut von England her längst ihr hoher Ruhm über die Welt erscholl, kam indessen noch lange Nichts nach Berlin.

Auch sonst trat aber nun die Musik mehr und mehr unter die große Menge hinaus: 1770 unternahmen R. Bachmann und E. Benda „Liebhaberconcerte", an die sich rasch mehrere ähnliche Unternehmungen schlossen, und seit 1771 begannen endlich auch in Berlin fortgesetzte Aufführungen deutscher Singspiele durch die Döbbelin'sche Truppe im Theater in der Behrenstraße; ja, der vornehme kgl. Capellmeister Reichardt, dessen italienische Opern dem Könige doch nicht genügend Hasse-Graunisch ausfielen, schrieb statt dessen Singspiele für Döbbelin. Er richtete auch ein „Concert spirituel" nach dem Vorbilde des Pariser für Concertmusik ein. Als der König sein französisches Theater, bei dem Joh. Abrah. Peter Schulz, ein Schüler Kirnberger's, hauptsächlich durch seine Chöre zur Athalie bekannt, Concertmeister war, beim Beginn des bayrischen Erbfolgekrieges auflöste, engagirte Prinz Heinrich den Schulz. Daß durch Diesen hier zuerst in französischem Gewande Gluck eingeführt ward, ist schon erwähnt. Im selben Jahre aber (1780) verließ der bald nachher durch den Glanz seiner Concerte und die Einführung Haydn's in London so bekannt gewordene Concertmeister Joh. Pet. Salomon die Capelle des Prinzen Heinrich, weil er seinen Geschmack für Haydn gegen die alte Graun- Quanz- Kirnberger'sche Richtung und die Anhänger der Franzosen nicht durchzusetzen vermochte. Die bekanntlich musikalisch hochgebildete Prinzeß Amalie war eine noch einseitigere Verfechterin der alten Richtung als ihre hohen Brüder und blieb es bis an ihr Ende (1787). Gluck's „Iphigenie in Tauris" war ihr ein Machwerk ohne Invention, ohne Accent, von elender Melodie, in dem sich Alles gleiche, und der gute französirte Schulz kam übel an, als er es wagte, ihr 1785 seine Chöre zur Athalie zu senden: sie dankte ihm mit einem Brief, der an Grobheit wenig zu wünschen läßt.

In alle diesem zeigt sich ein Verhältniß zur Kunst, welches in ganz ausgeprägter Schärfe grade in Berlin wieder und wieder zu Tage tritt. Einer Erscheinung, einer Richtung, die anderwärts geboren ist, anderwärts zu Kraft kommt, zu Leben und Wirkung emporblüht, steht man während längerer Zeit theilnahmlos und kühl gegenüber; jetzt wird man von ihr ergriffen, faßt sie und durchdringt sich ganz mit ihr; hält nur sie noch für das Wahre, fühlt sich vornehm in ihrem Genuß und Verständniß; spürt nicht, daß sie allmälig in der Ausübung alt und rostig wird, daß die Zeit weiterschreitet, und sieht nun eben so vornehm-verächtlich auf das neue Neue herab, wie einst auf das jetzt Altgewordene.

II.

Als der große König 1786 die Augen geschlossen hatte, kamen alsbald alle die Neuerungen, die sich längst im Stillen vorbereitet hatten, zum Durchbruch: Das deutsche Singspiel erhielt seine feste Stätte, indem noch im Jahre der Thronbesteigung das Döbbelin'sche Theater unter Engel und Ramler zum „königlichen Nationaltheater" erhoben ward und nun in das bisher französische Schauspielhaus am Gensdarmenmarkt einzog. Berlin folgte hierin endlich dem Vorgang Hamburgs, Gothas, Mannheims und anderer Höfe. Als Capellmeister ward 1792 Bernh. Anselm Weber, ein Schüler Abt Vogler's angestellt, das Gesang-

personal für größere Aufgaben fähig gemacht; sogar eine Primadonna der italienischen Oper, die berühmte Schick, 1793 zugleich für die deutsche Oper engagirt. Jetzt endlich hörte man auch in der deutschen Oper 1795 zum ersten Male Gluck's „Iphigenie in Tauris". Dittersdorf's „Doctor und Apotheker" hatte Berlin schon 1787, Mozart's „Entführung" 1788, „Figaro" und „Don Juan" 1790, „Così fan tutte" 1792, „die Zauberflöte" 1794 gehört. Erst „die Zauberflöte" entschied und vollendete Mozart's Sieg auch über die letzten seiner Gegner.

Wie die deutsche Opernmusik, so kam das Händel'sche Oratorium gleich im Jahre 1786 zum siegreichen Durchbruch, und auch hier gebührt dem Könige das vornehmste Verdienst. Er selbst veranlaßte und förderte die erste öffentliche Aufführung des „Messias" (1786), gestattete, daß Dittersdorf's Oratorium „Hiob" im Opernhaus, das im Uebrigen noch ausschließlicher Sitz der Italiener blieb, gesungen und bei diesem Anlaß das Opernhaus dem Publicum zum ersten Male für Geld geöffnet ward; auch ordnete er an, daß stets in der Fastenzeit Aufführungen von Oratorien stattfinden sollten. Daß nun endlich auch die Haydn'sche Concert- und Kammermusik in die Berliner Oeffentlichkeit einzog, versteht sich um so mehr, da der König als vortrefflicher Cellist selbst ein eifriger Haydnspieler war. So begann denn auch für Berlin die Epoche der Quartettmusik.

Die italienische Oper ward daneben in allen Stücken zu neuem Glanz erhoben. Ein anderer Geist zog aber doch auch hier ein. Das Programm der Jahre 1787—1797 zeigt uns keinen Hasse, keinen Graun mehr; aber der von französischer wie deutscher Schule stark durchzogene Joh. Friedr. Reichardt kam jetzt mit seinen großen italienischen Opern zur Geltung; neben ihm der Dresdener Naumann und sein Schüler Himmel; dann moderne Italiener: Bertoni, Alessandri, Righini. Reichardt's Thätigkeit als Capellmeister ging schon 1791 zu Ende; man konnte sich mit dem unruhigen und eigenwilligen Kauz nicht länger vertragen. Er ward 1791 auf drei Jahre „beurlaubt", kehrte zwar zurück, aber nur um 1794 wegen revolutionärer Aeußerungen ganz entlassen zu werden. Der König, der ihm gleichwohl gewogen blieb, verlieh ihm 1796 den Posten eines „Salzinspectors" in Halle. Als Capellmeister folgten ihm die Italiener Alessandri, nach diesem 1793 der talentvolle Righini und neben ihm Himmel. Wie viel aber auch für die italienische Oper geschah und wie sehr ihre alte Vornehmheit noch nachwirkte, der Kampf mit der deutschen Nebenbuhlerin ward dennoch mit jedem Jahre bedenklicher und aussichtsloser für sie; man fühlt ihr Ende herannahen.

So ward es deutsch in der dramatischen Musik. Nicht minder wichtig aber war die allmälig eingetretene Wandlung auf dem weiteren Gebiet der Musik und das Institut, in welchem sie ihren Ausdruck fand. Von den alten Fridericianern lebte noch einer, Karl Friedr. Christ. Fasch, 1736 in Zerbst geboren, ein Zögling der Bach'schen Schule. Er ward bei Nichelmann's Tode 1756 neben Ph. Em. Bach und auf dessen Empfehlung als zweiter Cembalist für die Kammermusiken des Königs angestellt. Der König schätzte ihn sehr, ließ ihn auch nach Agricola's Tode (1774) interimistisch die große Oper dirigiren. Aber an deren Composition hatte er keinen Theil; seine schöpferische Thätigkeit war vielmehr hauptsächlich der kirchlichen Musik zugewandt. Früher blieb er in dem alten

Stile, in dem er erzogen worden war; dann, nach dem Studium bedeutender italienischer Kirchenwerke, nahm er einen höheren Schwung, zuerst 1785 in einer sechzehnstimmigen Messe, deren tüchtige contrapunktische Arbeit sogar noch den Beifall des alten Königs erwarb. Fasch hat später alle seine vor diesem Werke geschriebenen Compositionen verbrennen lassen. Da König Friedrich längst nicht mehr musicirte, hatte Fasch beim Eintritt der neuen Zeit schon lange in stiller Muße gelebt. Jetzt griff auch er thätig in die neuen Zustände ein, und es ist ihm vergönnt gewesen, eine Institution zu schaffen, welche, obwohl nicht mehr, wie alles Frühere, durch die königliche Initiative hervorgerufen und gestützt, sondern aus dem Kreise der Musiker und des musikliebenden Publicums selbst hervorgewachsen, dennoch der ganzen weiteren Entwicklung der Berliner Musikzustände Richtung und Ziel gegeben hat. Aus einem unter Fasch's Leitung im Hause des Geheimraths v. Milo gegründeten Vocalconcerte, welches 1790 seine Thätigkeit mit zwanzig Mitgliedern begann und bei wachsender Theilnahme 1792 Unterkunft in der königlichen Akademie der Künste fand, entstand die Singakademie, zunächst auf die Pflege des Chorgesanges und namentlich der kirchlichen Musik gerichtet. Fassen wir gleich hier ihre weiteren äußeren Schicksale ins Auge. Fasch, der nun auch seine Compositionsthätigkeit ganz den Zwecken der Singakademie zuwandte, wofür sie zum schönsten Lohn die Werke des alten Meisters 1839 herausgegeben hat, starb 1800. Er hatte sich den Nachfolger, der sein Werk ganz und gar in seinem Sinne fortführen konnte, selbst erzogen in dem damaligen Maurermeister Karl Friedrich Zelter, in Berlin 1758 geboren. Zelter, der während der letzten Jahre schon neben Fasch dirigirt hatte, setzte sich bei dessen Tode, ohne Widerspruch zu finden, als ob es testamentarisch so verordnet sei, zum Leiter der Singakademie ein und gab nun allmälig sein Handwerk auf, um sich ganz jener Aufgabe zu widmen. Nach Fasch's Testament aber geschah es wirklich, daß Zelter 1800 zur Trauerfeier des alten Meisters zum ersten Male in Berlin Mozart's „Requiem" zur Aufführung brachte. Die Mitgliederzahl war damals schon auf 147 gestiegen. Wirksamkeit und Ansehen der Akademie standen in zunehmendem Wachsen. Bald war sie der anerkannte Mittelpunkt aller classischen Musik in Berlin. Im Jahre 1806 schenkte König Friedrich Wilhelm III. ihr die bedeutende Musikſammlung Friedrich Wilhelm's II., welche Werke von Palästrina, Durante, Hasler, Händel und anderen großen Meistern der Vorzeit enthielt. Im Jahre 1827 konnte die Singakademie sogar in ihr eigenes Gebäude einziehen, in dem sie noch heute blüht, und das eben einem längst nöthig gewordenen erweiternden Umbau unterzogen worden ist. Noch am 20. April 1832 hatte Zelter hier Graun's „Tod Jesu" dirigirt; am 15. Mai ward auch er zu seinen Vätern Fasch und Graun versammelt. Aber auch er hatte bereits in seinem Schüler Karl Friedrich Rungenhagen, geb. 1778 in Berlin als Sohn eines Kaufmannes, seinen Nachfolger neben sich, der nun im gleichen Geiste in dritter Generation bis zu seinem Tode im Jahre 1851 das Scepter führte, und neben ihn wieder trat sogleich sein und Zelter's jüngerer Schüler Eduard Grell, geb. 1800 in Berlin, als Vicedirector, der dann als Director bis zu seinem Tode 1886 in wesentlich gleichem Geiste das Werk fortgesetzt hat. Wie durch eine solche Continuität der Schule und der Grundsätze

die Wirksamkeit des Institutes wachsen mußte, liegt auf der Hand; freilich daneben aber auch, welche Gefahren ein so festgeschlossener Kreis für das freie Leben der Kunst haben mußte. Ich komme darauf zurück.

Werfen wir zunächst einen Blick auf die Oper. Beim Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's III., 1797, glaubte man das Ende der italienischen Oper gekommen. Das war nun allerdings nicht der Fall; aber ebensowenig ward versucht, sie wieder zum alten Glanz und Ansehen zu heben. Der „Salzinspector" Reichardt erschien wieder in Berlin, ward zu Gnaden aufgenommen und wirkte neben Righini und Himmel, zwar nicht als Capellmeister, aber als Componist. Dabei ist es jedoch ganz bezeichnend für das Uebergangsstadium, in dem die Musikzustände sich befanden, daß sowohl Reichardt wie Himmel zugleich auch für die deutsche Oper schrieben, und daß ihre Werke dieses Stiles den größeren Erfolg errangen; so Reichardt's in französischem Stil geschriebener „Tamerlan" (1800) und vor Allem Himmel's vielgeliebte „Fanchon" (1804). Neben den Tagescomponisten, unter denen vor Allen d'Aleyrac beliebt war, erschienen jetzt auf der deutschen Opernbühne schon Cherubini, Méhul, Boieldieu, Isouard, während sich die Liebe zu Mozart und Gluck immer tiefer in die Herzen der Kenner wie des großen Publicums senkte. Den Italienern wollte dem gegenüber gar nichts mehr einschlagen. Endlich versuchten sie, mit den Nebenbuhlern auf ihrem eigenen Gebiete zu wetteifern, indem sie Gluck's „Armida" 1804 auf ihr Repertoire setzten. Aber sie erwiesen sich der ernsten Aufgabe nicht gewachsen. Es war ihr letzter Versuch und so wäre die alte italienische Oper natürlichen Todes gestorben, wenn nicht die Katastrophe des Jahres 1806 ihrer Agonie ein gewaltsames Ende gemacht hätte. Im Jahre 1811 wurden die beiden königlichen Theater vereinigt und ebenso ihre beiden Capellen unter Bernh. Anselm Weber. Schon ehe dieser 1821 starb, war 1820 Spontini als Generalmusikdirector nach Berlin berufen. Von seinen Opern gehören „Die Vestalin" (1807) und „Cortez" (1809) noch seiner Pariser Thätigkeit; „Olympia" ward zuerst 1821 in Berlin gesungen; ihr folgten nach „Nurmahal" 1822, und 1827 bis 29 „Alcidor" und „Agnes v. Hohenstaufen". Sein eigentlicher Ruhm ruht also auf Dem, was er vor seinem Einzug in Berlin geschaffen hatte, denn geschrieben war auch die „Olympia" schon in Paris. Sein Stil war nicht mehr italienisch, sondern französisch auf italienischer Grundlage, ähnlich wie vor ihm Reichardt, ähnlich wie nach ihm Meyerbeer den französischen mit deutschem Stil verschmolz. Ueberhaupt aber war Spontini nicht mehr ein italienischer maestro alten Stiles, dessen eigentliche Aufgabe in der Composition eigener Opern lag, sondern ein moderner Capellmeister, der aller Welt Musik, jede ihrem eigenen Wesen gemäß, zu faßen und zu dirigiren hat. Die musikalische Tageslitteratur brachte Opern in reicher und sehr reizender Fülle hervor. Neben Cherubini und Paer erschienen Rossini, Bellini, Donizetti; neben Méhul, Isouard und Boieldieu Auber, Herold, Halevy und Adam; nach Winter, Weigl, Kreutzer erschienen Carl Maria von Weber, Spohr, Gläser, Marschner, Lachner. Nur wenige erlauchte Häupter dieser Reihen haben sich der Fluth der Tageswellen entrissen; Kronos folgte auch hier seiner alten Art, seine Kinder rasch zu verzehren, nur daß die Tage des Zeitengottes Jahrzehnte sind. Denkt man sich aber diese ganze Fülle im raschen Wechsel und im

blendenden Reiz der Neuheit und Mode, so muß man eingestehen, daß diese beiden Jahrzehnte von 1820—1840 überreich an liebenswürdigen Genüssen waren, denen 1823 noch das Königstädter Theater mit seiner Oper an die Seite trat. Freilich aber auch ein Eklekticimus sondergleichen, zum Gedeihen ernster Kunst nicht angethan. Das mochte man wohl erkennen, wenn man am Schluß dieser Periode die wahrhaft großen älteren Opern, wenn man Gluck oder Mozart sah. Trotz trefflicher Darsteller, wie es z. B. in Gluck'schen Rollen die Faßmann war, nahmen sie sich in ihrer traurigen Erscheinung aus wie Adel, der an den Bettelstab kam. Zwischen dem Geist, der im Opernhaus und dem, der in der Singakademie lebte, herrschte längst ein unversöhnlicher Widerspruch. Als Spontini 1841 der bekannten Katastrophe erlag, fiel er nicht, weil er sich in seiner Selbstüberhebung endlich doch einmal zu weit vergessen hatte, sondern weil der Boden, auf dem er stand, geborsten war und nicht mehr halten wollte. Einstweilen kam es freilich nur zu einem Personenwechsel ohne sonderlich ernstere Folgen. Was in der Oper weiter geschah, ist in den Namen Meyerbeer, Nicolai, Taubert, Dorn umfaßt. Von den großen Meistern der Oper während der Zeit bis 1840, die in der deutschen Musik allerdings überhaupt eine Zeit der Epigonen ist, gehört keiner nach Berlin, sei es durch Geburt und Entwicklung, sei es durch Berufung: nicht Karl Maria v. Weber, noch auch Spohr, Marschner oder die Lachner. Nur Gläser, ein geborener Deutsch-Böhme, und in Dresden und Prag gebildet, wirkte von 1830—1842 als Capellmeister an der Königstadt. Uebrigens war die Oper in dieser Periode keineswegs mehr wie im vorigen Jahrhundert die ausschlaggebende Macht innerhalb des Berliner Musikwesens: seine Entwicklung ruhte vielmehr auf den aus der Singakademie hervorgegangenen Musikern und Gründungen.

Es ließe sich ein ganzer Stammbaum im alttestamentlichen Stil zusammenstellen; nur muß dabei erst zweier Meister gedacht werden, die mit Zelter die Stammhalter bilden, von ihm in Art und Wesen zwar verschieden, aber innerhalb der Berliner Musik doch fest vereint wirkend. Der Eine, auch ein geborener Berliner, Ludwig Berger, der gefeierte Claviermeister, geb. 1777, ein Schüler nicht der Berliner, sondern Clementi's, Steibelt's, Field's; dann aber von 1815 bis zu seinem Tode 1839 auf dem Clavier der Vater aller Derer, die nach höheren Dingen strebten. Der Andere, Bernhard Klein, 1793 in Köln geboren, hauptsächlich in Paris unter Cherubini's Einfluß gebildet, dann Capellmeister am Kölner Dom und ein geistvoller Kirchenmusiker. Er ward als Lehrer für Kirchenmusik 1819 nach Berlin berufen. Auch A. B. Marx, der Theoretiker, der 1832 bei Klein's Tode sein Nachfolger als Universitäts-Musikdirector ward, ein geborener Hallenser, war schon 1824 als Redacteur der von ihm gegründeten „Berliner Musikzeitung" von außen hereingekommen. Aber S. W. Dehn, der bedeutende Theoretiker, ein geborener Altonaer, war Klein's Schüler, und Dehn's Schüler wieder der geistreiche Contrapunctist Kiel, 1821 im Fürstenthum Witgenstein geboren. So könnte man nun sagen: Fasch zeugte Zelter und ward 64 Jahre alt und zeugte Söhne und Töchter. Zelter aber zeugte Rungenhagen und ward 74 Jahre alt und zeugte Söhne und Töchter. Rungenhagen aber zeugte Grell und ward 74 Jahre alt und zeugte Söhne

und Töchter u. s. w. Eine lange Reihe von Berliner Musikern bis an die Gegenwart herab stellt sich uns dar als ausgehend von diesen Meistern und aus dieser Schule, Berger und Klein hinzugenommen. Um nur bekannteste Namen zu nennen: Heinrich Dorn, ein Königsberger, aber in Berlin Berger's und Klein's Schüler, der 1845 in Köln die „Rheinische Musikschule" gründete, aus der das jetzige dortige Conservatorium erwuchs, und der dann erst 1849 als Capellmeister wieder nach Berlin kam; Franz Commer, 1813 in Köln geboren, in Berlin gebildet, nachmals Chorregens in der Hedwigskirche, von Bedeutung durch seine Publicationen altkirchlicher Musiken; August Wilhelm Bach, 1796 in Berlin geboren, Zelter's und Berger's Schüler, 1816 Organist an der Berliner Marienkirche, um die Kirchenmusik und als Lehrer dafür verdient; der 1784 in Berlin geborene nachmalige Geh. Obertribunalsrath Karl v. Winterfeldt, dessen musikgeschichtliche Schriften von so großer Bedeutung für die Entwicklung der Musik wurden; gebildet hat er sich innerhalb des Kreises der Singakademie, deren Mitglied er 1809 ward. Ludwig Rellstab, in Berlin 1799 geboren, ein Schüler Berger's und Klein's, der zwar — glücklicherweise! — keine Musik machte, aber als der personificirte Choros der Berliner Musik über Alle schrieb und raisonnirte. Gustav Reichardt, 1797 in Pommern geboren, Schüler Zelter's und Klein's, 1850 königlicher Musikdirector. Die beiden trefflichen Brüder Rietz, von denen Eduard, geboren 1807, schon 1832 starb; Julius, geboren 1812, nach langer fruchtbarer Thätigkeit 1877 als Dresdener Capellmeister. Wilhelm Taubert, in Berlin 1811 geboren, Schüler von Berger und Klein; seit 1842 Musikdirector und seit 1845 Capellmeister der Oper; die ersten seiner so liebenswürdigen „Kinderlieder" erschienen 1840.

Zu nennen sind hier auch Meyerbeer und Mendelssohn insofern, als sie Beide ihren Ausgang von der Berliner Schule nahmen, aber freilich um dann über sie hinauszuwachsen. Denn Meyerbeer, 1794 in Berlin geboren, erhielt wohl seine erste musikalische Ausbildung durch Zelter und Bernhard Anselm Weber; was er aber weiter ward, dankt er, neben dem Abt Vogler, Italien und Paris; und Mendelssohn, der, 1809 in Hamburg geboren, vierjährig nach Berlin kam, erblühte hier unter Berger's und Zelter's Leitung, um durch sein eigenes Genie sich über sie hinauszuheben, und als dann seine Größe in den Berliner Rahmen nicht mehr paßte, Berlin den Rücken zu kehren. Weiter aber Karl Eckart, der talentreiche Wiener Capellmeister, geboren 1820 in Potsdam und hauptsächlich durch Rungenhagen und Mendelssohn gebildet; Kücken, geboren 1810 in Blekede, hauptsächlich durch die Berliner, dann auch noch durch Sechter in Wien gebildet, ohne daß er hier oder dort größer ward, als er nun einmal war; Theodor Kullak, 1818 zu Krotoczyn geboren, zunächst durch Agthe, Taubert und Dehn gebildet, dann freilich auch noch in Wien durch Czerny und Sechter; Julius Stern, geboren 1820 in Breslau, in der Berliner Akademie (Rungenhagen) gebildet; Otto Nicolai, der Schöpfer der „Lustigen Weiber", 1810 in Königsberg geboren und vornehmlich durch Klein gebildet in Berlin, dem aber, als er 1847 in Berlin Hofcapellmeister ward, leider nur noch zwei Jahre vergönnt waren; K. F. Weitzmann, 1808 in

Berlin geboren, zunächst hier Klein's, dann aber auch noch Spohr's und Hauptmann's Schüler, gleich ausgezeichnet als Geiger, Theoretiker und Musikhistoriker; Albert Löschhorn, in Berlin 1819 geboren, Schüler Berger's, Grell's, A. W. Bach's. Wie mancher verdiente Mann würde weiter noch aufzuführen sein, während Derer, die, nachdem sie anderwärts ihre Bildung und ihr musikalisches Wesen sich geholt hatten, dann in die Berliner Musik eingriffen, nicht eben viele sind, diese aber hervorragende Künstler: Curschmann, der Liedersänger, geboren 1805 in Berlin, ein Schüler Spohr's und Hauptmann's in Cassel; Rudolph Wilmer's, der Claviervirtuose, geboren 1821 in Berlin, ein Schüler Hummel's in Weimar; Logier, der Gründer einer neuen Methode des Clavierunterrichts, der 1823 aus London nach Berlin gezogen ward; Bargiel, Frau Clara Schumann's Halbbruder, geboren in Berlin, aber ein Schüler der Leipziger; Laub, im Prager Conservatorium gebildet; Krigar und Radecke, beide Schüler der Leipziger. Auch Wüerst ging zwar von Berlin aus, studirte aber dann ebenfalls unter Mendelssohn und David in Leipzig. Die letztgenannte Gruppe gehört allerdings schon der Periode an, die ich im Allgemeinen sonst von dieser Betrachtung ausgeschlossen habe. Ich erwähne sie nur, um bei diesem Anlaß auf einen allgemeinen Umstand aufmerksam zu machen, der hier zu Tage tritt: daß nämlich den Singakademikern und ihren Nachfolgern die Führung innerhalb der Berliner Musik allmälig entglitt, seitdem in Leipzig durch Mendelssohn und Schumann eine neue Epoche deutscher Musik auch in einer Schule ihre Ausprägung gefunden hatte. Da wäre denn freilich allen Anderen voran Meister Joachim selbst zu nennen.

III.

Um klar zu machen, wie sich seit dem Anfang des Jahrhunderts das Berliner Musikleben von den Trägern der Singakademie aus entwickelt und gestaltet hat, dazu genügt es nun aber nicht, eine Reihe von Namen zu nennen. Viel deutlicher tritt uns das Bild entgegen, wenn wir einen Blick auf die Musikinstitute werfen, welche durch dieselben Männer im Laufe der ersten Hälfte des Jahrhunderts gegründet worden sind, theils für Lehrzwecke, theils zur Ausübung der Musik für und durch immer weiter gezogene Kreise. Gerade das Letztere zeigt, wie sehr die Sache ins Breite ging und in die Massen eingeführt ward.

Wie rasch die Mitgliederzahl der Singakademie wuchs, ist schon hervorgehoben worden. Es kam bald dahin, daß kein hervorragender Künstler, kein strebsamer Dilettant in Berlin war, der nicht eine Ehre darin gesetzt hätte, zu ihr zu gehören und in ihren Gesangsaufführungen mitzuwirken. Mendelssohn trat schon in seinem zehnten Jahre als Altist ein. Den nächsten weiteren Schritt that Zelter selbst, indem er 1809 die „Liedertafel" zur Pflege mehrstimmigen Männergesanges gründete. Meines Wissens ist dies nicht nur für Berlin, sondern überhaupt das erste derartige Unternehmen und damit der Ausgangspunkt für diese Massenbewegung im deutschen Musikleben. Wenn später, namentlich in den vierziger Jahren, die Liedertafeln zugleich eine gewisse politische Bedeutung hatten, so lag ausgesprochenermaßen auch schon der Zelter'schen Lieder-

tafel zugleich ein patriotischer Gedanke zu Grunde. Weil aber an ihr statutenmäßig nur Mitglieder der Singakademie theilnehmen durften, so stifteten Bernhard Klein, Gustav Reichardt, Ludwig Berger und Ludwig Rellstab 1819 für allgemeine Theilnahme die sogenannte „Jüngere Liedertafel". Ihr folgten dann bald weitere.

Um die Thätigkeit der Singakademie über den Gesang hinaus auszudehnen, verband Zelter 1807 mit ihr die sogenannte Ripienschule für das Spiel classischer Instrumentalwerke. Einen privaten Verein für Instrumentalmusik hatte schon 1806 der Bratschist Couriard gegründet. Die „Quartettversammlungen" eines anderen Mitgliedes der königlichen Capelle, des Concertmeisters Karl Möser, wurden seit 1816 ebenfalls zu dem Vortrag von Symphonien und Ouvertüren erweitert, und aus diesen sind dann die Symphonieconcerte der königlichen Capelle in der Singakademie hervorgegangen, die so lange neben den Vocalconcerten der Akademie den Regulator des Berliner vornehmen Geschmackes bildeten. Ungefähr seit 1815 bemächtigte auch die Militärmusik in den Concertgärten sich der Haydn'schen und Mozart'schen Symphonien; es war der Hautboist des zweiten Garderegiments zu Fuß, Friedrich Weller, der damit voranging. Und bekanntlich war es Wilhelm Wieprecht, 1802 in Aschersleben als Sohn des dortigen Stadtmusikus geboren, 1824 Kammermusikus in Berlin und 1838 Director der gesammten Musikchöre des Gardecorps, dem diese Gattung der Instrumentalmusik ihre höchste Blüthe verdankte.

Daß unter König Friedrich Wilhelm III. von der Hofmusik und den Hofconcerten jemals irgend ein Einfluß ausgegangen wäre, ist mir nicht bekannt. Wohl aber ist seiner Regierung — ich habe es schon einmal erwähnt — ein vielfach bethätigter einsichtiger Eifer für die Förderung der Musik zu danken. Schon 1809 ward Zelter mit Vorschlägen für die Verbesserung der Musik im preußischen Staate betraut und bei diesem Anlaß auch zum Professor an der Akademie der Künste ernannt. Man hatte dabei zunächst die Kirchenmusik im Auge, allerdings nicht in dem Sinne, wie dies heute der Fall ist; nicht auf eine Wiederherstellung liturgischen Kunstgesanges im evangelischen Gottesdienste, sondern auf die Ausbildung tüchtiger Cantoren und Organisten hatte man es abgesehen. Zu diesem Zweck also ward 1820 vom Ministerium unter Zelter's Direction das „Institut für Kirchenmusik" gegründet. Es wurde hauptsächlich aus Forkel's Nachlaß für dies Institut eine musikalische Bibliothek von höchstem Werth erworben; von Commer mit Winterfeld's Unterstützung geordnet, ward sie nachmals der königlichen Bibliothek einverleibt. Neben Zelter wirkten hier als Lehrer August Wilhelm Bach, der auch 1832 Zelter's Nachfolger in der Leitung des zugleich nach seinem Plane reformirten Institutes ward. Ferner Klein, später Grell u. s. w.

Der erste Anstoß zur Wiedereinführung der Chormusik in den evangelischen Gottesdienst ging von der Marienkirche und ihrem kunstsinnigen Prediger, dem nachmaligen Bischof Ritschl, aus. Als Organist stand ihm dabei ausführend Aug. W. Bach zur Seite, und für größere Musiken in Festgottesdiensten stellte die Singakademie den Chor. Ohne Zweifel ist es eine Nachwirkung davon, daß der Wunsch entstand, auch in den Gottesdiensten im königlichen Palais den

liturgischen Chor in besseren Stand zu setzen. Die Aufgabe ward 1827 einem musikalisch gründlich gebildeten Dilettanten, dem Major Einebeck vom zweiten Garderegiment zu Fuß, übertragen. Die liturgische Musik am Dom ward damals von Seminaristen und Domschülern gesungen. Von 1836—1840 leitete diesen Chor der um Volkslied und Volksgesang so hochverdiente Ludwig Erk, der 1835 als Musiklehrer ans Berliner Seminar berufen war. Aus diesem Chor ward später auf Friedrich Wilhelm's IV. Befehl und unter Major Einebeck's Leitung für die Kirchenmusik bei Hofe der „kleine Capellchor" gebildet, an dem bis 1845 Grell als Lehrer und Leiter wirkte, während dann sein Nachfolger, August Neithardt, ein 1799 geborener Schleizer, der 1826 Hautboist beim Kaiser-Franz-Grenadierregiment ward, der Componist des Preußenliedes, erst den eigentlichen „Domchor" schuf.

Der öffentliche Oratoriengesang wurde seit 1816 erst in der Dom-, dann in der Garnisonskirche durch den schon 1804 gegründeten Hansmann'schen Gesangverein betrieben, den bei Hansmann's Tode, 1836, der bisherige zweite Director Julius Schneider, ein Zögling des Instituts für Kirchenmusik, durch einen neuen Verein ersetzte.

Mittlerweile hatte längst das Clavier seine tyrannische Alleinherrschaft in der Hausmusik übernommen; die Haydn'schen Dilettantenquartette waren im Absterben; mit ihnen verschwanden leider die Streichinstrumente fast ganz aus den Händen der Liebhaber. Die sanfte Flöte hauchte ihr Dasein mit der Empfindsamkeit aus, der sie zum Ausdruck gedient hatte; die Guitarre mit ihren paar Accorden mußte weichen, als das Lied die schwerere Rüstung der durchgeführten Begleitung anzog. Das Clavier war der Universalerbe des ganzen Dilettantenorchesters. Daß in Berlin in dieser Periode L. Berger der vornehme Meister und Lehrer des Clavierspieles ward, ist schon gesagt worden. In seinem musikalischen Stammbaume Naumann-Clementi liegt bereits angedeutet, daß er in Geist und Technik der auf Mozart fußenden Zeit angehörte, die bereits durch die Beethoven'sche Wiener Schule überholt war. Daß ein Schüler, wie Felix Mendelssohn, sobald Moscheles nach Berlin kam, diesem als dem höher Stehenden und zugleich Moderneren übergeben ward, ist für Berger's angedeuteten Standpunkt ebenso bezeichnend, wie daß der einzige Claviervirtuose, der während dieser Epoche aus Berlin hervorgegangen ist, Rudolf Willmers, sobald sich sein Talent kundgab, nach Weimar zu Hummel geschickt ward. Und nicht minder bezeichnend ist wieder Berger's Standpunkt für das ganze Musikleben Berlins unter der Herrschaft der Singakademiker überhaupt. Natürlich wirkten neben Berger für den Clavierunterricht der großen Menge eine Anzahl geringerer Lehrkräfte der Schule. Man empfand aber bei dem immer mehr ins Breite wuchernden Clavierspielen auch das Bedürfniß von Schulen für die große Masse, und richtete dafür den Blick auf Logier in London und seine neue Unterrichtsmethode, aber nur auf diejenige seiner pädagogischen Erfindungen, die mit dem Geist der Kunst nichts zu schaffen haben, sondern nur ihrem Handwerk gelten. Denn Logier's theoretische Ideen sind erst durch A. B. Marx fruchtbar geworden. Hier ging es nun gleich hübsch auf die Massenwirkung los: dreißig bis vierzig junge Spieler wurden auf einmal abgerichtet, und für Hand- und Körperhaltung, Anschlag u. s. w. trat die Maschine an Stelle des Lehrers, der dann das Ganze

wie der Werkmeister einer ästhetischen Fabrik leitete. Die Regierung sandte einen gewissen Dr. Stöpel nach London, um die Sache zu prüfen und den Wundermann nach Berlin zu ziehen. Stöpel richtete, nach Berlin zurückgekehrt, 1821 schleunigst ein Logier'sches Institut ein, mußte dann aber 1822 dem Meister weichen, der nun für die Verbreitung der Sache eine Anzahl Lehrer bildete. Auch wurden jetzt mehrere Clavierschulen nach Logier gegründet. Trotzdem verlief sich für Berlin das Unternehmen bald im Sande, abgesehen von dem zweifelhaften Gewinn, daß sich das Pianoforte vom Keller bis unters Dach immer mehr einnistete.

Wie die Regierung hierbei mit redlich gutem Willen eingriff, so auch auf anderen Gebieten. Um 1824 ertheilte man Reissiger, der sich vorübergehend in Berlin aufhielt, mit einem Reichsstipendium den Auftrag, den Plan für ein Conservatorium einzureichen. Die Sache blieb aber damals ohne Erfolg. Wenigstens errichtete man aber 1833 bei der Akademie der Künste eine eigene Section für Musik.

Blicken wir nun danach auf das musikalische Berlin, wie es 1840 beim Tode Friedrich Wilhelm's III. war, so ist das Bild trotz so viel tüchtigen und wohlgemeinten Strebens keineswegs erfreulich. In der Oper ein Durcheinander ohne Stil und ernste Richtung, getragen nur durch das Virtuosenthum der Darsteller; die ältere große Oper (Gluck, Mozart) zu einem dürren Gespenst abgemagert. In den Aufführungen der Singakademie und ihres großen Umkreises ein trockener Classicismus. Das classische Kunstwerk selbst steht natürlich außerhalb des Wandels der Zeiten; aber die Fassung des Begriffes der Classicität ist bis zu gewissem Grade der Mode unterworfen. So hat auch die Singakademie von Anfang an in ehrenhafter Weise das Classische auf ihre Fahne geschrieben. Aber was sie darunter 1791 verstand, ist sehr verschieden von dem, was 1840 geblieben und neu hinzugekommen war. Der Classicismus unterliegt stets einer doppelten Gefahr; erstens der: über den Begriff der Form des classischen Werkes das Verständniß für seinen Geist zu verlieren; und zweitens der anderen: das neu Werdende, in seinem Wesen Classische unbegriffen zurückzuweisen, weil es mit der gewohnten Erscheinung des Classischen nicht übereinstimmt. Das ist denn auch beides das Schicksal der Berliner Musik dieser Epoche gewesen. Was man aber gar außerhalb der Region der eigentlichen Musiker in den „Salons" und „Theezirkeln" nebst ihren bürgerlichen Anhängseln spielen und singen hörte, war geradezu schauderhaft: der Abhub der fadesten Virtuosenmusik neben den trockenen Clavierwerken der Epigonen Beethoven's; eine seichte und süßliche Liederliteratur und die immer ordinärer werdenden Erzeugnisse der Liedertäfler.

IV.

Von den nun folgenden Perioden König Friedrich Wilhem's IV. und Kaiser Wilhelm's I. fällt an sich nur die erste noch in unsere Betrachtung. Wir wollen aber doch auch über die letztere insoweit den Blick hingleiten lassen, daß wir, ohne zu schildern, was sie geleistet hat, uns wenigstens im Allgemeinen sagen, was sie nicht geleistet hat. Der große Kaiser hatte kein persönliches Verhältniß zur Musik, kein künstlerisches Verständniß für sie. Weise und wohlwollende Regentenfürsorge hatte er allerdings auch für sie, wie für Alles, was das Wohl seines Volkes betraf. Aber es waren größere und gewaltigere Dinge, die,

trotz der siebzehn letzten Jahre des Friedens die Gedanken und die nie ermüdende Thatkraft des großen Herrschers fesselten und ausfüllten. Daß dagegen Friedrich Wilhelm IV., dessen reicher beweglicher Geist allen Wissenschaften und Künsten eine verständnißvolle Theilnahme entgegenbrachte, auch die Musik alsbald in den Kreis seiner Regententhätigkeit zog, versteht sich von selbst. Ob er für das tiefere Wesen dieser Kunst wirkliche Auffassung besaß, weiß ich nicht zu sagen. Jedenfalls aber litten die Gesichtspunkte, denen er bei seinen Anordnungen folgte, an zu großer Allgemeinheit; sie wollten sich nicht zu durchgreifenden Thaten ausprägen, nicht zu dauernden Gründungen durchbilden lassen. Auch fehlte dem geistvollen Monarchen hierin, wie in Anderem, die unentbehrliche Stetigkeit, den schwankenden Meinungen der Rathgeber gegenüber die durchgreifende Sicherheit der eigenen Ueberzeugung, den Hemmnissen gegenüber, die stets das Abgelebte dem Neuen bietet, die berechtigte Rücksichtslosigkeit des Wollens. So blieb es bei Anläufen und Versuchen. Einzelnes Großes gelang wohl, für das große Ganze aber ward nicht mehr erreicht, als allerdings in allen Zweigen der Berliner Musik ein neues Leben, eine Hereinleitung frischer Quellen von auswärts.

Das Wichtigste was geschah, ist bereits erwähnt: die Berufung Meyerbeer's und Mendelssohn's sowie die Bildung des Domchors.

Daß durch die Direction Meyerbeer's, dann Taubert's, Nicolai's, Dorn's das Opernwesen aus der Lethargie, der es verfallen war, einstweilen aufgeweckt ward, versteht sich ja freilich. Von einer durchgreifenden Reform aber, von einem neuen Princip war dabei keine Rede. Die Gelegenheit, eine große neue Erscheinung im Werden zu erkennen und zu ergreifen, sich mit ihr thatkräftig an die Spitze der Bewegung zu stellen, ward verkannt und verschmäht. Man überließ es der kleinen Weimarer Bühne, Wagner die Stätte zu bereiten, von der aus er seinen Eroberungszug über alle Lande antreten konnte. Ja, selbst als bei noch so auseinandergehenden Urtheilen zwischen Freund und Feind doch darüber nur eine Meinung mehr sein konnte, daß in Wagner's Opern sich eine ebenso eigenartige wie großartige Kraft offenbare, der jedenfalls zur Prüfung ihres Werthes und ihrer Lebensfähigkeit die Schranken zu öffnen, eine Pflicht war, verhielt sich die Berliner Bühne ablehnend, und als sie sich endlich dem Andrange nicht länger ganz verschließen konnte, blieb, was sie that, ungenügend. Oder müßte nicht die Opernbühne, die nach den ihr zur Verfügung stehenden Mitteln den Beruf hat, die erste in Deutschland zu sein, wenn sie denn einmal einem Kunstwerk ihre Thüre geöffnet hat, es nun auch nach seiner ganzen Eigenart in höchster Vollendung zur Erscheinung bringen? Das aber blieb bis heute unerfüllt. Liegt die Erfüllung hinter dem Vorhang, der uns die nächste Epoche der Berliner Musik noch verhüllt? Ueberhaupt aber kann eine Bühne, ein Orchester auf die Dauer durch die besten technischen Kräfte der Leitung und der Ausführung, d. h. durch die besten technischen Kräfte allein nicht in frischer Lebendigkeit erhalten werden. Die besten Kräfte werden alt, müde und lahm; ewig wiederholt sich's im Kreislauf, daß dann das Altgewordene sich dem Eindringen neuen Lebens durch frische Kräfte zähe widersetzt. Was ein Kunstinstitut wirklich jung erhält, sind nur die großen Ziele, die es verfolgt, von deren idealer Höhe erfaßt und getragen jeder Einzelne voll Hingebung seine

Kräfte bis an das Maß des Möglichen anspannt, wie wir das eben in Hinsicht auf Wagner in den Bayreuther Aufführungen sehen. Die vollständige und vollendete Vorführung der Wagner'schen Werke ist aber nur *eine* jener großen idealen Aufgaben, welche der Berliner Oper warten!

Nicht der Bühne galt trotz seines Titels als Capellmeister oder Generalmusikdirector im Jahre 1841 die Berufung Mendelssohn's: sie galt den Plänen einer Musikschule, einer evangelischen Kirchenmusik und der allgemeinen Hebung der Berliner Instrumental- und Vocalmusik. Der Erfolg blieb jedoch ein sehr beschränkter, weil man sich an leitender Stelle nicht entschließen konnte, Mendelssohn die von ihm als unbedingt nöthig geforderte Unabhängigkeit und Autorität in der Einrichtung und Leitung, wie der Schule so der Kirchenmusik zu gewähren. Es widersetzten sich eben auf der einen Seite die Mächte des Herkommens, die sich nicht nur in ihrer vornehmen Gemächlichkeit, sondern in ihrer ganzen Werthschätzung und in ihrem Besitzstand bedroht fühlten; auf der anderen Seite die kirchlichen Autoritäten, die durch das Eindringen der Kunst in den Gottesdienst ebenfalls ihren Besitzstand gefährdet wähnten, weil sie weder das Wesen der liturgischen Musik noch in dieser Hinsicht die Geschichte des Gottesdienstes kannten. Der König hielt mit seinen Wünschen diesem Widerspruche gegenüber nicht Stand, und Mendelssohn zog sich bald verstimmt, ja angewidert von den ganzen Berliner Musikzuständen in seine Leipziger Freiheit und Schaffensfreudigkeit zurück. Es schien damals, als ob die allerdings immer noch herrlichen Früchte seines Berliner Aufenthalts nur in „Sommernachtstraum", „Antigone", „Athalie" und einer Reihe kirchlicher Compositionen beständen. Dem freilich war doch nicht so: er hinterließ Weiteres, zunächst schon für die Schule. Was er selbst unter amtlicher Autorität nicht durchzusetzen vermochte, das ward hernach und zwar zuerst bruchstückweise, von jüngeren Kräften auf privatem Wege ins Leben gerufen: 1847 gründete Jul. Stern, die alten Fesseln des singakademischen Classicismus durchbrechend, seinen Gesangverein und mit Theodor Kullak und Marx 1850 die „Musikschule", die dann, nachdem Marx und Stern sich von ihm getrennt hatten, Kullak als „Neue Akademie der Tonkunst" fortführte, während Stern, der schon 1855 einen Orchesterverein gegründet hatte, dessen Wirken hauptsächlich den neueren, endlich auch Wagner'schen Instrumentalwerken galt, 1857 ein eigenes „Conservatorium" einrichtete. Bis dann endlich die alten Pläne im Wesentlichen in Mendelssohn's Geist in der *Hochschule* unter Joachim's Leitung in die Wirklichkeit traten.

Erfolgloser blieben die kirchenmusikalischen Pläne trotz der 1845 erfolgten Umbildung der Hofkirchencapelle zum Domchor. So ausgezeichnet auch die musikalischen Leistungen des Domchors unter Neithardt's trefflicher Leitung wurden, so beschränkt blieb gleichwohl sein Wirkungskreis, weit entfernt davon, die Wiederherstellung evangelischer Kirchenmusik, die man durch ihn erreichen wollte, wirklich herbeizuführen. In der That wußte Mendelssohn selbst nicht, wie denn die Sache eigentlich angefaßt werden solle, und man kann der Geistlichkeit, wenn sie sich den unsicheren und zusammenhangslosen Versuchen widersetzte, kaum einen berechtigten Vorwurf daraus machen. Es ist in dieser Hinsicht höchst bezeichnend, daß Mendelssohn in einem damals in Berlin geschriebenen Briefe äußert: wenn man von ihm fordere, zu sagen, wie die Musik im

evangelischen Gottesdienste eingerichtet werden solle, so wisse er darauf nicht zu antworten, da er nicht sehe, wo sie darin ihre Stelle haben solle.

Wenn so ein Mendelssohn urtheilte, was war da von Anderen zu erwarten? Es fehlte damals noch an einer Reihe von Erkenntnissen, zu denen erst die jüngste Zeit geführt hat. Zwar auch heute, wo doch von allen Seiten her aus den Kreisen der Geistlichen, der Künstler und Gemeinden in wachsendem Maße dieser hochwichtigen Frage Eifer und bessere Einsicht entgegenkommen, sind wir noch nicht so weit gediehen, daß die Grundprincipien, aus denen die Lösung der Frage allein hervorwachsen kann, allseitig erkannt wären. Aber unter den Leitern der Bewegung wenigstens hat die Erkenntniß sich Bahn gebrochen, daß diese Lösung in der richtigen Fassung des liturgischen Wesens der Kirchenmusik liegt. Wir stehen hiermit zum zweiten Male vor dem Vorhang, der unseren Blicken eine — hoffentlich nahe — Zukunft deckt. Von welchen Folgen könnte und müßte es sein, wenn der mächtige Schutzherr der evangelischen Kirche in Deutschland in seiner eigenen Kirche das Vorbild gäbe, „wie man dem Herrn ein neues Lied singen" soll?

Der Domchor bietet aber den Anhalt auch noch für eine andere Erwägung. Er ist ja schon oft bei Hoffestlichkeiten ernsteren Charakters zur Mitwirkung herangezogen worden. Will man sich nicht erinnern, daß in alter Zeit die Hofcapellen sogar in ihrem vornehmeren Bestand nicht wie heute der Instrumental-, sondern der Vocalmusik galten? In solchem Sinne für das Hofconcert verwendet, würde ein kunstgerecht geschulter Chor ihm eine unübersehbare Fülle der herrlichsten Musik alter wie neuer Zeit zuführen. Freilich eine nicht nur sehr hochstehende, sondern auch sehr ernste Gattung von Musik. Aber wäre es denn nicht berechtigt, für das Concert am Berliner Hofe nicht nur den höchsten Rang der Kunstleistung, sondern auch den edelsten und vornehmsten Gehalt der Musik in Anspruch zu nehmen? Oder hätte die umgekehrte Auffassung Recht, daß das Hofconcert nur dazu da wäre, eine in ihrer Masse vielleicht musikalisch begriffslose, vornehme Gesellschaft durch oberflächliche Virtuosenleistungen über einige Stunden hinwegzutäuschen? Ist es erlaubt, einen so niedrigen Standpunkt einzunehmen, wo man die Mittel für das Höchste hat, und wo der echten Kunst im edelsten Mäcenatenthum die hohe Autorität schützend und stützend zur Seite stände, deren sie dem herabziehenden Einfluß der großen Masse gegenüber stets bedarf? Läßt sich nicht ein Berliner Hofconcert denken, in dem die Kunst ihr Schönstes und Größtes böte? in dem mitzuwirken für die ersten Künstler aller Lande eine künstlerische Ehre wäre? wo man das große Kunstwerk älterer Zeit in einer für die Musikwelt maßgebenden, vollendeten Ausführung hörte, und wo dem neuen Kunstwerke durch die Aufnahme ins Programm ein aller Orten geachtetes Siegel der Vortrefflichkeit aufgedrückt würde?

Eine solche Stellung Berlins wäre freilich etwas Neues innerhalb des deutschen Musiklebens und nicht nur in Betreff des Hofconcerts. Denn bisher hat die Berliner Musik niemals, weder im Großen und Ganzen noch in einzelnen Zweigen der Kunst eine leitende Rolle gespielt, ein autoritatives Ansehen genossen. Das ist das Ergebniß unserer Ueberschau; aber neben diesem negativen Ergebniß steht Gottlob! die Hoffnung auf eine größere Zukunft, deren leises Wehen wir zu fühlen glauben.

Darwin.

Seine Vorfahren und Freunde, seine Studien- und Wanderjahre, sein Leben und Arbeiten daheim, seine Werke und Briefe, sein Charakter.

Von

W. Preyer.

Am 19. November 1887 erschien in London bei Murray, dem Verleger der Mehrzahl von Darwin's Büchern, das lange mit Spannung von allen Verehrern des großen Naturforschers erwartete dreibändige Werk „Leben und Briefe von Charles Darwin" mit einer autobiographischen Skizze[1]). Der Herausgeber, sein Sohn Francis, hat sich durch die Sorgfalt und Gründlichkeit bei der Auswahl der Briefe und der Herstellung des verbindenden Textes ein großes Verdienst erworben. Die ganz außerordentlich schnelle Verbreitung, sowie der allgemeine Beifall, welchen das merkwürdige Buch gefunden hat — wurde doch schon nach vier Wochen das fünfte Tausend gedruckt — sind seiner Geschicklichkeit und Ehrlichkeit wesentlich mit zuzuschreiben. Denn er gestattet dem Leser mit einer vielleicht beispiellosen Offenheit kaum sechs Jahre nach dem Tode des Vaters in dem köstlichen Buche seines Lebens nach Belieben zu blättern, und verschweigt absichtlich nichts von dem, was ihm zur Beurtheilung seines Charakters und Wesens von Belang zu sein scheint.

Freilich hat es nur selten einen Menschen gegeben von solcher Reinheit im Denken und Handeln, der in seinem ganzen langen Leben so verschwindend wenig zu bereuen gehabt, der so viel gedacht, gesagt und gethan hat, das Andere förderte, und zugleich so wenig, das nicht Jedermann erfahren dürfte. Wenn der Siebzigjährige erklärt, er wisse nicht, daß er irgend eine große Sünde begangen, aber allzu oft bereue er, seinen Mitmenschen nicht mehr unmittelbar Gutes gethan zu haben, so verkennt er, wie unermeßlich viel Gutes er stiftete, ohne es zu wissen, nur durch sein Dasein, durch sein Beispiel, seine Worte; und er unterschätzt

---

[1]) The Life and Letters of Charles Darwin, including an autobiographical chapter. Edited by his son Francis Darwin. In three volumes. London, John Murray. 1887.

seine Wohlthaten, wie er denn sein Lebenlang seine vorzüglichsten Eigenschaften und Leistungen denen Anderer unterordnete.

Es gewährt eine sehr große Befriedigung, diese und andere Eigenthümlichkeiten des Charakters im Zusammenhang mit den Arbeiten und äußeren Verhältnissen an der Hand der nun vorliegenden Briefe und Berichte zu studiren. Ich wenigstens erinnere mich nicht, irgend welche gedruckten Briefe mit mehr Interesse gelesen zu haben als diese, und will versuchen, einige Thatsachen und Gedanken aus denselben zusammen mit eigenen Erinnerungen in gedrängter Kürze darzustellen. Vielleicht gelingt es mir, dadurch beizutragen zu der Erkenntniß, nicht etwa, daß Darwin einer der größten Forscher war — das bestreiten nur Wenige — sondern, daß er einer der edelsten Menschen gewesen ist — und das will noch mehr sagen. Allerdings begünstigten die Umstände eine natürliche Entfaltung seiner reichen Anlagen in ganz ungewöhnlicher Weise. Darwin war in seltenem Maße bevorzugt schon durch seine Vorfahren, seine Freunde, seine Wohlhabenheit, sein häusliches Glück.

I. Darwin's Vorfahren.

Soweit die vorhandenen Familiennachrichten reichen, sind die Vorfahren Darwin's Engländer gewesen, und zwar waren sie vor drei- oder vierhundert Jahren wahrscheinlich im Norden Englands ansässig. Der Name wurde ehedem Derwent und Darwen, später erst Darwyne und Darwynne geschrieben. Derwent ist noch jetzt der Name zweier Flüsse, von denen der eine in den Trent in Derbyshire mündet, der andere den malerischen kleinen See Derwent-Water in Cumberland durchströmt und sich in das Irische Meer ergießt. Auch heißt Derwent-Felis ein Berg mit Bleiminen an der Grenze von Westmoreland. Derwen ist der Name eines Dorfes in Wales, Darwen der eines Städtchens in Lancashire.

Von solchen geographischen Bezeichnungen, besonders vom Derwent-Fluß, sind die Darwin's geneigt, ihren Namen abzuleiten. Doch gab es schon im Jahre 1500 einen William Darwin, dessen Urenkel Richard Darwyn wieder einen Sohn Namens William Darwin hatte. Dieser erbte und kaufte Ländereien, welche bis 1760 der Familie gehörten, und sein Sohn William heirathete die Tochter eines Erasmus Earle. Daher der Vorname seines Urenkels, des ersten auch in Deutschland rühmlich bekannt gewordenen Darwin, der als Dichter, Arzt und Forscher hervorragte.

Der älteste, 1655 geborene und William getaufte Sohn dieses William, welcher als Syndicus von London starb, heirathete die Erbin eines Robert Waring in Staffordshire, wodurch wiederum eine größere Besitzung, Elston bei Newark, der Familie Darwin zufiel. Noch heute gehört sie derselben.

Der letztgenannte William Darwin hatte zwei Söhne, William und Robert. Die Linie des ersteren aber erlosch, da er nur Töchter hinterließ. Seine Güter fielen daher dem Letzteren zu, der Rechtsanwalt war. Doch gab er bald seine Praxis auf und zog sich nach dem Tode seiner Mutter ganz nach Elston Hall zurück. Robert Darwin muß ein origineller Kopf, von vielseitigem wissen-

schaftlichem Interesse und sehr enthaltsam gewesen sein. Er dichtete unter Anderem eine Litanei, in welcher die Reime vorkommen:

Von einem Morgen mit Sonnenschein,
Von einem Knaben, der trinket Wein,
Von einem Weibe, das spricht Latein,
Guter Gott befreie mich!

Die dritte Zeile soll sich auf seine Ehefrau, die gelehrte Mutter des Erasmus Darwin, beziehen.

Erasmus hatte drei Brüder, von denen der älteste nach seinem eben erwähnten Urgroßvater, Robert Waring, getauft ward. Er glich seinem jüngsten Bruder in der Neigung zu poetischen Arbeiten und der Freude am Botanisiren, schrieb ein Buch „Principia Botanica", das mehrere Auflagen erlebte, und starb unvermählt, zweiundneunzig Jahre alt, in Elston. Der zweite Bruder, William Alvey Darwin, hatte einen Enkel, William Darwin Fox, von hervorragenden Eigenschaften des Geistes. Mit diesem war der große Darwin zeitlebens innig befreundet. Der dritte Bruder, John, war Rector in Elston.

Erasmus selbst, geboren 1731, starb 1802, sieben Jahre vor der Geburt seines ihm zwar geistesverwandten, jedoch weit überlegenen Enkels. Er war zweimal verheirathet und hatte sehr talentvolle Kinder. Sein ältester Sohn Charles starb, viel versprechend, kaum zwanzig Jahre alt, 1778, an den Folgen einer Verletzung, die er sich bei Untersuchung des Gehirns einer Kinderleiche zugezogen hatte. Er machte gern Verse, interessirte sich aber besonders für Mechanik; er wurde nach Oxford geschickt, fand jedoch (seinem Vater zufolge), „daß die Kraft seines Geistes erlahmte, während er classische Eleganz erlernen sollte, wie des Herkules Kraft am Spinnrocken, und er seufzte nach den derberen Uebungen der medicinischen Schule in Edinburgh." Hier studirte er drei Jahre, prakticirte und forschte mit größter Energie und veröffentlichte in verschiedenen Zeitschriften Abhandlungen, erhielt auch von einer medicinischen Gesellschaft eine goldene Medaille als Preis für eine Experimentalunterſuchung über Eiter und Schleim. Und das Alles im Alter von neunzehn Jahren! Dieser Erstgeborene muß eine Art Wunderkind gewesen sein. Auch der zweite, 1759 geborene Sohn des berühmten Erasmus, nach ihm genannt, war ein ungewöhnlicher Mensch. Er interessirte sich schon früh für Genealogie, Numismatik und Statistik, liebte das ruhige, sogar einsame Leben, wurde aber von angesehenen Männern aufgesucht und besonders von seinem Vater für außerordentlich fähig gehalten.

Er starb im Jahre 1799 durch Selbstmord, wie es scheint, in einem Zustande beginnender Geistesstörung.

Der jüngste Sohn des Erasmus, Francis Sacheverel, erbte die Liebe zur Naturkunde von ihm und hatte selbst einen durch scharfe Beobachtung der Gewohnheiten verschiedenartiger Thiere ausgezeichneten Sohn, welcher ein vielgelesenes Handbuch für Jäger verfaßte (unter dem Pseudonym High Elms). Die Tochter des Erasmus, Violetta Galton, ist die Mutter des durch seine naturwissenschaftlichen Untersuchungen auf mehreren Gebieten, besonders seine Arbeiten über Erblichkeit bekannten Francis Galton, mit welchem der große Darwin viele Jahre lang in inniger Freundschaft verkehrte.

Am meisten fesselt aber neben der Persönlichkeit seines Großvaters Erasmus, die seines Vaters Robert Waring den Biographen. Dieser Mann vereinigte mit einem eisernen Willen eine an Schwäche grenzende Herzensgüte, mit der tiefsten Menschenkenntniß eine unbegrenzte Menschenliebe, und mit der ausdauerndsten Arbeitsamkeit als Arzt trotz seines Reichthums eine sehr weitgehende Enthaltsamkeit, darin seinem Vater und Großvater gleichend. So hat er in seinem ganzen langen Leben niemals einen Tropfen irgend eines geistigen Getränkes zu sich genommen.

Geboren 1766, erreichte er ein Alter von mehr als zweiundachtzig Jahren. Im Jahre 1796 heirathete er die Tochter eines Freundes seines Vaters, des bekannten Josiah Wedgwood, welche damals im zweiunddreißigsten Lebensjahre stand. Er überlebte seine Gattin volle zweiunddreißig Jahre. Obgleich es nun von besonderem Interesse wäre, Näheres über die Letztere, die Mutter des Reformators der Naturkunde, zu erfahren, so finde ich doch nichts Anderes von ihr mitgetheilt, als daß sie einem Miniaturbilde zufolge einen merkwürdig lieblichen und heiteren Ausdruck gehabt habe. Freilich der Sohn war erst acht Jahre alt, als sie starb, und erinnert sich ihrer, was er selbst mit Recht seltsam findet, kaum in irgend welcher Weise. Nur ihr Sterbebett, ihr schwarzes Sammetgewand und ihr eigenthümlicher Arbeitstisch blieben ihm im Gedächtniß. Daß er sie in all' seinen veröffentlichten Briefen nicht ein einziges Mal nennt, ist daher kein Zufall. Daß er von ihr die unbewußte herzgewinnende Liebenswürdigkeit nicht weniger als von seinem Vater erbte, kann nicht zweifelhaft sein.

Von seinem Vater spricht Darwin oft, und zwar in Ausdrücken einer so großen Verehrung, wie er sie von keinem anderen Menschen brauchte. Er nannte ihn noch im Alter den weisesten Mann, den er jemals gekannt habe, und glaubte fast Alles, was derselbe sagte, unbedingt, während er sonst nichts ohne vorurtheilslose Prüfung gelten lassen mochte; wünschte er doch, daß sogar seine eigenen Söhne nichts für wahr halten sollten, weil er es sagte, ohne selbst sich von der Wahrheit zu überzeugen.

Darwin's Vater, sechs Fuß zwei Zoll hoch, breitschulterig und sehr beleibt, 336 Pfund und später noch mehr wiegend, hatte auch über das gewöhnliche Maß weit hinausreichende Geisteseigenschaften. Namentlich eine außerordentliche Beobachtungsgabe und eine wahrhaft erhabene Heiterkeit zeichneten ihn aus. Die erstere trat in seinem ärztlichen Beruf, den er über sechzig Jahre lang und zwar ganz als Empiriker ausübte, die letztere in seiner Familie und im sonstigen Verkehr, auch mit Fremden hervor; besonders gehörte es zu seinem Wesen, daß er Andere erfreuen und beglücken mußte, um selbst zufrieden zu sein. Mitleid, das Mitfühlen fremden Schmerzes und Unglücks, ist eine sehr gewöhnliche Eigenschaft, welche man wohl als den niedrigsten Grad der Tugend bezeichnet und die auch manchen Thieren zukommt; aber das Mitfühlen fremder Lust und Glückseligkeit, verbunden mit dem unüberwindlichen Verlangen, diese herbeizuführen, ist als dauernde Charaktereigenschaft so selten, daß im Deutschen sogar das Wort dafür fehlt, wenn man nicht Mitfreude sagen will. Gerade diese war ihm eigen, und es werden, obwohl er die Verschwendung verabscheute, viele großmüthige Handlungen von ihm berichtet. Einem kleinen Fabrikanten, zum Beispiel, lieh

er auf sein ehrliches Gesicht hin ohne Bürgschaft, als er selbst noch nicht reich war, zweihunderttausend Mark, und doch versagte er sich selbst oft genug, in seinem Berufe als Arzt aufgehend, die harmlosesten Vergnügungen. Da er in den angenehmen Verhältnissen, unter denen er lebte, nicht viel Aenderungen wünschte, persönlich wenige Bedürfnisse hatte und in der Erfüllung seiner Berufspflichten den höchsten Genuß fand, auch das Vertrauen seiner Mitmenschen in ausgedehntestem Maße gewann, so muß er ein sehr glücklicher Mensch gewesen sein, war auch fast immer gut gelaunt und zu Scherzen mit Jedermann aufgelegt, lachte sogar mit den Dienstboten. Aber es mußte ihm Jeder sofort ohne Widerspruch gehorchen, wenn er es wollte. Seine imponirende Persönlichkeit zwang Jeden, zu ihm hinaufzublicken; war er doch der größte Mann, den sein Sohn je gesehen. Nimmt man dazu, daß er ein erstaunliches Gedächtniß hatte, mit Glück und Geschick sein Vermögen vermehrte und verwaltete und in ungezählten Fällen nicht allein seinen Kranken genau den Ausgang ihrer Leiden richtig vorhersagte, sondern ihnen auch vorher mittheilte, was sie ihm sagen und verschweigen wollten, so erscheint es begreiflich, daß dieser kluge und edle Mann bei Allen, die von ihm wußten, im höchsten Ansehen stand und auch begreiflich, daß sein Sohn, der ihm in unwandelbarer Liebe und Verehrung zugethan war, viel von ihm lernte und den eigenen Charakter nach dem seinigen formte. Die unter allen Umständen vollkommen unbestechliche Wahrheitsliebe, die fast wunderbare Beobachtungsgabe und die unwiderstehliche natürliche Freundlichkeit, diese Eigenschaften vereinigt sind es vornehmlich, welche den Vater und den Sohn sogleich als ganz ungewöhnliche Männer kennzeichnen.

Man hat häufig mehr Uebereinstimmung Darwin's mit seinem Großvater als mit seinem Vater finden wollen, und wie Ernst Krause gezeigt hat, ist auch ein Theil des eigentlichen Darwinismus und der Descendenzlehre bereits von Erasmus Darwin, allerdings mehr ahnungsvoll als wissenschaftlich, und mehr in poetischer Form in Lucrezischer Weise als in klarer Darlegung ausgesprochen worden, aber die Anlagen beider waren sehr verschieden.

Erasmus, ein wahres Universalgenie, das ausgesprochene Gegensätze in sich vereinigte und zügellos in seinen Speculationen sich gehen ließ, verband namentlich zwei sonst getrennt vorkommende Liebhabereien miteinander. Die Einkleidung der vielen leichtbeschwingten Kinder seiner Phantasie in poetisches Gewand einerseits, die Beschäftigung mit mechanischen Vorrichtungen verschiedenster Art andererseits liebte er vorzugsweise. Dabei war er ein ausgezeichneter Arzt und recht eigentlich Hygieniker, dessen Sinn sich auf das Praktische richtete, um das Wohl seiner Mitmenschen zu fördern. Alles dieses fehlte dem Enkel. Dieser hatte aber, abgesehen von der herrlichen Harmonie seines ganzen Lebens und Denkens, vor seinem Großvater voraus vor Allem die zähe Energie, welche bis zum letzten Athemzug anhielt, und sich in dem rastlosen Bemühen äußerte, die Richtigkeit oder Zulässigkeit seiner Ideen an der Erfahrung, soweit es möglich war, zu prüfen; sodann eine Bescheidenheit und Einfachheit, welche so weit ging, daß sie Fremden bisweilen Anfangs affectirt scheinen konnte, während sie in Wahrheit reine Natur war, endlich ein Vermögen, Wesentliches von Unwesent-

lichem, Echtes von Unechtem zu unterscheiden, wie es in dem Grade, man möchte fast sagen, mit solcher Unfehlbarkeit nur dem Genie zu Theil wird.

Eine Uebereinstimmung des Großvaters und Enkels zeigt sich unzweideutig in der völligen Gleichgültigkeit gegen Ruhm und äußere Ehren, in der Unterschätzung eigener Fähigkeiten und Leistungen, in der unbezwingbaren Lust an harter Geistesarbeit und in der freundlich fesselnden Art des persönlichen Auftretens. Aber die Staturen, die Physiognomien, die Temperamente, die Ansprüche an Welt und Leben, die Art sich auszudrücken waren wieder grundverschieden.

Auch der Bruder des großen Darwin, wie sein Großvater Erasmus genannt, glich ihm nicht. Er liebte das Alleinsein und die Beschaulichkeit, muß nach Allem, was man von ihm noch erzählt, einen scharfen Verstand, ein umfassendes Wissen und eine höchst ansprechende Art der mündlichen Mittheilung seiner Gedanken gehabt haben. Veröffentlicht hat er nichts, aber sich mit Kunst und Wissenschaft, wie es scheint, nicht oberflächlich beschäftigt; denn Carlyle, der ihn ungemein schätzte, ist geneigt, sein Urtheil noch über das seines großen Bruders zu stellen, und dieser hing mit rührender Freundschaft an ihm, dessen Liebenswürdigkeit für Jeden, der mit ihm näher zusammenkam, etwas Berückendes gehabt haben muß. Seine zarte Gesundheit nahm ihm leider schon früh die Thatkraft, aber er erreichte doch durch Vorsicht ein Alter von siebenundsiebzig Jahren.

Wenn auch die gemeinsamen chemischen und medicinischen Studien der beiden Brüder in der Jugend auf keinen von beiden einen nachhaltigen bestimmenden Einfluß ausgeübt haben, so ist es doch wahrscheinlich, daß die seltene Bescheidenheit des älteren — Erasmus war 1804 geboren — den um fünf Jahre jüngeren Charles in seiner natürlichen Anlage zur Anspruchslosigkeit festigte, so daß er auch auf der Höhe seines Weltruhmes die volle Einsicht in seinen eigenen Werth nicht gewann. —

Nach mehr als einer Richtung ist den Darwin's jedenfalls schon durch ihre Ahnen eine Reihe von vortrefflichen Eigenschaften zugefallen, wie sie nicht oft vereinigt vorkommen. Soviel geht mit Bestimmtheit aus den zur Zeit bekannten, noch recht dürftigen Ueberlieferungen und den sicheren Aufzeichnungen hervor. Auch die äußeren Verhältnisse sind viele Geschlechter hindurch sehr günstige gewesen. Theils durch vortheilhafte Heirathen, theils durch die ausgedehnte ärztliche Thätigkeit von Darwin's Großvater und Vater war dieser in der glücklichen Lage, niemals auch nur einen Augenblick um Erwerb zum Lebensunterhalt sich Sorgen zu machen.

Endlich hat er auch von seinen Vorfahren bis zu einem gewissen Grade schon das Ansehen geerbt, welches mit dem Namen Darwin Jahrzehnte vor seiner Geburt verknüpft war. Doch ist der „Darwinismus" seines Großvaters, nachdem er eine Zeit lang verspottet und dann vergessen worden war, keine Empfehlung für ihn gewesen. Hier heißt es nicht minder, als bezüglich der ererbten Vorzüge: „Was Du ererbt von Deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen!" Das that Darwin redlich wie kein Anderer. Und es unterstützten ihn dabei in der denkbar wirksamsten Weise seine Freunde.

II. Darwin's Freunde.

Mag es wahr sein oder nicht, daß nur so lange echte Freundschaft zwei Menschen mit einander verbinden kann, als sie gemeinsame Interessen haben, gewiß ist für die Dauer einmal bestehender Freundschaften nothwendige Bedingung unerschütterliches, gegenseitiges Vertrauen und eine annähernd gleiche Höhe geistiger Entwicklung. Je größer die Anzahl der Menschen, mit welchen der Einzelne zusammentrifft und bekannt wird, je größer der Abstand zwischen ihm und den Anderen in der Erziehung und Begabung, um so seltener wird dauernde Freundschaft sich ausbilden können. Daher ist es erstaunlich, daß Darwin, auch darin begünstigt wie kaum ein einziger großer Naturforscher früherer Zeiten, das Glück hatte, innige Freundschaften zu schließen, welche Jahrzehnte dauerten und erst durch den Tod gelöst wurden. Und zu seinen besten Freunden gehörten die ersten Naturforscher Englands: Hooker und Lyell, Lubbock und Huxley, dann namentlich sein Lehrer Henslow, sein Bruder, sein Vater, seine Vettern Francis Galton und William Darwin Fox, in den letzten Jahren der um ein Menschenalter jüngere Romanes und von Ausländern namentlich Asa Gray und Ernst Haeckel. Darwin nennt in Briefen an mich Letzteren seinen „sehr guten Freund", und bis zuletzt hat er ihn als solchen geschätzt, wenn er auch den Haeckelismus vom Darwinismus in einem Gespräche, das ich 1880 mit ihm in Cambridge hatte, bestimmt auseinandergehalten haben wollte.

Von den älteren Freunden habe ich nur Sir Joseph Hooker persönlich gekannt und werde dessen Wohlwollen beim Empfang einiger Mitglieder des Londoner internationalen Congresses der Mediciner 1881 in seinen schönen Gärten in Kew niemals vergessen. Die jedem äußeren Scheine abholde, fast unscheinbar einfache Persönlichkeit, welche noch am meisten an einen gutmüthigen deutschen Schullehrer erinnerte, ließ nichts von seiner großen Bedeutung errathen. Den unerschrockenen Himalaya-Reisenden und Erforscher antarktischer Regionen, den rastlos arbeitenden Botaniker, den ausgezeichneten Entdecker und Schriftsteller, dem eine der ersten Stellen unter den Naturforschern aller Zeiten gesichert ist, merkte man ihm in nichts an. Dieser Mann war aber derjenige, welchem Darwin am meisten vertraute, auf dessen Urtheil er am meisten Werth legte, und welcher nicht allein in allen botanischen, pflanzenphysiologischen und -geographischen Fragen, sondern auch in rein menschlichen, schriftstellerischen und persönlichen Angelegenheiten von ihm in erster Linie befragt wurde. Er hätte nicht glücklicher in seiner Wahl sein können. Die gegenseitige Anregung und der Gedankenaustausch Beider, während eines Zeitraums von vier Jahrzehnten ist für die Entwicklungslehre von der nachhaltigsten Fruchtbarkeit, für das äußere Schicksal derselben entscheidend gewesen. Den gegenwärtigen und künftigen Forschern aber kann dieses niemals auch nur durch einen leisen Zweifel getrübte Freundschaftsbündniß als leuchtendes Vorbild dienen. Keine Spur von Neid, Eitelkeit, Prioritätssucht, nichts von alle dem Persönlichen, was allzu oft die wissenschaftliche Thätigkeit stört und die Forscher verbittert, findet sich hier. Die Art, wie Meinungsverschiedenheiten erörtert, Ueberzeugungen vertheidigt, Entdeckungen

anerkannt werden, trägt den Stempel einer erhebenden Freiheit des Geistes. Nichts Kleinliches bei aller Natürlichkeit; völliges Sich-gehen-lassen und doch niemals Sich-vergessen! So verkehren nur ebenbürtige Geister auf der Höhe der Menschheit miteinander.

Das freundschaftliche Verhältniß von Darwin zu Sir Charles Lyell, für beide Männer von großem Einfluß in wissenschaftlicher Hinsicht durch gegenseitige Anregung, war doch nicht entfernt so warm, wie das zu Hooker. Lyell's Freude an der Anerkennung der Arbeiten Anderer, seine Offenheit und Menschenfreundlichkeit haben auf den jungen Darwin einen starken Eindruck gemacht, so daß er seinen Einfluß und die Macht seines Beispiels lebhaft fühlte; auch würde Darwin schwerlich ohne das Studium der Werke Lyell's zu dem hohen Ansehen unter den Geologen gelangt sein, das sich noch jetzt an seinen Namen knüpft, aber er gab wahrscheinlich mehr, als er empfing, und das lange Zögern, nach dem Lyell Darwin's Ideen schließlich anerkennen mußte, verhinderte das rückhaltlose Vertrauen und die Innigkeit im Verkehre beider miteinander an der vollen Entfaltung.

Der treffliche Botaniker Asa Gray hingegen gewann durch die Zustimmung zu Darwin's Lehren schon kurz nach ihrem Bekanntwerden und seine entgegenkommende Art in dem Eingehen auf Bedenken, Fragen und Wünsche Darwin's in botanischer Hinsicht seine Zuneigung in hohem Grade. Derselben können sich freilich auch mehrere weniger bedeutende Männer rühmen.

Die Universitätsfreunde schlossen sich fest an ihn an, wie er sich an sie, und die Erinnerung Darwin's an die zwanglosen Abende und langen Spaziergänge mit ihnen konnte ihn noch im Greisenalter, als er begann, dann und wann eine gewisse Lebensmüdigkeit zu spüren, heiter stimmen. Jedoch ist weder der persönliche Verkehr noch der Briefwechsel aus dieser frühen Zeit durch irgend Etwas ausgezeichnet, was nicht auch gewöhnliche Studenten vom akademischen Leben zu berichten wüßten. Ueber die Studienzeit hinaus blieb Darwin in stetiger Verbindung nur mit sehr Wenigen seiner Genossen von Cambridge, namentlich mit seinem Vetter, William Darwin Fox, welcher Geistlicher wurde, aber einen regen Natursinn behielt.

Ungleich bedeutsamer als die flüchtigen Bekanntschaften und in jugendlichem Frohsinn schnell geschlossenen Freundschaftsbündnisse mit Altersgenossen an der Universität, ja entscheidend für Darwin's Lebenslauf und Forschungsbahnen ist sein rührendes Verhältniß zu seinem Lehrer Henslow in Cambridge gewesen. Wenn auch Andere, in Edinburgh namentlich Grant, ihn förderten, ihn als einen schon in jungen Jahren originellen Kopf erkannten und schätzten, so hat doch Keiner durch seine Persönlichkeit, seine Gespräche, Vorlesungen und Arbeiten, seine Rathschläge und Empfehlungen einen so großen Einfluß auf ihn ausgeübt wie Henslow. Ihm ist es wesentlich zu verdanken, daß Darwin, um es kurz auszudrücken, Darwinist wurde.

Ein Blick auf seine eigenthümliche Erziehung und seinen Studiengang läßt diesen mächtigen Einfluß des Professor Henslow leicht erkennen.

III. Darwin's Erziehung und Studiengang.

Wenn Darwin meint, daß Erziehung und äußere Umstände nur eine geringe Wirkung auf den Menschengeist ausüben, und daß die meisten Eigenschaften angeboren seien, darin seinem Freunde Francis Galton zustimmend, so macht er einen Schluß von seiner eigenen ganz ungewöhnlichen Persönlichkeit auf Andere von zu großer Allgemeinheit. Denn wer wollte bezweifeln, daß die schönsten Charakteranlagen durch eine schlechte Erziehung, zumal Mangel an Strenge und üppiges Leben, verdorben oder ganz an der Ausbildung verhindert werden können, daß z. B. willensschwache Männer oft lasterhafte Söhne haben, weil sie deren Neigungen nicht lenken, und andererseits eine vorzügliche Erziehung selbst aus gemeinem Material edle Menschen formen kann? Nur sehr wenige Naturen sind mit einem so vollkommenen Selbstregulirungsvermögen schon in der Jugend begabt, daß sie gar nicht verdorben werden können, daß sie durch den Ueberfluß nicht verwöhnt, durch Mangel an Consequenz nicht verzogen, durch Zersplitterung nicht verbildet, durch Schmeicheleien nicht eingebildet, durch gehässige und ungerechte Angriffe nicht verbittert werden.

Darwin war ein solcher Mann. Er hatte auch, soweit man aus den spärlichen Nachrichten über seine ersten Schuljahre entnehmen kann, das große Glück, das an ihm nicht zuviel erzogen worden ist. Er konnte sich selbständig entwickeln und fand schon früh Gelegenheit, durch passiven Widerstand gegen die übertriebene classicistische Unterweisung in der Schule seinen gesunden, auf das Unmittelbare, das Gegenwärtige, das Wirkliche gerichteten Sinn zu stählen. Sein Verstand bäumte sich förmlich auf gegen die Unnatur in dem Unterricht, welcher ihm in Butler's Schule in seiner Vaterstadt Shrewsbury zu Theil ward. Da lernten die Knaben fast nur die alten Sprachen und ein wenig alte Geographie und Geschichte. Er erschrak, als sein Schuldirector es ihm streng untersagte, seine Zeit mit so unnützen Dingen, wie chemischen Experimenten, zu vergeuden. Gerade diese gewährten ihm großes Vergnügen.

In der merkwürdigen, nicht für den Druck bestimmten, nun doch veröffentlichten autobiographischen Skizze, welche der siebenundsechzigjährige Darwin verfaßte, „als wenn er todt in einer anderen Welt auf das eigene Leben zurückblickte," hebt er diesen bedauerlichen Umstand besonders hervor und spricht es mit dürren Worten aus, daß die Schulzeit für ihn verloren war. Für die Erlernung irgend einer Sprache hatte er keine Anlage, lernte jedoch leicht auswendig, z. B. vierzig bis fünfzig Verse Virgil oder Homer während des Frühgottesdienstes. Aber davon hatte er keinen Nutzen. Nach achtundvierzig Stunden war Alles wieder vergessen. Er galt für einen ganz gewöhnlichen Knaben von untergeordneter Intelligenz. Aber schon als Schulknabe von zehn Jahren fand er am Beobachten und Sammeln von Naturgegenständen das größte Vergnügen, und noch in der Schulzeit wurde er von einer wahren Leidenschaft für die Jagd erfaßt. Als er die erste Schnepfe geschossen hatte, war er so aufgeregt, daß er nur schwer das Gewehr wieder laden konnte, so zitterten seine Hände. Nach und nach wurde er ein vorzüglicher Schütze und liebte es, Stunden, ja Tage lang im Freien zu jagen, zu wandern und die Lebensweise der Vögel zu beobachten,

auch zu fischen. Da er hierdurch vom Lernen in der Schule abgezogen wurde und der ihm ertheilte Unterricht nicht fruchtete, so gestattete ihm sein Vater, etwas früher als sonst üblich die Schule zu verlassen, und nahm ihn zu sich, indem er ihn förmlich in der Behandlung Kranker ohne Weiteres unterwies. Aber im siebzehnten Lebensjahre (im October 1825) ließ er ihn zusammen mit seinem Bruder die Universität Edinburgh beziehen, wo Darwin zwei Jahre blieb — studirte, kann man kaum sagen, denn er traf es schlecht mit den Vorlesungen, die er besuchen sollte und nicht besuchte, da sie ihn langweilten und ermüdeten, besonders die über menschliche Anatomie und Arzneimittellehre. Die Secirübungen ekelten ihn an. So ist es begreiflich, daß er zu der irrigen Ansicht gelangte, der mündliche Vortrag habe im Vergleiche zur Lectüre viele Nachtheile und keinen Vortheil. Jedoch besuchte er wenigstens die Kliniken und hat es bitter beklagt, daß er nicht gedrängt wurde, seinen Abscheu vor der Beschäftigung mit Leichen zu überwinden. In seinem späteren Leben empfand er diesen Mangel und seine Ungeschicklichkeit, oder wie er sie selbst nennt, Unfähigkeit im Zeichnen schmerzlich.

Die Unlust zum Studium der Medicin wurde noch durch einen anderen Umstand als die trockene Lehrart in den Hauptfächern damals gesteigert. Darwin kam nämlich durch verschiedene geringfügige Erfahrungen, bald nach seinen ersten Bemühungen, sich — auf den Wunsch des Vaters — zum praktischen Arzt auszubilden, zu der Einsicht, daß derselbe ihm hinreichende Mittel hinterlassen werde, um mit einigem Behagen leben zu können, obwohl er nicht ahnte, daß er ein so reicher Mann werden würde, wie er es wurde. Indessen war jene Ueberzeugung des kaum siebzehnjährigen Studenten für seine ganze Zukunft entscheidend, denn sie hemmte jeden ernstlichen Versuch, Medicin zu „erlernen". Da auch das Beispiel seines, zu jener Zeit sein medicinisches Universitätsstudium in Edinburgh beendigenden Bruders, welcher gleichfalls als Arzt die Praxis auszuüben, wie er meinte, nicht vorhatte, ihn nicht im Geringsten anfeuerte — die Brüder blieben auch nur das erste Studienjahr zusammen — so wandte er seine Aufmerksamkeit in Edinburgh anderen Gebieten zu. Namentlich lernte er mehrere junge Naturforscher kennen, durch welche er schon früh mit Geologie, Botanik und Zoologie, aber ganz und gar unmethodisch, sich zu beschäftigen bewogen wurde, also gerade mit denjenigen Fächern, die von ihm später am meisten beeinflußt und zum Theil völlig umgestaltet wurden.

In Edinburgh war es auch, wo Darwin zum ersten Male von Lamarck's Descendenzlehre hörte, welche aber keinen Eindruck auf ihn machte, und seines Großvaters „Zoonomie" las. Er bewunderte die letztere, war aber später, als er sie wieder las, unbefriedigt, weil die Speculation im Vergleiche zu den beigebrachten Thatsachen zu sehr überwog. Die darin vorgetragenen Ansichten über die natürliche Abstammung der lebenden Körper machten auf ihn ebensowenig wie der Lamarckismus einen Eindruck. „Nichtsdestoweniger," so schreibt Darwin selbst gerade ein halbes Jahrhundert später, „ist es wahrscheinlich, daß das in ziemlich früher Lebensepoche wahrgenommene Aufrechthalten und Rühmen solcher Ansichten" (z. B. von Seiten Grant's in Edinburgh) „mein Aufrechthalten derselben in anderer Form im „Ursprung der Arten" begünstigt haben mag."

Die Möglichkeit einer solchen Beeinflussung kann allerdings kaum bestritten werden. Wenn man aber erwägt, daß Darwin ganz durch eigene Naturbeobachtung zu seiner Abstammungslehre kam und sie total anders begründete als Lamarck die seinige, dann wird man in dieser Bemerkung mehr den Ausdruck eines starken Gefühls für historische Gerechtigkeit als eine factische Erklärung zur Genesis des Darwinismus sehen. Ungleich wichtiger als Lectüre und Gespräche, Vorträge und gute Lehren waren für die Ausbildung Darwin's zum Naturforscher seine eigenen Beobachtungen der verschiedensten Naturgegenstände und Naturvorgänge. Was in Deutschland überhaupt, wahrscheinlich in Folge eines zu sehr ausgedehnten Bücherstudiums in der Jugend, seltener stark ausgesprochen bei Gelehrten sich findet als in England, das Vermögen, die Dinge so zu nehmen und darzustellen, wie sie wirklich sind, das war bei Darwin von Natur im höchsten Grade ausgeprägt. Er liebte es, Mineralien, Insecten, besonders Käfer und marine Weichthiere zu sammeln, zu untersuchen, zu classificiren, aber die Universitätsvorlesungen über Geologie und Zoologie erschienen ihm unsäglich unerquicklich.

Da nun Darwin's Vater erfuhr, daß er nicht gern sich zum Arzt ausbilde, so schlug er ihm vor, Geistlicher zu werden und sprach sich auf das Entschiedenste gegen seine Neigung aus, der Jagd seine ganze Zeit zu opfern. Der Sohn überlegte und hatte schließlich nur das Bedenken, ob er seinen Glauben an sämmtliche Dogmen der Hochkirche Englands bestimmt erklären könne; sonst gefiel ihm der Gedanke, Landpfarrer zu werden. Er las daher theologische Bücher und überredete sich, da er damals an der buchstäblichen Wahrheit jedes Wortes in der Bibel nicht im Geringsten zweifelte, daß jene Glaubenssachen vollständig festgehalten werden müßten.

So begann denn 1828 das Studium der Theologie in Cambridge, wo Darwin bis zum Jahre 1831 blieb. Von diesem Triennium sagt er jedoch selbst in dem Rückblick auf sein Leben, daß es, was akademische Studien betrifft, ebenso vollständig verschwendet worden sei, wie die Jahre vorher in Edinburgh und in der Schule in Shrewsbury. Er versuchte Mathematik zu studiren, was mißlang; nur an elementarer Geometrie fand er Gefallen, wie an Paley's theologischen Werken. Die „Beweise für das Christenthum" und die „Natürliche Theologie", auch die „Moralphilosophie" desselben gewährten ihm ebensolche Befriedigung, wie die geometrische Anschauungslehre, wogegen er nur nothdürftig sein Schullatein und Griechisch auffrischte, um die vorgeschriebene Prüfung zu absolviren. Im Januar 1831 wurde dieses einzige Examen, zu dem Darwin sich je gemeldet hat, nicht schlecht bestanden. Er konnte sich nun B. A. (Baccalaureus Artium) nennen, fühlte sich aber, wie aus seinen Briefen hervorgeht, in Folge des vielen zur Vorbereitung für nöthig erachteten Lesens, ganz elend und auch nach der Prüfung unbefriedigt.

Alles, was mit dem vorgeschriebenen Studium zusammenhing, haftete mehr äußerlich. Der Schwerpunkt seiner Thätigkeit in Cambridge lag in der selbständigen Naturbeobachtung und in dem Gedankenaustausch mit Altersgenossen und mit einigen Docenten. Hatte Darwin schon in Edinburgh sich vielfach die naturhistorische Technik angeeignet — sogar von einem geschickten Neger sich im

Ausstopfen der Vögel unterrichten lassen — so wurde er in Cambridge erst recht zum Sammler, besonders zum leidenschaftlichen Ornithologen und Entomologen. Seine Passion, Käfer zu sammeln, hat unstreitig sein Unterscheidungsvermögen erheblich geschärft. Durch das viele Wandern und Jagen zu Fuß und zu Pferde, die Virtuosität im Schießen auf Flugwild und die Lectüre von Humboldt's Reisebeschreibung wurde Darwin, der sich damals einer vortrefflichen Gesundheit erfreute, ohne Zweifel für seinen künftigen Beruf als Naturforscher besser vorbereitet, als wenn er das Studium der Compendien zur Hauptsache gemacht hätte. Die zwanglose Lebensweise während der drei Jahre in Cambridge, die er selbst später die freudenreichsten in seinem glücklichen Leben nannte, war es jedoch nicht allein, was die Entfaltung seiner Anlagen begünstigte; ebensosehr, wenn nicht noch mehr von Bedeutung war der Umgang mit Männern wie Sedgwick, dem Geologen, und Henslow, dem Botaniker. Mit jenem unternahm er eine wissenschaftliche Reise nach Wales, mit diesem verkehrte er persönlich intim in Cambridge und blieb mit ihm in brieflichem Verkehr, so lange er lebte. Henslow starb 1861. Darwin war von unbegrenzter Dankbarkeit erfüllt für alle die von ihm empfangenen reichen Anregungen und wissenschaftlichen Unterweisungen, wurde auch wohl durch die Reinheit seines Charakters immer aufs Neue zu ihm hingezogen. —

Ueberblickt man den ganzen Zeitraum von 1817 bis 1831, welcher die Unterrichts- und Studienjahre umspannt, mit Rücksicht auf die Ergebnisse für Darwin's Ausbildung, so fällt vor Allem auf, daß nicht ein einziges Fach gründlich und methodisch behandelt wurde. Entweder widmete sich der lebhafte Knabe und dann der Student rein dilettantisch den ihm nicht vorgeschriebenen oder sogar verbotenen Gebieten, oder er ergab sich mit der größten Leidenschaft der Jagd und dem Sammeln von Naturobjecten. Der Reihe nach versuchte er es, der Chemie, der Medicin, der Theologie, der Mathematik Geschmack abzugewinnen, zwang sich, mit langen Pausen, das zum Examen erforderte Griechisch und Latein sich anzueignen, um es sogleich wieder zu vergessen und kümmerte sich nicht um die Zukunft, dachte überhaupt nie ernstlich an ein Brotstudium, und wenn er auch viel las und mit vielen Menschen aller Art — auch leichtsinnigen Sportfreunden — ungezwungen verkehrte, so blieb doch, als er zu Anfang des Jahres 1831 ausstudirt hatte, von alledem nichts in so ausgeprägter Weise haften, daß Darwin für irgend einen bestimmten Beruf hätte als besonders ausgebildet gelten können. Er sollte damals noch Geistlicher werden, hätte sich aber für irrsinnig erklärt, wenn er die ersten Tage der Hühnerjagd der Theologie, Geologie oder irgend einer anderen Wissenschaft wegen versäumt hätte. Das war im Jahre 1831. Da trat eine gänzlich unerwartete Wendung seines Geschickes ein.

IV. Die Forschungsreise.

Als Darwin von seinem geologischen Ausfluge nach Wales heimkehrte, fand er einen Brief von Henslow vor, in welchem dieser ihm mittheilte, daß der Capitän Fitz-Roy bereit sei, einen Theil seiner Cajüte in dem von ihm befehligten, zu einer Erdumsegelung bestimmten Schiffe „Beagle" irgend einem jungen Manne

abzutreten, welcher als Naturforscher ohne Besoldung gewillt sei, mit ihm die Reise zu unternehmen. Henslow empfahl Darwin warm und rieth ihm, schleunig anzunehmen. Der zweiundzwanzigjährige Baccalaureus, angehende Theologe und leidenschaftliche Jäger war auch sogleich bereit, auf das Anerbieten einzugehen, aber sein Vater sprach sich dagegen aus. Glücklicherweise fügte er seinen Bedenken die Worte hinzu: „Wenn Du irgend einen Mann mit gesundem Menschenverstande auffinden kannst, der Dir räth zu gehen, dann gebe ich meine Einwilligung." Noch selbigen Abend antwortete daher Darwin ablehnend. Am folgenden Morgen reiste er nach Maer Hall zu seinem Oheim, um rechtzeitig die Jagd auf Rebhühner zu beginnen. Während er schon draußen mit Schießen eifrig beschäftigt war, schickte sein Oheim, Josiah Wedgwood, nach ihm und bot ihm an, ihn in seinem Wagen nach Shrewsbury zu fahren, um mit seinem Vater zu reden, da er meinte, es sei wohlgethan, das Anerbieten anzunehmen. Darwin's Vater hatte Wedgwood stets für einen der verständigsten Männer in der Welt gehalten und willigte dann auch in der freundlichsten Weise ein.

Nun war aber noch ein sonderbares Hinderniß zu überwinden. Als Darwin mit Fitz-Roy innig befreundet geworden, erfuhr er, daß dieser sehr nahe daran war, ihn zurückzuweisen wegen der Gestalt seiner Nase. Er war ein eifriger Anhänger Lavater's und zweifelte, ob Jemand mit einer solchen Nase genügende Energie und Entschlossenheit für die lange Reise besitzen könne. Daß es der Fall war, davon überzeugte sich der stolze Fitz-Roy bald.

Die kleine Episode ist lehrreich. Denn sie zeigt, von welch geringfügigen Umständen die Entscheidung der Lebensbahn eines der größten Naturforscher, den die Welt je gesehen hat, abhing. Daß sein Oheim freiwillig ihm anbot, dreißig Meilen mit ihm über Land zu fahren, „was wenige Onkel gethan haben würden", und daß seine Nase, welche allerdings keine Adlernase war, nicht um noch ein Millimeter mehr in die Breite ging — diese sonderbaren Umstände führten das weitaus wichtigste Ereigniß im Leben Darwins herbei: die Erdumsegelung mit den ersten Wahrnehmungen zur Begründung des Darwinismus.

Während dieser Forschungsreise, welche vom 27. Dezember 1831 bis zum 2. October 1836 dauerte, also über $4^3/_4$ Jahre, wurde, wie Darwin selbst sagt, die erste eigentliche Schulung oder höhere Erziehung von ihm durchgemacht. Er wurde darauf geführt, verschiedenen Gebieten der Naturkunde seine volle Aufmerksamkeit zuzuwenden und dadurch seine Beobachtungsgabe auszubilden, obwohl sie — soviel erlaubt ihm seine Bescheidenheit denn doch hinzuzufügen — immer ziemlich gut entwickelt war.

Auf der Reise war es, wo ihm der ausdauernde Fleiß und die Gewohnheit zu eigen wurde, Alles, womit er sich beschäftigte, mit gespanntester Aufmerksamkeit zu betreiben. Was er auch dachte oder las, wurde zu dem, was er gesehen oder zu sehen erwartete, in Beziehung gesetzt, und diese Art zu arbeiten blieb ihm während der Reise und nach derselben treu. Was aber Darwin selbst gar nicht hervorhebt, nicht einmal andeutet, das ist doch für seine eigenthümliche Ausbildung in wissenschaftlicher Hinsicht gerade die Hauptsache gewesen: die Isolirung. Er war Autodidakt. Selbsterziehung und ursprünglichen Selbstunterricht aus erster Hand — durch die unmittelbare Beobachtung der lebenden und

todten Natur in allen Zonen — zu üben, dazu hatte er vollauf Gelegenheit während der Reise, und diese Gelegenheit machte er sich zu Nutze. Sein Forschungstrieb, seine Freude am Beobachten und Denken überwog schließlich alle anderen Neigungen. Im dritten Jahre der Reise wich selbst die Jagdpassion der ernsten Arbeit; der Diener erhielt das Gewehr, da dasselbe die Erforschung der geologischen Beschaffenheit der neuen Landschaften störte. Dagegen wurde der erste Band von Lyell's „Principien der Geologie" gründlich studirt, und dieses Buch fand Darwin vom höchsten Werthe für seine Beobachtungen und deren Verwerthung. Er stellt sogar die geologische Untersuchung aller bereisten Gegenden weit über die Beobachtung der lebenden Naturkörper, da bei jener stets sogleich die Denkthätigkeit wachgerufen werde; durch Ermittelung der Schichten, Versteinerungen, Gesteine an verschiedenen Punkten, Vorhersagen was da und dort gefunden werden müsse, komme man bald dazu, in dem Felsenchaos einer neuen Gegend Gesetzmäßigkeiten zu entdecken. Aehnlich verfuhr aber Darwin auch bei Untersuchung der Flora und Fauna eines neuen Gebietes. Er verglich und combinirte. Immer denkwürdig wird in dieser Hinsicht bleiben die Art und Weise, wie Darwin die Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten der Thiere und Pflanzen der einzelnen Inseln des Gallopagos-Archipels beobachtete und sie miteinander und mit denen des südamerikanischen Festlandes verglich. Da begann schon im Keime die neue Theorie vom Ursprung der Arten oder besser vom Ursprung der Verschiedenheit alles Lebendigen bei Gleichheit der ererbten Eigenschaften.

Die Forschungsreise, welche Darwin schlecht vorbereitet, unerfahren und im Alter von noch nicht dreiundzwanzig Jahren begann, sogar mit der Ueberzeugung, einen Herzfehler zu haben — da er in Plymouth vor der Abreise an Herzpalpitationen litt — war in jeder Hinsicht eine für den reichbegabten, von Haus aus zum Leben in der freien Natur, zum Beobachten und Forschen neigenden jungen Mann das Günstigste, was sich für ihn zutragen konnte. Sie weckte auch in ihm das Verlangen, obwohl er aus reiner Freude am Untersuchen arbeitete, seine Beobachtungen, namentlich die geologischen, durch ein Buch Anderen zur Beurtheilung vorzulegen; er jauchzte bei dem Gedanken, und als er Fitz-Roy einige Abschnitte aus seinem sorgfältig geführten Reise-Tagebuch vorgelesen hatte, erklärte dieser, es sei wohl werth, veröffentlicht zu werden. Inzwischen hat diese Reisebeschreibung in vielen Auflagen selbst wieder die Reise um die Erde gemacht und Tausende durch die packende Wahrheit der Darstellung erfreut und gefördert.

Darwin's Reise ist durch dieselbe allgemein bekannt geworden, so daß ich hier nicht darauf zurückkommen will. Es ist in Deutschland weniger bekannt, wie es ihm nach derselben weiter erging, und wie er in der Heimath lebte und arbeitete.

V. Leben und Arbeit daheim.

Unmittelbar nach der Ankunft des „Beagle" eilte Darwin nach Shrewsbury in das Vaterhaus, wo er nach fünfjähriger Abwesenheit mit der größten Liebe aufgenommen wurde. Aber er konnte nicht rasten. Es galt nun seine umfangreichen Sammlungen ans Land zu schaffen, zu vertheilen, zu ordnen, zu

verwerthen. Diese Thätigkeit nahm ihn sehr in Anspruch, und die Auswahl derjenigen Forscher, denen er seine Gesteine und Petrefacten, Pflanzen und Thiere zur Untersuchung und Beschreibung anvertrauen wollte, bereitete ihm manche Enttäuschung. Schließlich aber glückte es, für alle großen und kleinen Sammlungen geeignete Specialforscher zu gewinnen. Darwin selbst war eifrig mit der Ausarbeitung der wissenschaftlichen Ergebnisse der Reise, namentlich seiner Theorie der Korallenriffe und der Reisebeschreibung beschäftigt während der fünf Jahre, die er von 1837 an in London zubrachte.

Er ging damals auch öfters in Gesellschaften, besonders wissenschaftliche, verkehrte viel mit Lyell und lernte mehrere hervorragende Männer kennen, so Alexander von Humboldt, der „sehr viel sprach" und ihn enttäuschte, Buckle, der noch mehr sprach, ihn kaum zu Worte kommen ließ und nachher äußerte, Darwin's Bücher seien besser als seine Conversation, ferner Macaulay, dessen Wesen und Wissen ihm imponirte. Auch Sir Roderick Murchison, den „unphilosophischen" Geologen, dann den Botaniker Robert Brown, „mit dem viel starb, weil er zu sehr fürchtete, sich zu irren", sowie die Historiker Motley und Grote lernte Darwin damals kennen. Letzterer gefiel ihm wegen seiner Einfachheit; Sydney Smith ergötzte ihn sehr durch sein witziges Wesen, aber Carlyle war ihm schon wegen seiner absprechenden und anmaßenden Art zu urtheilen unsympathisch. Auch in späteren Jahren wird Faraday auffallenderweise nicht genannt. Einmal — jedoch viel später — saß Darwin im gastlichen Hause des Sir James Paget bei Tisch dem in England mit unermeßlichem Jubel begrüßten Kronprinzen des Deutschen Reiches (nachmaligen Kaiser Friedrich III.) lange gegenüber, ohne daß es zu einem Gespräch gekommen wäre.

Alle jene flüchtigen persönlichen Begegnungen hatten keine Consequenzen.

Von der weiteren Ausbildung zum Pfarrer war seit der Rückkehr nicht mehr ernstlich die Rede. Ja, es wurde, so scheint es, nicht einmal die Wahl irgend eines anderen Berufes von Darwin, Vater und Sohn, erwogen. Es mag daran, abgesehen von seinem stark entwickelten Unabhängigkeitsgefühl, besonders die Kränklichkeit Darwin's und die schon während der langen Seefahrten hervorgetretene Schwächlichkeit, welche durch die Seekrankheit wahrscheinlich gesteigert wurde, mit Schuld sein. Was es eigentlich war, das ihn, den erst Dreißigjährigen, früher ungewöhnlich leistungsfähigen Waidmann und Wanderer damals und später bis an seines Lebens Ende allzu oft an jeder anhaltenden, anstrengenden Thätigkeit hinderte, ist bis jetzt nicht genügend aufgehellt. Konnte doch auch sein Vater, ein vorzüglicher Diagnostiker, die schwere Krankheit, von der er in Südamerika befallen wurde, und die er als den Ausgangspunkt seiner Leiden anzusehen geneigt war, nicht ergründen. Aus den zwar häufig, aber immer nur beiläufig und ganz kurz erwähnten Symptomen — wie Uebelkeit, Erbrechen, Schwindelgefühl, Frösteln, Müdigkeit, Schlaflosigkeit, Herzpalpitationen — läßt sich ein bestimmtes Krankheitsbild nicht zusammensetzen, aus den vorübergehenden günstigen Erfolgen einer in späteren Lebensjahren wiederholten Cur in einer Kaltwasserheilanstalt kein Schluß auf die Natur des Leidens ziehen, aber gewiß ist, daß Darwin während der letzten vierzig Jahre kaum einen Tag sich völlig gesund fühlte. Nichtsdestoweniger ertrug er, ohne zu klagen, mit der größten

Geduld seine Leiden; er ließ sie seine Kinder nicht einmal merken, spielte und scherzte mit ihnen, als wenn er sich des besten Wohlbefindens erfreute, und gönnte sich nicht mehr Erholung von seiner fast immer anstrengenden Arbeit, als er mußte, um wieder arbeitsfähig zu werden. „Ein Mann, der im Stande ist, nur eine Stunde zu verschwenden, hat den Werth des Lebens nicht erkannt", das war sein Grundsatz, der ihm zur Richtschnur diente.

Aber kein Arzt, kein Freund, keins von seinen Kindern kennt den Umfang seines Leidens; nur seine Gattin weiß, wie sehr er litt, sie, die ihm immer treu zur Seite blieb, Alles, was ihm schädlich oder unangenehm sein konnte, unermüdlich beseitigte, ihn von der Ueberanstrengung, so gut sie es vermochte, zurückhielt, ihn zerstreute, die Erholungsstunden mit ihm theilte, ihm vorlas (sogar dann noch, wenn er eingeschlafen war, damit er nicht zu früh wieder aufwache), seine Gäste unterhielt, und bewirthete, wenn er, was zu seinem Leidwesen allzuoft der Fall war, nicht selbst den größeren Mahlzeiten beiwohnen konnte. Ich habe diese vortreffliche Frau nur einmal gesehen und gesprochen, aber den Eindruck gewonnen, daß sie, selbstlos und anspruchslos wie wenige so reich begüterte Frauen, aufging in der Pflege ihres Mannes. Jahrzehnte hindurch sorgte sie für sein Wohl. Ihr ist es zu verdanken, daß Darwin den fortwährenden Kampf gegen das niederdrückende Gefühl, durch Krankheit arbeitsunfähig zu werden, siegreich bis in sein dreiundsiebzigstes Lebensjahr bestehen konnte.

Aber schon bald nach der Verheirathung — am 29. Januar 1839 — war sie, eine geborene Wedgwood, die das Landleben kannte, auch darin mit ihrem damals erst eben als selbständiger Forscher hervortretenden Gemahl und Vetter ganz einig, daß der Nebel und Rauch, die Gastmähler und geräuschvollen Vergnügungen Londons viel weniger, als die Annehmlichkeiten eines friedlichen Landsitzes, dem Leben, wie er es, auch abgesehen von Gesundheitsrücksichten, liebte, auf die Dauer entsprechen würden.

Daher kaufte sich Darwin im Jahre 1842 ein Landhaus, in dem kleinen Orte Down in Kent und blieb daselbst wohnen, bis zu seinem Hinscheiden am 19. April 1882.

Sein Leben während dieser langen Zeit bietet keine nennenswerthe äußere Abwechselung. Es wurden nur wenige und nur kleine Reisen unternommen, England wurde nicht wieder verlassen. Nur durch die größte Schonung und Regelmäßigkeit im täglichen Leben, das peinlichste Haushalten mit der Zeit, war es ihm möglich, sich insoweit bei Kräften zu halten, daß er einige Stunden, nie mehr als sechs, manchmal nur eine, täglich arbeiten konnte. Sein Sohn Francis erzählt viel von seinen Gewohnheiten und kleinen Liebhabereien, seinen Spaziergängen und Ritten, seiner Gewissenhaftigkeit im Briefwechsel wie in mündlichen Mittheilungen; aber in den für eine künftige ausführliche Lebensbeschreibung sehr werthvollen „Reminiscenzen" findet sich nicht viel von allgemeinerem Interesse, was ihn für den, der seine Werke kennt, in einem neuen ungewöhnlichen Lichte erscheinen ließe.

Nur seine Art zu arbeiten, ist sehr charakteristisch, weniger wegen der praktischen Methode, die auch von anderen Gelehrten bevorzugt wird, als wegen der

bewunderungswürdigen Consequenz, mit der er sie fünfundvierzig Jahre lang, von 1837 bis 1882, thatsächlich durchführte. Grundsätze haben und befolgen war für ihn dasselbe.

Die Hauptsache dabei war seine Werthschätzung der Zeit. Mochte er nun beobachten, messen, zählen, experimentiren oder schreiben, dictiren, lesen, seine Druckbogen corrigiren — was ihn am meisten ermüdete — immer arbeitete er mit der höchsten Anspannung der Aufmerksamkeit, um nur nicht zweimal dieselbe Aufgabe in Angriff nehmen zu müssen, und immer achtete er darauf, auch nicht eine Minute, in der er arbeitsfähig war, zu verlieren. Es machte für ihn schon einen Unterschied, ob er zehn Minuten oder eine Viertelstunde ununterbrochen thätig war.

Ferner hatte Darwin die Gabe, beim Sehen verschiedene Dinge, die mit dem, was er sehen wollte, z. B. bei Experimenten an Orchideen, nichts zu thun hatten, scharf aufzufassen und nicht allein zu merken, sondern auch zu verwerthen. Daß ihm Ausnahmen, Abweichungen ganz untergeordneter Art auffielen, daß er sofort darüber für sich theoretisirte, ist nicht so bemerkenswerth, als daß er diese Ausnahmen nicht wieder losließ oder vielmehr sie ihn nicht frei ließen, bis sie irgendwie in Einklang mit alten oder neu begründeten Gesetzen gebracht waren. Er konnte zu diesem Behufe die wissenschaftliche Phantasie in grandioser Weise spielen lassen; aber seine Urtheilskraft überwog stets und verurtheilte die meisten seiner Hypothesen zum Untergang, bevor sie ausgebildet waren. Seine Beharrlichkeit, durch Beobachtung, Experiment und Nachdenken die Wahrheit zu zwingen, sich ihm zu zeigen, war so groß, daß es für Manche fast den Anschein hatte, als würde er zu der rastlosen Thätigkeit durch eine dämonische Kraft getrieben. Er konnte gar nicht müßig sein, wenn er nicht unwohl war.

Sodann ist für die Art, wie Darwin arbeitete, charakteristisch, daß er trotz der außerordentlichen Intensität und Geschwindigkeit beim ersten Niederschreiben des Beobachteten und Gedachten mit der Veröffentlichung allemal zögerte. Er wollte seine bereits abgeschlossenen Untersuchungen nach längerer Zeit, nach Jahren, wie die eines Anderen, selbst kritisch begutachten, gegen Einwände möglichst sichern und formell verbessern, bevor er sie seinen Fachgenossen zur Begutachtung vorlegte. Bei seiner völligen Gleichgültigkeit gegen Prioritätsfeststellungen, Ruhm, Ehrenbezeugungen, Erwerb war es ihm leicht, auf „vorläufige Mittheilungen" seiner Entdeckungen zu verzichten. Die einzige, welche er im Sommer 1858 veröffentlichte, kam nur auf Betreiben seiner Freunde Hooker und Lyell zu Stande, als Gefahr vorlag, daß die Hauptarbeit seines Lebens in Frage gestellt, der Grundgedanke des Darwinismus von Wallace allein ausgesprochen würde. Der Briefwechsel aus dieser Zeit zeigt Darwin in seiner ganzen Größe als Menschen.

Daß bei einer solchen Gründlichkeit, Vorsicht und Ausdauer im Forschen und Schreiben Darwin sich als Autor den heftigen und anhaltenden Angriffen gegenüber sicher fühlte, kann nicht Wunder nehmen und geht schon aus dem Mangel an Polemik in seinen sämmtlichen Schriften hervor. Er antwortete nicht auf ungerechte, ihn herabsetzende Besprechungen in Zeitschriften, weil er

sicher war, daß seine Grundanschauungen doch siegen würden. Und er erlebte noch ihren vollständigen Triumph. Enthielt aber eine, wenn auch noch so giftige Kritik ein Fünkchen Wahrheit, so prüfte er sie genau und brachte in einer neuen Auflage die entsprechende Verbesserung an.

Wenige Naturforscher sind so maßlos leidenschaftlich angegriffen, verspottet, verhöhnt und in wissenschaftlichen wie unwissenschaftlichen Kreisen so mißverstanden worden, wie Darwin in den Jahren 1860 bis 1870. Er aber ließ sich in seinen Arbeiten nicht stören, und es liegt in der olympischen Ruhe des Einsiedlers von Down geradezu eine ehrfurchtgebietende Hoheit und Seelengröße.

Was den Sturm auf den Gebieten der Theologie und Philosophie und der biologischen Naturkunde in England entfesselte, waren viel weniger die allgemeinen Thatsachen, der factische Inhalt von Darwin's Hauptwerk, als die Nothwendigkeit, deren Consequenzen anzuerkennen, wenn man jene selbst gelten ließ. Davor scheute man zurück. Aeltere Männer lieben es meistens nicht, ihre Ueberzeugungen zu ändern, ja nur zu prüfen, daher am Anfang nur die jüngeren Forscher überzeugt wurden. Jetzt aber, dreißig Jahre nach dem Geburtstag des Darwinismus, sind die Jüngeren selbst die Aelteren geworden; die an das Alte sich klammernde Generation der systematischen Opposition gegen Darwin's Princip der selectiven Entwicklung ist ausgestorben; die gegenwärtige streitet nicht mehr, sondern baut aus.

Es wurde aber schon längst eine Arbeitstheilung nöthig. Denn so viel umfassend wie Darwin selbst kann keiner seiner Anhänger werden. Dazu sind die Grenzen der von ihm beherrschten Wissensgebiete inzwischen allzuweit ausgedehnt worden, ist die Masse seiner Leistungen zu groß. Schon das äußere Schicksal seiner Werke ist einzig in seiner Art.

VI. Darwin's Werke und Briefe.

Wenn schon die Geschichte der Naturwissenschaften nur sehr wenige Namen von Forschern zu verzeichnen hat, welche wie Darwin ein mehr als siebzigjähriges Leben ausschließlich der Forschung widmeten, ohne irgendwelche amtliche Thätigkeit, Professur oder Praxis, so ist doch der Fall noch seltener, daß die Bücher eines Naturforschers soviel gelesen wurden, wie die seinigen. Er hätte von dem Ertrage derselben bequem leben können, wenn er gewollt. Gewiß ist er der erste Gelehrte, für dessen wissenschaftliche Schriften das lesende Publicum noch zu seinen Lebzeiten weit über eine Million Mark an die Buchhändler zahlte. Und dabei war Darwin schon fünfzig Jahre alt, als sein Hauptwerk erschien. Wenn man nur die zwölf verbreitetsten seiner Bücher berücksichtigt, und zwar allein die in englischer Sprache in England — bei Murray — erschienenen bekannten (meist grün gebundenen) Bände, dann ergeben sich aus den Angaben in denselben selbst folgende enorme Zahlen:

	Ladenpreis in Mark	Exemplare 1887	Ertrag in Mark
1) Die Reisebeschreibung	9 u. 7,50	17000	140250
2) Der Ursprung der Arten . . . . 15. 14. 12. 9.	7,50 u. 6	33000	349250
3) Befruchtung der Orchideen durch Insecten . . .	9 u. 7,50	4000	33000
4) Variationen der Hausthiere und -Pflanzen . . .	28. 18 u. 15	6000	122000
5) Abstammung des Menschen	24. 15. 9 u. 7,50	21000	291375
6) Ausdruck der Gemüthsbewegungen	12	9000	108000
7) Insectenfressende Pflanzen	14	4000	56000
8) Kletterpflanzen	6	3000	18000
9) Kreuzung und Selbstbefruchtung	12 u. 9	3000	31500
10) Verschiedene Blüthenformen derselben Pflanzenart	10,5 u. 7,5	3000	27000
11) Bewegungsvermögen bei Pflanzen	6	3000	18000
12) Bildung der Ackerkrume durch Regenwürmer . .	6	10000	60000
		116000	1254375
Das ganze letzte Tausend jedes Werkes als nicht verkauft angenommen und in Abzug gebracht . .		12000	124791
Bleiben		104000	1129584

Diese Totalsumme, dieser Tribut, welchen die gebildete Menschheit zahlte, um den Darwinismus kennen zu lernen, ist schon deshalb viel zu klein, als daß man darnach die wahre Anzahl der gekauften und gelesenen Exemplare bemessen könnte, weil die sehr starken Auflagen der amerikanischen Ausgaben, die vielen Uebersetzungen, deren erste in Deutschland, Holland und Frankreich erschienen, sowie die übrigen Werke Darwin's, sein Korallenbuch, seine dickleibigen Bände über die lebenden und fossilen Cirripedien, seine geologischen Beobachtungen über vulcanische Inseln, endlich seine zahlreichen zoologischen, botanischen und geologischen, auch psychologischen kleineren Abhandlungen in Zeitschriften und seine Briefe nicht mitgezählt sind.

Wer mit den Verhältnissen des Buchhandels nur einigermaßen vertraut ist, wird daher die obigen Behauptungen nicht im Geringsten übertrieben finden, zumal ich die Unterlagen der Berechnung des Gesammtertrages ungünstiger ansetzte, als der Wirklichkeit entspricht. Auch sind die Honorare, welche an englische Autoren für wissenschaftliche Werke gezahlt werden, nach deutschen Begriffen mitunter sehr hoch. Darwin erhielt z. B. allein für die beiden ersten Auflagen seines „Ursprung der Arten" (1859 und 1860) über 16300 Mark, für die erste der „Abstammung des Menschen" (1871) 29400 Mark.

Doch hat er niemals eine Zeile um des Erwerbes willen geschrieben, kein Hand- oder Lehrbuch, kein Wörterbuch, keinen Grundriß oder Leitfaden, nicht einmal eine Anleitung verfaßt. Die einzige in einem lehrhaften Stil geschriebene derartige Abhandlung findet sich in dem von Sir John Herrschel 1849 herausgegebenen „Handbuch wissenschaftlicher Beobachtungsmethoden für die Marine und Reisende überhaupt", wo der sechste Abschnitt über Geologie von Darwin stammt. Vorlesungen an einer Universität hat er nie gehalten, auch nur wenige Mittheilungen wissenschaftlichen Corporationen in London selbst mündlich vorgetragen.

Ferner kann er sich rühmen, niemals, um sich einen Namen als Schriftsteller zu verschaffen, oder gar um eine äußere Auszeichnung zu erhalten, die Feder angesetzt zu haben. Das war ihm fremd. Er schrieb nur, wenn er etwas Neues zu sagen hatte. Alle seine Werke sind Originalunterſuchungen, Beschreibungen von

Beobachtungen und Experimenten und daraus abgeleitete Schlüsse mit sehr viel thatsächlichem Material aus den verschiedensten Quellen zur Begründung derselben. Die bloße Sammlung und Veröffentlichung von Thatsachen fand er nicht eben eine besonders achtunggebietende Leistung; aber den Nachweis einer Gesetzmäßigkeit, die Erkenntniß der Reihenfolge des Geschehens, die Einfügung unvermittelter Thatsachen in das aus bekannten abgeleitete Gesetz — das war es, was er zumeist schätzte, und was ihn fünfzig Jahre lang Tag für Tag beschäftigte. So sehr hatte er sich gewöhnt, in dieser Richtung zu denken, daß er sich im Alter sogar zu der mit seiner sonstigen Bescheidenheit in einem allerdings nur scheinbaren Gegensatze stehenden Aeußerung hinreißen ließ, sein Geist scheine eine Art Maschine geworden zu sein, welche aus großen Massen von Thatsachen allgemeine Gesetze mahle. Doch bezieht sich dieser Vergleich auf sein Einseitigwerden, da er meinte, die Empfänglichkeit für höhere ästhetische Genüsse, zumal Poesie und Musik eingebüßt zu haben.

Soviel ist gewiß, daß Darwin schließlich auf demselben Wege wie sein großer Landsmann Isaak Newton dazu gelangte, so viel zu leisten, weil er nämlich immer an die großen Probleme *dachte*. Seine kurzen Tagebuchnotizen und seine Briefe beweisen, daß er seit 1837 in der That den Gedanken von der Veränderlichkeit der Art im Sinne der Zoologen und Botaniker mit einer Zähigkeit und Kraft festhielt, die ihres Gleichen sucht. Denn kein einziger der Naturforscher, mit denen er darüber sprach oder correspondirte, stimmte ihm darin bei, daß die Constanz der Species, die Grundlage aller bisherigen Systematik, fallen müsse, bis er 1858 und 1859 damit an die Oeffentlichkeit trat.

Nichts ist ungerechtfertigter, als die landläufige Behauptung, diese Neuerung habe in der Luft gelegen, und Darwin sei nur derjenige, welcher sie besonders nachdrücklich vertreten habe. Abgesehen von einzelnen, mehr beiläufigen Bemerkungen in Büchern und Abhandlungen, wo man sie am wenigsten suchen würde, dachte Niemand an den Kampf um das Dasein als Concurrenzprincip zur Erklärung der organischen Gestalten, Niemand an die Uebertragung der Züchtungsmethode auf die freie Natur, Niemand an die Variabilität und Vererbung als Erklärungsgründe für die biologische Teleologie, Niemand endlich an die Abstammung des Menschen von thierischen Vorfahren als eine wissenschaftliche, mit den neu gewonnenen Einsichten und Methoden lösbare Aufgabe. Das Alles hat Darwin selbst erst geschaffen.

Aber in keinem Gebiete war er das, was man „Specialist" nennt. Seine Specialität war Einzelheiten *beobachten* und neue Beziehungen *erdenken*. Als Mann der Wissenschaft ist er Forscher, ganz und ausschließlich Naturforscher, als Schriftsteller hat er immer nur aus dem überreichen Schatze seines eigenen Wissens geschöpft.

Seine zahlreichen Briefe gewähren überraschende Einblicke in die Entstehung und Ausgestaltung seiner Theorien, welche von großem Interesse für den Biologen wie für den Biographen sind. Der Werdegang des Darwinismus wird durch dieselben vielfach neu erhellt; was jetzt das genetische und vergleichende Verfahren heißt, zeigt sich hier selbst in seinen Entstehungs- und ersten Entwicklungsphasen. Diese seine Methode wird vielleicht alle seine Hypothesen überdauern. Mit ihr schuf er die neue Wissenschaft der „Biologie".

Da fast sämmtliche Briefe nicht für die Oeffentlichkeit, sondern nur für die Adressaten bestimmt waren, so tragen sie alle den Stempel der ungezwungensten Natürlichkeit. Formlos, wie sie sind, werden sie sachlich um so werthvoller, besonders in historischer, aber auch in heuristischer Hinsicht. Da erkennt der aufmerksame Leser, mit welchen Schwierigkeiten der große Entdecker kämpfte, wie er offen seine Zweifel darlegt, von einer neuen Uebereinstimmung befriedigt, durch einen Einwand aufgehalten, doch immer der Sache auf den Grund geht. Auch wo ihm dieses nicht gelingt, verschweigt er es nicht, und wo er geirrt zu haben meint, spricht er es aus. In dieser Hinsicht ist in hohem Grade beachtenswerth, daß er in einem der wichtigsten Punkte während seines ganzen Lebens nicht ins Klare kam, obwohl man hier und da irrigerweise annahm, ohne Entscheidung darüber könne die Darwin'sche Lehre nicht bestehen.

Es handelt sich um den *Einfluß äußerer Umstände* oder Lebensbedingungen auf die Umgestaltung der lebenden Formen, unabhängig von der Selection, und die Vererbung erworbener Gewohnheiten und sonstiger Eigenschaften als transformirender Factoren.

1837 erscheint dieser Einfluß Darwin (den jetzt erst gedruckten Notizen von seiner Hand zufolge) selbstverständlich;

1844 hielt er in seinem ersten ausführlichen Entwurf diesen Einfluß für sehr wichtig;

1859, in seinem Hauptwerk, erklärte er ihn für unwichtig, da viele Arten unter den allerverschiedensten äußeren Verhältnissen sich nicht verändern;

1861 schwankt er und findet die größte Schwierigkeit in dem Abwägen der unmittelbaren Einwirkung veränderter Lebensumstände ohne Selection gegen die Wirkung dieser allein bei — sozusagen — zufälliger Variation; aber er neigt dazu, jene directe Wirkung für gering anzuschlagen;

1876 jedoch erklärt er es für seinen größten Irrthum, daß er der unmittelbaren Wirkung der äußeren Verhältnisse, wie Nahrung, Klima u. s. w., unabhängig von aller Selection, nicht genügendes Gewicht beigelegt habe.

1881 schreibt er, er *müsse* daran festhalten, daß veränderte Außenbedingungen der Variabilität den Impuls geben, jedoch *in den meisten Fällen* sehr indirect wirken, vielleicht müßten Hunderte von Generationen beeinflußt werden; es handle sich um ein sehr verwickeltes Problem.

Wenn ein Mann wie Darwin so in seiner Auffassung eines fundamentalen Punktes schwankt, so folgt daraus, daß es sich wirklich um eine der schwierigsten Fragen der Theorie handelt, nicht aber, daß es ihm an Kraft oder Ausdauer gefehlt habe. Vielmehr spricht die Offenheit, mit der er sein Oscilliren — so nennt er es selbst — darlegt, für seine Wahrheitsliebe und Sachlichkeit. Bekanntlich ist heute noch diese Frage unentschieden und Gegenstand lebhafter Discussion in biologischen und morphologischen Zeitschriften.

Das eine Beispiel genügt, um zu zeigen, wie lehrreich die Briefe Darwin's, welche übrigens meistens in einer leicht zu verstehenden, immer ganz klaren Sprache geschrieben sind, für den angehenden wie für den erfahrenen Naturforscher noch lange sein werden. Sie lassen aber zugleich jeden mit den Anfangsgründen der Naturkunde vertrauten Leser einen tiefen Blick thun in die Seele des großartig einfachen Mannes.

VII. Darwin's Charakter.

„Ich habe mein Bestes gethan, und mehr kann der Mensch nicht thun," sagt Darwin von sich selbst, bezieht jedoch diese Aeußerung nur auf seine wissenschaftliche Thätigkeit. Sie gilt in Wahrheit, fast ohne Einschränkung, für sein ganzes Leben. Abgesehen von dem Unfleiß während der Studentenzeit, der übrigens vielmehr durch die trockene Darstellung in den Vorlesungen als durch Unlust des Hörers verursacht wurde, wüßte ich kein Versäumniß zu nennen, wo Darwin der Vorwurf träfe, er habe sein Bestes nicht gethan.

Keine von denjenigen Eigenschaften, welche im gegenwärtigen Jahrhundert von den am höchsten civilisirten Völkern als Tugenden geschätzt werden, fehlte ihm. Ich wüßte sogar kaum eine zu bezeichnen, die ihm nicht in hervorragendem Maße eigen gewesen wäre. Vergeblich das Bemühen seiner zahlreichen Gegner, ihm allerlei Fehler anzudichten. Ich finde keinen anderen Fehler an ihm, als daß er sich selbst zu gering achtete, sein Wirken unterschätzte und z. B. meinte, da seine Bücher auch außerhalb Englands sehr viel gelesen, in viele fremde Sprachen übersetzt und neu herausgegeben würden, müßte wohl, wenn ein solcher Erfolg den bleibenden Werth einer Leistung bestimme, sein Name einige Jahre dauern!

Für jeden einzelnen seiner vielen Vorzüge lassen sich aus den Briefen die schönsten Belege zusammenstellen. Seine Mäßigung und Mäßigkeit, seine Aufrichtigkeit und Gerechtigkeitsliebe, seine Menschenfreundlichkeit und Bescheidenheit, seine Freigebigkeit und Barmherzigkeit, sein Fleiß und Ordnungssinn, seine Entschlossenheit und Selbstbeherrschung, seine Geduld und Ausdauer, seine Uneigennützigkeit und Treue — alle diese Eigenschaften waren zu einer solchen Harmonie vereinigt, daß man zweifeln könnte, ob, was er leistete, oder was er war, mehr Bewunderung verdient. Sein Leben und sein Charakter sind weiteren Kreisen so wenig bekannt geworden, daß von ihm bis jetzt nur seine Werke im Gedächtniß der Menschheit leben. Und wie ungerecht sind noch heute Viele, welche auf hohe Bildung Anspruch machen, in der Beurtheilung seiner Leistungen! Daß er den Menschen vom Affen abstammen lasse, damit glaubt Mancher ihn abzuthun. Er konnte es freilich nicht hindern, daß man seine Worte entstellte. Ich will aber hier nichts über seine Toleranz, über seine Persönlichkeit und seine Weltansicht hinzufügen, um bei dem Leser nicht Zweifel zu erwecken, als ob ich einseitig rühmte, etwa befangen, weil von persönlicher Verehrung zu sehr erfüllt.

Ich will nur, damit es nicht den Anschein gewinnt, als ob ich mit meinem Urtheil allein stünde oder übertriebe, hier die Worte eines langjährigen Freundes Darwin's wiederholen, welche er wenige Wochen nach seinem Tode niederschrieb. G. J. Romanes[1]) sagt, die erste Pflicht des Biographen müsse sein, nicht das, was er that, sondern das, was er war, zu schildern, und dieses sei leider gerade die Aufgabe, an deren Lösung nothwendig jeder Biograph scheitern müsse. „Denn den wenigen Bevorzugten, welche mit Darwin in nahem Freundschafts-

[1]) In „Nature, a weekly illustrated journal of science" vom 18. Mai 1882. London. S. 49. In den folgenden Nummern finden sich noch vier bemerkenswerthe Aufsätze über Darwin's Arbeiten auf dem Gebiete der Geologie (von Geikie), der Botanik (von Thiselton Dyer), der Zoologie und Psychologie (von Romanes). Ich verdanke dem Letzteren diese Angabe der Autoren.

verkehr verbunden waren, muß jeder Versuch, seinen Charakter zu beschreiben, unzureichend erscheinen; jedem Anderen aber wird dieselbe Darstellung als ein Ausbruch begeisterungsvoller Bewunderung, als eine übertriebene Lobrede mißfallen. Was Großes und Schönes in der Menschennatur gefunden wird, war in ihm so verschwenderisch entwickelt, daß für anderes Wachsthum kein Raum und keine Aussicht mehr blieb, und im Zusammentreffen so vieler Vorzüge gewahren wir eine Vollkommenheit, welche wir, wenn sie nicht wirklich gewesen wäre, schwerlich uns vorzustellen vermocht hätten; daher das Bemühen, einen solchen Charakter zu schildern, dem Bestreben gleicht, etwa ausgesuchte landschaftliche Naturschönheiten oder Wunderwerke der Kunst in Worte zu kleiden. Man muß sie gekannt haben, um ihre Beschreibung zu verstehen."

Doch wäre es Unrecht, darum auf eine Schilderung einiger Charakterzüge Darwin's ganz verzichten zu wollen. Er selbst hat eine Vorarbeit dazu geliefert, ohne es zu ahnen. Er schrieb nämlich dem Verfasser einer Gedächtnißschrift über Henslow, einem Geistlichen, einen Brief, in welchem er seinen Lehrer charakterisirte, ohne, wie Romanes treffend bemerkte, gewahr zu werden, daß er unwissentlich eine genaue Schilderung seines eigenen Charakters gab, während er die eines Anderen schrieb. Der Brief ist so merkwürdig, daß ich ihn hier zum Schlusse dieser Skizze im Auszug übersetze. Darwin schreibt:

„Ich ging nach Cambridge zu Anfang des Jahres 1828 und wurde bald durch einige meiner entomologischen Genossen mit Professor Henslow bekannt gemacht, denn Alle, die sich für irgend einen Zweig der Naturgeschichte interessirten, wurden gleichmäßig von ihm ermuthigt. Nichts konnte einfacher, herzlicher und anspruchsloser sein als die Art und Weise, wie er allen jungen Naturforschern förderlich war. Ich wurde bald vertraut mit ihm, da er eine eigenthümliche Macht besaß, junge Männer völlig unbefangen und natürlich mit ihm verkehren zu lassen, obwohl wir Alle von dem Umfange seines Wissens überwältigt waren. Ehe ich ihn kannte, hörte ich einen jungen Mann seine Leistungen zusammenfassen, indem er einfach erklärte, daß er Alles wisse. Wenn ich darüber nachdenke, wie wir sogleich uns vollkommen behaglich fühlten in der Gesellschaft des älteren Mannes, der in jeder Hinsicht uns unermeßlich überlegen war, so meine ich, es sei ebenso sehr der durchsichtigen Klarheit seines Charakters wie seiner Herzensgüte zuzuschreiben und vielleicht noch mehr einem höchst bemerkenswerthen Mangel jeder Selbstschätzung seinerseits. Man nahm sogleich wahr, daß er niemals an seine eigenen mannigfaltigen Kenntnisse dachte oder an seinen scharfen Verstand, sondern allein an den vorliegenden Gegenstand. Ein anderer fesselnder Zug, welcher Jedem aufgefallen sein muß, war der, daß er älteren und hervorragenden Persönlichkeiten nicht anders als dem jüngsten Studenten gegenübertrat; sein Benehmen war beidesfalls genau dasselbe: Allen zeigte er dieselbe gewinnende Höflichkeit. Er nahm mit Interesse die unbedeutendste Beobachtung auf irgend einem naturhistorischen Gebiete entgegen; und wie thöricht auch ein Fehler sein mochte, den man beging, er berichtigte ihn so deutlich und freundlich, daß man ihn in keiner Weise entmuthigt verließ, sondern nur entschlossen, das nächste Mal genauer Acht zu geben. Kurz, kein Mensch konnte besser geeignet sein, das ganze Vertrauen der Jugend zu gewinnen und sie in ihren Studien zu fördern.

„Seine Vorlesungen über Botanik waren allgemein beliebt und so klar wie der Tag. So beliebt waren dieselben, daß mehrere ältere Mitglieder der Universität aufeinanderfolgende Curse besuchten. Einmal wöchentlich hatte er einen offenen Abend bei sich zu Hause, und Alle, die sich für Naturgeschichte interessirten, nahmen Theil an diesen Gesellschaften, welche, den Wechselverkehr erleichternd, in Cambridge in sehr angenehmer Weise dieselben guten Folgen hatten wie die wissenschaftlichen Vereine in London. Bei diesen Gesellschaften waren dann und wann viele der ausgezeichnetsten Mitglieder der Universität zugegen; und wenn nur wenige anwesend waren, hörte ich den großen Männern jener Tage zu, während sie mit den verschiedenartigsten und glänzendsten Gaben über Gegenstände aller Art sich unterhielten. Dies war kein kleiner Vortheil für einige der jüngeren Männer, da ihre Verstandesthätigkeit und ihr Ehrgeiz dadurch angeregt wurden.

„Zwei- oder dreimal in jeder Session machte er mit seinen botanischen Zuhörern Ausflüge; . . . diese hinterließen einen entzückenden Eindruck auf mein Gemüth. Er war bei derartigen Gelegenheiten so gut aufgelegt wie ein Knabe, und . . . pflegte jeden Augenblick zu pausiren, um über irgend eine Pflanze oder einen anderen Gegenstand vorzutragen, und Etwas konnte er uns über jedes Insect, jede Muschel oder Versteinerung, die wir sammelten, sagen, denn er hatte sich in jedem Zweige der Naturgeschichte unterrichtet . . .

„Mit der Zeit wurde ich in Cambridge mit Professor Henslow sehr intim, und seine Güte war grenzenlos; er lud mich immerfort in sein Haus ein und gestattete mir, ihn auf seinen Spaziergängen zu begleiten. Er sprach über Alles, sogar über sein tiefes religiöses Gefühl, und war von einer rückhaltlosen Offenheit. Ich verdanke mehr, als ich es sagen kann, diesem ausgezeichneten Manne.

„Während der Jahre meines so vielfachen Verkehrs mit Professor Henslow erlebte ich es nicht ein einziges Mal, daß seine Stimmung auch nur getrübt gewesen wäre. Er beurtheilte niemals irgend Jemandes Charakter übelwollend, obgleich er sehr weit davon entfernt war, für die Schwächen Anderer blind zu sein. Es war mir immer auffallend, daß seine Denkweise von einem kleinlichen Gefühle der Eitelkeit, des Neides oder der Eifersucht auch nicht im Geringsten afficirt werden konnte. Bei all' diesem Gleichmuth und merkwürdigen Wohlwollen war doch nichts Fades in seinem Wesen. Man hätte geblendet sein müssen, um nicht wahrzunehmen, daß unter dieser ruhigen Oberfläche ein kräftiger und entschlossener Wille wohnte. Wo Grundsätze in Frage kamen, konnte keine Macht auf Erden ihn um eines Haares Breite vom Wege ablenken.

„Indem ich in Dankbarkeit und Verehrung über seinen Charakter nachdenke, erheben sich seine sittlichen Eigenschaften, wie es bei den höchstentwickelten Charakteren auch sein muß, über die seines Verstandes hinaus."

Das gilt auch von Darwin, jedoch mit dem Unterschiede, daß man ohne ihn von Henslow nicht viel wissen würde, während er selbst durch die logische Kraft seines Verstandes die geistige Welt in Bewegung setzte.

Jena, am 26. August 1888.

Aus dem Hochgebirge.

Von

Paul Güßfeldt.

VI.

Der Schauplatz der Begebenheiten soll nun aus dem Gebiet der Zermatter Ketten in das der Berninagruppe verlegt werden; es soll die Rede von einer Bergtraversirung sein, welche einen durchaus verschiedenen Charakter von der letzt geschilderten des Matterhorn hat. Sie galt dem Monte Scerscen. Das Unternehmen war neu; es stellte die Kräfte, den Muth und die Besonnenheit der drei Theilnehmer auf eine besondere Probe.

Wem es nur darum zu thun ist, den nackten Verlauf dieser Expedition kennen zu lernen, der möge die nächstfolgenden Seiten überschlagen. Sie sind dem Wunsche entsprungen, denjenigen Lesern entgegenzukommen, welche die Berninagruppe bereist haben oder zu bereisen wünschen; ohne Zuhülfenahme einer Karte bleiben sie nahezu werthlos, auf alle Fälle langweilig; mit einer solchen können sie einem aufmerksamen Leser von Nutzen sein.

Karten lassen sich durch Worte nicht ersetzen; sie sind das Skelett, dem passende Erläuterung Fleisch und Leben gibt: Eines ohne das Andere bleibt unzureichend. Ein gewöhnlicher Schulatlas leistet Dienste, welche auch der lichtvollen Beschreibung vorenthalten bleiben. Den hier verfolgten Zwecken dient am besten das Blatt XX der sogenannten Dufour-Karte (1 : 100 000) oder die topographische Karte von Ober-Engadin in 4 Blättern (1 : 50 000) von J. M. Ziegler; auch die trefflichen Karten in Bädeker's „Schweiz" oder Generalkarten der Schweiz, wie die von Ziegler, Leuthold, Leuzinger (1 : 380 000 oder 1 : 400 000) sind der Empfehlung werth.

Der Monte Scerscen (sprich: Schérschen) gehört der Berninagruppe an, die zwar orographisch, nicht aber politisch eine Einheit vorstellt; denn ein Theil ist graubündisches, der andere italienisches Gebiet. Ihre Verknüpfung mit den benachbarten Alpengruppen geschieht durch zwei Joche: den Malojapaß (1811 m) im Westen und den Berninapaß (2330 m) im Osten, welche in der Luftlinie etwa 25 km von einander entfernt sind. Mittels dieser Pässe ist es leicht, die natürliche Umgrenzung der Berninagruppe anzugeben. Zwei der Thäler, welche von ihnen niedergehen — je eines von jedem Paß — vereinigen

sich im Norden der bezeichneten Luftlinie; die beiden andern: das Puschlav und das Bergell sind Seitenthäler des Addathals, des sogenannten Veltlin, und schneiden von diesem ein Stück von 55 km Länge aus. Das abgeschnittene Stück und die vier Thäler bilden die Umgrenzung. Ihren Verlauf gibt die Karte; freilich nur den auf das ebene Blatt projicirten, nicht den wirklichen; denn dieser steigt auf und nieder. Während die Basislinie der Berninagruppe in der Nähe des Comersees bis zu 230 m niedersinkt, findet sie sich am Berninapaß um den zehnfachen Betrag (2330 m) gehoben.

Ueber die Höhenlage der Theilstücke sei Folgendes bemerkt: Die Basiscurve geht durch die Ortschaft Tirano (460 m) im Veltlin; von hier aus zieht sie sich 55 km thalwärts über Sondrio (348 m) bis zu dem Nordende des Comersees (230 m), sinkt also ganz unmerklich. Ein Theil dieses Nordendes ist durch Anschwemmungen so ausgefüllt worden, daß das nördlichste Stück jetzt einen besonderen See, den Lago di Mezzola, bildet. In ihn mündet der Maira-Fluß, welcher das Gebiet der Berninagruppe stromaufwärts bis zu der Stadt Chiavenna (317 m) im Westen begrenzt; er bildet auch weiterhin die Grenze, von Chiavenna bis zu dem Passe von Maloja (1811 m), d. h. in seinem Oberlaufe; das von der Maira durchflossene Thal heißt das Bergell. Von der Maloja aus zieht sich nun die Grenze fast horizontal in der Sohle des Inn-Thals hin, über die blauen Seen von Sils, Silvaplana und St. Moritz bis in die Nähe von Samaden (1707 m), der Hauptstadt des Ober-Engadin. Hier wendet die Begrenzungslinie scharf nach rechts, folgt dem Berninabach aufwärts, legt sich über den Berninapaß (2330 m) und fällt durch das Thal von Poschiavo bis nach Tirano (460 m), wo die Betrachtung ihren Anfang nahm. Der Weg wurde im Sinne der Uhrzeigerbewegung beschrieben, d. h. die Berninagruppe blieb zur Rechten des Kartenwanderers.

Auf dem hier angewandten Princip, ein Gebirge durch Flußläufe zu zerfällen, welche eine geschlossene Curve bilden, beruht eine der Eintheilungen der Alpen, nämlich die orographische. Solche Begrenzungscurven setzen sich aus Stücken verschiedener Thäler zusammen; doch so, daß zwei benachbarte Stücke entweder zweien zusammenfließenden Thälern angehören, oder zweien durch ein Joch verknüpften. Nach diesem Princip kann ein Jeder, der im Besitz einer zuverlässigen Karte ist und eine solche zu lesen versteht, die Alpen eintheilen. Das ist auch zur Genüge geschehen, und gewisse Alpenabschnitte sind endgültig mit allgemein anerkannten Bezeichnungen versehen worden. Die Seealpen, die Cottischen Alpen, die Graischen Alpen, die Berner Alpen u. s. w. sind allen Lesern vertraute Namen, weil sie zu den Erinnerungen der Schulzeit gehören. Aber es ist klar, daß das erwähnte Eintheilungsprincip nun wieder auf eine jede der bereits erhaltenen Gruppen angewandt werden kann, und daß dem Fanatismus des Classificirens Thür und Thor geöffnet ist; im Besonderen wird das der Fall sein, wenn die Begrenzungen lediglich aus der Karte entnommen werden.

Ohne das Vorhandensein einer Karte sind die orographischen Provinzen des Alpengebirges allerdings nicht von einander zu scheiden. Concrete Dinge müssen von dem physischen Auge beherrscht werden, damit ihre Form in natür-

licher Weise gegliedert werden könne. Weil das bei den Alpen, ihrer Erstreckung wegen, nicht möglich ist, so muß die unübersehbare Wirklichkeit durch das verkleinerte Bild der Karte ersetzt werden; denn dieses läßt sich übersehen. Wenn es Wesen von dem Bau der Menschen gäbe, aber millionenfach größer, so würde nur ein millionenfach verkleinertes Bild derselben uns darauf hinweisen können, daß diese Wesen am natürlichsten nach Kopf, Armen, Rumpf und Beinen zu gliedern seien; alle Theile sind so sehr von einander verschieden, daß gar kein Zweifel über die Richtigkeit der ersten Eintheilung zulässig scheint. Beim Gebirge ist das aber nicht so: da sind die gegliederten Theile einzeln dem Ganzen wiederum ähnlich, also auch untereinander ähnlich, und wenn der Eine beispielsweise eine Gliederung von vier Berggruppen A, B, C, D gemacht hat, so könnte ein Anderer kommen und sagen, das sei nicht natürlich; ein Stück von C gehöre zu B, das andere zu D, die wahre Gliederung gestatte nur drei Gruppen.

Deshalb genügt das Kartenbild allein nicht; die Anschauung an Ort und Stelle muß hinzutreten; sie muß entscheiden, ob solche Thalstücke, welche in einem Joch zusammenstoßen, gut gewählte Demarcationsstücke sind, oder ob nicht ein anderes, derselben Kette angehöriges Joch geeigneter sei.

Als die beiden Joche, über welche die Grenzlinie der Bernina-Alpen führt, wurden der Maloja- und der Berninapaß bezeichnet; wenn man auf ihnen steht, so überzeugt man sich ohne Weiteres, daß die zu beiden Seiten ansteigenden Berge mit großer Klarheit von einander geschieden sind.

Vornehmlich die Thäler, welche in der Maloja zusammenlaufen: das breite, ebensohlige Engadin und das tief eingeschnittene Bergell bestimmen eine natürliche Grenze, und eben dadurch wird es nothwendig, das ganze Gebiet im Westen der Linie Maloja, Murettopaß, Malencothal, Sondrio noch der Berninagruppe zuzuzählen. Innerhalb des Gesammtcomplexes kann man die bezeichnete Linie als eine untergeordnete Grenze festhalten, durch welche das Gebirge in eine westliche und östliche Hälfte zerfällt; letztere bildet dann die Berninagruppe im engeren Sinne und gipfelt in dem 4052 m hohen Piz Bernina; diesem benachbart, und wenig niedriger als 4000 m, liegen Piz Roseg, M. Scerscen, Piz Zupò, Piz Palü.

Die Berge der Westhälfte sind niedriger; der höchste, gleichzeitig am meisten isolirte, und dadurch am meisten in das Auge springende, ist der Monte della Disgrazia (3680 m).

Der gut umschriebenen Umgrenzung eines Gebirgsabschnittes muß ein architektonischer Zusammenhang aller zugehörigen Berge entsprechen, d. h. es muß möglich sein, die Gesammtheit der Berge in eine Hauptkette und deren Abzweigungen zu zerfällen. Eine jede dieser Abzweigungen kann dann wieder verzweigt sein, und so fort, nach dem Bilde eines Baumes. Die Gebirgsgruppe wird also eine Hauptkette und Seitenketten erster, zweiter, dritter u. s. w. Ordnung zeigen. Je weiter die Verzweigung getrieben ist, um so reicher gegliedert wird das Gebirge erscheinen, um so mannigfaltiger wird sich aufwärts die Verästelung der Thäler gestalten, welche abwärts in die Begrenzungsthäler ausmünden; je tiefer letztere liegen, je höher die Hauptkette ansteigt, um so größere Gegensätze der Vegetation werden vorhanden sein, um so stärkere Unterschiede

durch Eisbedeckung, unbedeckte Felsflächen, Matten, Wälder und Weinberge dargeboten werden.

Für diese allgemeinen Auseinandersetzungen ist die Berninagruppe ein willkommenes Beispiel. In einem weiten Bogen, welcher in Form und Größe an das Nordufer des Genfersees erinnert, spannt sich die Hauptkette über der Sehne des Veltlin aus, beginnend am Nordende des Comersees, bei Tirano endigend, nach Süden geöffnet, den Scheitel gegen Norden gekehrt, und dort die höchsten Erhebungen tragend. Die Gratlinie der Kette hebt sich im wechselnden Hin und Her von Auf und Ab, von Rechts und Links, aus dem Niveau von 400 m bis zu dem von 4000 m, ihre Länge mißt annähernd 100 km. Nach beiden Seiten strahlen Seitenketten aus, sehr verschiedener Erstreckung, auch sehr verschiedener Art. Die Außenstrahlen sind gegen das Bergell, gegen das Engadin und das Puschlav (Thal von Poschiavo) gerichtet; die Innenstrahlen gegen das Veltlin; letztere sind bis in die vierte Ordnung hinein verzweigt. Nur deshalb, weil die Hauptkette der Berninagruppe bogenförmig von West durch Nord nach Ost gekrümmt ist, kann man bei derselben ein Innen und ein Außen unterscheiden. Diese Unterscheidung ist indessen mehr als eine bloße Spielerei, weil auch die Landschaften auf den beiden Seiten der Kette in der Physiognomie von einander abweichen; selbst da, wo jene zusammenstoßen, d. h. längs der Kammlinie, finden nicht selten sprungförmige Uebergänge statt, besonders in Bezug auf die Schneebedeckung.

Die innere Gebirgslandschaft — sie kann mit einem Amphitheater verglichen werden — baut sich gleichmäßig auf, weil ihre untere Begrenzung, der Lauf der Adda von Tirano bis zum Comersee, nur eine geringe Höhenänderung erfährt. Bei den Außenlandschaften ist das zum Theil anders; man ist zunächst gezwungen, sie in drei Abschnitte zu zerlegen, einen östlichen: das Puschlav, einen westlichen: das Bergell, und einen centralen: das hohe Engadin, für welches der Maloja- und der Berninapaß die Rolle von Grenzsteinen spielen. Im Bergell wechselt die Höhenlage der unteren Grenze von 400 bis 1811 m, im Puschlav von 460 bis 2330 m; im Engadin schwankt sie zwischen 1700 und 2330 m. Landschaften, welche aus so verschieden geneigten Thalsohlen aufsteigen, werden schon aus diesem Grunde in sich und von einander verschieden sein; dazu tritt noch die verschiedene Orientirung der Hänge gegen Nord, Süd, Ost und West.

In stärksten Gegensatz zu einander treten das Engadin und die Landschaft des Amphitheaters. Jener Theil der Berninagruppe liegt nach Norden; sein tiefstes Niveau in etwa 1700 m, die Schneegrenze (2700 m) verläuft nahezu in der Mitte zwischen der Kammhöhe und der Thalsohle. Die klimatischen Bedingungen sind rauh, die Gebirgsmulden mit Schnee oder Firn erfüllt; die Gletscher enden 100—200 m über den bewohnten Plätzen. Weder Obstbäume noch Kornfelder finden ihre Existenzbedingungen; allein der Arvenbaum und die Lärche gedeihen, diese freilich in herrlicher Entwickelung. Was sonst noch an Vegetation vorhanden ist, das nimmt die Form von Halbbäumen, von Strauchwerk, niedrigem Gebüsch und Beerenkräutern an. Den lieblichsten Ausdruck erfährt das rauhe, aber sonnendurchleuchtete Klima des Engadin in dem prangenden

Farbenspiel der Gartenblumen und Topfgewächse, deren Gedeihen den Stolz und die Freude gar mancher Hausfrau ausmacht. Die liebevolle Hand des Menschen hält hier fern, was kalte Nächte oder plötzlich eintretende Tagesfröste schaden könnten, sorgt aber dafür, daß den blühenden Pflanzenkindern alle Wohlthaten einer Sonne zu Theil werden, welche nur durch dünne Luftschichten von dem Boden des Hochthals getrennt wird. Hätten es doch die jungen Menschenkinder auch so gut, daß man ihnen nur das Schädliche fernhielte und das Gute ohne Eingriffe auf sie wirken ließe! Aber selbst weiter hinauf, wo die Natur sich allein überlassen bleibt, an den Bergeshängen, die mit Geröllhalden oder Schneefeldern abschließen, zeigen die blühenden Kräuter einen Wechsel glänzender Farben; es ist, als wohnte den Pflanzen durch ihre Blüthen die Kraft inne, das Sonnenlicht in sein Spectrum zu zerlegen; so reines Gelb, Roth und Blau leuchtet bald hier, bald dort dem niederblickenden Wanderer entgegen.

Zu diesem nördlichen Theil der Berninagruppe steht die südliche innere Berglandschaft in schroffem Gegensatz; sie steigt zwar zu denselben Höhen auf wie ersterer — denn beide durchsetzen sich in demselben Kammgrat — aber sie sinkt — immer breiter werdend — bis zu den milden Regionen des Veltlin. Hier herrscht noch im September die Temperatur unserer Hochsommertage; eine reiche Vegetation gibt Zeugniß von der Fruchtbarkeit des Bodens und von der Milde des Klimas. Man sieht die sehr breite Sohle des Thales bestanden mit Maisfeldern, Maulbeerbäumen, Weiden, Pappeln, Akazien: einer Vegetation, nicht unähnlich der des „Längsthales" im centralen Chile. Freilich fehlen auch sumpfige Stellen nicht; sie dämpfen hier und da die heiteren Züge des Gesammtbildes.

Wenn man mit der Eisenbahn von Colico in unmerklicher Steigung thalauf bis nach Sondrio, der Hauptstadt des Veltlin, fährt, so gewähren die Einzellandschaften dem Auge ähnliche Eindrücke, wie das Ohr sie empfängt durch Variationen über dasselbe Thema. Die große Zahl der Ortschaften beweist, daß die Bevölkerung nicht spärlich gesäet ist. Einige rechte Seitenthäler führen der Adda die Wasser der Berninagruppe zu, deren Südfuß in mannigfacher Gliederung als rechtes Gehänge aufsteigt. In der Nähe von Sondrio, ein wenig unterhalb, zeigt dasselbe braune, steil geneigte Flächen, die mit großer Sorgfalt terrassirt sind; das sind die berühmten Weinberge von Sassella. Sie geben einen feurigen Wein, der besonders in dem kalten Engadin geschätzt wird, sich dort zu einem edlen Getränk entwickelt und manchem Alpenwanderer zu einem helfenden Gefährten geworden ist.

Das Hauptthal der Innenlandschaft ist das Malencothal; es wird vom Malero durchflossen, liegt central, mündet bei dem Hauptort Sondrio (365 m) in das Veltlin, steigt nach Norden auf, und verzweigt sich zu vergletscherten Ursprungsthälern.

Ein anderes wichtiges Thal, von geringerer Erstreckung, aber stärkerer Verzweigung, liegt westlich davon; es wird vom Masino durchströmt; seine Ursprünge enden an Pässen, welche in das Bergell führen. Zwischen dem Val Malenco und dem Thal des Masino erhebt sich die mächtigste Kette, welche von dem Hauptkamm zum Innern des Circus niedergeht; sie trägt den schon erwähnten

Berg, welcher den tönenden Namen Monte della Disgrazia, Unglücksberg, hat. Seine schroffen und doch sehr schönen Formen, sowie seine isolirte Lage ziehen das Auge aus weiter Entfernung an; kein zweiter Berg der Alpen von nur 3680 m Erhebung kann sich mit ihm an Eigenthümlichkeiten messen; seine Ersteigung ist voller Reize, die Aussicht vom Gipfel unvergleichlich; sie erschließt die ganze Schönheit der inneren Landschaft und die ganze Großartigkeit des Hauptkammes.

Die Beschreibung weiter auszuspinnen, wäre nutzlos; ein einziger verständnißvoller Blick auf das Blatt XX der Dufour'schen Karte lehrt mehr als die bestüberlegten Worte. Der Leser wird aus dem Bilde sogleich die reiche Verzweigung der Ketten, das fein verästelte Thalsystem erkennen, und wenn er sich dann noch klar macht, daß diese Landschaft auf nur 22 km Horizontalerstreckung von 350 m zu 4000 m aufsteigt, also in viele, klimatisch ganz verschiedene Zonen zerfällt: so wird er ihr einen bevorzugten Rang unter den Landschaften einräumen.

Der jenseit, d. h. nördlich des Hauptkammes gelegene Theil der Berninagruppe, kann sich trotz aller Schönheiten einer so reichen Mannigfaltigkeit nicht rühmen, am wenigsten das Engadin, dessen Reiz vielmehr in der tektonischen Einfachheit besteht. Die tieferen Stufen des Bergell und des Puschlav prangen zwar auch in den Reizen einer reichen Vegetation, als deren typische Vertreter Kastanien und Nußbäume, Steinobst, Mais und die Rebe gelten müssen; aber die oberen Enden ihrer Thalsohlen liegen so hoch, daß das Gebirge daselbst sich aufbaut wie im Engadin.

Alles, was hier gesagt wurde, ist auch von dem Verfasser gesehen worden. Die innere, amphitheatralische Landschaft ist von ihm zum ersten Male im Jahre 1869 von deren oberen Rande aus betreten worden, zum letzten Male im Jahre 1887 von der unteren Grenze aus, dem Veltlin. An diese jüngsten Erlebnisse soll hier angeknüpft werden und ihre Schilderung gleichzeitig dazu dienen, ein Bild der eigentlichen Hochgebirgslandschaft in der Berninagruppe zu geben.

VII.

Ueber die Tektonik des Monte Scerscen selbst enthält das früher erwähnte Buch: „In den Hochalpen, Erlebnisse aus den Jahren 1859—1885" (zweite Auflage, Berlin 1886) Angaben; sie finden sich vornehmlich in Abschnitt 6: Die Fuorcla da Roseg, Abschnitt 7: Monte Scerscen, Abschnitt 12: Die Schneehaube des Monte Scerscen. Indeß wird mit solchem Hinweis nicht allen Lesern gedient sein; ein Aufsatz wie dieser muß nach Geschlossenheit streben und das topographische Detail wenigstens soweit wiederholen, daß die zu schildernden Hergänge verständlich werden.

Die Hauptkette der Berninagruppe steigt in ihrem östlichen Theile, d. h. zwischen Muretto- und Berninapaß, am höchsten auf; für ihn bilden der Piz Roseg (3943 m) und der Monte Scerscen (3967 m) das Centrum; zwischen beiden Bergen liegt der Einschnitt der Fuorcla da Roseg (3527 m). Drei Seitenketten, welche nach Norden gegen das Engadin abgesenkt sind, legen sich so an die Hauptkette an, daß zwei weite Firnkessel entstehen, die dann etwas tiefer in langgestreckte Thäler übergehen; letztere laufen bei Pontresina (1830 m) zu-

sammen; in das östliche Thal stößt der Roseg-Gletscher bis zu der Tiefe von etwa 2050 m vor, in das westliche der Morteratsch-Gletscher bis etwa 1900 m. Für die Erzählung kommt nur der Firncircus des Rosegthales in Betracht; er zerfällt in zwei Kessel, weil von dem Piz Roseg ein kurz verlaufender Felsgrat ausgeht, der noch innerhalb der Firnregion endet; der westliche Kessel enthält den Sellafirn, der östliche den Tschiervafirn, und dieser ist es, gegen welchen der Monte Scerscen sein merkwürdig gestaltetes Contrefort nach Nordwesten vorschiebt.

Betrachtet man den Monte Scerscen von dem Tschiervagletscher aus (auch die Alp Ota im Rosegthale ist ein gut gewählter Punkt), so erkennt man, daß er in der Höhe mit einem Kammgrat abschließt, aus dessen Mitte die höchste Spitze in wenig ausgezeichneter Weise hervortritt. Man hat diese Erhebung zutreffend mit einer Rückenflosse verglichen. In Seehäfen heißer Klimate sammeln sich um das Schiff nicht selten Haifische und bleiben unbeweglich ruhen, den Wasserspiegel berührend; nur die Rückenflosse ragt hervor; und daran erinnert in der That der Scerscengipfel. Der Kammgrat läuft von Südwest nach Nordost, hat etwa 1000 Schritt Länge und eine Durchschnittshöhe von 3900 m. Die Südwestecke (3877 m) ist von scharf ausgeprägter Form; sie besteht aus einem felsigen Unterbau, der 350 m tiefer auf der Fuorcla da Roseg (3527 m) aufsitzt und mit dem gegenüberliegenden Abfall des Piz Roseg die merkwürdige Eiswand der Fuorcla einschließt (S. Hochalpen S. 71 ff.). Die nackten Felsen des Unterbaues krönt eine kleine Schneepyramide, durch welche die Südwestecke aus meilenweiten Entfernungen erkannt werden kann; deshalb gab ich ihr den Namen: die Schneehaube.

Der Nordostecke (3885 m) des Scerscengrates kommt eine so charakteristische Erhebung nicht zu; sie ist nur einseitig scharf ausgeprägt, weil der Kammgrat an ihr sehr steil bis zu der kleinen Felspyramide abfällt, in welcher die Verknotung der Hauptkette mit der Seitenkette des benachbarten Piz Bernina statt hat. Andererseit zieht sich von der Nordostecke eine seitliche Gratrippe in nordwestlicher Richtung hinunter zum Tschiervafirn; ihr Durchschnittsgefälle hat den Winkel der Ekliptik, 23½ Grad, und ihre Länge ist nahezu 3333 Meter. Zwischen der rechtsbleibenden Gratrippe und dem bastionartigen Unterbau der Schneehaube zur Linken senkt sich vom Kammgrat die mächtige firnüberlagerte und firnzerrissene Fläche nieder, welche dem Nordostgehänge des Roseg gegenüberliegt und mit diesem das vergletscherte Hochthal der Roseg-Fuorcla einschließt. Die andere Fläche, welche von der Gratrippe niedergeht, ist dem Westabfall des Piz Bernina zugekehrt, schließt mit diesem ein anderes Firnthal ein und fällt mauerartig gegen dasselbe ab. Der höchste Theil des Tschierva-Circus wird also durch den Scerscen in zwei Firnthäler zerlegt, deren trennender Wall die Gratrippe ist.

Die lange Gratrippe hat nun bei der ersten Besteigung des Monte Scerscen — sie wurde im Jahre 1877 von mir mit Hans Graß und dem verstorbenen C. Capat ausgeführt — eine große Rolle gespielt. Ueber ihren Fuß, zwischen 2600—2800 m, erreichten wir den Firnboden der Roseg-Fuorcla, betraten die Rippe von Neuem in 2200 m und verließen sie erst in 3700 m Höhe. Die

Schwierigkeiten des Weges wurden vornehmlich dadurch bedingt, daß das Terrain in dem Niveau 3400—3700 m steil aufspringt, und daß aus dieser Zone ein breites Mauerband in die beiden Flächen des Scerscen übergreift. Das Mauerband selbst wird oben von einer Firnauflagerung bedeckt, die 50—60 m mächtig ist, an der Oberfläche reines, hartes Eis zeigt und nahezu senkrecht abfällt. Will man den Gipfel von der Schweizerseite (Engadin) aus erreichen, so ist man gezwungen, zuerst den Felsgrat und dann die aufgelagerte Eismauer zu erklettern.

Auf der italienischen Seite des Scerscen sieht es nun ganz anders aus; er sowohl wie der Roseg und die benachbarten Berge fallen in abschüssigen Felshängen und steinernen Wänden, welche durch vereiste Couloirs von einander getrennt sind, vom Kammgrat ab. Etwa 500 m tiefer legt sich ein breites, wenig geneigtes Terrassenband um das Gebirge und trägt die Firnmeere des Scerscen-, Fellaria- und Palü-Gletschers; sie fließen in verschiedenen Richtungen ab und gehören dem Regime des adriatischen Meeres an. Da wo der Scerscenfirn den Fuß der braunen Massivs umsäumt, ist dasselbe eingebuchtet und bildet einen Halbkreis; durch Strebepfeiler, welche vom Kammgrat niedergehen, entstehen secundäre Kessel, deren Hinterwände zu Einsattelungen, wie Fuorcla da Roseg und Crastagüzza-Sattel, aufsteigen. Auch das Massiv des Scerscen selbst zeigt solche Secundärkessel.

Im Jahre 1879 war es mir gelungen, vom Scerscenfirn aus die „Schneehaube" zu erreichen, und zwar trafen wir den Kammgrat damals in einer kleinen Einsattelung zwischen dem rechts gelegenen Scerscengipfel und der Schneehaube. Von dem erreichten Punkte aus wandten wir links und erstiegen die Schneehaube in 25 Minuten; wir mußten auf einer Corniche gehen, d. h. auf Schnee, welcher den Felsgrat simsartig überragte. Auch die Schneehaube war bis dahin nicht erstiegen worden; nun war ihre Ersteigung von Italien aus gelungen; was hinderte also, den höchsten Gipfel ebenfalls von dort aus zu erreichen? In dem erwähnten Buche (S. 199 ff.) findet sich darüber die folgende, im Jahre 1879 geschriebene Bemerkung: „Mit großer Aufmerksamkeit studirte ich (vom Gipfel der Schneehaube aus) den Scerscengrat; der Punkt, wo wir ihn zuerst betreten hatten, liegt 120—136 m von der Schneehaube und etwa 350 m von der höchsten Spitze entfernt; er theilt also die Strecke im Verhältniß von 1 : 3. Die kürzere von uns zurückgelegte Theilstrecke ist die gefährlichere wegen des Ueberhangs; wir legten sie in 25 Minuten zurück. Die andere Theilstrecke, die zur höchsten Spitze führt, würde sich also in 1—1½ Stunden zurücklegen lassen, denn besondere Schwierigkeiten durch Scharten und Abstürze sind nicht vorhanden, und ebensowenig scheint es Ueberhang zu geben. Ich schätzte direct mit dem Auge auf 1½ Stunden; Hans Graß (mein Führer) glaubte, daß der Uebergang in einer Stunde auszuführen sei. Unsere Besteigung der Schneehaube hat daher gleichzeitig einen neuen Weg zur höchsten Scerscenspitze eröffnet. Wie man das Matterhorn, das Weißhorn, die Jungfrau u. s. w. „traversirt" hat, so kann man jetzt auch den Scerscen traversiren, indem man vom Tschiervagletscher zur höchsten Spitze aufsteigt, von dort dem Kammgrat in der Richtung zur Schneehaube folgt und denselben an eben dem Punkte ver-

läßt, wo wir ihn betreten hatten und nun wieder zu verlassen im Begriffe standen; der Abstieg würde dann mit dem unsrigen zusammenfallen. Diese Expedition in umgekehrter Richtung auszuführen, erscheint wenig rathsam, weil die Eiswand an der Nordwestfläche ein Stufenschlagen von oben nach unten kaum gestatten dürfte." Es gingen acht Jahre ins Land, ohne daß die vorgeschlagene Expedition ausgeführt wurde.

Dagegen ist der Gipfel des Scerscen seit dem Jahre 1877 noch fünf Mal betreten worden, anfänglich vom Tschiervagletscher aus, auf meinem Wege, und 1886 vom Scerscenfirn aus direct über die Felsen zur Spitze. Diesen Weg machte zum ersten Male der bekannte englische Alpinist Dr. B. Wainewright und folgte dann dem Kammgrat bis zur Nordostecke, die steil gegen Piz Bernina zu abfällt; hier kletterte er hinunter (die Expedition bestand aus zwei Herren und zwei Engadiner Führern) und erreichte unter großen Schwierigkeiten den Crastagüzzasattel, von wo aus der gewöhnliche Abstieg in das Gebiet des Morteratschgletschers gemacht wurde. Damit war endlich bewiesen worden, daß der Grat zwischen Piz Bernina und Monte Scerscen gangbar sei, und von dem Kammgrat des Scerscen war nur noch das eine Stück jungfräulich, das sich von der höchsten Spitze gegen die Schneehaube hinzieht.

Als ich im August 1887 in Pontresina verweilte, gelang es mir nicht, eine Scerscenexpedition, wie ich sie plante, zu Stande zu bringen. Ziemlich enttäuscht, aber voll stiller Vorsätze, reiste ich nach Zermatt; nur über den Monte Scerscen wollte ich Pontresina wieder betreten. Schon bei der Gabelhornbesteigung hatte ich erkannt, daß E. Rey und Aymonod die rechten Leute für mich waren; die Matterhorn-Traversirung befestigte nur die ersten Eindrücke, und so machte ich denn während derselben meinen braven Piemontesen den Vorschlag, mir in einem Gebirge als Führer zu dienen, das sie beide nicht kannten. Sie nahmen mit Freuden an, und wir verloren keine Zeit. Am ersten Tage ging's von Zermatt über den Theodulpaß nach Val Tournanche; am zweiten thalaus bis Châtillon, und bei strömendem Regen mit der Eisenbahn über Mailand bis Como; am dritten über den See, mit der Bahn von Colico nach Sondrio und dann ungesäumt zu Fuß das Malenco-Thal aufwärts bis Chiesa; am vierten bis zu den Gletschern, wo in 2840 m eine Hütte steht: die Capanna Marinelli.

Einer so langen Reise bedurfte es, damit wir nur den Ausgangspunkt für unsere Expedition erreichten; das Risico dabei war kein geringes: die Jahreszeit war bereits so stark vorgerückt, daß einsetzendes schlechtes Wetter die Berge für den Rest des Jahres verdorben haben würde. Derselbe Rey, welcher am 5. Januar 1888 mit den drei Maquignaz dem sehr verdienten und unternehmenden Herrn Vittorio Sella und dessen Verwandten bei der Traversirung des Montblanc von Courmayeur nach Chamonix als Führer diente, mißtraute einer Unternehmung gegen Ende September, weil frischer Schnee gefallen war.

Winterexpeditionen werden jetzt häufig ausgeführt, wodurch die Größe der einzelnen Leistung allerdings nicht verringert wird. Es kommen Winter vor, wo so wenig Schnee fällt, daß die Felsen der hohen Regionen in guter Verfassung sind, ebenso der tiefer gelegene Schnee, bei welchem sonst die pulvrige

Beschaffenheit gefürchtet wird. Bleibt das Wetter beständig — und das ist während des hohen Winters in den Alpen oft der Fall —, so sind die äußeren Bedingungen für das Gelingen gegeben; der Rest liegt bei den Unternehmenden. Ohne Frostschäden geht es freilich selten ab; sie können sehr ernster Natur werden. Mrs. E. P. Jackson, eine englische Dame, deren alpine Leistungen seit Jahren die Bewunderung sachverständiger Kreise erregt haben, erstieg in der Zeit vom 5. bis 16. Januar 1888 das Groß-Lauteraarhorn (4040 m), das Kleine und das Große Viescherhorn (4050 m) und traversirte endlich die Jungfrau (4167 m) von der Walliser Seite zur Wengernalp. Das „Alpine Journal", welches sehr maßvoll in dem Ausdruck seiner Anerkennung ist, nennt diese Leistungen höchst bemerkenswerth und kühn und bittet Mrs. Jackson, ihr die herzlichsten Glückwünsche zu ihren glänzenden Erfolgen aussprechen zu dürfen. Mag dieselbe Bitte auch in der „Rundschau" eine Stelle finden.

Wir hatten es unserm schnellen Vorgehen zu danken, daß die Scerscentraversirung beendet wurde, ehe noch das Engadin bis zur Thalsohle hinunter mit frisch gefallenem Schnee bedeckt war. Von Sondrio (348 m) führt der Weg fast geradlinig zu dem Firnband von Scerscen und Fellaria. Bis Chiesa (1000 m) verläuft er nordwärts im Malencothal, das von dort nordwestlich zum Murettopaß aufsteigt; von Chiesa an bog unsere Straße in ein linkes Seitenthal ein, in das Val Lanterna, dessen Wasser aus dem Scerscengletscher abfließt. Der Weg ist höchst anmuthig, erscheint namentlich so, wenn man noch unter dem Eindruck der Monte Rosa-Matterhorngruppe steht. Es herrschte nun wieder für Alles ein kleinerer Maßstab, und mir war zu Muthe, als wäre ich aus einem glänzenden Palast in ein stattlich-behagliches Wohnhaus zurückgekehrt. Die Dimensionen sind hier geringere, die Gratrücken der Thalsohle nicht länger in schimmernde Fernen entrückt, und vor Allem liegt auf den Felsen ein so warmer Ton, ragt über ihnen ein so blauer Himmel auf, daß dem Wanderer das Herz aufgeht — er hätte denn keins. Meine Führer selbst riefen wiederholt aus: „Quel beau pays!" Sie waren überrascht, in der verkannten Berninagruppe so viel Schönes zu sehen; sie sollten später noch mehr dadurch überrascht werden, daß die höheren Zonen so viel Tücke enthielten.

Der Weg von Sondrio nach Chiesa ist jetzt für kleineres Fuhrwerk zugänglich gemacht; er hält sich anfänglich auf dem linken Thalhang und tritt noch vor dem Oertchen Torre auf den rechten über; im Ganzen steigt er 650 m an. Es müssen wohl wenige Reisende hierherkommen, sonst hätte unser Vorüberzug nicht so viel Neugier bei Groß und Klein erregt haben können. Um so mehr war ich erstaunt, in Chiesa ein vortrefflich gehaltenes Wirthshaus, das Albergo Olivo, anzutreffen. Wirth und Cameriere erwiesen sich als vernünftige Leute, und dadurch wurde die Beschaffung des Proviantes für unsere Expedition sehr erleichtert.

VIII.

Wir mietheten einen Träger, der gleichzeitig als Wegweiser bis zur Marinellihütte (2840 m) dienen sollte, und brachen am Morgen des 21. September dorthin auf. Nach einer Stunde unmerklicher Steigung betraten wir den rechten Hang

des Val Lanterna und gelangten in 1660 m Höhe an einen Steinbruch, in welchem Asbest gewonnen wird. Dann folgte der Weg einer ebenen Stufe, wo in 1900 m Höhe der Bach überschritten wurde.

Kleine Waldbestände wechselten mit Matten; hier und da traf man die steinernen Hütten italienischer Sennen. Die nackten Felsrücken der Höhe waren nur seitliche Ausläufer des Gebirges und verdeckten die Aussicht auf die Hauptkette. Ein steiler Anstieg führte zu dem Kamm (2700 m) eines der Ausläufer, der gleichzeitig dem linken Gehänge des Scerscenabflusses angehört. Hier sammelten wir Brennholz für die Nacht, und in 2300 m traf ich noch einen vereinzelten Lärchenbaum, einen echten Solitaire, von zwanzig Fuß Höhe und ein Fuß Stammdicke. Wir überschritten den Kamm und traten in das eigentliche Hochgebirge ein. Der Wind wehte kalt und schneidend, und auf den sichtbar gewordenen, mir so vertrauten Gipfeln der Berninakette standen Wolken aufgewehten Schnees. Im Uebrigen war die Witterung heiter und beständig. Wir traversirten auf der anderen Seite des Kammes, rechtswendend, horizontal der Hauptkette zu, überschritten noch einen Seitenkamm und erblickten zu Füßen einen kleinen linken Seitengletscher des Scerscengletschers. Die Schutzhütte wurde sichtbar, in gleicher Höhe mit uns gelegen, aber jenseit des Seitenfirns. Wir stiegen zum Gletscherboden (2750 m) nieder, überschritten ihn ohne Mühe und erreichten das Ziel des Tages, die Capanna Marinelli (2840 m), mittels eines Anstiegs von etwa 100 Metern.

Von Sondrio bis Chiesa sind es $2^1/_2$ Stunden Marsch bei 650 m Steigung; von Chiesa bis zur Schutzhütte 7 Stunden Marsch bei 1840 m Steigung — ohne die Pausen. Man kann schneller gehen, aber nicht, wenn man einen schwerbeladenen achtundfünfzigjährigen Träger bei sich hat, dem meine Führer schließlich die Last abnehmen mußten.

Hier nun begann für mich bekanntes Terrain; denn in dieser Hütte hatte ich bereits einmal geschlafen, acht Jahre zuvor, als sie eben fertig gestellt, aber noch nicht getauft worden war. Jetzt ehrt ihr Name das Andenken des Herrn Marinelli und seines Untergangs am Monte Rosa, und wird dadurch zu einem memento mori für alle Besucher. Sie lehnt sich an Felsen, deren Basis von zwei Gletschern umflossen wird: dem überschrittenen und dem Hauptabfluß des Scerscenfirn; da der Vordergrund steil abfällt, so beherrscht der Blick die Landschaft wie von einer Bastion. Eine Tafel im Innern der Hütte gibt deren Höhe auf 3000 m an; das kann nicht richtig sein. Meine Messungen mit dem Hypsothermometer ergaben 2840 m, und im Jahre 1878, wo allerdings nur uncontrolirte Aneroide verwandt werden konnten, hatte ich 2860 m gefunden.

Vor der Hütte steigt der Grat nach Nordnordost auf, und wenn man auf seinem westlichen Hange einige hundert Schritte hingeht, so sieht man von links nach rechts, jenseit des breiten glänzenden Firn den hellen Piz Tremoggia (3452 m), das sanfte Schneejoch der gleichnamigen Fuorcla (3100 m), den Piz Glüschaint (3600 m), die Sellaspitzen (3587, 3566 m) und den bekannten Sellapaß (3300 m), dessen Ueberschreitung in das Rosegthal, und schließlich nach Pontresina, führt. Dieses Kettenstück faßt das westliche Becken des Scerscenfirns ein und ist flach nach Norden ausgebogen. In dem östlichen Becken ist die Ausbiegung eine

stärkere, die Berge stehen in einem Halbkreis, der am Sellapaß beginnt und über Piz Roseg (3943 m), Fuorcla da Roseg (3527 m), Monte Scerscen (3967 m), Crastagüzza-Sattel (3600 m), den Felszahn (3872 m) gleichen Namens und den Piz Argient (3942 m) geführt ist. Der Argient sendet einen südlichen Sporn aus, und die Verbindungslinie seiner Basis mit dem Sellapaß ist die Sehne des Halbkreises; sie hat die Länge einer halben deutschen Meile, liegt in der mittleren Höhe von 3200 m und verläuft in ostsüdöstlicher Richtung gegen das flache Joch zwischen dem Scerscen- und Fellariafirn. Die Marinellihütte liegt noch außerhalb des Halbkreises, etwa 300 Meter unterhalb seines östlichen Endes. Den Scheitel des großen Gebirgsbogens bildet der Monte Scerscen, etwa $2^1/_2$ km von der Sehne entfernt, prachtvoll individualisirt, deutlich abgehoben gegen seine Nachbarn durch die Rosegfuorcla zur Linken, den Crastagüzza-Sattel zur Rechten.

Von einem geeigneten Standpunkte aus orientirte ich Rey über die einzelnen Berge, ihre Besteigungen und meine Wünsche. Dann zog er allein aus, dem Hüttengrat entlang, bis zu dem großen Boden des Scerscenfirns, um zu recognosciren. Nach seiner Rückkehr wurde endgültig festgesetzt, daß wir den Versuch machen wollten, von der Rosegfuorcla aus den Scerscengipfel zu erreichen. Auf jenem Wege war jeder Schritt neu, mit Ausnahme eines kurzen Stückchens, und das kannte außer mir nur mein alter Führer Hans Graß in Pontresina.

In der Frühe des 22. September, Morgens vier Uhr, verließen wir die Capanna Marinelli bei klarem Wetter und auffallend hoher Temperatur: 1° C. Noch vor Ablauf zweier Stunden schwenkten wir in den Secundärcircus ein, welcher von der Rosegfuorcla beherrscht wird; er ist von schroffen Felshängen gebildet, in denen heraustretende Rippen mit eingelassenen Schneecouloirs wechseln. Das mächtigste derselben führt zu der genannten Fuorcla auf. Wir überwanden ohne besondere Schwierigkeiten den Bergschrund und kletterten abwechselnd über Eis und Fels zur Jochschneide (3530 m) auf, die nach dreistündigem Marsch erreicht wurde. Von den 1130 m Verticalabstand, welche die Marinellihütte von dem Scerscengipfel trennen, hatten wir also bereits 690 überwunden, es blieben nur noch 440 m übrig; aber wir wußten nicht, ob wir sie überwinden würden.

Zum ersten Male sahen wir nun über die Kette fort, auf die Schweiz, und ich begrüßte die Berge Pontresina's. Ich beugte mich über die scharfe Jochschneide und überflog die Eiswand, welche 240 m tiefer auf ebenem Firnboden aufsteht, eingezwängt zwischen steinernen Klammern; wie ein Märchen aus alten Zeiten wehte mich's an bei dem Gedanken, daß jugendliche Begeisterung und die Axt zweier unerschrockener Männer, Hans Graß' und Peter Jenni's, mich einst hier hinaufgeführt hatten; fünfzehn Jahre und neun Tage waren darüber verflossen; — nun stand ich wieder hier; damals nach einem entscheidenden Abschluß, jetzt aber vor einem noch unentschiedenen Beginnen.

Die Länge der Jochschneide schätzte ich auf 200 Schritt von Fels zu Fels; ihr Niveau schnitt in dem Horizontalglase etwas unterhalb des 4.4 km entfernten Piz Tschierva (3570 m) ab. Die Karte gibt dem Joch eine Höhe von 3527 m. Weil man eingeklemmt ist, so sieht man wenig; um so schöner erscheint im Nord-

west der Tödi (3620 m), obwohl er rund 90 km entfernt liegt. Die Jochschneide verläuft von West nach Ost, mit geringer Abweichung gegen Nord. Wir begaben uns an ihr östliches Ende und begannen das Erklettern der Felsen, welche den Unterbau der Schneehaube bilden.

Der aufsteigende Grat zwischen der Rosegfuorcla und der Schneehaube hat zwei Einsattelungen, deren jede von uns betreten wurde; die erste liegt nur 40 m höher, als die Rosegfuorcla, war aber schwer zu erreichen; wir gebrauchten eine Stunde dazu. Wir kletterten zuerst direct in die Höhe, traversirten dann über Platten auf der italienischen Seite und trafen eines jener charakteristischen Eiscouloirs, in welchem uns vierzig geschlagene Stufen auf den Col (3570 m) führten. Der Niederblick von hier nach der Schweiz war wüst.

Etwas Aehnliches wiederholte sich nun bei dem Erreichen der zweiten Einsattelung (3750 m); dieses Wegstück hatte Tags zuvor von Rey nicht mit dem Auge geprüft werden können, und deshalb blieb der Ausgang unserer Expedition zunächst ungewiß. Zwischen beide Einsattelungen schiebt sich eine steile Felsrippe, welche die zugehörigen italienischen Eiscouloirs trennt und nach Südsüdost fällt; sie beginnt an dem leicht erkennbaren Kopf, welcher zwischen der Schneehaube und der Rosegfuorcla liegt. Auf dieser Rippe, die zum Theil mit Platten gepanzert ist, kletterten wir unterhalb des Kammgrates hin und mußten dabei mit Geschick und vieler Sorgfalt zu Werke gehen. Wir sahen um halb zehn Uhr, aus der Höhe von 3700 m, den Col (3750 m), links über uns; ein geradliniges Couloir zog sich von ihm nieder; das Ostgehänge der Rippe war so beschaffen, daß wir ohne große Schwierigkeiten hinunter in den Boden des Couloirs steigen konnten. Wenn statt dessen — was wir vorher nicht wissen konnten — der Fels eine abgeschnittene Wand gebildet hätte, so hätten wir umkehren müssen. Das war der „point critique", von welchem Rey gesprochen hatte, und er fügte, als wir ihn erreicht hatten, hinzu: „à présent je suis sûr de l'ascension."

Deshalb nahmen wir auch hier in sehr vergnügter Stimmung das Frühstück ein; daß es auf dreizehn Stunden hin unsere einzige Mahlzeit bilden sollte, das wußten wir damals nicht. Zu Füßen lag der Scerscenfirn; der schönste Augenpunkt blieb der Monte della Disgrazia (3680 m), etwa 18 km in Südwest gelegen, ein wenig tiefer als wir selbst. Der Scerscengrat über uns war gut übersehbar, und der Weg bis zum höchsten Gipfel lag klar vorgezeichnet da. Nach halbstündiger Rast kletterten wir zu dem Boden des Couloirs ab und stiegen dann, die linke Hand am Fels, ziemlich leicht 260 Schritt auf. Damit war die Einsattelung (3750 m) erreicht, von der aus 440 Schritt über den Kammgrat zur Schneehaube (3870 m) führten. Zur Controle der Höhe von 3870 m diente eine Anvisirung der nahen Crastagüzza (3872 m), eines Felszahnes, der sich gerade auf den Piz Zupò projicirte und 2500 Schritt entfernt in südöstlicher Richtung lag. Dieser anvisirte Berg, die niedrigste Rosegspitze (unmittelbar über der Rosegfuorcla aufstehend) und die Schneehaube liegen fast genau in demselben Niveau.

Die Ersteigung des letzteren Gipfels von der Marinellihütte aus hatte gegen sieben Stunden erfordert, einschließlich der Pausen, welche 40 Minuten nahmen. Hier oben war es warm, die Luft, 10 Meter unterhalb des Gipfels, ruhig, weil

die italienische Seite Schutz vor dem tobenden Nordwind bot. Auch auf der Schweizerseite ist die Schneepyramide des Kopfes geradlinig und fast horizontal gegen das braune Felsgemäuer abgesetzt; man sieht es von der Kuppe aus, etwa 50—60 m tiefer. Von unten her betrachtet, erscheint dasselbe nicht so, als könnte es erklettert werden; an keiner Stelle haftet Schnee, während die anstoßende breite Fläche, welche von dem Kammgrat des Scerscen niedergeht, eine Firnauflagerung trägt, so mächtig und so zerrissen, daß auch hier noch keines Wanderers Fuß hat vordringen können.

Die Flasche, welche Hans Graß und ich vor acht Jahren in dem Gipfelschnee zurückgelassen hatten, fand sich begreiflicherweise nicht mehr, obwohl Niemand in der langen Zwischenzeit hierhergekommen war; ob sie nach Italien oder nach der Schweiz gefallen ist, wer weiß es? Aber was ich wiederfand, das war der Blick auf die mindervergänglichen Berge, auf den nahen Piz Roseg, auf die tiefgelegenen beiden Firnböden des Tschiervakessels und auf den wüsten Berninakamm, der gegen das andere Ende des Scerscengrates zuläuft. Letzterer wurde noch einmal betrachtet, und Rey bestätigte mein früheres Urtheil, daß die Schwierigkeiten der Ueberschreitung nicht groß sein könnten. Der Grat erscheint steiler aufgerichtet, als er ist, weil man ihn in der Richtung seines Verlaufes sieht. Auf einer geradlinigen Chaussee, welche über eine sanfte Bodenschwellung führt, ist man einer ähnlichen Täuschung unterworfen.

Da, wo die Felsen der italienischen Seite den Schnee der Kuppe berühren, bauten meine Führer einen kleinen Steinmann, und nach einem Aufenthalt von zwanzig Minuten setzten wir den Weg fort. Es kam zunächst das Stück, welches der ersten Besteigung durch Schneeüberhang gefährlich war; es ist etwa 120 Schritt lang. Die Verhältnisse hatten sich geändert. Statt eines Ueberhanges nach der italienischen Seite, fand sich dem Felsenkamm eine senkrechte Schneemauer aufgesetzt, an deren oberen Rande die aus der Schweiz aufsteigenden Firnfelder endeten. Wir gingen am Fuße dieser Mauer her; sie zeigte sich durch Sonnenwirkung glasig vereist, von doppelter Mannshöhe, und ein wenig überhängend, so daß lange Eiszapfen sich hatten bilden können. Von den Felsen der Kuppe senkte sich der Weg so weit, daß der Aufstieg zum Scerscengipfel in der Höhe von 3840 m begann und 130 m zu ersteigen waren.

Bis zu diesem Punkt blieben wir durch die Eismauer vor Wind geschützt und empfanden die Wohlthaten einer strahlenden Sonne. Dann hörte die Mauer auf, und wir kletterten auf der schmalen Gratschneide, dem Nordwinde völlig preisgegeben, der uns trotz eifrigen Kletterns schnell durchkältete.

Die Gratwanderung von der Schneehaube bis zum Scerscengipfel erforderte 1 Stunde 8 Minuten, und um 12 Uhr 33 Minuten standen wir auf der steinernen Rückenflosse des Berges. Zehn Jahre zuvor hatten wir den Punkt erst um 4 Uhr 10 Minuten Nachmittags erreicht; so schwer war der erste Aufstieg gewesen! Die Schwierigkeiten des neuen Weges konnten sich mit denen des alten nicht messen. Nur in der Zone zwischen der Rosegfuorcla (3530 m) und dem Gratpunkt 3750 m, d. h. in einer Höhenschicht von 220 m Mächtigkeit, gab es Stellen, welche noch steiler abgeschnitten sind, als die Felsen der seitlichen Gratrippe im Schweizergebiet; jene kosteten uns trotz ihrer Schnee-

losigkeit so viel Zeit, daß wir in 2 Stunden nur 170 m erstiegen; es ist das langsamste Fortkommen, dessen ich mich im Felsterrain entsinne.

Hätten wir meinen früheren Weg zur Schneehaube eingeschlagen, so wären wir leichteren Kaufes davongekommen; aber wir wollten ja gerade die Rosegfuorcla zum Ausgangspunkt eines neuen Weges machen. Denn je besser man ein Gebiet kennt, desto neugieriger und kletterfüchtiger wird man, und schon im Jahre 1879 hatte ich meinen Schilderungen den Passus eingefügt (Hochalpen, S. 199): „Wie sich eine Besteigung der Schneehaube von der Schneide der Rosegfuorcla aus gestalten würde, das wage ich nicht auszusprechen; ich glaube, daß man sie versucht hat. . . . Ein fehlgeschlagener Versuch ist freilich kein erschöpfender Beweis; indessen darf für den Südabfall der Berninagruppe wohl behauptet werden, daß diejenigen Wege die besseren sind, welche die Berge in der Front packen, und nicht die, welche von den Einsattelungen aus hinaufführen."

Es war unmöglich, auf dem Gipfel zu verweilen; wir waren halb erstarrt und durften nicht wagen, uns auch nur niederzusetzen; dabei fuhr der Wind fort zu blasen. Wie gestern aus der Ferne, so sahen wir heut aus der Nähe den aufgewehten Schnee in lichten Wolken über den Gipfeln stehen, über die Firnfelder jagen, verschwindend und sich erneuernd. Vor uns lag der Grat, der zum Piz Bernina führt, ein echter Hochgebirgsgrat. Rey war der Ansicht, daß ein Sturmstoß uns bei der Passage abwerfen könnte. Aber durfte ich einwilligen, daß wir einen anderen Weg nähmen und über den Nordwesthang zum Tschiervakessel abstiegen? Ich hatte selbst früher erklärt, daß die noch verdeckte Eiswand, 300 m tiefer, wohl kaum von oben nach unten überwunden werden könne, wenn nicht bereits Stufen vom Aufstieg her vorhanden wären. Von uns Dreien kannte ich allein die Tücken des Scerscen, der alle anderen Berge in der Schlechtigkeit seines Charakters übertrifft. Rey sah nur den nächstgelegenen vor uns niedergehenden, oberen Hang: die vereiste Fläche, aus welcher die Gipfelfelsen mit ihren übergreifenden Platten aufragen.

Indeß die Kälte drängte; nach Italien wollten wir nicht zurückkehren; es sollte durchaus nach Pontresina hinunter traversirt werden, käme, was da wollte. So wurde denn, nach kurzer Ueberlegung, der Versuch beschlossen, statt in das Morteratschgebiet, in das Roseggebiet abzusteigen.

Wir kletterten zunächst nach der andern Seite über die Rückenflosse des Gipfels ab, bis zu der Stelle, wo der Kammgrat den Saum des nordwestlichen Firnfeldes bildet, und schwenkten daselbst nach links ab. Schon Hans Graß hatte hier vor zehn Jahren aufsteigend seine Stufen geschlagen; auch damals hatte sich die Fläche als ein Dach blanken Eises dargestellt, und beim Abstieg konnten wir der Steilheit wegen das Gesicht gegen den Berg kehren und mit Händen und Füßen schnell und sicher tiefer gelangen. In einem Aufsatz, welcher zuerst in der „Rundschau" erschienen ist („Col du Lion", Bd. XXIX, 5. 438 ff., 1881), habe ich den Abstieg auf einem Eishange geschildert, der noch keine Stufen besitzt. Es muß hier wiederholt werden, daß das Stufenschlagen abwärts viel schwieriger und anstrengender ist, als aufwärts; daß der Oberkörper vorgebeugt

werden muß, die Stufe tiefer zu liegen kommt, als der Standpunkt des Schlagenden, und daß in Folge davon die Sicherheit des Letzteren gemindert wird.

Während des langsamen Niederstiegs quälten mich die ersten Gedanken an das Hereinbrechen der Nacht. Rey schlug etwa 150 Stufen; sie konnten allmälig kleiner gemacht werden, weil mit geminderter Neigung das Eis firnig wurde und schließlich, da wo das Dach sanft ausläuft, in pulverigen Schnee überging. Hier kamen wir schnell von der Stelle, und nach $1^3/_4$ Stunden befanden wir uns 240 m unter dem Gipfel, d. h. 3730 m hoch.

Die große Nordwestfläche des Scerscen läuft hier scheinbar in eine Zunge aus; rechter Hand ist die bereits erwähnte große Gratrippe; linker Hand biegt die Fläche zu steilerem Gefälle um und wird unsichtbar. Auf diesem Buckel hinzuwandern, war ein Vergnügen, aber ein sehr kurzes. Das Gesicht Rey's, der kurz zuvor in freudigem Stolz ausgerufen hatte: „à présent nous sommes sauvés", wurde sehr ernst, als sich beim Fortschreiten auf diesem Schneerücken gar keine Fortsetzung zeigen wollte: er endete mit einem scharf umschriebenen Rand, der gegen die Luft abschnitt; wir befanden uns gleichsam auf einer Eisinsel, die in dem Luftocean zu schwimmen schien, und gingen gerade auf einen Uferpunkt los. Rey wollte nach links abweichen, trotz meiner Warnung; er sah bald ein, daß das nicht ginge. Die alten Erinnerungen hatten sich fest eingeprägt; es war mir, als wenn nicht zehn Jahre, sondern nur ein Tag seit meinem letzten Abstieg verflossen wäre. Doch bedurfte es keines besonderen Gedächtnisses, um die einzig mögliche Richtung zu finden; sie war gegeben durch einen Felszahn, den Piz Humor (3260 m), der 470 m tiefer in der Entfernung von 1400 Schritt aus der nordwestlichen Gratrippe aufragte. Diese Luftlinie hatte $12^1/_2$ Grad Fall und unter ihr, uns unsichtbar, war der Weg ausgespannt, der einzig mögliche, der uns frommte.

IX.

Die Lage wurde nun sehr ernst: der Rand des Eisgebirges war erreicht; sein Absturz überlagert die Felsmauern, welche von zwei Seiten her in der Gratrippe zusammentreffen. Wenn man von unten her kommt, so kann man den Punkt nicht verfehlen, wo die Eiswand in Angriff genommen werden muß. Aber von oben ist nichts zu sehen, und wenn man beim Abstieg den Grat nicht trifft, so bleibt man an der Mauer und alle Hoffnung ist dahin.

In der Schilderung meines ersten Scerscen-Unternehmens heißt es: „Die gefährliche Felsterrasse war erstiegen; der Gedanke, wie der Abstieg sich entwickeln würde, beschäftigte weder meine noch Hans' Gedanken. Unser Blick richtete sich nach oben und überflog die Eiswände, die dicht über uns aufragten und in compacten Massen das weitere Vordringen zu verbieten schienen. Es gewährte einen prachtvollen Anblick, dieses nahe gerückte, bläulich schimmernde Eisgebirge mit den senkrecht zu uns abfallenden Hängen, den aufgesetzten Pyramiden und kegelförmigen Spitzen. Wir mußten es als ein besonderes Glück betrachten, daß die gewaltigen Massen sich fast unzerklüftet darstellten; daß keine zum Sturz bereiten Tafeln oder Blöcke die spröde Feste als Zinne krönten; daß wir in unserer Thatkraft nicht gelähmt wurden durch die Besorgniß, von

einem herabstürzenden Eisblock zerschmettert oder in die Tiefe geschleudert zu werden."

Der Eisabfall nahm nach unten zu eine stärkere Neigung an; von dem pulverigen Schnee der Inselzunge gelangten wir schnell über die dünner werdende Firndecke auf hartes Eis. Noch gingen wir gemeinsam vorwärts; Rey hatte schon eine Anzahl Stufen geschlagen, aber für unser schneckenartiges Fortkommen floß die Zeit zu schnell. Es war in der Stunde zwischen $2^1/_2$ und 3 Uhr Nachmittags, als wir noch einmal beriethen. Wenn uns die Nacht an dieser Eiswand überraschte, was dann? Ich selbst warf die Frage auf, ob es nicht besser wäre, über den Gipfel des Monte Scerscen zur Schneehaube zurückzukehren und in den Felsen zu übernachten. Es hätte in $3^1/_2$ Stunden geschehen können, wo die Finsterniß gerade einsetzte. Indeß Rey war anderer Ansicht; er zog es vor, das Unbekannte in die Nacht hinein zu attackiren. Es war das einzige Mal, daß ich ihn erregt sah, aber im schönsten Sinne des Wortes. „Jamais je n'ai rebroussé chemin, monsieur," rief er, „je continue"; und ich konnte ihm wirklich aus voller Ueberzeugung antworten: „Mais, mon cher Rey, je ne demande pas mieux, vous me rendez un vrai service." Denn jetzt mochte es kommen, wie es wollte: die Führer konnten mir keine Vorwürfe machen, daß ich sie in eine unmögliche Lage gebracht hätte. Ich hatte ihnen Alles vorausgesagt und war nun sicher, daß sie ausharren würden. Das Verhalten Rey's flößte mir große Bewunderung ein; es war die stärkste Probe moralischer Kraft, welche ich bis jetzt bei Führern beobachtet habe.

Wir hatten 25 m Seil mit uns. Rey befestigte sich an dem einen Ende, Aymonod schlug eine Stelle im Eise aus, wo er „Stand" hatte und ließ das sanft gespannte Seil nach Bedürfniß ablaufen. An und für sich bedurfte Rey keines Haltes; aber beim Stufenschlagen konnte das Stock-Ende der Axt gegen die Eiswand schlagen und ihn aus seiner Stufe schleudern. Ich selbst war losgebunden vom Seil und saß seitwärts, rechter Hand von der Führerlinie, auf einer besonders geschlagenen Stufe. Dort verblieb ich zunächst $1^1/_2$ Stunden, ohne mich bewegen zu dürfen; der Abgrund, auf welchen ich niedersah, endete auf dem Boden des Tschiervakessels zu Füßen des Piz Bernina; um mich herum: hartes Eis, dann Luft, dann Firn und Fels. Eine Verrückung aus meinem Standpunkt wäre der Anfang eines Sturzes geworden; mit seinem Ende würde ich kaum zu thun gehabt haben, weil bei solchen Tiefen das Leben schneller zu Ende geht als der Fall. Um meine Gedanken abzulenken, schaute ich in die klare weite Ferne, die sich nordwestlich öffnete; die Bergketten wurden immer deutlicher sichtbar, je mehr der Tag zum Abend neigte. Es fror mich sehr; der Wind hatte zwar eingelullt, aber heftige Windstöße, die unerwartet dahinfuhren, bedrohten zeitweise mein Gleichgewicht. Deshalb schlug ich mit der Axt ein kleines Loch in den Eishang für die Fingerspitzen der rechten Hand; das gab wohl Halt, jedoch erfroren die Fingerspitzen dabei, — zum Glück nur oberflächlich.

Mittlerweile arbeitete Rey, Schlag für Schlag; er legte in die thurmartige Eisfläche eine niedergehende Curve, die sich ein wenig nach links zog. Als er 25 m tiefer gelangt war, da war das Seil zu Ende. Aymonod mußte einige

Stufen seitlich nach links schlagen, damit er gerade über dem unsichtbar gewordenen Rey zu stehen kam; dann wurden unsere drei Tornister zu diesem mittels des Seiles niedergelassen. Darnach befestigte ich das Seil um meinen Körper und stieg in den Stufen nieder; mit der linken Schulter am Eise. So leicht es mir wurde, den rechten Fuß vorzusetzen, so viel Schwierigkeiten bereitete das Vorsetzen des linken, weil dieser sich zwischen die Eiswand und den rechten Fuß — der nun abgedrückt wurde — hindurchzwängen mußte. Schadenfroh, wie es der Mensch leider in allen Niveaus zu sein scheint, freute es mich zu sehen, daß Aymonod seine Sache nicht viel besser machte, während Rey dem Mitleid Ausdruck gab, welches wir Beide ihm einflößten. Und an dieser Wand, die noch immer nicht zu übersehen war, gab er uns eine Lection, die ich noch öfters zu verwerthen gedenke.

Man muß in solchen Fällen ein ganz anderes Verfahren einschlagen als das gewöhnliche: statt den Fuß des inneren Beines in die Stufe zu setzen, setzt man das Knie hinein, indem man durch Drehung auf dem Ballen des äußeren Fußes Platz für das innere Knie schafft. Man sieht also mit dem Gesicht gegen die Wand und hat noch den Vortheil, mit der einen Hand eine obere Stufe, mit dem Stock des Gletscherbeils eine untere Stufe als Stützpunkte zu benutzen. Das Verfahren ist sehr sicher und elegant, will aber geübt sein, wozu jeder Gletscher gefahrlose Gelegenheit gibt.

Wenn Stufen der Linie des steilsten Falles folgen, so ist das Abwärtsklettern mehr Sache innerer Ruhe als der Geschicklichkeit; denn wenn das Ausgleiten ohne jede Gefahr geschehen könnte, so würde auch der Ungeübte ohne Hülfe hinuntersteigen, fast so leicht wie an einer steilen Leiter. Allerdings fehlen die Sprossen, an denen die Hände sich festklammern; dafür aber hat man Stufen, auf welche die eine Hand flach aufgedrückt wird, während die andere durch Einschlagen der Axt unter Umständen weiteren Halt geben kann. Beim Aufwärtsschlagen hält man gern die Linie des steilsten Falles ein; beim Abwärtsschlagen, und wenn die Eiswand sehr steil ist, ist das nicht möglich; der Körper, welcher der Wand den Rücken kehrt, wird alsdann beim Vorbeugen abgedrängt. Auch besteht noch eine andere Gefahr: wenn die neue Stufe nicht tief genug unter der darüber befindlichen liegt, so kann letztere ausbrechen. Alle diese Angaben sind der Ausdruck eigener Erfahrungen; unter ihnen waren die an der Wand der Fuorcla da Roseg und die im Couloir des Col du Lion gemachten die schwerst erkauften. Was wir jetzt erfuhren, das bewies uns allen, auch Rey, daß man nie auslernt.

Wir standen um halb fünf Uhr Nachmittags vereinigt inmitten der Eismauer auf benachbarten Stufen: drei Menschen und drei Tornister, die auch berücksichtigt sein wollten. Von dem Grat, welcher zum Piz Humor führt, war nur das ferner liegende Stück übersehbar: ein scharfer, fast horizontaler Schneekamm. Seine unsichtbare Verlängerung rückwärts, gegen den Fuß der Eismauer, zu uns hin, traf etwa den Punkt, dem wir zustrebten.

Rey fuhr fort zu arbeiten, während wir ihm stehend zuschauten. Nach einer Stunde verschwand er langsam. Ich sah, wie er zuweilen inne hielt, den Kopf auf den linken Arm gegen die Eiswand lehnte: ein todtmüder Mann. Seit mehr als zwölf Stunden hatte er seine Kräfte ausgeben müssen. Alle Stufen hatte er geschlagen, beim Aufstieg, wie beim Abstieg. Nun forderte die Eiswand eine Arbeit,

die auch einen frischen Mann, selbst wenn er dazu fähig gewesen wäre, erschöpft hätte. Als er unserem Blick schon entschwunden war, sah ich noch zuweilen, auf Augenblicke, seine geschwungene Axt aufleuchten. Das kam daher, daß er sie nur noch mit Einer Hand fassen konnte; der Fall des Eises näherte sich der Verticalen so sehr, daß es ihm unmöglich wurde, mit beiden Armen zu schlagen; die geschwungene Axt hätte sonst auf ihrem Wege die Wand getroffen. Aber seine verbissene Energie, die Noth der Lage und der Gedanke an seine unbefleckte und unbesiegte Ehre hielten ihn aufrecht, und so bahnte er mit Nichts als Einem Arm, der weit über dem Abgrund ausholte, den Weg in dem harten Eise.

Bald nach 6 Uhr rief er auf, daß er Boden habe; ich folgte und sah nun erst, daß das untere Stück das schlimmste war. Die Eiswand war daselbst, wohl durch Abthauung gefurcht, und auf einem solchen Furchenpfeiler kletterte ich ab, in den Stufen stehend, wie in den Steigbügeln eines Pferdes, das im Begriff ist, zu überschlagen. Die Sonne verschwand gerade, als ich an dem Fuß der Wand anlangte, die wie ein grün schimmerndes Ungeheuer auf uns niedersah. Die Tornister wurden von Aymonod niedergelassen; Aymonod selbst folgte; Rey hielt zwar das Seil, sagte ihm aber: „Wenn Du fällst, so bist Du doch todt, paß' also auf". Die zweimal 25 m Seil gaben eine Mächtigkeit von 50 m für den Eisabsturz, und mehr als drei Stunden waren erfordert worden, damit wir ihn überwänden. Im Jahre 1877, als der Weg von der Spitze des Scerscen bis zu dem erreichten Punkte durch unsern Aufstieg bereitet vor uns lag, hatten wir nur $1^1/_2$ Stunden gebraucht; heute nahezu 6 Stunden. Die Stufen an der Wand waren in $1^1/_2$ Stunden von H. Graß geschlagen worden, gerade hinauf, ein wenig rechts von den Stufen Rey's; wir hatten damals 140 Fuß Seil (52 m), das nahezu erschöpft wurde; die Anzahl der Stufen betrug nach Schätzung 120, der gewundene Weg des heutigen Tages verlangte vielleicht 130—140.

Der verdiente Geologe Albert Heim, ein Alpinist von großer Erfahrung, gibt in seinem „Handbuch der Gletscherkunde" (Stuttgart 1885, Seite 98) einige Beispiele für die Mächtigkeit von „steil abbrechenden Schnee- und Hocheiswänden, wo solche über Felsen hinausstoßen und abbrechen". Die Messungen sind theils von ihm, theils von dem schweizerischen Ingenieur-Topographen Simon, offenbar auf trigonometrischem Wege, gemacht worden. Auch die Scerscen-Eiswand wird angeführt, und zwar mit einer Mächtigkeit von 63 m, bei 3700 m Höhenlage. Der Widerspruch zwischen 63 m und den von mir angegebenen 50—52 m ist nur ein scheinbarer. Aus der Ferne erscheint auch der obere Saum, wo wir noch gemeinsam abstiegen, so steil wie die eigentliche Wand; in Heim's Messung ist derselbe eingeschlossen, in meiner Angabe nicht.

In voller Klarheit erschienen alle Berge; in nächster Nähe links der Piz Roseg und die gleichnamige Fuorcla mit ihrer Eiswand. Nun kam die Nacht. Eine sternenklare, zehnstündige Nacht, Ende September in der Höhe von 3650 m verbracht, ohne Decken, ohne die Möglichkeit der Bewegung, unter dem periodischen Heulen von Windstößen, wird zu einer furchtbaren Bedrohung. Man braucht nicht gerade zu erfrieren, aber man kann den Grund legen zu lebens-

länglichem körperlichen Elend; oder von drei Gefährten kann einer am folgenden Morgen so schwach und moralisch so geknickt sein, daß er liegen bleiben muß.

Wir beschlossen also, lieber einer andern Gefahr zu trotzen, bei der wir wenigstens handeln konnten, d. h. wir beschlossen, trotz der Nacht, über den felsigen, von zwei Abgründen umsäumten Gratsprung abzusteigen. Was diese Felsen zu bedeuten hatten, das war mir noch im Gedächtniß. Selbst damals, als wir sie bei vollem Tageslicht erkletterten und die leichtere Orientirung von unten nach oben hatten, konnte ich nicht umhin, die Kletterei als eine verwegene zu bezeichnen, und fügte hinzu: „Der Abgrund, auf dem die Mauer aufsetzt, ihre eigene Steilheit und Mächtigkeit, die Beschaffenheit des Felsens, der vielfach der Hand wich oder aufgerichtete, glatte Platten — ohne Stütze für den Fuß — bot, sind gerade Momente genug, um dem Wanderer schwierige Stunden zu bereiten. In den Labyrinthen dieser Felswand war es auch, wo wir ein einziges Mal während der ganzen Besteigung in Zweifel über den Weg geriethen. Wir ließen uns zurückschlagen, weil wir glaubten, es ginge nicht weiter, und dann ging es doch, weil alle benachbarten Stellen noch viel bösartiger waren."

Im Jahre 1877 hatten wir die Dämmerung für den Abstieg benutzen können. Jetzt hüllte sich das abschüssige Gebilde in die Schauer der Nacht. Die Höhenzone des eigentlichen Gratsprungs ist 240 m mächtig, und nach kurzer Pause, in der ein Jeder seinen Tornister auflud (die achttägige Reise von Zermatt nach Pontresina erforderte doch die Mitnahme einiger Sachen), tauchten wir nieder. Die Mondsichel versank hinter der Rosegkette; das Sternenlicht allein leuchtete uns. Das Schlimmste war der frische Schnee. Rey kletterte voran; so arbeiteten wir drei Stunden, und um halb zehn Uhr Nachts standen wir etwa 3400 m hoch und stiegen dann ohne Schwierigkeit zu dem horizontalen Schneegrat ab. Nur einmal, am 18. September 1885, hatte ich, mit Hans Graß und seinem Neffen, eine ähnliche Nachtwanderung über Felsen und frischen Schnee in gleicher Höhenzone ausgeführt; es war auf dem nächstgelegenen Felsrücken rechter Hand, jenseit des tief gebetteten Gletschers; wir kamen damals von der Berninascharte und kletterten von dem Pizzo bianco des Berninagrates zu der Fuorcla prievlusa hinunter, aus 3998 m Höhe zu 3450 m. Diesmal dauerte die ungewisse Pein noch eine Stunde länger. Dafür hatte sie nun ihr Ende erreicht.

In der Nähe des Piz Humor stiegen wir nach links über den Hang ab und rasteten um elf Uhr Nachts an der Basis des Felskopfes.

Die Nacht hatte alle Schrecken für uns verloren, wir fürchteten sie nicht länger; im Vergleich zu dem, was hinter uns lag, erschien der lange Rest unbedeutend. Die rinnende Zeit hatte aufgehört, ein Drangsal zu sein; je schneller sie floß, desto früher brachte sie den Tag. Wir machten es uns daher behaglich, d. h. wir zündeten die Laterne an und aßen bei ihrem trauten Schein das etwas verspätete Frühstück. Wenn man dreizehn Stunden lang gefastet hat, so stellt sich denn doch, trotz aller körperlicher Anstrengung, ein reges Bedürfniß nach Nahrung ein. Wir aßen, was noch da war, nahmen ein Inventar des verbliebenen Cognacs auf und richteten unsern Verbrauch darnach ein. Selten gewiß ist eine in Sondrio gekaufte Cigarre mit so viel Genuß geraucht worden. Wie ein grotesker Traum erschien die Vergangenheit der letzten zehn Stunden,

in denen Rey als wohlthätiger Hexenmeister gewaltet hatte. Daß wir am Fuß der Eiswand noch die Energie hatten, — denn wir waren alle sehr erschöpft — über den Grat hinabzuklettern, darauf waren wir stolzer, als auf die ganze übrige Leistung. „Ne pas s'être démoralisé" war die Bezeichnung, welche die Führer für das gemeinsame Verhalten gebrauchten.

Kurz ehe die Mitternacht zu dem neuen Tage überführte, setzten wir uns wieder in Bewegung und stiegen zu dem Boden des Firnthales nieder; es zieht sich aufwärts sanft bis an den Fuß der Fuorcla da Roseg hin; abwärts fällt es stark, und entsprechend stark ist der Firnboden zerklüftet. Wir geriethen mitten in die Schründe (12—2 Uhr Morgens), in der Niveauzone 3100—2800 m. Zweimal endete der axtgebahnte Weg in einer Sackgasse von Eismauern und Eisklüften; oftmals verlöschte der Kerzenstumpf in der Laterne. An der Behaglichkeit unserer Stimmung konnte das nichts ändern; vor ihr wandelte sich Ungemach in Zeitvertreib. Fröhlich kehrten wir um, wo wir nicht weiter kamen, und geduldig wurde ein Streichholz nach dem andern entzündet, wenn die Kerze ausgeblasen oder zu Ende war.

So gelangten wir schließlich aufs Neue an die Felsen, mit welchen die oft genannte Gratrippe unterhalb des Piz Humor im Eise endet; sie sind zum Theil mit dem Moränenschutt der beiden umfließenden Gletscherfälle bedeckt und nicht überall gangbar. Das Auge muß den Weg aufmerksam suchen und der Fuß die lose aufliegenden Blöcke entweder vermeiden oder richtig belasten. In der Nacht und nach einem langen Marsche, wo die Kniegelenke denn doch schließlich an Spannkraft einbüßen, ist das keine Kleinigkeit. Aber die Erinnerung an die Eiswand und an die Felsen, von denen sie getragen wird, ging wie ein belebender Strom durch die Glieder, und bald nach 3 Uhr Morgens standen wir auf dem flachen Eise, am Fuß des Moränengrates, in 2600 m Höhe, an rinnendem Wasser. Hier wurde noch einmal geruht, und mit Begierde tranken wir ein Getränk, das aus Gletscherwasser, Zucker, der letzten Citrone und einem Rest von Cognac bereitet war. Bald stellte sich Fröfteln ein, und wir überschritten den ebenen Gletscher, nach rechts wendend. Um 4 Uhr Morgens wurde sein rechtes Ufer erreicht, und auf dem kleinen Fußpfade daselbst ging's hinab zu dem Restaurant im Rosegthal; der helle Tag war da, als wir um 6 Uhr den Wirth Caduff, einen alten Bekannten, herausklopften.

Der Uebergang zur Civilisation, nach dieser sechsundzwanzigstündigen Expedition wurde durch eine Flasche Champagner eingeleitet, an die sich noch manches Andere anschloß, und wohlgestärkt erreichten wir zu Wagen den Ort Pontresina.

Durch die Ueberanstrengung war Rey's rechtes Handgelenk stark angeschwollen, so daß er es vorläufig nicht gebrauchen konnte. Dann schlug das Wetter um, und setzte der Campagne ihr natürliches Ende. Die Führer kehrten über den Malojapaß in ihre Heimath zurück, begleitet von meinem Dank, der heut so lebhaft ist, wie damals bei dem letzten Händedruck.

Die Stufen unseres Abstiegs hat man noch tagelang vom Rosegthal aus sehen können. In dieser skeptischen Zeit, wo das Wort des Mannes nicht so viel gilt, wie es werth ist, bedurfte es vielleicht eines sichtbaren Beweises für unsere That.

Die im Vorstehenden geschilderte Traversirung des Monte Scerscen ist ein Beleg für die allgemeinen Bemerkungen, welche in dem „Anhang" meines Buches: „In den Hochalpen" ausführlich niedergelegt sind. Es ist daselbst unterschieden worden zwischen den zwei Classen von Gefahren, denen das Wandern im Hochgebirge ausgesetzt wird. Es gibt absolute Gefahren, wie Lawinen, Eisbrüche, Steinschläge, Nebel u. s. w., und es gibt relative Gefahren, wie den Sturz, als Folge unzureichender Technik, oder das Liegenbleiben, als Folge unzureichender Widerstandskraft. Die Scerscen-Traversirung hatte nicht eine einzige absolute Gefahr aufzuweisen; wohl aber schloß sie eine Reihe relativer Gefahren ein, in deren Besiegung der Reiz des Unternehmens lag. Es mußten ununterbrochen gewisse Bedingungen auf Kosten des Vorraths an physischer Kraft, an Kletter-vermögen und unbeirrtem Willen erfüllt werden, und da jeder Vorrath sich erschöpft, so handelte es sich nur darum, ob der Vorrath länger vorhielt, als die Expedition dauerte.

Das war der Fall, und jeder Alpinist, der die verlangten Bedingungen erfüllt, über Begleiter, wie die meinen, über Wetter, wie wir es hatten, verfügt, kann die Unternehmung mit gleich sicherem Erfolge wiederholen. Er hat weder von Lawinen noch von Eisbrüchen etwas zu fürchten. Ob der Mann, welcher die Stufen an der Eiswand hinunter schlägt, ob *der* seiner Sache gewachsen ist, darauf kommt Alles an. Ich glaube, daß es nur sehr wenige solcher Leute gibt, und jedesmal, wenn ich mich im Geiste auf meine Eisstufe versetze und Rey unter mir die Stufen schlagen sehe, ergreift mich neue Bewunderung für ihn.

Trotz aller beschwichtigenden Auseinandersetzung glaube ich, daß mancher Leser in dieser und ähnlichen Expeditionen etwas Verwerfliches erblickt; zugegeben! Es gibt Grenzgebiete, auf welchen dem Einen als Laster, was dem Andern als Tugend erscheint. Aber der einundzwanzigjährige Schiller hat auch von seinem Carl Moor gesagt: „Ein Geist, den das äußerste Laster nur reizet um der *Größe* willen, die ihm anhänget; um der *Kraft* willen, die es erheischet; um der *Gefahren* willen, die es begleiten." Und von Sengen und Brennen hielten wir uns noch immer fern!

Wem Etwas als Gutes erscheint, der soll es auch so hinstellen; jeder Glaube erzeugt das Bedürfniß, ihn zu verbreiten. Das hat den Anstoß zu meinen alpinen Schriften überhaupt gegeben. Ich glaube daran, daß das Wandern im Hochgebirge durch die Eindrücke, die es bietet, durch den Kampf, den es fordert, stärkend wirkt; auf gewisse Naturen auch veredelnd — nicht auf alle. Warum also sollte man nicht durch Schilderungen dazu beitragen, Andere in diese besondere Welt einzuführen, und sie zu ihrem Betreten aufzufordern? Freilich spiegelt sich die Welt verschieden in den verschiedenen Köpfen, auch die des Hochgebirges. Je reiner der Spiegel, je wahrheitstreuer die Wiedergabe des Spiegelbildes, um so näher wird man der Frage gerückt, die eben jener Schiller vor mehr als hundert Jahren aufwarf: „Was ist so heilig und so ernsthaft, das, wenn man es falsch verdreht, nicht belacht werden kann?"

Das ist nun einmal so, und wen das betrübt, dem gerade verspricht das Hochgebirge Trost.

Nachtrag vom 23. September 1888.

Im Sommer 1888 ist eine Wiederholung der vorstehend geschilderten Scerscen-Traversirung versucht worden. Die Expedition bestand aus einem deutschen und einem englischen Alpinisten, einem sehr bekannten und bewährten Tyroler und einem Pontresina-Führer. Das Unternehmen scheiterte an der Eiswand. Die Expedition mußte zu dem Scerscengipfel zurückkehren, schlug dann den Kammgrat zum Piz Bernina ein und verbrachte die Nacht hoch oben in den Felsen. Diese Nachricht habe ich aus bester Quelle: nämlich von dem deutschen Herrn selbst und seinem Tyroler Führer, die ich im August dieses Jahres in St. Nicolaus, auf dem Wege von Visp nach Zermatt, antraf.

Das Arbeitsgebiet des Kunstgewerbes.

Von

Julius Lessing.

Wir haben in den letzten Jahren den glänzenden Aufschwung des deutschen Kunstgewerbes so häufig preisen hören, haben so häufig vernommen, wie dem Kunstgewerbe eine fast übertriebene Bevorzugung zu Theil werde, daß es überflüssig erscheinen mag, in Erörterungen über das ihm zufallende Gebiet einzutreten. Aber die kunstgewerbliche Bewegung ist augenblicklich auf einem Standpunkte angelangt, von dem aus es nicht mehr in der alten siegesfrohen Weise weitergeht. Das Flachland und die kleinen Außenforts sind im Sturmschritt erobert, jetzt gilt es, die eigentlichen Höhen zu erklimmen; wir haben zu rechnen mit der festen Burg, welche das älter cultivirte Ausland besetzt hält, und ebenso mit der Stellung, welche das Staatsleben zu den Arbeiten des heimischen Kunstgewerbes einnimmt. Auf die erste Frage, unser Verhältniß zum Auslande, welche gemeiniglich mit gefährlicher Selbstüberhebung behandelt wird, kann nur die offene Feldschlacht einer Weltausstellung diejenige Antwort geben, die über alle Lande hin als bündig anerkannt wird; dagegen ist die Frage nach den Beziehungen des Kunstgewerbes zum öffentlichen Leben nicht mehr zurückzudrängen. Von ihrer Behandlung hängt es ganz vornehmlich ab, ob wir hoffen dürfen, die Erfolge Deutschlands auf dem Gebiete des Kunstgewerbes sich befestigen zu sehen; ob wir hoffen dürfen, in einen ernstlichen Wettbewerb mit dem Auslande nicht nur auf dem fremden, sondern auch auf dem wichtigsten Theile des eigenen Marktes treten zu können.

In den geistigen Spitzen unserer kunstthätigen Arbeiterschaft ist das Bewußtsein durchaus lebendig, daß es sich jetzt um entscheidende Schritte handelt. Ich hatte bei Gelegenheit des Stiftungsfestes des Berliner Kunstgewerbe-Vereins es übernommen, die betreffenden Fragen klar zu legen; ich will versuchen, sie an dieser Stelle in allgemeiner Form zu behandeln, denn diese Fragen greifen so tief in die nationalen Kunst- und Erwerbsverhältnisse ein, daß sie schließlich alle Kreise der Bevölkerung berühren.

Es handelt sich am letzten Ende um die Frage, wie weit der Staat und andere öffentliche Körperschaften bereit sein werden, das Kunstgewerbe durch

bestimmte Aufträge in ähnlicher Weise zu fördern, wie dies bei der Malerei, der Plastik und der Architektur geschieht.

Hierbei können wir uns der fast wunderlich erscheinenden Vorfrage, *was wir unter Kunstgewerbe verstehen*, nicht entziehen.

Wir arbeiten mit diesem Worte, gründen auf dasselbe hin Schulen, Museen, ohne daß Jemand in der Lage wäre, genau zu bezeichnen, was es eigentlich umfaßt. In seiner Werkthätigkeit unterscheidet sich ein Kunstschlosser, ein Kunstglaser, ein Kunsttischler nicht ernstlich von den Handwerkern gleicher Gruppe; aber den Carton für das Fenster schafft der Maler, die Eckfiguren des Gitters modellirt der Bildhauer, und der Architekt wird nicht darauf verzichten, seine Entwürfe für Möbeltischlerei in die Sammlung seiner künstlerischen Entwürfe Aufzunehmen. Sind diese Entwürfe nun gar Theile des Innenausbaues, so stehen sie mit der Architectur in so innigem Zusammenhang, daß von einer Trennung gar nicht die Rede sein kann. Einzelne Prachtstücke des Kunstgewerbes haben daher schon immer Zutritt in Kunstausstellungen gefunden. Zu der Berliner Jubiläumsausstellung von 1886 hat man zum ersten Male aus dieser Anschauung heraus gewisse Gruppen unter der Bezeichnung „dekorative Kunst" herangezogen, genau dieselben Gruppen, die auf einer Gewerbeausstellung den Höhepunkt der kunstgewerblichen Leistungen bezeichnen würden. Dieser Vorgang ist ein vollgültiges Zeichen dafür, daß man die Grenzen wieder richtig zu ziehen und der Kunst wiederzugeben gedenkt, was der Kunst gehört.

I.

Als vor kaum einem Menschenalter die kunstgewerbliche Bewegung in Deutschland begann, trieb sie eine Art von Menschenbeglückung; die Stimmung ging im Wesentlichen dahin, daß Kunst und Wissenschaft das Handwerk unterstützen müßten, und man faßte dies in dem Sinne auf, daß die Kunst sich in gesinnungsvollem Opfermuth herablassen solle, von ihrer überschüssigen Kraft dem Handwerk etwas zu leihen. Gesetzlich geordnet erscheint diese Vorstellung in dem ältesten Gesetze für den Schutz der bildenden Künste, welches wir besitzen. In demselben wird die Nachbildung von Gemälden und statuarischen Werken verboten, jedoch erlaubt, wenn dieselbe zur Verzierung eines gewerblichen Gegenstandes bestimmt ist. So völlig äußerlich dachte man sich das Verhältniß der Kunst zum Handwerk, und so äußerlich vollzog es sich auch. Es war die Zeit, als man auf platten Kaffeebrettern und Fenstervorsätzern die rührseligen Bilder der Düsseldorfer Schule nachzeichnete und Briefbeschwerer oder Uhren hinreichend künstlerisch veredelt zu haben glaubte, wenn man die kämpfende Amazone oder Thorwaldsen's sterbenden Löwen oben auf setzte. Man führte für die Theilnahme der Künstler am Handwerk als rühmliche Beispiele die alten Meister an: Rafael, Holbein, Dürer; aber man vergaß, daß, wenn diese Meister für Goldschmiedekunst oder Bronzeguß etwas hergaben, dies nicht abgerissene Stücke ihrer Gemälde, sondern für den bestimmten Zweck geschaffene Entwürfe waren. Die Meister jener Jahrhunderte waren zu gleicher Zeit Maler, meist Bildhauer, jedenfalls aber Architekten; ihnen war das Gebiet der Zier- und Schmuckformen

völlig vertraut, Dürer malte seine Dreieinigkeit und zeichnete den Rahmen dazu; Holbein malte dem englischen König die Bildnisse seiner Gemahlinnen und entwarf seine Kamine und Degenbeschläge; Ghiberti schuf an seinen Bronzethüren ebenso die Gesimse und Fruchtgehänge, wie die Bilder des alten und neuen Testaments. Das war Alles ganz selbstverständlich, alle diese Zweige gehörten zu demselben Baume künstlerischen Schaffens. Für unsere moderne Anschauung dagegen ist es höchst bezeichnend, daß wir für ornamentale Erfindungen und deren technische Ausführung in dem Worte „Kunstgewerbe" ein eigenes, den früheren Geschlechtern unbekanntes Wort haben bilden müssen. Erst unser Jahrhundert hat in Folge der Maschinenindustrie die völlige Loslösung des Gewerbes von der Kunst kennen gelernt; erst in unserem Jahrhundert entstand daher das Bedürfniß, eine Art von Programm auszuschreiben, um die klaffende Lücke wieder zu schließen. Daß diese neu geschaffene Zwischengruppe sich niemals völlig von den betreffenden Zweigen des Handwerkes lösen wird, dafür ist gesorgt, es kann schließlich Niemand kunsttischlern, der nicht tischlern kann. Nöthiger dagegen ist in unserer neuesten Entwicklung, daß der lebendige und organische Zusammenhang dieser als Kunstgewerbe bekannten Hantirung mit der wirklichen Kunst wieder fester betont wird, daß dieser verkümmerte Zweig wieder eingesetzt wird in seine brüderlichen Rechte.

Man wird vielleicht sagen, daß man zur Zeit von einem verkümmerten Zweige nicht mehr reden dürfe, eher von einer Ueberwucherung. Allerdings hat die Bewegung zu Gunsten decorativer Ausstattung in den letzten Jahren so stürmische Fortschritte gemacht, daß kaum noch ein Gebiet menschlicher Lebensgewohnheiten von ihr unberührt erscheint. Man braucht in Berlin nur halbwegs offenen Auges über die Straße zu gehen, um die ganz erstaunliche Umwälzung wahrzunehmen, die sich auf breitester Grundlage vollzogen hat. Wo noch vor wenigen Jahren eine Reihe armseliger und völlig schmuckloser Häuser stand, erheben sich jetzt stolze Paläste. Die Pfosten und Pfeiler sind von der Hand des Steinmetzen als prächtige Säulen mit reichen Capitälen, als tragende Figuren in lebhafter Bewegung gestaltet, gewaltige Einsatzstücke bestehen aus gebranntem Thon reich modellirt mit farbigen Glasuren, das Dach endet in spitze Thürme mit kunstvoller Schmiedearbeit; die Flächen bedecken sich mit Malerei oder gar mit edlem Mosaik; die Thüren sind in Holz geschnitzt, die Thorwege mit schmiedeeisernem Gitterwerk geschlossen, der Fußboden mit gemusterten Platten belegt. Im Innern sind die Hausflure mit Stuckmarmor verkleidet, die Friese und Decken von Künstlerhand gemalt, die Fenster der Treppenhäuser sind mit Glasätzereien oder Glasgemälden abgetönt, die Geländer aus Holz geschnitzt oder kunstvoll aus Eisen geschmiedet. In den Zimmern finden wir Täfelwerk aus edlen Hölzern, Tapeten aus gepreßtem Leder, die Oefen und Kamine in fast monumentalen Formen modellirt und farbig glasirt; für die Teppiche und Thürbehänge werden alle Lande des fernen Orients geplündert die Möbel sind geschnitzt, eingelegt und mit Stickereien bezogen, die Bordbretter mit Schmuckgeräth überladen, Bronzen, Silber, Emails häufen sich zu hohen Aufbauten. Das Eßgeschirr ist wieder aus gemaltem Porzellan und Majolika hergestellt; farbige Gläser mannigfaltigster Gestalt reihen sich auf dem Tische; das

Tischzeug selbst ist mit bunten Borten und Spitzen besetzt, mit Stickereien belegt. In mannigfachen Formen künstlerisch ausgestattet ist das kleinere Tafelgeräth, ganz zu schweigen von den Schalen und Aufsätzen, die sich monumentartig erheben. Das Bild, welches wir hier angeben, entfaltet sich nicht etwa in einem einzelnen, besonders bevorzugten Hause, sondern mehr oder weniger ist jeder dieser neu entstandenen Miethspaläste mit derartigem Schmuck ausgestattet worden; bis in die Wohnungen des kleinen Bürgerstandes hinein dringt Prunkgeräth aller Art, von dessen Verwendung man noch vor einem Menschenalter kaum eine Ahnung gehabt hat. Und was sich in Berlin abspielt, vollzieht sich in fast gleicher Weise in München, in Dresden, in Stuttgart, in Frankfurt, in Köln u. s. w. Auf dem Lande wachsen die Schlösser unseres Adels, die Villen der vornehmen Herren in gleich prächtiger Ausstattung in die Höhe. An dieser erstaunlichen Bewegung sind fast alle Gewerbe in gleichmäßiger Weise betheiligt gewesen. Man ist in Deutschland vorwärts gegangen mit einem großen Anlauf und hat im ersten Sturm erstaunlich weite Strecken erobert, es war ein rechter und fröhlicher Eroberungszug, so gut wie Alles war zu thun, so gut wie Nichts von altem Bestand vorhanden. Der plötzliche Reichthum, der sich nach 1870 über das Land ergoß, verband sich mit der patriotischen Erhebung jener Tage. Indem man Fühlung nahm mit den Kunstformen der deutschen Renaissance, verfügte man sofort über ein Gebiet von Formen, dessen Einzelheiten sich mit geringer Umgestaltung für das moderne Leben verwerthen ließen. Zugleich als Neuheit und als Erinnerung an die große Zeit der Reformation gewannen diese Formen in einem einzigen Schwunge alle Herzen, man fühlte sich erlöst von dem Machtgebot des Auslandes, welches uns sonst von Jahr zu Jahr die Mode auch in unserm Haushalte vorschrieb; wie in der Politik, so auch in der Kunst als eigener Herr im eigenen Hause, knüpfte man hier wie dort an die rühmliche Vergangenheit des deutschen Volkes an. In diesem Freudenrausch glaubte man sofort Alles erreicht zu haben. Ebenso selbstverständlich wie in der politischen Dichtung jener Tage Karl der Große und Barbarossa das Wort führten, traten in den Festspielen der Künstler und Handwerker Dürer, Peter Vischer und Hans Holbein lebendig in den Kreis der modernen Künstler und Handwerker und begrüßten dieselben als Genossen, denen es gelungen sei, die alten Geister in voller Kraft wieder zu neuem Leben erstehen zu lassen. In demselben Freudentaumel war man ebenso der Hoffnung voll, daß zu neuem Leben auch die Form alten Handwerkes erwache. Man richtete kunstgewerbliche Messen ein und glaubte, daß hier nunmehr wie in alter Zeit der Handwerker mit dem verbrauchenden Publicum in unmittelbare persönliche Verbindung trete. Man fing wieder an, sich für Innungsfahnen, Zunftbecher, Gewerkladen und Sinnsprüche zu begeistern, und in manchen Kreisen wiegte man sich ernstlich in dem Traum, daß die goldene Zeit des alten Städtelebens von Nürnberg und Augsburg wiedergekehrt sei. Aber alte Zeiten kehren nun einmal nicht wieder. Durch die Einführung der Maschine in unser wirthschaftliches Leben, durch die vollkommene Umgestaltung der socialen und politischen Ordnung der großen Massen, durch die vollständige Verschiebung der Rechtsansprüche und der Besitzverhältnisse der Klassen unter einander sind die Grundbedingungen für alle Formen des bürgerlichen Lebens so durchaus verändert, daß es ein reines Unding wäre, anzunehmen,

in einem einzelnen Gebiete und sogar noch in einem, welches mit dem Handwerk, also mit der Technik, in Verbindung steht, könne eine Umkehr zu den Auffassungen des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts stattfinden.

Trotz aller Errungenschaften der letzten zwanzig Jahre besteht der Unterschied in schärfster Form: das Handwerk der alten Zeit fand seinen Höhepunkt in der vollendeten Einzelleistung, das Gewerbe der modernen Zeit sucht seinen Erfolg in der Massenarbeit der Maschine. Nun ist es ohne Weiteres klar, daß die künstlerischen Elemente des Gewerbes nur in der verständnißvollen Einzelarbeit gedeihen, und daß wir von einer wahren Blüthe des Kunstgewerbes nur sprechen können, wenn diese künstlerische Durchführung des einzelnen Stückes wieder zum Siege kommt gegen die schablonenmäßig betriebene Fabrikarbeit, in welcher eine einzige Erfindung für Tausende oder Hunderttausende von Stücken genügen muß.

Prüfen wir aber ernstlich, was wir auf dem angestrebten Wege der Umkehr zu guter Handarbeit errungen haben, wie es mit der Entstehung und Verwerthung solcher künstlerischen Arbeiten bestellt ist, so werden wir auf allen Gebieten folgende Wahrnehmung machen können: Der einzelne Kunsthandwerker, welchen wir in unseren Schulen erzogen haben, erfindet ein gutes Modell; aber er ist nur ausnahmsweise im Stande, dasselbe zu verwerthen, wenn es für die Ausführung eines einzelnen Kunstwerkes dienen soll. Unsere Verkehrs- und Lebensverhältnisse drängen dahin, daß man Modelle schafft, welche sich in großen Massen vervielfältigen lassen. Der Scharfsinn der Erfinder, die Macht des Kapitals, die Betriebsamkeit der Fabrikanten: Alles sinnt nur auf die Befriedigung der Massen, und erfindet immer neue Verfahrungsweisen, ein an sich gefälliges Modell so schnell und so billig als möglich im Tausend herzustellen: man formt, man gießt, man preßt, man walzt, für den guten Stoff nimmt man halbguten, schließlich ganz schlechten Ersatz. Immer wieder sucht die Handarbeit etwas Neues zu erfinden, ein neues Gebiet zu entdecken, auf welches die Maschine nicht nachkommen kann, und immer wieder wird es ihr von dieser entrissen. Im Bunde mit der Maschine steht nicht der wirkliche Handwerker, sondern der Zeichner, der Modelleur, der Erfinder. Die Massenproduction arbeitet nicht nur für die gewöhnliche Gebrauchswaare, sondern auch für alle diejenigen Betriebe, welche wir so gern als Kunsthandwerk herauslösen möchten; ja, sie drängt sich sogar in die Erziehung und die künstlerische Ausbildung der betreffenden Zweige ein. Wir haben nur noch in den seltensten Fällen Handwerkstätten, in denen, wie in alter Zeit, ein Knabe technisch und künstlerisch zugleich zum Meister heranwachsen könnte. Die künstlerische Erziehung ist Lehranstalten übertragen, welche eine Menge von jungen Menschen heranbilden, die nicht einmal die Schule des Handwerks durchgemacht haben, die ohne Fühlung mit dem eigentlichen Material, ohne die Fähigkeit, aus der Technik heraus zu erfinden, sich nichts aneignen, als eine gewisse Geschicklichkeit, Theile älterer Vorlagen neu zu verflechten. Diese jungen Herren wollen auch gar nicht Handwerker sein; auf den Schulen spielen sie die Studenten, nachher werden sie Modelleure und Zeichner, oder unterrichten wieder auf den nämlichen breitgetretenen Pfaden, auf denen sie selber geführt worden sind. In diese Kunst-

schulen drängt sich eine Menge von Kräften, deren künstlerische Veranlagung nur eben hingereicht hätte, gewöhnliche Werkzeichnungen zu liefern, die nun aber in einer gut entwickelten Systematik des Unterrichts zu Halbkünstlern dressirt werden. Ganz vornehmlich befinden sich hierunter unbeschäftigte junge Mädchen, die nur zu bereit sind, ihre halb dilettantenhaften Leistungen zu unvernünftig billigen Preisen zu verkaufen, und so wächst ein Kunstproletariat heran, das niemals auf eine ernstliche Beschäftigung rechnen darf und mit seinen Ansprüchen und seiner halben Erziehung auch die gesunden Kräfte ernsthaft zu gefährden droht. In Deutschland ist diese Schulbewegung noch zu jung, als daß sich bereits ein Nothstand hätte einstellen können. Aber in Oesterreich, wo die Schulen nur zehn Jahre älter sind, ist ein solcher bereits vorhanden; ich weiß es von denjenigen Männern, die in erster Linie in der Lage sind, hierüber Auskunft geben zu können, daß dort Schüler in Massen herangezogen werden, für welche keinerlei Verwendung im Lande vorauszusetzen ist. Und noch schlimmer steht es in England. Für diejenigen, deren Zeichenkunst dem eigentlichen Gewerbe näher steht, bietet Amerika ein noch ziemlich weites Arbeitsfeld, und die Engländer sind jetzt in der eigenthümlichen Lage, auf ihre Kosten die Leute zu erziehen, mit deren Hülfe die Amerikaner sich von der englischen Einfuhr von Kunstgegenständen frei machen. Viel schlimmer sind die Schüler der eigentlichen Kunstschulen daran, welche nur Zeichnen gelernt haben ohne bestimmte praktische Ausbildung. Mein englischer Gewährsmann, der die Verhältnisse unzweifelhaft zu übersehen im Stande ist, sagte nur: „They starve by themselves“. So haben wir als ersten Factor des modernen Kunstbetriebes eine Massenausbildung der erfindenden Kräfte nach vorhandenen kunstgewerblichen Vorlagen, zumeist ohne das Studium der lebendigen Naturformen, welches einzig eine wirkliche Auffrischung zu bringen vermöchte; als zweiten Factor die Massenindustrie der Fabriken, welche ein einziges Muster in Millionen von Exemplaren erzeugt; als dritten Factor den rastlosen Welthandel, welcher die Erzeugnisse aller Länder durcheinander schüttelt und dieselben Dutzendwaaren bis in die entlegensten Thäler von Kamtschatka und Ecuador vertreibt. Dies Alles zusammen führt in kürzester Zeit zu einer Abnutzung der Motive und zu einer Verflachung, welche dem feiner gebildeten Geschmacke diese Massenwaare des Kunstgewerbes, die Façaden und Treppenflure, Schränke und Bordbretter anfüllt, als etwas geradezu Peinliches und Widerwärtiges erscheinen läßt.

Aus diesen Verhältnissen erklärt es sich auch, warum die Antiquitätenliebhaberei nicht weichen will, welche zum großen Verdruß des modernen Kunsthandwerkers riesige Summen für altes Gebrauchsgeräth ausgibt. Mag noch so viel Uebertreibung bei dieser Liebhaberei mit unterlaufen, im Wesentlichen beruht sie doch auf dem Umstande, daß der Liebhaber und Kenner Stücke aus früherer Zeit findet, deren sorgsame in Handarbeit durchgefeilte Herstellung von der Jetztzeit nicht erreicht wird, und die Alterthümelei kann darum von dem modernen Kunsthandwerk erst dann abgelöst werden, wenn dieses Stücke von einer Güte schafft, welche diejenige früherer Zeiten übertrifft, und gleichfalls einen dauernden Werth verspricht.

Kann man nun eine solche Forderung ohne Weiteres an den einzelnen

Handwerker stellen? Kann man von ihm verlangen, er solle selbständig erfinden und die Einzelarbeit wieder zu voller Höhe bringen? Es wäre eine schwere Ungerechtigkeit. Die Verhältnisse, unter welchen das Kunstgewerbe leidet, beruhen nicht auf dem guten Willen des Einzelnen, sondern auf der Gestaltung unserer gesellschaftlichen Zustände. Es ist der socialpolitische Zug unserer Zeit, welcher hier beherrschend eintritt. Früher genoß der Vornehme das für ihn gearbeitete Stück, heute genießt die breite Masse die Fabrikwaare. In alter Zeit hatte der fürstliche Hof seine Kammermusik und das Volk seine Dudelsackpfeifer, heute haben wir die populären Concerte, in welchen die edelsten Schöpfungen vor Tausenden für geringen Eintrittspreis gespielt werden. Der Geistliche, die Fürstin des Mittelalters hatten ihr geschriebenes Buch in silbernem Einbande, während das Volk bis zu den Rittern hinauf nicht lesen und schreiben konnte; heute fliegen an jedem Morgen Millionen von Zeitungsblättern durch die ganze Welt. Neben der reich gemalten Hofkutsche des vorigen Jahrhunderts gab es nur den elenden Karren, heute steigen Fürsten und Grafen in den Eisenbahnzug, der zugleich den Proletarier fährt. Wie wäre es möglich, daß bei einem so vollkommenen Umschwunge der Dinge, bei einer so vollständigen Neuvertheilung aller Güter des Lebens die Kunst allein sich besondere Gesetze machen könnte? Auch sie wird genöthigt, hinauszugehen in das Breite und Weite. Alle diese Vervielfältigungen, deren Flachheit wir noch so sehr mißbilligen mögen, tragen den Schimmer des Schönen bis in die letzte Hütte des Armen hinein.

Müssen wir uns nun bei dieser Wendung beruhigen, indem wir anerkennen, daß die neue Weltordnung in gesetzmäßiger Weise die Kunst in die Verflachung drängt? Sicherlich nicht! Es hieße dies einfach die Weiterentwickelung der Kunst aus dem modernen Leben streichen, denn für eine wirklich künstlerische Neuschöpfung vermag die Massenarbeit nichts zu leisten. Allerdings wirkt sie in ihrer Weise anregend auf die künstlerische Erfindung, da sie eine unendlich größere Anzahl von Mustern verbraucht als das frühere Handwerk, und in Folge dessen jene Hunderte von selbst mittelmäßigen Zeichnern zu beschäftigen im Stande ist, welche wir in unseren Schulen ausbilden. Wir dürfen ferner anerkennen, daß die große Zahl geringwerthiger Kunstproducte auch dadurch der Kunst zu Gute kommt, daß sich das Niveau der Ansprüche hebt. Das Publicum, welches sich zunächst mit dem Billigen befriedigt, empfindet bald als Bedürfniß, was zunächst nur Luxus war, und verlangt dann allmälig das Bessere. Aber niemals wird die große Masse sich gleichmäßig so weit emporheben können, um das Letzte und Höchste, die künstlerische Einzelarbeit zu fordern. Immer wieder will die Million, daß auch für die Million gearbeitet werde, und gegen diese Strömung, so gern wir anerkennen, was in ihr berechtigt und nützlich ist, muß nun nothwendigerweise die Gegenströmung einsetzen, die ihrerseits auf diejenige Arbeit dringt, in welcher die eigentlich schaffenden künstlerischen Kräfte sich lebendig und zur vollen Reife entwickeln können. Ebenso wie die Wissenschaft, von welcher wir gemeinverständliche Bücher für weite Kreise fordern, die Klause ernsthafter, streng akademischer Forschung behalten muß, ebenso wie wir die chemischen Laboratorien der Universitäten ausstatten müssen mit den höchst ausgebildeten Instrumenten, wie wir ungeheure Summen hergeben für Forschungsreisen, für

Sternwarten, für Institute aller Art, die nichts Greifbares herstellen, aus denen aber die Beherrschung der Naturkräfte erwächst als Grundlage der modernen Weltindustrie; ganz ebenso müssen wir für die Kunst, die schließlich der Gesammtheit dienen soll, gewisse Stätten liebevollster und vornehmster Arbeit haben, in welchen das Beste und Edelste hergestellt wird, was menschlicher Geist und menschliche Hand zu Stande bringen können; wir müssen sie haben, wenn nicht eine vollkommene Entartung des Kunstlebens eintreten soll, und müssen sie sogar haben auch zu Gunsten der Massenarbeit in künstlerischen Dingen, welche auch auf die Dauer nicht weiter zu kommen vermag, wenn nicht von oben her ihr neue Lebenskräfte zugeführt werden.

Haben wir nun Aussicht, auf dem Wege der bisherigen Entwicklung, aus dem Kreise der Handwerker heraus, zu hochvollendeten maßgebenden Einzelarbeiten zu gelangen? Ebensowenig, wie wir darauf rechnen können, daß die Tausende von Fabriken, welche sich chemischer Vorgänge zur Herstellung ihrer Waaren bedienen, nun auch selbständig und auf eigne Hand für die höchste Ausbildung der Chemie in wissenschaftlichen Laboratorien sorgen werden, ebensowenig dürfen wir verlangen und erwarten, daß die Fabriken, welche Kunstformen verarbeiten, in hinreichendem Maße für die höchste Entwicklung der decorativen Kunst sorgen.

Unzweifelhaft muß der Fabrikant und Handwerker auch seinerseits bemüht sein, den Fortschritt in der Kunst ernstlich zu fördern; die Concurrenz zwingt ihn, zum erfindenden Künstler zu gehen, um sich möglichst gute Muster zu verschaffen, wir sehen, wie große Firmen sich mit Künstlern von höchster Geltung in Verbindung zu setzen wissen. Aber ich möchte doch eine eigenthümliche Erfahrung, die ich in diesem Gebiete gemacht habe, nicht vorenthalten. Ich sprach auf einer Weltausstellung einem der größten ausländischen Fabrikanten von Silber- und Neusilberwaaren meine Freude aus über die vorzüglichen künstlerischen Modelle zu Prunkgeräthen, welche er ausgestellt hatte, und ließ irgend eine Bemerkung einfließen, daß sich hieraus der hohe Ruf und der große Absatz seiner Fabrik wohl erkläre. Der Fabrikant jedoch antwortete mir mit überlegenem Lächeln: „Das Alles verkauft sich nicht, das sind nur Schaustücke für die Weltausstellung; was ich herstelle und wovon ich lebe, das sind Löffel und Gabeln.“ Eine derartige Herstellung hochausgebildeter Einzelarbeiten als Paradestücke kann sich ein Fabrikant im Stile des erwähnten wohl gestatten; aber was soll der kleine Fabrikant, was soll der einzelne Handwerker thun gegen den Strom der Bewegung, der lediglich auf die Massenfabrikation hingeht? Jegliche Art von Arbeit vermag auf die Dauer nur zu bestehen, wenn sie Absatz findet, und so kann auch die hochvollendete Einzelarbeit, in welcher Erfindung und Geschmack sich verbinden, selbst von dem bestvorgebildeten Handwerker nur dann hergestellt werden, wenn er hoffen darf, sie zu verwerthen. Ja, es liegt im Wesen solcher Einzelarbeit, daß sie für einen bestimmten Zweck gedacht und ausgebildet wird. Für den offenen Markt arbeitet man das Gemeingut, das Jedem gefällt: das Besondere wendet sich an die Einsicht des Bestellers. Die Zukunft unseres mühsam groß gezogenen Kunstgewerbes wurzelt jetzt einfach in der Frage: Wo findet sich der Besteller für vollendet gute Arbeit? Wir brauchen den Besteller, der Stücke haben will von bleibendem Werth, Stücke, bei denen das höchste

Können einsetzt, keine Verbrauchswaare, sondern Stücke, die auf Geschlechter hinaus an der Stelle, für die sie gearbeitet werden, ein Denkmal sind der Schaffenskraft unserer Zeit.

Wenn wir zu beobachten hatten, wie in den verschiedenen Jahrhunderten die Herstellungsweise eine verschiedene wurde auf Grund der veränderten socialen Bedingungen, so werden wir ebenso die Frage stellen müssen: wer waren denn in früheren Jahrhunderten diejenigen, welche die noch jetzt als künstlerische Denkmäler ihrer Zeit bewunderten Arbeiten bestellten? Woher kamen jene befruchtenden Aufträge, die unserem heutigen Handwerk fehlen?

II.

Wenn wir das classische Alterthum außer Betracht lassen und im Wesentlichen nur die Entwicklung im eigenen Vaterlande verfolgen, in welchem wenigstens die allgemeinen localen und klimatischen Verhältnisse die gleichen geblieben sind, so sehen wir doch von Periode zu Periode, meist sogar von Jahrhundert zu Jahrhundert eine Verschiebung ebenso in der Bestellung als in der Erzeugung künstlerischer Werke. Im Mittelalter ist es die Kirche, welche der Kunst in allen ihren Zweigen die eigentlich vornehmen Aufgaben stellt. Die Periode, in welcher die Kirche selbst in ihren Klostergebäuden kunstgeübte Mönche mit der Fertigung kirchlichen Schmuckes betraut, ist in Deutschland eine kurze. Schon im dreizehnten Jahrhundert setzt das bürgerliche selbständige Handwerk ein, welches aber bis in das sechzehnte Jahrhundert hinein seinen eigentlichen Stützpunkt in den Bestellungen für kirchliche Zwecke findet. Unsere schnell arbeitende Zeit ist gewohnt, auch kirchliche Gebäude nach den Entwürfen eines einzelnen Baumeisters in mäßiger Frist in allen ihren Theilen ausgeführt zu sehen. Die Kirchen des Mittelalters sind dagegen ein wahres Schatzhaus der gewerbthätigen Arbeit aller Jahrhunderte ihres Bestehens. Kaum eine von ihnen ist auch nur in der Architektur einheitlich durchgeführt; ehe noch der Hauptkörper vollendet war, hatten sich Geschmack und Ansprüche schon verschoben, so daß die Querschiffe, das hohe Chor, die Thürme, die Anbauten bereits andere Formen zeigen. Vor Allem aber ist es der Innenausbau, an welchem die Jahrhunderte unbefangen weiter arbeiten, jedes Geschlecht gibt nach seinem Geschmack und Kunstsinn das Beste, was es zu leisten vermag. Hier ist neben der Architektur, welche die Hallen schafft, neben der Plastik, welche die Nischen mit statuarischen Werken bevölkert, neben der Malerei, welche die Wände und Altäre mit Bildern schmückt, auch der Kleinkunst ein weites Feld gegeben. Der Altar mit seinen Decken und Kirchengeräthen fordert für die einzelnen Feste besondere Farben, besondere Formen, in dem Schatze der Kirche häufen sich die Kelche, die Monstranzen, die Leuchter, handelt es sich doch auch nicht um einen, sondern um eine ganze Reihe von Altären, welche versorgt sein wollen. Und jedes dieser Stücke ist eine besondere Stiftung, welche geistliche oder weltliche Herren der Kirche verehren. Weit darüber hinaus in der Mannigfaltigkeit der Formen gehen die Hüllen für die Reliquien, die entsprechend der verschiedenen Gestalt des überlieferten Heiligthums eine jedesmal verschiedene Form annehmen. Bald gilt es, die volle Figur des Heiligen darzustellen, von dem die Reliquie stammt, bald nur den Kopf, den Arm, den Fuß.

Selbst die Form des Kreuzes, welches ein Stück des wahren Kreuzes Christi in sich birgt, wird ein Ausgangspunkt für Bildungen von schier endloser Mannigfaltigkeit. Der Reliquienschatz war der Ruhmestitel einer Kirche, und wie man in einer fürstlichen Familie dem Waffensaal oder der Ahnengallerie höchste Sorgfalt und Verehrung zuwendet, so war für die Kirche kein Aufwand zu groß, um diesen Schatz in Ehren zu halten. Noch kurz vor Eintritt der Reformation durfte sich Kurfürst Albrecht von Mainz, der brandenburgische Kirchenfürst, der später selbst zur protestantischen Kirche übertrat, berühmen, eine der größten Reliquiensammlungen der Welt zu besitzen, jenen von Luther gegeißelten Abgott von Mainz, dessen Abbildungen uns durch einen werthvollen Codex in Aschaffenburg erhalten worden sind. Keine Schatzkammer der Welt besitzt einen annähernden Reichthum mannigfach gestalteter Formen, und jedes dieser Stücke mußte seiner ganz individuellen Bestimmung gemäß in ganz besonderer Weise gestaltet, mit ganz besonderer Sorgfalt ausgebildet sein. Eine weitere einschneidende Bedeutung für das Kunstleben der Zeit bekam die Kirche durch die Ausstattung der Kapellen, welche einzelne Familien, Innungen und Verbände als Grabkapellen für sich und ihre Angehörigen herrichteten. Was man an künstlerischen Arbeiten in eine solche Kapelle hineinstiftete, bot nicht nur als gutes Werk eine gewisse Anwartschaft auf künftige Himmelsfreuden, sondern verlieh auch bei Lebzeiten des Stifters demselben ein Ansehen, welches wiederum den Wetteifer der guten Freunde und Nachbarn entfachte. Die Grabmäler allein in den größeren Kirchen bilden ein ganzes Museum der Plastik von Jahrhunderten. Aber neben diesen großen Monumenten hat auch die Kleinkunst Gelegenheit, sich reich zu bethätigen; der Altar einer solchen Kapelle wird um so kostbarer in den Einzelheiten durchgeführt, als der kleine Raum eine monumentale Entfaltung nicht gestattet, der Boden wird mit buntgemusterten Fliesen belegt und bei festlichen Gelegenheiten mit schweren Teppichen bedeckt; Holzvertäfelung mit Intarsien und Schnitzereien schließt den unteren Theil der Wände; der Betstuhl erhält die sorgfältigste Ausführung; über die Wand ist ein Rücklaken in Gobelinwirkerei gespannt, da sind endlich Fuß- und Handwärmer, die zum täglichen Gebrauch der Familien dienen. Außen ist die Kapelle durch ein Gitterwerk abgeschlossen, seien es Marmorschranken und Bronceguß in Italien, oder Messingwerk und Schmiedearbeit im Norden; in das Fenster ist köstliche Malerei eingesetzt, die Schutzpatrone der Familien darstellend. Jede solche Kapelle ist mit Altargeräth ausgestattet; jedes der Stücke trägt das Wappen der Familie, auch wohl den Namen des einzelnen Mitgliedes, welches das Stück gestiftet hat, und jedes einzelne ist individuell durchgebildet. Man scheut nicht die Kosten, sondern sucht sie im Gegentheil durch Hinzufügung edelen Materials zu erhöhen, um die Opfergabe so werthvoll als möglich zu gestalten.

Zu den eigentlichen Kirchenbauten kommt dann noch die Gruppe der Klöster und Hospitäler. Der fromme Glaube, einer seligen Auferstehung um so sicherer zu sein, wenn man im Schoße eines Klosters begraben wurde, dessen Geistliche jahraus jahrein für das Seelenheil beteten, führte dahin, die angesehenen Orden — das Ansehen wechselte in den verschiedenen Jahrhunderten — ganz besonders reich auszustatten. Das Karthäuserkloster bei Pavia, die berühmte Certosa, ist

ein Museum italienischer Renaissance, wie es sämmtliche Kunstsammlungen Europa's zusammen nicht zu bieten vermögen. Aber selbst die Hospitäler, welche wir als Nützlichkeitsbauten im allerstrengsten Sinne ansehen, und bei welchen wir aus praktischen Gründen, Zierrathen, Tapeten und Farben geflissentlich vermeiden, selbst diese nur für die Kranken und Elenden bestimmten Gebäude wurden im Mittelalter und tief in das sechzehnte Jahrhundert hinein auf das Glänzendste und Kunstfertigste ausgestattet. Auch hier wirkt die Lehre der guten Werke, die sich nicht glaubt genug thun zu können mit der bloßen Herrichtung des eben Nothwendigen. Für das Findelhaus zu Florenz, für das Hospital zu Pistoja haben die Robbia ihre entzückendsten Werke geschaffen, das große Hospital zu Mailand ist mit seinen Terracottaverzierungen bis zum heutigen Tage das Vorbild des Ziegelrohbaus und gerade für uns in Berlin als solches von eingreifender Wichtigkeit geworden. Dieser Sinn für monumentale Anlagen ist den Italienern bis zum heutigen Tage geblieben. Die Kirchhofsanlagen alter Zeit sind bis auf wenige Beispiele, wie das hochberühmte Campo Santo in Pisa, zerstört, die Friedhöfe von Genua, Bologna u. s. w. sind unserem Jahrhundert angehörig, aber groß und machtvoll angelegt, wie nur die prächtigsten Arkadenbauten alter Zeit. Auch bei uns im protestantischen Norden wird auf die Pflege des einzelnen Grabes eine Sorgfalt verwendet, die mehr und mehr in künstlerischem Schmucke gipfelt. Auf Friedhöfen der vornehmeren Stadtviertel größerer Städte, wie z. B. dem Dorotheenstädtischen oder dem Matthäikirchhofe zu Berlin, finden sich Kunstwerke von wirklicher Bedeutung, capellenartige Kuppelbauten, Reliefs, Büsten, ja ganze Figuren in Marmor und Bronce, edelgeformte Grabsäulen, Gitterwerk von bester Schmiedearbeit. Aber Alles ist verstreut und zusammenhangslos, das eine Stück beeinträchtigt das andere, nur wenige haben einen genügenden Hintergrund. Die Begräbnißhallen sind selbst auf einem Kirchhofe, wie der genannte, unwürdige Baracken, so klein, daß bei einem einigermaßen ansehnlichen Begräbniß die Hälfte der Theilnehmer in Sonnenschein, Sturm oder Regen draußen zu warten hat, inwendig weißgetüncht und kaum mit dem nothdürftigsten Geräth versehen. Die einzige, wenigstens in der Anlage und in der Begräbnißhalle würdige Herrichtung bietet für Berlin der jüdische Friedhof in Weißensee. Dagegen legt selbst eine mittlere Stadt Italiens ihr Campo Santo in monumentaler Form an; das ganze Gebiet ist von einer Säulenhalle eingefaßt, deren strenge Gliederung den Monumenten einen geschlossenen Hintergrund gewährt, so daß selbst ernsthafte Verschiedenheiten in der Auffassung und Ausführung der Grabmäler den einheitlichen Eindruck nicht stören können; dem Bedürfniß entsprechend erweitert sich die Säulenhalle an einzelnen Stellen zu kapellenartig weiten Räumen; Quergallerien, und kleinere Höfe schließen sich an; es ist die Möglichkeit geboten, einzelnen Körperschaften bestimmte Gebiete anzuweisen, für einzelne Familien besondere Grüfte herzurichten und denjenigen Bürgern, deren Andenken die Stadt ehren will, an den Kreuzungspunkten der Gallerien Denkmäler in würdigster Form zu errichten. Wo die Herrschaft der Kirche, wie in Italien, ohne wesentliche Unterbrechung bis zum heutigen Tage fortdauert, hat sie durchweg den Sinn für monumentale Größe und für würdige Ausführung bewahrt. Selbstverständlich ist von einem besonderen Kirchenstil in der Art, wie man bei uns die Gothik

als das allein Kirchliche verkündet, in Italien nicht die Rede. Es handelt sich immer nur darum, zu jeder Zeit das Beste, was man vermag, in würdigster Form der Kirche zur Verfügung zu stellen. Auch die katholischen Kirchen der anderen Länder haben durch Ueberlieferung und guten Willen bis zum heutigen Tage der Kunst und sich selbst die wichtigsten Dienste geleistet.

Es soll damit nicht behauptet werden, daß in der protestantischen Zeit die liebevolle Ausschmückung der Kirche ganz aufgehört habe. Die lutherische Gruppe der deutschen Kirche und ebenso die englische Hochkirche haben sich keineswegs ablehnend verhalten gegen den Kirchenschmuck, man hat das alte Bildwerk zumeist belassen, selbst die farbigen Kirchengewänder wurden bis in das siebzehnte Jahrhundert hinein benutzt. Wir finden in den großen Pfarrkirchen von Danzig, Lübeck und anderen nordischen Städten selbst noch im achtzehnten Jahrhundert Kronleuchter, die hineingestiftet worden sind von Gewerkschaften oder auch wohl in dankbarer Erinnerung an irgend ein freudiges Ereigniß einer Familie. Die verschiedenen Innungen bauen sich in die weiten Hallen der mittelalterlichen Kirche hinein Gestühle, die auf das Prächtigste mit Tischlerarbeit versehen sind; an den Grabmälern können wir die ganze Stilentwicklung vom Mittelalter an bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts verfolgen; die reich geschnitzten Orgeln gehören sogar zumeist dem achtzehnten Jahrhundert an; auch prächtig gebundene Bibeln und Abendmahlsgeräth als Schenkungen vornehmer Familien treffen wir nicht gerade selten. Es war der calvinistischen Gruppe der evangelischen Kirche, welche die Bilderstürmerei betrieb, und dem Rationalismus des achtzehnten Jahrhunderts vorbehalten, jene ertödtende Nüchternheit in die Kirchengebäude unseres Jahrhunderts einzuführen, welche erst in neuester Zeit ganz allmälig einem farbenfroheren Sinne zu weichen beginnt. Jedenfalls ist hier ein Punkt, an welchem die Kunstarbeit mit Erfolg wieder einsetzen kann; gerade hier, wo die Bedürfnisse seit Jahrhunderten sich wenig oder gar nicht verändert haben, ist das Wiederaufnehmen guter alter Formen leichter als im bürgerlichen Leben. Für ein Stück, welches man der Kirche stiftet, wird man auch bereit sein, das schnöde Princip der möglichsten Billigkeit bei Seite zu setzen und eine Einzelarbeit von vollendeter Güte zu fordern.

Die Reformation bezeichnet im protestantischen Norden, trotz der erwähnten Reste alter Ueberlieferung, einen tiefen Einschnitt im Kunstleben. Ein Bedürfniß, für kirchliche Zwecke zu arbeiten, lag zunächst nicht vor; große Gebiete, wie die Verehrung von Heiligen und Reliquien, schieden vollständig aus; der kirchlichen Gebäude gab es so viele, daß man bis zum heutigen Tage einen Theil derselben für weltliche Zwecke benutzt. Die Pflege der Kunst ging über auf das Bürgerthum der Städte, im sechzehnten Jahrhundert bildet nicht mehr die Kirche, welche sich nur noch Sonntags erschließt, sondern das Rathhaus den Mittelpunkt des öffentlichen Lebens. Hier sammelt sich die Bürgerschaft zu ernster Berathung und zu frohen Festen, und diese Räume werden nunmehr in demselben Sinne ausgestattet, wie vordem die Kirche. Wir haben zwar einzelne Beispiele, wie das Rathhaus zu Augsburg aus den Jahren 1615—1620, welches nach den Plänen des Elias Holl schnell und einheitlich ausgeführt ist; das sind aber vereinzelte Ausnahmen; zumeist sind die Rathhäuser Gebäude, die aus älterer Zeit übernommen, dem Anwachsen des städtischen Lebens

entsprechend erweitert und deren Einzelheiten ganz allmälig nach Geschmack und Laune entweder im Auftrage der Stadt oder noch häufiger als Stiftungen einzelner Familien oder einzelner Bürger ausgeführt werden. Wenn ein Maler der ehrbaren Zunft es zu besonderem Ruhm und Ansehen gebracht, so hält man es für wohlanständig, von ihm einen Raum des heimischen Rathhauses ausmalen zu lassen; ein späteres Geschlecht fügt Glasfenster hinzu; wieder eine andere schnitzt die Thüreinrahmungen; dann stiftet eine Familie einen prächtigen Tisch oder einen besonders köstlichen Schrank. Das Alles geht nicht nach einem vorgeschriebenen Plane, sondern je nach Bedürfniß oder Gelegenheit, und jedesmal mit der ausgesprochenen Absicht, etwas besonders Gutes, für diesen Zweck besonders Geeignetes herzurichten. Die Stiftungen für die Rathsstube gehen unendlich weit hinaus über das, was wir uns heutzutage im Zusammenhange mit dieser Stätte denken. Vor Allem war es die Sitte, die öffentlichen Feste in den Räumen des Rathhauses zu begehen, welche dahin führte, das Rathszimmer mit edelem Silbergeräth auszustatten. Die Stadt Lüneburg, welche keineswegs in erster Linie stand, besaß vor dem Ausbruch des dreißigjährigen Krieges über dreihundert Silbergeräthe, von denen die vierunddreißig Stücke, welche sich jetzt im Kunstgewerbe-Museum zu Berlin befinden, ein doch nur kleiner Rest, aber selbst als solcher noch unendlich viel stattlicher sind, als irgend ein Silbergeräth, das die neuere Zeit für ähnliche Zwecke geschaffen hat. An diesem Silbergeräth können wir Stück für Stück verfolgen, wie es zusammengekommen ist; der Bürger, der eine Reihe von Jahren ein Ehrenamt bekleidet hat, stiftet eine Schüssel oder einen Pokal zum Andenken an diese seine Geschäftsführung; ja, dieser Vorgang bekam die Kraft eines Gesetzes, nach welchem aus dem Nachlaß jedes hervorragenden Bürgers ein besonders kostbares Stück in das Rathssilber der Stadt abgegeben werden mußte. Das herrlichste Stück deutscher Silberarbeit, welches wir kennen, der große Tafelaufsatz von Wenzel Jamnitzer, jetzt im Besitz der Sammlung Rothschild in Frankfurt a. M., war von dem Altmeister der Nürnberger Goldschmiede zunächst für die Fugger in Augsburg bestimmt gewesen; als es aber fertig gestellt, beschloß die Stadt, denselben für ihr Rathssilber zu erwerben und bestellte noch einen zweiten ähnlichen Aufsatz als Gegenstück.

Aber diese Ausstattung des Rathhauses war doch nur ein kleiner Theil dessen, was das Bürgerthum des sechzehnten Jahrhunderts an vorzüglichen Arbeiten für öffentlichen Besitz zusammenbrachte. Neben der Stadtverwaltung stehen die einzelnen Zünfte und Innungen als selbständige Körperschaften. Jede derselben hat ein Haus oder zum mindesten eine Stube, die sie mit Liebe und opferwilliger Hingebung schmückt. Auch hier werden die Wände sorgsam getäfelt, die Decken mit sinnbildlicher Malerei versehen, der Tisch und die Laden, der Stuhl des Altmeisters in zierlicher Form mit bezüglichen Darstellungen ausgestattet, und vor Allem wird auch hier das Trinkgeräth auf das Mannigfachste bereichert. Nicht alle Innungen konnten Schätze aufweisen, wie die der Silberschmiede zu Nürnberg, in deren Lade jeder neu eintretende Meister ein Stück zu liefern hatte; aber jede bemühte sich, doch wenigstens einige Gegenstände ganz guter Arbeit herbeizuschaffen; war es nicht Silber, so war es Zinn oder gemaltes Glas, aber immer waren es Stücke, welche nach Maßgabe der vorhandenen

Mittel für den besonderen Zweck mit Sorgfalt und Feinheit ausgeführt waren. Daneben aber gab es noch Gilden zu gemeinsamer Unterhaltung oder Unterstützung, besonders die Schützengilden, deren stattlicher Reichthum sich in prächtigen Ausrüstungsgegenständen offenbarte. Die Wohlthätigkeitsvereine waren zum Theil noch aus dem katholischen Mittelalter in Form von Altarbrüderschaften herübergekommen; ihre Versammlungshäuser, wie die Scuolen in Venedig, überbieten sich in prächtiger Herrichtung der Räume. Auch im Norden bestehen die Georgsbrüderschaften und ähnliche Verbindungen zum Theil bis in unsere Tage hinein. Im Wesentlichen werden diese Gemeinschaften gegen Ende des vorigen Jahrhunderts durch die Freimaurerlogen abgelöst, welche in neuerer Zeit auch anfangen, ihre Häuser und Gesellschaftsräume in prächtiger Weise einzurichten. Auch die Hospitäler und ähnliche Wohlthätigkeitsanstalten zeigen in Italien noch im sechzehnten Jahrhundert monumentale Pracht. Im protestantischen Deutschland finden wir allerdings wenig Neubauten für diese Zwecke, die leer gewordenen Klosterräume bieten hinreichende Unterkunft. Jedenfalls sehen wir, daß im sechzehnten Jahrhundert für das Ausscheiden der Kirche aus der monumentalen Kunst durch den bürgerlichen Kunstbetrieb ein ziemlich weit reichender Ersatz geschaffen wird. Aber der Horizont verengert sich. In Nürnberg bildet sich statt der beiden großen Kirchen von St. Sebald und St. Lorenz, in welchen allwöchentlich, fast alltäglich die Bevölkerung zusammenströmte, eine große Anzahl kleiner, zum Theil beschränkter Kreise, von denen sich jeder auf seinem Fleck, so gut er es kann, einrichtet. Immerhin hat jeder Bürger, wie bescheiden es auch bei ihm im Hause aussehen mag, eine oder mehrere Stellen, an denen er regelmäßig sich umgeben sieht von künstlerisch ausgeführten Arbeiten, deren jede einzelne ihm ein bestimmtes Bild von dem Können der voraufgegangenen Geschlechter und somit einen Maßstab für seine Arbeit bietet.

Die nordischen Fürstenhäuser haben um diese Zeit keine hervorragende Bedeutung für das Kunstleben. Die Blüthe des burgundischen Hofes im fünfzehnten Jahrhundert steht vereinzelt da; in Italien verstehen es die kleinen Gewaltherrscher, ihre jungen Kronen durch Kunstpflege zu vergolden; auch in Frankreich beginnt das gefestigte Königthum die Künste an sich zu ziehen, aber in Deutschland ist nur das kurze, ziemlich einseitige Mäcenatenthum Maximilians zu verzeichnen. Die kleineren Fürstenhäuser und der zahlreiche Adel haben einen besonderen Einfluß höchstens in der Ausgestaltung der Waffen, im Uebrigen stehen sie den großen Kaufmanns- und Bürgerfamilien, den Fugger und Welser, eher nach. Ein Augsburger Patricier von mäßigem Reichthum, wie Hainhofer, konnte sich ein Kunstcabinet zusammenstellen, dessen einzelne Stücke sogar den Königen seiner Zeit als äußerst begehrenswerth erschienen; das Hauptstück dieses Cabinets, ein monumental gestalteter Schreibtisch, wurde von der Stadt Augsburg erworben, um ihn dem Könige Gustav Adolf zum Geschenk zu machen. Diese bürgerliche Kunstfertigkeit, deren Maßstab allerdings ein kleinlicher ist, die es aber in der Ausführung des Einzelnen zur höchsten Vollendung bringt, reichte unverändert in das siebzehnte Jahrhundert hinein, bis der dreißigjährige Krieg dem Wohlstande und der Kunstfreudigkeit Deutschlands jene entsetzlichen Schläge beibrachte, von denen sich unser Vaterland erst jetzt wieder zu erholen beginnt.

Gegen Ende des 17. Jahrhunderts tritt Frankreich ein als führende Macht. Das Bürgerthum verschwindet, die Stellung des Adels ist gebrochen, das absolute Königthum Ludwig's XIV. steigt strahlend empor. Dieses Königthum übernimmt mit vollem Bewußtsein seiner moralischen Verpflichtung und mit vollem Einsatz seiner Kraft die künstlerischen Aufgaben, welche zuerst die Kirche, dann das Bürgerthum und speciell in Frankreich der hohe weltliche und kirchliche Adel zu erfüllen gehabt hatten. Der große Besteller auf künstlerischem Gebiete ist nunmehr der königliche Hof, und dieser ist von der Einsicht erfüllt, daß Künste und Gewerbe nur dann zur vollen Blüthe gelangen können, wenn die höchsten Anforderungen an sie gestellt werden. Jener große Organisator des Volkswohlstandes von Frankreich, Colbert, welcher seinerseits an die Vorarbeiten von Richelieu anknüpfte, hat die Aufgabe mit voller Klarheit erfaßt, hat sie mit voller Thatkraft durchgeführt und so glänzende Erfolge erzielt, daß wir mit aller Bestimmtheit erklären können, Frankreich habe bis zum heutigen Tage seinen Vorsprung auf künstlerischem, besonders kunstgewerblichem Gebiete jener großen Periode höchster Kraftanstrengung zu verdanken. Schon die französischen Könige des sechzehnten Jahrhunderts, Franz I., Heinrich II. und Heinrich IV., hatten der heimischen Kunst ernsthafte Anregung gegeben, indem sie Künstler von außerhalb beriefen, die für die neu erbauten Königsschlösser in Gemeinschaft mit einheimischen Kräften die künstlerische Ausstattung besorgen mußten. Den Anstoß hierzu hatte zunächst die Wandlung des Geschmackes gegeben, welche die Einführung italienischer Formen an Stelle der in Frankreich absterbenden spätgothischen forderte. Den italienischen Malern, Bildgießern und Kunsttöpfern, den flandrischen Teppichwebern wurden Werkstätten im Schloß Fontainebleau hergerichtet und Privilegien verliehen, welche die Ausübung ihrer Kunst in Frankreich sichern sollten. Aber diese Kunstunterstützung war doch höfisch in dem engeren Sinne, wie auch in Deutschland einzelne Fürsten, besonders die Kurfürsten von Bayern, kleine Gruppen von Künstlern und Kunsthandwerkern heranzogen, um einzelne Bauten zur Vollendung zu bringen. Mit dem Abschlusse des Baues, mit dem Hinsterben des betreffenden Fürsten pflegten diese Anläufe wieder zu verschwinden. Auf ganz anderem Fuße, unter wahrhaft staatsmännischen Gesichtspunkten, war die Kunstanstalt eingerichtet, welche Colbert im Jahre 1662 unter der Bezeichnung „manufacture royale des meubles de la couronne“ ins Leben rief. Colbert schuf hiermit ein Lehrinstitut nicht auf dem Boden des schulmäßigen Kunstunterrichts, sondern auf dem Boden der wirklichen Kunstarbeit. Einen äußern Anhaltspunkt für die Bestellungen, ohne welche ein solches Institut zu arbeiten nicht im Stande ist, bot die Ausstattung der königlichen Schlösser, jener großen Neubauten, die Ludwig XIV. in Paris und Versailles entstehen ließ. Wenn für diese Schlösser ohne Rücksicht auf die entstehenden Kosten das Alleredelste und Beste an Schreinerwerk, Tapeten, Möbeln, Teppichen, Geräthen jeder Art hergestellt wurde, so dienten diese Arbeiten zunächst allerdings dem besonderen Zwecke, das Königthum zu verherrlichen; aber zu gleicher Zeit und mit vollem Bewußtsein wurde hierdurch eine Schule geschaffen, welche dem Kunstbetriebe in Frankreich den höchsten Grad künstlerischer Leistungsfähigkeit verlieh. An der Spitze dieser Kunstanstalt stand der Maler Lebrun, der allein dreißig Künstler als Musterzeichner unter sich hatte. Auf

dem Stadtviertel der Gobelins wurden die Werkstätten errichtet, welche Kunsthandwerker jeder Art aufzunehmen im Stande waren, und für dieselben die vorzüglichsten Meister aus Frankreich und dem Auslande herangezogen, bei dem eigenthümlichen Absperrungssystem jener Zeit zum Theil mit List und Gewalt. Verfahrungsweisen, die zuvor in Frankreich unbekannt gewesen, wurden auf diese Weise dorthin verpflanzt, jeder einzelne Arbeitszweig technisch und künstlerisch bis zur höchsten Vollendung ausgebildet. Gleichzeitig wurden in diesen Werkstätten sechzig bis hundert Lehrlinge unterrichtet, die, sobald sie hinreichend ausgebildet waren, in das bürgerliche Gewerbe übergehen, Werkstätten und Fabriken für das Publicum errichten konnten und hierzu von Staatswegen besondere Befreiungen, Unterstützungen und Vorschüsse, oft von beträchtlicher Höhe, erhielten. Colbert verfolgte hierbei nicht nur das Ziel, dem königlichen Hause und dem Lande möglichsten Glanz zu verleihen, sondern vor Allem auch das Ziel, das Geld für Luxusarbeiten jeglicher Art im Lande zu behalten und die Kunstfertigkeit Frankreichs so hoch zu steigern, daß dem Auslande nichts übrig bliebe, als die besten, vollendeten Waaren von Frankreich zu beziehen. Er scheute hierbei freilich vor keiner Art von Zwangsmaßregeln zurück. Die Arbeit wurde nicht nur gelehrt und gefördert, sondern auch vom Staate beaufsichtigt. Um den Ruf der französischen Arbeit im Auslande in vollem Maße aufrecht zu erhalten, wurden Bestimmungen mit erschreckenden Strafandrohungen bis in die kleinsten Kunstgriffe des Handwerks hinein erlassen; es wurden Schutzzölle und Absperrungsmaßregeln verfügt, welche einen natürlichen Widerstand der umwohnenden Länder hervorriefen, und die nur so lange einen Erfolg hatten, als Frankreich in künstlerischer und politischer Beziehung den Nachbarländern Gesetze vorschreiben konnte. Colbert's System mag in anderen wirthschaftlichen Beziehungen zu Mißgriffen geführt haben, aber auf dem Gebiete der Kunsterziehung ist der praktische Erfolg seiner Arbeiten so unverkennbar, daß alle späteren gewaltsamen Veränderungen, alle Stürme der Revolution den betreffenden Arbeitszweigen nichts anhaben konnten. Und dieses Ziel wurde erreicht bei einem Volke, welches in den vorangehenden Zeitläuften keineswegs an der Spitze der künstlerischen Leistungsfähigkeit gestanden, welches im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert keinen großen Meister der Malerei und der Plastik hervorgebracht und selbst in den Kleinkünsten hinter Deutschland entschieden zurückgestanden hatte. Unterstützt wurde der Erfolg von Colbert's Verfahren allerdings vorwiegend durch die politische Gestaltung Europa's; möglich war er nur in einem Lande, in welchem alle Kraft sich um den Herrscher und das Herrscherhaus zusammenballte und welches in der Lage war, der Welt Gesetze vorzuschreiben.

Das Beispiel Ludwig's XIV. wurde maßgebend für die Fürsten des vorigen Jahrhunderts. Vor Allen waren es die kleinen deutschen Machthaber, die sich bemühten, Bauanlagen und Lebensführung möglichst dem erhabenen Vorbilde anzupassen. Obwohl an keiner Stelle die Schaffenskraft der Bevölkerung in einer auch nur annähernd gleichen Weise wie in Paris herangezogen wurde, so boten die Bauten immerhin einen wichtigen Mittelpunkt gewerblicher Thätigkeit. Die Schlösser und Kunstsammlungen von Dresden und Kassel bedingen bis zum heutigen Tage die Stellung dieser Orte innerhalb der deutschen Städtegemeinschaften.

In Berlin und Potsdam rief man französische Arbeiter zum Ausbau der Schlösser herbei, lernte aber zugleich deutsche Meister an, so daß sich eine vortreffliche Haus- und Möbeltischlerei entwickelte, welche befähigt war, Arbeiten mit kostbaren Einlagen in Art der französischen Vorbilder herzustellen. Eine ähnliche locale Blüthe der Möbeltischlerei knüpfte sich an die Ausstattung des Schlosses zu Würzburg und des Schlosses Salzdalum bei Braunschweig. Die Silberschmiede bekamen Aufträge von zum Theil colossalem Umfange; die Ausstattung des Schlosses zu Berlin mit Augsburger und auch Berliner Silberwaaren rechnet nach Centnern verwendeten Metalls. Dasjenige Material, in welchem sich die deutsche Kunst des achtzehnten Jahrhunderts am zierlichsten ausdrückt, das Porzellan, gehörte vollständig der Kunstliebhaberei der Höfe an. Meißen, Berlin, Wien, Frankenthal, Fürstenberg, Nymphenburg, Höchst u. s. w. sind sämmtlich höfische Fabriken und tragen bis zum heutigen Tage, soweit sie noch bestehen, die heraldischen Abzeichen, Kurschwerter und Kurscepter, ihrer Begründer.

In Berlin währt diese Kunstpflege des Hofes bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts. Noch Friedrich Wilhelm II. hatte eine große Reihe von Gemächern im königlichen Schloß zu Berlin in vorzüglicher Weise ausstatten lassen; für diesen Ausbau des Schlosses war dem Lande eine ganz bestimmte Steuer auferlegt, die alljährlich für diese Arbeit verwendet wurde, und welche bis zum heutigen Tage ihren Nutzen trägt. Denn an diese Arbeiten knüpft sich ein sehr erheblicher Zweig unseres modernen Kunsthandwerks; selbst für gelegentliche Dekoration, wie für den Kuppelraum des Ausstellungspalastes, bietet die plastische Ausstattung des königlichen Schlosses durch Schlüter den eigentlichen Ausgangspunkt.

Auch in unserem Jahrhundert zeigt das Beispiel von München, welchen außerordentlichen Einfluß fürstliche Besteller auf die Kunstentwicklung auszuüben vermögen. Lediglich dem regen Kunsteifer König Ludwig's I., welcher Cornelius und seine Genossen nach München rief, ist es zu danken, daß München, welches vordem den Charakter einer Landstadt hatte, allmälig den Anspruch erheben durfte, eine leitende Stätte für Kunstbestrebungen zu bilden. Der unglückliche König Ludwig II., dessen Ideen völlig in dem Bannkreis des vorigen Jahrhunderts gefesselt waren, gab seine — leider krankhaft überhasteten — Bestellungen mehr der Architektur, vor Allem aber der decorativen Kunst und hat wesentlich zu dem Ergebniß beigetragen, daß München auf kunstgewerblichem Gebiete eine Art von Führerschaft hat übernehmen können, welche weit über die sociale und politische Bedeutung der Stadt hinausgeht, während die alten Sitze deutscher Kunstthätigkeit, Augsburg, Nürnberg, Ulm, Regensburg, fast ganz in den Schatten getreten sind.

III.

Ueber der künstlerischen Entwicklung von Berlin waltete in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts kein günstiger Stern. Die Aufgaben, welche an den neugeborenen preußischen Staat nach langem Drucke herantraten, waren so gewaltig, daß man nur in vereinzelten Fällen an Ausgaben denken durfte, welche, wenn nicht überflüssig, so doch im Augenblicke vermeidbar schienen. Das neu geschaffene Bayern war zusammengesetzt aus den in Kunst und Gewerbe höchst

entwickelten Theilen Deutschlands; Preußen dagegen arbeitete mit seinen östlichen Provinzen, deren Kultur nur mühsam den ersten Boden gewonnen hatte, welche überdies durch die langen Kriege auf das Elendeste ausgebeutet waren. Nichts ist bezeichnender als ein Vorgang des Jahres 1823, welchen ein alter Beamter in seinen Denkwürdigkeiten erzählt. Bereits in jenem Jahr erschien ein Aufruf von Seiten des Vereins für Landesverschönerung in Bayern, welcher genau das wollte, was auch wir heutzutage anstreben. Der Aufruf betonte die Nothwendigkeit seitens des Staates und der Gemeinden für die künstlerische Entwickelung des öffentlichen Lebens zu sorgen und schloß, in der gespreizten Sprache jener Zeit, mit der ausgesprochenen Hoffnung, daß man von dem ganzen deutschen Reiche werde sagen können „Und wo das Auge weilt, das ist ein Land der Fee'n!" Dieser Aufruf wurde auch an die preußischen Provinzialregierungen zur Beherzigung übersandt, woraufhin der Regierungspräsident von Königsberg mit Bezugnahme auf denselben verfügte: „daß künftighin die Schweineställe nicht mehr nach der Straße heraus angelegt werden dürften." Kämpfte man so in weiten Theilen des preußischen Staates mit der unverhüllten Barbarei, so war auch in der Hauptstadt die Armuth ein fast unübersteigliches Hinderniß aller einschlagenden Bestrebungen. Aeußerste Sparsamkeit war das Stichwort, und sie entsprach dem Geschmacke Friedrich Wilhelm's III. so sehr, daß er nicht einmal die vorhandenen gut ausgestatteten Räume seiner Schlösser bewohnte, sondern kleine Nebengemächer, mit glattem Mahagoni möblirt, und so weit ging dieser kleinbürgerliche Sinn, daß er aus den Mahagonistühlen die unteren Querhölzer der Lehne heraussägen ließ, um nicht die Knöpfe seiner Uniform an denselben zu beschädigen. Das große Königsschloß gerieth mehr und mehr in Verfall; in den Palästen der Prinzen Karl und Albrecht, welche unter Schinkel's Leitung wieder hergestellt wurden, standen Möbel mit Metalltheilen, welche aus Zinkguß mit broncefarbenem Anstrich gefertigt waren; in der Wohnung Friedrich Wilhelm's IV. im königlichen Schloß sind in ähnlicher Weise künstlerisch feinsinnige Erfindungen aus schlechtestem Material nothdürftig zusammengeflickt; selbst bei der Herrichtung des Palais für den verstorbenen Kaiser Friedrich, damaligen Prinzen Friedrich Wilhelm, im Jahre 1857 waltete noch der Sinn kümmerlicher Sparsamkeit. Die künstlerische Erfindung stand immer nur auf dem Papier; in den veröffentlichten Heften der Dekorations- und Möbelentwürfe von Schinkel haben wir Alles, was von diesen Stücken Werth hat; die Ausführung ist wahrhaft kläglich. Auch der erhabene Schöpfer unseres deutschen Einheitsstaates, Kaiser Wilhelm, war so vollkommen in den Anschauungen jener Zeit aufgewachsen, daß eine ernsthafte Aenderung nicht eintrat. Man stellte allerdings eine Reihe von halb verfallenen Räumen im königlichen Schlosse wieder her, aber man flickte mit Gips und Zinkguß, und für die Möblirung bezog man das nothwendige Material aus den Möbelmagazinen; die dort verwendeten Stücke sind in vielen Fällen noch nicht einmal so gut, wie sie ein wohlhabender Privatmann zur selben Zeit anzuschaffen pflegte, und gar im letzten Jahrzehnt wurde der Maßstab dieser Einrichtungen von der Privatthätigkeit um Vieles überholt.

Trotzdem ist die Stellung des preußischen Königshauses auch in diesem Jahrhundert für die Kunst von eingreifender Wichtigkeit gewesen. Vor Allem müssen wir dankbarlichst verzeichnen, daß die Krone ihren alten Besitz an Kunstwerken jeglicher Art, Gemälde, antike Statuen, Prachtmöbel, Gold- und Silbergeräth willig hergab, um daraus öffentliche Museen zu gründen. Unser königliches Schloß in Berlin hat keine Schatzkammer mehr. Was nicht vorher im Drange der Kriege geopfert war, bildet jetzt einen wichtigen Bestandtheil der Gemäldegallerie des Antiquariums und vornehmlich des Kunstgewerbe-Museums, dieses Institutes, welches den eigentlichen Anhaltspunkt aller einschlagenden Bestrebungen in Berlin bietet und welches seine Errichtung dem ganz persönlichen Eingreifen des damals kronprinzlichen Paares verdankt. Vor Allem waren es aber die Familienfeste des königlichen Hauses, welche in den letzten Jahrzehnten den Anlaß zu einer reichen Entwicklung heimischer Kunstthätigkeit gaben. Die alte Form des Tributes, welche die Provinzen zwang, bei fürstlichen Hochzeiten bestimmt bemessene Summen in die Kronkasse abzuführen, hatte aufgehört; aber freiwillig traten die Städte, die Provinzen zusammen, um die Festtage des königlichen Hauses mit edlen Gaben zu schmücken. Wenn man einen besonderen Beleg dafür will, wie lediglich an derartigen Bestellungen großen Stils die Fähigkeit des damit beauftragten Gewerbezweiges erwachsen kann, so ist dieser Beweis erbracht in dem Tafelsilber, welches 1882 bei der Hochzeit des Prinzen Wilhelm, unseres jetzigen Kaisers, gespendet wurde. Wie mit einem Schlage entstand hier aus der Berliner Silberschmiedearbeit, welche sehr sorgsam und gewissenhaft, aber doch immer etwas kleinlich und ängstlich mit einzelnen Stücken vorangegangen war, eine in sich abgeschlossene Leistung, so glänzend und prächtig, wie sie nur irgend eine Stadt der civilisirten Welt hervorbringen kann und welche trotz der Schnelllebigkeit unserer Zeit auf den diesjährigen Ausstellungen in München und Kopenhagen alle verwandten Arbeiten siegreich überstrahlte und der vollwichtigste Ruhmestitel des deutschen Kunstgewerbes wurde.

Aber die Beispiele für das Eingreifen der Fürstenhäuser in die Kunstbewegung sind vereinzelt. Statt der Heerschaar von Fürsten, welche im vorigen Jahrhundert in der angenehmen Lage waren, die Staatskasse und ihre Schatulle nicht allzu genau unterscheiden zu müssen, haben wir heute nur eine kleine Zahl, deren Verfügungsrecht über Staatsgelder nicht ernstlich über das Recht wohlwollender Anregung hinausgeht. Und so stark ist der socialistische Zug unserer Zeit, daß die Fürstenhäuser selbst bei Gelegenheiten, welche sonst unfehlbar eine reiche Entwicklung künstlerisch ausgebildeter Widmungen ergeben hätten — man denke an die goldene Hochzeit, an den neunzigsten Geburtstag des Kaisers Wilhelm, an die silberne Hochzeit des damaligen Kronprinzenpaares — direct die Annahme derartiger Werthgeschenke verweigern, damit die zusammengebrachten Summen vielmehr Wohlthätigkeitszwecken zugeführt werden können. Wir wollen hoffen und wünschen, daß dem deutschen Leben aus dem neu errichteten Kaiserthum auch nach der künstlerischen Richtung hin ein bleibender Gewinn werde: bis jetzt aber lebt das Kaiserthum künstlerisch so gut wie ganz als Appendix der preußischen Krone. Seine Feste finden in den Räumen des preußischen Königsschlosses statt,

welche für die Monarchie von 1701 groß bemessen waren, für die Monarchie von 1860 nur eben ausreichten, für das Kaiserthum von 1870 um Vieles zu klein sind. Wir erwarten umfassende Neubauten im Schlosse, wir erwarten den Bau des Domes, den Bau des Parlamentes, den einzigen, der bisher in Angriff genommen worden ist, wir erwarten die Denkmäler, die sich an die Begründung des Kaiserthums schließen werden; das einzige, welches wir bisher besitzen, die Siegessäule, ist auch nur eine Erweiterung des für die preußischen Siege von 1864 und 1866 bestimmten Monumentes; man hat unten die Relieftafeln zusammengeschoben, um noch Platz für eine Darstellung des Krieges von 1870 zu gewinnen.

Aber wenn wir auch hoffen dürfen, daß die Erhebung des preußischen Königshauses zur deutschen Kaiserwürde dem Träger der deutschen Krone eine reichere Möglichkeit künstlerischen Schaffens gewährt, wenn wir selbst mit freudiger Genugthuung jetzt schon verzeichnen dürfen, daß bei den augenblicklichen Umbauten im Königlichen Schlosse ein wahrhaft königlicher Sinn die Künstler zur Mitwirkung herbeigerufen hat, so dürfen wir doch unter keinen Umständen von den Fürstenhäusern unserer Zeit Leistungen verlangen und erwarten, wie sie das Königthum des achtzehnten Jahrhunderts aufzuweisen im Stande war. In dem Königthum Ludwig's XIV. und seiner Nachahmer gipfelte die ganze Macht, die sociale und hiermit auch die künstlerische Bedeutung des Staatslebens, dagegen hat das Fürstenthum des neunzehnten Jahrhunderts den größten Theil seines Verfügungsrechtes abgegeben an den Staat in seinen verschiedenen Gliederungen, und wenn der Staat diesen Theil der Machtbefugnisse übernimmt, so übernimmt er hiermit nebst anderen Pflichten auch die Pflichten der Repräsentation, die Pflichten der Kunstübung im großen Stil.

Ist nun der moderne Staat diesen Verpflichtungen gerecht geworden? Was dürfen wir auf diesem Gebiete billigerweise von ihm erwarten? In dieser Frage gipfelt die früher aufgestellte Frage: von welcher Seite her wir die maßgebenden Aufträge zu erwarten haben. Natürlich handelt es sich nicht ausschließlich um den Staat, dessen Regierung sich im Staatsministerium verkörpert, sondern alle und jede von Staatswegen geordneten Verbände, die Provinzen, die Kreise, die Städte, die einzelnen Gemeinschaften, welche mit selbständigen Verwaltungsrechten begabt worden sind, haben mit diesen zugleich einen bestimmten Kreis von Pflichten übernommen.

Die Thätigkeit des Staates hat sich auf dem Gebiete der Kunstpflege zunächst, in manchen Kreisen ausschließlich, dem Unterrichte zugewendet. Diese Bewegung hat in Preußen bald nach den Freiheitskriegen begonnen. Kunstakademie, Bauakademie und Gewerbeinstitut griffen in verständiger Weise in einander. Bereits in den zwanziger Jahren haben wir Ansätze für kunstgewerbliche Ausbildung; man errichtete eine Musterzeichenschule, gab später ein großes Prachtwerk, die Vorbilder für Fabrikanten und Handwerker, heraus, erwarb für die königlichen Museen die vorwiegend kunstgewerblichen Sammlungen Nagler und Bartholdi, man errichtete sogar kunstgewerbliche Werkstätten für den Bronceguß und die feinere Metallarbeit, man erhielt die Königliche Porzellanmanufactur am

Leben; auch ein allerdings recht bescheidenes Institut für Glasmalerei ist aus den vierziger Jahren zu verzeichnen.

Seit etwa zwanzig Jahren ist der kunstgewerbliche Unterricht als besonderer Unterrichtszweig ausgebildet worden, Museen und Anstalten sind in der Hauptstadt und in den Provinzen für denselben eingerichtet, in die Fach- und Fortbildungsschulen werden künstlerische Elemente eingeführt.

Für die Malerei und Plastik hat der Staat neben dem Kunstunterricht Mittel zur Hand, welche Bestellungen auf wirklich ausgeführte Arbeiten ermöglichen. Auf diesem Gebiete ist es eben handgreiflich, daß ohne Bestellung eine Entwicklung der Kunst unmöglich ist. Die öffentlichen Denkmäler haben stets eine Reihe von Bildhauern beschäftigt; außerdem haben wir im preußischen Etat eine Summe von 300 000 Mark, auf welche hin Aufträge an Bildhauer, Maler und Kupferstecher ertheilt werden, öffentliche Gebäude werden mit Wandgemälden oder plastischen Figuren geschmückt, kleinere Werke für die Sammlungen, besonders für die Nationalgallerie erworben. Ich bezweifle, daß die vorhandenen Mittel für den wirklichen Umfang der Aufgaben der Malerei und Plastik genügen, aber die Stellung des Staates diesen Aufgaben gegenüber steht wenigstens fest, die Mittel werden sich erhöhen lassen. Dagegen fehlt eine zielbewußte Verwendung der Staatsmittel vielfach innerhalb der Architektur und fast vollständig innerhalb der mit ihr verbundenen decorativen Künste, des Kunstgewerbes. Gerade auf dem Gebiete der Architektur ist die schaffende Thätigkeit des Staates die allergrößeste. Bilder kann man entbehren, Bauten für bestimmte Verwaltungszwecke sind unerläßlich. Aber Bestellungen auf Bilder, mögen die dafür bestimmten Summen noch so klein sein, sind unter allen Umständen directe Beförderungen der Kunst. Die Bauten können jedoch, ohne daß die Benutzbarkeit leidet und ohne daß ein augenblicklicher Schaden ersichtlich ist, auf das Allerbilligste und Allerschlechteste hergestellt werden. Hier ist der Punkt, wo die weitsichtigeren Bestrebungen ganz vornehmlich einsetzen müssen. Selbst Männer, welche geistigen Fragen ein wohlwollendes Verständniß entgegenbringen, sprechen nicht selten von einer Verschwendung für Staatsbauten, sobald Summen beansprucht werden, wie sie eine monumentale Ausgestaltung statt eines einfachen Nützlichkeitsbaues erheischt. Nichts ist verkehrter als diese Anschauung, welche sich der „altpreußischen Sparsamkeit" berühmt und in den Verwaltungsbauten der letzten Jahrzehnte einen schweren Schaden herbeigeführt hat. Die Regierungsbauten in unseren Provinzen sind zum großen Theile Nutzbauten der ödesten Art, nach einem vorhandenen Schema ohne Geschmack, ohne Kunstsinn, ja selbst ohne die bescheidensten Rücksichten auf die örtlichen Verhältnisse hergestellt. Man sehe einmal, mit welchem Grade künstlerischer Bewußtlosigkeit in der neuerworbenen Provinz Schleswig das preußische Regierungsgebäude als viereckiger Klotz mitten in die Linie des schönsten Landschaftsbildes hineingestellt worden ist! Mit welch' trockenem Schematismus man am Bosporus das Gesandtschaftshaus für das Deutsche Reich erbaut hat! Vergißt man denn ganz, daß ein solcher Bau doch nicht bloß eine Möglichkeit zur Unterbringung von Kanzleiräthen und Actenbündeln geben soll, sondern daß er an seiner Stelle die Verkörperung des Staatsgedankens zu sein hat? Warum hat denn die Kirche ihre hochragenden Dome

errichtet? Um einen Versammlungsraum für eine gewisse Anzahl von Menschen herzustellen, bedurfte es dieser Dächer und Giebel nicht, bedurfte es nicht der Thürme, die paarweise stolz in die Luft emporsteigen. Als die Deutschritter die große Kulturarbeit in Preußen übernahmen, schufen sie in der Marienburg nicht nur einen festen Wohnsitz für sich, eine Halle für den Gottesdienst, sondern hoch auf richteten sie die Kirche, vierzig Fuß hoch bauten sie am Giebel derselben das Marienbild, mit edelem Glas- und Goldmosaik bedeckt, damit es hinausleuchte in die Lande, und dem Sarmaten, der von weit her der Burg sich nahete, durch die monumentale Pracht der Erscheinung die Bedeutung des hier eintretenden Kulturelementes vergegenwärtige. Glaubt man denn, daß die Menschen jetzt so viel nüchterner oder vernünftiger sind, daß der Abdruck der Verordnungen im Reichsanzeiger und im Kreisblatt genügt, um die moralische Bedeutung der Staatsgewalt den Gemüthern einzuprägen? Warum gibt man denn dem Militär den bunten Rock, die Fahnen, Standarten und das festliche Gepränge? Die einzige Civilbehörde, welche die Bedeutung dieser Fragen voll begriffen und mit fester Hand die Konsequenzen gezogen hat, ist die Verwaltung der Deutschen Reichspost. Nahezu dreihundert Postgebäude sind während der letzten siebzehn Jahre im Deutschen Reiche errichtet, und mit Liebe und Hingebung durchgeführt und jedes derselben — mögen im Einzelnen die Kunstformen etwas besser oder etwas schlechter gerathen sein — sagt an seiner Stelle: „Hier stehe ich, hier steht das Deutsche Reich!" Es ist keine Aeußerlichkeit, wenn in Lübeck auf dem Markte, dessen eine Seite der Dom, die andere Seite das Rathhaus einnimmt, die dritte Seite in voller Länge nach Niederlegung aller hier befindlichen Häuser eingenommen wird durch das Reichspostgebäude, dessen Mauern und Zinnen sich den dort herrschenden Bauformen einfügen: Hier inmitten der freien deutschen Stadt steht das Deutsche Reich, in der einzigen ihm zustehenden Verwaltung, herrschend neben den Denkmalen der alten Zeit. In Berlin macht sich ein derartiger Eindruck der Postbauten unter der Fülle der öffentlichen Gebäude nicht bemerkbar; aber wer in die Provinzen kommt, wer einmal Gelegenheit hat, durch Pommern oder Preußen hintereinander weg eine Reihe von größeren und kleineren Städten zu besuchen, der wird sich dieses wahrhaft beherrschenden Eindruckes nicht erwehren. Wenn man in einer Provinzialstadt das Regierungsgebäude sucht, so fragt man sich durch drei, vier Straßen und findet irgendwo einen nüchternen zweistöckigen Kasten mit schmaler Hausthür, engen Treppen, niedrigen und unfreundlichen Zimmern. Aber am Hauptplatze der Stadt, in hervorragender Lage, weithin strahlend in lustiger, der Umgebung liebevoll angepaßter Architektur steht das Gebäude der Reichspost. Jenes Regierungsgebäude wirkt wie eine drückende Polizeiverordnung, der man sich mürrischen Sinnes zu entziehen sucht; dieses Postgebäude als Repräsentation eines großen Staates, der freudig eintritt für die Bedürfnisse seiner Bewohner. Was man hier Luxus nennt oder verschwendetes Geld, das ist Kapitalsanlage in dem Besten und Unbezahlbarsten, was die Menschheit besitzt: eine Kapitalsanlage für den Sinn der Gesetzlichkeit, der Ordnung, der Achtung vor der Behörde und den selbstgeschaffenen Einrichtungen. Wenn aus unseren Kreisen heraus der Ruf erschallt, daß man würdig und

monumental bauen solle, so kommt uns nicht selten die Antwort zurück, die Staatsgelder seien nicht da, um beschäftigungslustigen Architekten und Kunstgewerbtreibenden aufzuhelfen. Nein! so steht es nicht, meine Herren Nützlichkeitsapostel! Weit mehr als die Kunst des Staates bedarf, bedarf der Staat der Kunst. Er bedarf ihrer, um zum Sinne der Bevölkerung in weiten Kreisen zu sprechen, um nach außen hin würdig und hoheitsvoll dazustehen.

Sicherlich ist die Erfüllung der Aufgabe schwer, da es sich um Bedürfnisse handelt, die für ein Volk von vielen Millionen erfüllt werden sollen, und für welche die Bewilligungen schließlich in den wenigen Bogenseiten eines gedruckten Etats hart an einander rücken. Es ist aber auch keineswegs nöthig, daß immer das Theuerste gebaut und eingerichtet, noch viel weniger, daß eine besondere Menge von Zierformen angewandt werde. Es läßt sich sehr wohl ermöglichen, daß bei Bauten von großem Umfange ein erheblicher Theil, der lediglich der inneren Verwaltung dient, in Flügeln und Quergebäuden von einfacher Ausstattung untergebracht wird, wenn nur der Haupttheil, welcher sich in Beziehung zu der Straße und zu der Bevölkerung setzt, würdig die Behörde repräsentirt. In vielen Fällen ist es gar nicht so sehr die Architektur als die Wahl des Platzes, welche den Eindruck des Baues bedingt. Ein Gebäude von mäßigen Formen, vielleicht nur mit einem stattlichen Portal und einem darüber emporragenden Giebel versehen, an den Schlußpunkt einer Straße derartig hingestellt, daß der Verkehr auf dasselbe hinströmt, macht eine größere Wirkung, als ein Palast in einer Nebenstraße. In den erwähnten Beispielen von Schleswig und Konstantinopel hätte die Auflösung des viereckigen Kastens in eine Baugruppe von gefälligem Umriß dreiviertel von dem gethan, was zu thun nöthig war; Pflanzenwuchs und Umgebung hätten das Bild fast ohne Weiteres vervollständigt. Meisterhaft in diesem Sinne ist Schinkel's Anlage des alten Packhofes in Berlin auf der kleinen Spreeinsel. Das ist eben die wahre Kunst, mit vorhandenen Mitteln die höchst mögliche Wirkung zu erzielen, mit einer bloßen Verschwendung von Zierformen, mit einer Ausgabe von so und so vielen Tausenden, um Stuckornamente nachträglich anzukleben, ist es nicht gethan. Worauf es ankommt, ist, daß jedes Stück genau seinen Zweck an der gegebenen Stelle erfülle, daß jedes in seiner Art das Beste sei. Bei dieser Forderung handelt es sich auch keineswegs nur um die Bauten großen Umfanges, für welche jetzt durch die neu errichtete Akademie des Bauwesens eine Art von Aufsichtsbehörde geschaffen worden ist, sondern um jegliche Art von Bauwerk, welches einem öffentlichen Zwecke dient. Die kleinste Wärterbude an einer Straßenecke muß schließlich aus demselben künstlerischen Sinn heraus erfunden sein, wie der größeste Palast. Gerade durch die kleinen Nutzbauten kann der öffentliche Geschmack am sichersten erzogen und am sichersten abgestumpft werden. Wenn man sich bei der Herrichtung unserer Stadtbahn, welche mehr als hundert Millionen gekostet hat, nicht scheut, an den Straßenübergängen ein Geländer herzustellen, dessen einzelne Pfosten nur nach der Straßenseite hin eine Wölbung haben, während man vom Wagen aus in die hohlgepreßten Halbkörper hineinsieht, so ist das ein Mittel zur Schädigung der öffentlichen Kunstmoral, wie es nicht schlimmer erdacht werden kann, und das Alles, um bei so vielen Millionen ein paar tausend

Mark zu sparen. Nichts ist wichtiger als gerade die Ausgestaltung der Wege des großen Verkehrs. Die Brückengeländer, die Lampenträger, die Ruhebänke, die Abschlußgitter öffentlicher Plätze: sie müssen Marksteine sein für das, was die hierfür benöthigten Gewerke zu ihrer Zeit an bester Arbeit vermögen. Und wie sehr stehen alle diese Stücke selbst hinter dem zurück, was der Privatbau verlangt! Bei uns in Berlin haben wir Jahrzehnte lang für alle diese Bedürfnisse die platteste Arbeit von schlechtem Gußeisen oder vierkantigem Stabeisen gehabt, während der Privatbau längst zu kunstvoller Schmiedearbeit übergegangen war. Erst die neuste Zeit hat bei den Candelabern und bei einigen Brücken Besserung gebracht, aber auch erst, seitdem dieselben aus der Verwaltung des Staates in die Verwaltung der Stadt übergegangen sind. Daß man schon vorher von Staatswegen die Schloßbrücke mit sehr kostbaren Marmorgruppen versehen hat, die kaum an die öffentliche Straße einer nordischen Stadt gehören, macht die Sache nicht besser, sondern zeigt nur, wie wenig man die eigentlichen Aufgaben der decorativen Kunst verstand.

Fast Alles ist bei uns noch zu thun in der Ausgestaltung der öffentlichen Brunnen. Man denke daran, wie Rom, Augsburg, Bern, Basel, Rothenburg und noch viele kleinere Städte das Antlitz ihrer Stadt durch die Brunnenanlagen freudig beleben. In London stehen an verschiedenen Stellen Brunnen, welche fremde Fürstlichkeiten als Andenken an die gastfreundliche Aufnahme in der Stadt errichtet haben. Die Brunnen bieten eine besonders günstige Gelegenheit für Stiftungen öffentlicher Kunstwerke bei beschränkteren Mitteln, der Spindlerbrunnen, welcher zum Andenken an den Großindustriellen gleichen Namens auf dem Spittelmarkt von seiner Familie errichtet werden soll, wird uns hoffentlich ein gutes Beispiel nach dieser Richtung geben.

Ein Weiteres, was unseren Großstädten völlig fehlt, sind öffentliche Ruheplätze. Die Stadt des classischen Alterthums besaß ihr großes Forum mit säulenumgebenen Hallen, auch das Mittelalter und die Renaissance errichteten in Italien weiträumige Loggien und in nordischen Städten die sogenannten Laubengänge, welche am unteren Stockwerk der Häuser entlang eine geschützte Wanderung bei Regen oder zu starkem Sonnenschein erlaubten. Außerdem standen hunderte von Kirchen von erster Morgenfrühe für einen fast ungehinderten Verkehr offen, im Süden galten und gelten auch die kunstgeschmückten Vorhallen der Paläste für ein freies Verkehrsgebiet der Menge. Unsere modernen Großstädte mit ihrer nahezu unübersehbaren Ausdehnung, bedürfen der schützenden Hallen in weit höherem Grade. Aber nichts ist in dieser Beziehung geschehen. Die einzige Zufluchtsstätte gegen die Witterung sind jetzt die öffentlichen Kunstsammlungen, und so erleben wir das widrige Schauspiel, daß diese Sammlungen alter Gemälde und statuarischer Bildwerke, welche dem stillen Genuß eines ernsthaften Bildungsbedürfnisses vorbehalten sein sollten, bei plötzlich eintretendem Regen oder bei starker Kälte den Tummelplatz obdachloser Gesindels bilden. Man glaube nur nicht, daß die Menge bei solchen Gelegenheiten etwas lernt. Theilnahmlos geht sie an den Gemälden vorüber, deren Sprache sie nicht versteht und nicht verstehen kann. Würde man dagegen allgemein zugängliche Hallen herstellen, deren Wandflächen von zeitgenössischen

Künstlern mit Gemälden und Bildwerken geschmückt wären, zeitgenössische Gestalten oder Idealbildungen enthaltend, so würde in diesen Räumen mit Werken, die eine allgemein verständliche Sprache reden, nicht nur das körperliche Wohlbefinden gepflegt, sondern ein Strom von Gesittung in die Volksmassen hineingeleitet werden. Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, hat die bekannte Wohlthäterin der Londoner Arbeiterbevölkerung, Miß Cutts, im Herzen der Londoner Armuth nicht nur gesunde Wohnungen, sondern auch einen überwölbten, künstlerisch ausgestatteten Marktplatz ganz im oben ausgeführten Sinne herstellen lassen. Von einem andern Gesichtspunkte ausgehend erfüllt in Berlin das Zeughaus mit seiner Ruhmeshalle einen gewissen Theil dieser Aufgaben. Bei dem vielfachen Bestreben, der Erinnerung an Kaiser Wilhelm und die Neuschaffung des Deutschen Reiches Denkmäler zu widmen, sollte man doch die Errichtung weiträumiger öffentlicher Gedenkhallen recht ernstlich ins Auge fassen; sie würden dem menschenfreundlichen Sinne des Monarchen in vornehmster Weise entsprechen und den Ausgangspunkt bilden für eine öffentliche Kunstpflege, welche die einmal geschaffene Stelle durch immer neue Zufügungen zu veredeln streben könnte.

Eines ernstlichen Vorsprungs in der würdigen Auffassung solcher Aufgaben dürfen unsere neueren Bahnhöfe sich rühmen; aber auch hier stehen die vom Staat errichteten Haltestellen der Stadtbahn weit zurück hinter den vornehmen Baulichkeiten, welche Privatgesellschaften, wie die Lehrter, die Potsdamer, die Anhalter Bahn, der Bevölkerung unserer Hauptstadt gegeben haben. Der Zuschnitt des Centralbahnhofes in der Friedrichstraße mit seinem Gewirr von kellerartigen Räumen, ohne eine gedeckte Zufahrt und Abfahrt, ist ein geradezu unwürdiger und gibt dem ankommenden Fremden als ersten Gruß der deutschen Hauptstadt ein Gefühl des Unbehagens und den Eindruck einer Armseligkeit, den er schwer überwindet. Umgekehrt macht in Stuttgart die prächtige Bahnhofshalle mit ihren hohen Säulen einen so glänzenden Eindruck, daß man sich erst allmälig davon überzeugen muß, man sei hier nicht in eine Hauptstadt großen Stiles gekommen.

Ein vortreffliches Beispiel von sorgsamer Ausgestaltung der für den öffentlichen Verkehr bestimmten kleineren Bauwerke bietet die Stadt Hamburg. Hier hat der leitende Künstler sich die Mühe nicht verdrießen lassen, in jedem einzelnen Falle, wenn für eine bestimmte Stelle irgend eine Einrichtung nöthig war, besondere diesem Zweck angemessene Formen zu ersinnen. Wir stoßen daher aller Orten auf etwas eigenartiges Durchgebildetes, sei es die Wartehalle für eine Pferdebahn, der Anlegeplatz für die Dampfschiffe, das Häuschen eines Weichenstellers, die Wohnung eines Gärtners oder Parkaufsehers, der Billetschalter für die Localbahn, die Buden für Selterwasser oder Obstverkauf, und ebenso steht es mit den Brüstungen der zahlreichen Brücken, welche über die Fleete hinüberführen, bei den kleinen Treppen in den Parkanlagen, wo aus Schmiedeeisen Nischen, Lauben, Blumenkörbe und Aehnliches dargestellt sind. Nirgends ist ein besonderer Luxus entfaltet, aber die vollständige Zweckangemessenheit jedes dieser kleinen Werke bringt den anmuthenden künstlerischen Eindruck hervor. Man vergleiche dagegen, mit welcher Gleichgültigkeit in Berlin derartige Aufgaben behandelt werden! Wenn man selbst für die Selterbuden und die Anschlagsäulen das Modell einigermaßen

sorgfältig entwirft, so wird es öde durch die hundertfache Wiederholung, in der es über die ganze Stadt verstreut ist; diese Holzbuden, welche nichts Anderes sein und scheinen müssen als Holzbuden, sind in den Formen einer Steinarchitektur aufgezeichnet, mit Zinkcapitälen und Palmettensimsen versehen, und mit einer grauen Steinfarbe angestrichen. Werden an der betreffenden Stelle verschiedene Baulichkeiten dieser Art gebraucht, so wird eine neben die andere geschoben und selbst die wichtigsten Straßenübergänge, wie der Platz an der Potsdamer Brücke, die Kreuzung der Friedrichsstraße und Linden, der Werdersche Markt bieten den unerfreulichsten Anblick eines Gewimmels derartiger Baracken. Ich kann es immer nur wiederholen, daß es sich bei der Forderung, die wir hier zu stellen haben, nicht um große Luxusausgaben handelt, sondern in erster Reihe um das öffentliche Gewissen der Kunst, auf daß Jedes, auch das Einfachste, in seiner Art das Beste sei, daß man im Großen wie im Kleinen gleichmäßig in jedem einzelnen Falle bedenke, wie sich der neu zu schaffende Palast oder der aufzustellende Prellpfahl in das Antlitz der Stadt, der betreffenden Straße und der betreffenden Stelle einzuordnen hat. In diesem Gebiete ist nichts unwichtig, sondern die höchstgesteigerte Sorgfalt gerade nur das Allernothwendigste; in diesem Gebiete gehen politische, sociale und künstlerische Fragen vollkommen Hand in Hand, und es ist ein schweres Verkennen, wenn man meint, sparen zu dürfen, wo es sich um Ausgaben für die Imponderabilien des Volksbewußtseins handelt. Um dieses handelt es sich auch, wenn wir laute Klage führen über die bauliche Unterbringung gerade derjenigen Behörden, welche zunächst mit der Bevölkerung in Berührung treten. Im Gerichtswesen scheinen nach Erbauung des neuen Criminalgebäudes in Moabit die ärgsten Uebelstände gehoben. Ich mag an den ungeheuerlichen Zustand, der in den Vorfluren und Verhörszimmern am Molkenmarkt herrschte, gar nicht mehr erinnern; aber auch in Moabit ist die Bauanlage nicht entfernt, wie sie für den bestimmten Zweck sein müßte. Auch hier, wo man nicht sparen durfte, und wo man an gewissen Stellen eine Art von Luxus entfaltet hat, fehlt die vornehme Grundanlage, auch hier dienen die Corridore zugleich als Vorräume und Wartezimmer, der große Schwurgerichtssaal öffnet sich direct auf den Treppenflur, und wenn bei einer Verhandlung auf Leben und Tod die Angeklagten in den Saal geführt werden, so müssen sie einen weitgestreckten Flur entlangschreiten, welcher wimmelt von verschiedenen Parteien, die in den anstoßenden Räumen aus- und einzugehen haben; Gerichtsdiener halten, so gut es gehen will, die neugierige Menge zurück, ohne indeß verhindern zu können, daß dem Angeklagten Zettel zugesteckt werden. Die Juristen mögen sich darüber aussprechen, wie weit eine solche Anlage der Rechtspflege genügt, wir aber müssen betonen, daß sie die Würde des Gerichtshofes untergräbt und beiträgt zur Verwilderung der Sitten. Noch viel schlimmer ist es mit den kleinen Polizeiämtern bestellt. Wir haben jetzt in Berlin das eigenthümliche Schauspiel, daß gerade diejenigen Behörden, an die man sich in verschiedenen dringenden Fällen zunächst zu wenden hat, die Polizeibureaux, die Postämter, die Standesämter zum größten Theil in irgend einer beliebigen Miethswohnung untergebracht sind. Es versteht sich doch eigentlich von selbst, daß die Stätten derartiger Aemter aus reinen Zweckmäßigkeitsgründen so hergerichtet sein sollten, daß sich ihre Lage ohne Weiteres dem

Bewußtsein der Menge einprägt. Statt dessen hat man im einzelnen Falle zu fragen, ob sich das Bureau in der Xstraße 83b oder 84a befindet, oder ob es seit April oder October etwa umgezogen ist. In ein solches Polizeibureau gelangt man gewöhnlich vom Hofe aus; das eingefangene Gesindel ebenso wie der ruhigste Staatsbürger, der eine Anmeldung zu erledigen hat, passirt das Vorderhaus mit seinen ab- und zugehenden Bewohnern und steigt dann eine elende Treppe hinauf, von wirklichen Vorzimmern oder abgetrennten Räumen ist nicht die Rede, die Zimmer gehen in einander, und Alles streift an einander vorbei. Wer in ein solches Local geführt wird, kann nie ein anderes Gefühl bekommen, als das der Vergewaltigung, niemals dagegen das Gefühl, daß er aus der Unordnung in das Gebiet der Gesetzmäßigkeit hinübergeführt wird. Ebenso widerwärtig sind die in Miethswohnungen untergebrachten Standesämter. Das Brautpaar, welches sich zur Eheschließung in einen solchen Raum begeben will, passirt den Hausflur, in welchem unter Umständen gerade Holz oder Kohlen abgeladen werden, tritt dann in ein Wartezimmer, in welchem weinende Männer sitzen, die, alle Miasmen der Krankenstube aushauchend, den Tod ihrer Frauen anzuzeigen haben, und wird schließlich in ein Gemach geführt, das in der allerdürftigsten Weise mit einigen Mahagonistühlen und einem Tisch von Kiefernholz möblirt ist, über welchen eine lappige grüne Decke gebreitet ist. Wenn der Staat auf dem wichtigen Gebiete der Eheschließung von der bis dahin allein herrschenden Kirche einen Theil seiner Rechte forderte, so hat er auch sein Theil Pflichten mit zu übernehmen. In Belgien und Frankreich findet die bürgerliche Eheschließung in den Rathhäusern in einem besonders dazu hergerichteten Saale statt, in der salle des mariages. Dieser Raum ist mit einem großen Teppich ausgeschlagen, mit gewirkten Tapeten, Gemälden, oder Kunstwerken geschmückt; der verhandelnde Maire legt wenigstens eine Schärpe um; es ist für eine hinreichende Zahl von Lehnstühlen gesorgt, um die Brautgesellschaft aufzunehmen: die Verhandlung bekommt selbst in diesen Ländern, welche nach katholischer Anschauung der bürgerlichen Eheschließung nur einen sehr geringen Werth beimessen, den Eindruck eines feierlichen Vorganges. Bei uns dagegen wird derselbe geradezu herabgewürdigt zu einer geschäftlichen Kontraktsschließung. Man hat, in Erkenntniß dieses Uebelstandes, allmälig einige Standesämter in Berlin wenigstens an öffentliche Schulgebäude und Feuerwehrdepots angeschlossen. Aber die einzig mögliche Lösung bleibt für eine Stadt wie Berlin doch nur, daß man, wie in Paris in den verschiedenen Arrondissements eine Reihe von Mairieen, so hier eine Reihe von öffentlichen Verwaltungsgebäuden errichtet, in welchen Standesämter, Post, Polizei, Steuerkassen und Verwandtes in würdiger Weise untergebracht werden. Jeder derartige Bau bietet der Architektur und bietet der decorativen Kunst eine Gelegenheit zum Schaffen nicht nur für den eigenen Erwerb, sondern für das Wohl der öffentlichen Gesittung.

Immer muß ich es wiederholen, daß es sich bei unseren Anforderungen keineswegs um eine willkürliche Erhöhung des Prunkes handelt; die wahre und vornehme Kunst besteht in der höchsten Zweckangemessenheit, welche es nicht treibt wie der thörichte Luxus der Miethskasernen, sondern im Gegentheil die Einfachheit der Formen, die Ruhe der Linien zum Ausgangspunkt nimmt, welche bei diesen ver-

bleibt, wenn kein Bedürfniß vorliegt, größere Worte zu machen, welche aber Schritt für Schritt mit volleren Mitteln einsetzt, und wenn es nöthig ist, alle Posaunen erklingen läßt. Eine durchaus würdige Lösung solcher Aufgabe zeigen die Schulanstalten, besonders die Volksschulen der Stadt Berlin. Wenn in einer entlegenen Vorstadt, deren Bebauung mit Fabrikgebäuden und nichtssagenden Wohnhäusern in Angriff genommen wird, sich sofort die stattliche Baumasse einer Volksschule erhebt, deren rothe Ziegelsteinfaçade mit der einfachen Einfassung der Fenster und den großen Mittelfenstern des Festsaales die Bestimmung des Bauwerks deutlich ausspricht, so entsteht trotz aller Einfachheit desselben das beruhigende Gefühl, daß auch hier bereits die Stadt vorsorglich für den Nachwuchs eintritt. Die Ausbildung eines bestimmten Typus ist in solchem Falle etwas überaus Nützliches und wirkt mehr als ein großer Aufwand, der in verschiedenen Formenkreisen umhertastet.

Was von den Anforderungen an den Staat und die Stadt gilt, was wir hier keineswegs aufzählen, sondern nur in Beispielen streifen konnten, das gilt schließlich von allen Behörden und von allen Vereinen, die mit der Oeffentlichkeit zu thun haben. An Gelegenheiten fehlt es wahrlich nicht, die Kunst zu fördern und sich von ihr fördern zu lassen. Mancherlei gute Ansätze haben wir zu verzeichnen. Ein erfreuliches Beispiel ist das Architektenhaus in der Wilhelmstraße, dessen Unterräume jetzt der Künstlerverein behaglich hergerichtet hat, während die oberen Säle theils durch den Architektenverein, theils aus Mitteln des Staates (die Wandgemälde von Prell), eine künstlerische Vornehmheit erhalten haben. Wenn einmal eine solche Grundlage geschaffen ist, wird es einem Einzelnen leicht, etwas Erfreuliches und Schmückendes hineinzustiften und den vorhandenen Kern weiter auszubilden.

In der Verwerthung der Mittel, welche die Kunst zur Erzielung sinnfälliger Repräsentation zu bieten vermag, ist die Privatthätigkeit in unseren Tagen der öffentlichen Baupflege weit vorangeeilt. Der Privatbau war in Berlin längst zu Sandstein, Granit und Schmiedeeisen übergegangen, als die öffentlichen Gebäude sich noch mit Kalkputz, Zink und Gußeisen behalfen. Dieser scheinbare Luxus war keineswegs das Ergebniß eines großmüthigen Kunstsinnes, sondern einer ganz verständigen Berechnung, welche der Staat leider nicht macht oder nicht machen zu brauchen glaubt. Der Inhaber eines großen Geschäftes, welcher für schweres Geld ein Eckgrundstück in der Friedrichstadt erwirbt und dort einen Palast errichtet, verlangt von dem Baumeister ein Gebäude der Art, daß es sich ohne Weiteres dem Bewußtsein der Menge einpräge, so daß man nicht mehr spricht von Friedrichstraße Nr. XX, sondern von dem Faber-Hause oder Germania-Hause. Natürlich führt hierbei das Bestreben, den Nachbar zu überstrahlen, zu schwülstigen Ausgeburten, aber wie die Kirche des Mittelalters, wie die Könige des achtzehnten Jahrhunderts, so betreibt die Industrie des neunzehnten Jahrhunderts die Repräsentation im klaren Bewußtsein der damit zu erzielenden Wirkungen. Ich brauche wohl nicht erst zu erinnern an den ungeheuren Aufwand, welchen allein die großen Bierbrauereien nach dieser Richtung hin entfaltet haben, und doch sicherlich nur auf ganz bestimmte Berechnungen hin. Es wäre verkehrt, hier von Jahrmarktskünsten zu sprechen, welche das Publicum anziehen

sollen, um Minderwerthiges zu erwerben. Es gibt wohl auch hier Spielereien, die durch thörichte Ueberraschungen eine Zeitlang zu blenden suchen, aber in den größeren Bierhallen unserer Stadt wird im Gegentheil durch ganz gediegenen künstlerischen Luxus dahin gestrebt, daß die Besucher sich behaglich in diesen Räumen fühlen. Um die wirkliche Einführung der Holztäfelei, um die decorative Ausmalung, um Kunstglaserei und ähnliche höchst solide Kunstzweige haben sich diese Bierhallen ernstliche Verdienste erworben.

Wie in das eigentliche Wohnhaus die künstlerische Decoration durch weit geöffnete Thüren und Thore ihren Einzug gehalten hat, das haben wir im Beginn dieser Darlegung betont. Allerdings ist hier von solider Ausführung, auf die es uns in letzter Linie ankommen muß, nicht Vieles zu rühmen. Es bringt dies das Wesen des Miethshauses mit sich und noch mehr der Umstand, daß erfahrungsmäßig die Ansprüche an unsere Wohnungen derart wechseln, daß bereits nach einem Menschenalter Wohnungsanlagen für veraltet gelten. Hier hilft man sich daher nur gar zu sehr mit zweifelhaften Surrogaten und sucht durch übertriebenen Ausputz die Mängel in der Anlage, vor Allem die Mängel an wirklichem Raum zu verdecken. Hier reißt eine Verwilderung der Formen ein, aus welcher der ganzen kunstgewerblichen Bewegung schwere Gefahr droht; eine Verwilderung, welcher nicht durch Lehre und Zuspruch, sondern nur durch leuchtendes Beispiel begegnet werden kann, und dieses Beispiel wahrhaft künstlerischer Durchbildung fordern und erwarten wir von den Bauten und Einrichtungen des Staates, welcher weiter zu blicken vermag, als die fluthende Menge in dem Bedürfniß des Tages.

IV.

Diese Betrachtungen, welche mit dem Stichwort Kunstgewerbe begannen, haben vornehmlich an das Bauwesen angeknüpft; aber in dem Bau und seinem Zubehör liegt der Schwerpunkt der Bewegung; jeder Bau trägt durch seine Zweckbestimmung feste Regeln in sich, welche ein gewisses Maß künstlerischer Ausstattung erheischen und zugleich der Ueberschwenglichkeit Zügel anlegen; daher können auf diesem Gebiete Staat und Behörden einen höheren Maßstab würdigen Schaffens ohne ernsthafte Schwierigkeit einführen.

Viel schwerer als für bauliche Anlagen ist die Reform auf dem Gebiete der einzelnen beweglichen Gegenstände. Auch hier macht sich im Privatgebrauch ein thörichter Scheinluxus mit Surrogaten und überladenem Zierrath geltend; auch hier müssen zur Hebung des Geschmacks die öffentlichen Körperschaften eingreifen, wo sie nur irgend können. Die Möglichkeit, dies zu thun, ist keineswegs ausgeschlossen. Es ist sehr wohl angängig, auch für unsere mehr geschäftsmäßigen Rathhäuser allmälig gewisse Einrichtungsstücke anzuschaffen, an denen die Kunstfertigkeit der Zeit ihre höchste Leistungsfähigkeit erproben kann. Einzelne Beispiele sind bereits zu verzeichnen. Die großen Kronleuchter, welche im Rathhause zu Berlin im Jahre 1866 nach den Entwürfen von Kolscher angefertigt wurden, sind einer der wichtigsten Stützpunkte für den besten Theil der Berliner Bronceindustrie geworden, auch die Schränke der Rathsbibliothek und manche anderen kleineren Stücke haben ersichtlich Nutzen gestiftet. Aber die

Arbeit auf diesem Gebiete könnte sehr viel weiter gehen. Die Tische, an welchen die Sitzungen abgehalten werden, die Stühle und Anderes mehr sind ihrer Zeit wohlanständig, jedoch ohne besondere Kunstfertigkeit hergestellt. Hier könnte sehr wohl nach und nach bei besonderen Gelegenheiten eine Stiftung einzelner wohlhabender Bürger oder auch als Erinnerung an irgend welchen besonderen Vorgang eine Auswechselung der vorhandenen Stücke stattfinden. Viel mehr muß eine solche Forderung an unsere Ministerien und Oberpräsidien ergehen; in ihnen erreicht die Ausstattung nur in wenigen Fällen diejenige künstlerische Höhe, welche ein vornehmer Privatmann für wohlanständig hält. Man schmückt allenfalls das Treppenhaus oder irgend einen Festsaal mit Sculpturen und Deckengemälden, aber an den Möbeln und Einrichtungsgegenständen glaubt man sparen zu dürfen. Immer wieder muß man fragen: wie soll denn unser Kunsthandwerk den moralischen Muth zu guter Arbeit bekommen, woran soll einmal die Nachwelt ersehen, was unser Kunsthandwerk vermochte, wenn an solchen Stellen nicht das Allerbeste gefordert wird? Unsere Minister scheuen sich, für derartige Zwecke, die dem Glanze ihrer eigenen Verwaltungszweige bestimmt zu sein scheinen, Summen von der Finanzverwaltung und dem Landtage zu fordern. Aber diese Einrichtungen werden doch für das Amt gemacht und nicht für die Person, welcher sogar unter Umständen der Maßstab einer solchen Einrichtung eher lästig als behaglich sein wird.

Leider fehlt uns für diese und alle verwandten Gebiete ein wichtiger Factor: ein begüterter Adel, der aus Familienüberlieferung und im Anschluß an seine Majorate Arbeiten von dauerndem Werthe zu fordern bereit wäre. Vielleicht lernt die jüngere Generation etwas in den Offiziercasinos, welche allmälig anfangen, im Sinne der alten Innungshäuser sich mit behaglichem, meist von einzelnen Angehörigen gestiftetem Geräth zu schmücken. Ueber die schlimmste Periode, in welcher die Bowle als Stalleimer und die Schöpfkelle als Käppi gestaltet wurde, sind wir wohl hinaus, die Hülfe des Künstlers gilt bereits als berechtigt und hat u. A. im Casino der Gardehusaren zu Potsdam zierliche Früchte getragen.

Für den glänzendsten Factor auf diesem Gebiete, den königlichen Hofhalt, wird voraussichtlich jetzt nach langer Pause eine neue, für das ganze Land segensreiche Zeit hereinbrechen.

Jedenfalls müssen wir aller Orten sorgsamst auf jede Gelegenheit achten, welche die Möglichkeit eines bessernden Eingreifens bietet. Ein solches recht wichtiges Gebiet ist das der öffentlichen Ehrenpreise. Jedes Jahr werden große Summen verausgabt für Rennpreise, für Ehrenbecher bei landwirthschaftlichen und sportsmäßigen Veranstaltungen — und wenigstens sieben Achtel dieser Summen werden verthan für Arbeiten ganz thörichter Art. Hier sollte doch in Wirklichkeit nicht darauf gesehen werden, daß ein solches Ehrengeschenk besonders groß und prunkvoll sei; hier könnte man doch endlich die vollendete Kunst zu Worte kommen lassen, selbst auf die Gefahr hin, daß der betreffende Pokal um einen halben Fuß niedriger ausfiele, vor Allem, wenn es sich um die jetzt üblichen Wanderpreise handelt, die, von Stadt zu Stadt gehend, ernsthafte moralische Eroberungen machen könnten. Ein schönes Beispiel von etwas Vollendetem

dieser Art ist der Ehrenschild, welcher für die Rudergesellschaften in getriebenem Silber hergestellt ist. Ein anderes sehr erfreuliches Beispiel bietet die Votivtafel, welche Minister von Goßler der Akademie der Künste als Dank für seine Ernennung zum Ehrenmitglied und als Erinnerung an die Jubiläumsausstellung vom Jahre 1886 gewidmet hat. Diese Tafel, in edelster Schmelzmalerei hergestellt und in zierlichster Fassung, ist in ihrer Art ein wirkliches Denkmal unserer Kleinkunst; sie scheint aber auch vor Allem dazu angethan, der Sündfluth von Adressen zu wehren, mit welchen jetzt unsere öffentlichen Feste überschwemmt werden. Für Ausstattung und Einband derartiger Adressen werden sehr erhebliche Summen verwendet, die eigentlich todt daliegen, weil es ganz unmöglich ist, diese Berge von Mappen und Folianten in irgend einer Weise zur Anschauung zu bringen. Würde man statt dessen, nach dem angeführten Beispiel, zu Votivtafeln übergehen, so erschlösse sich hiermit eine unendliche Fülle von Kunstformen, die zum Schmucke eines Sitzungssaales der betreffenden Behörde auf das Erfreulichste beitragen würden. Als einen wichtigen Vorgang auf diesem Gebiete dürfen wir das Jubiläum der Universität Heidelberg verzeichnen, bei dem zum ersten Male, wie in alter Zeit, in größerem Maßstabe Ehrengeschenke in Form von Gebrauchsgeräthen gemacht worden sind: Tische, Stühle, Uhren und ähnliche Stücke für den Festsaal.

Die Theilnahme der Behörden und aller öffentlichen Verbände an der Arbeit unseres Kunsthandwerkes ist unerläßlich, wenn dasselbe in der Production der Welt die Stelle einnehmen soll, welche ihm gebührt. Es handelt sich bei dieser Forderung keineswegs nur um ideale Fragen, sondern um ganz handgreifliche Lebensbedingungen unserer Gewerbthätigkeit. Unzweifelhaft ist unser Handwerk noch weitaus nicht auf der Höhe, die es einnehmen müßte. Wenn man glaubt, in dem Kampfe gegen das Ausland vollwichtige Siege errungen zu haben, und in freudiger Aufwallung ausruft, daß wir jetzt im Kunstgewerbe gleichberechtigt mit Frankreich daständen, so ist dies ein gründlicher und verhängnißvoller Irrthum. Wir haben allerdings die französische Concurrenz auf diesem Gebiete für gewisse Gruppen geschlagen, aber leider nur in denjenigen, bei denen die Billigkeit der Massenausführung durch die billigeren Arbeitskräfte und das geringere dabei verwendete Material zur Geltung kommt. Der Kampf der Billigkeit gegen den höheren Preis hat freilich auch seine Bedeutung, wenn die Wohlfeilheit auf einer einsichtsvolleren Ausnutzung von Zeit, Kraft und Material beruht, aber nicht, wenn sie durch den geringeren Lohn der Arbeit erzwungen wird. Der eigentliche Kampf, um den es sich handelt, ist der Kampf um die Güte der Arbeit. Hier sind wir aber noch sehr weit davon entfernt, auch nur im marktläufigen Sinne concurrenzfähig mit dem Auslande zu sein. Vor Allem fehlt uns die Arbeit in edler Bronce und damit im Zusammenhange die vornehme Möbelindustrie, welche Holz und Metall verbindet. Auch die Fayencemalerei ist, trotz der Ueberschwemmung mit sogenannter Majolica, noch in ihren Anfängen. Die Gobelinwirkerei macht ihre ersten tastenden Versuche. Die Buchbinderei weiß noch kaum etwas von den großen Aufgaben und den dafür gezahlten Preisen im Auslande, und so hat fast jedes Arbeitsgebiet noch ganz erhebliche Lücken aufzuweisen.

Es hilft daher gar nichts, den Bezug fremder Waaren durch tönende Worte verhindern zu wollen. Solange man Boulemöbel, Bronceuhren und Seidenstoffe in Paris besser bekommt als in Deutschland, wird der Einzelne sich nicht enthalten lassen, seine Bedürfnisse da zu befriedigen, wo er auf dem großen Markte die bequeme Auswahl findet.

Das Ziel, das wir erstreben müssen, liegt aber noch viel weiter hinaus: wir wollen uns nicht nur unabhängig machen von dem Gewerbe des Auslandes, sondern wir wollen umgekehrt Waaren herstellen, welche das Ausland von uns entnehmen soll. Es ist auf diese Frage des Exportes gerade in letzter Zeit und sehr mit Recht ein besondrer Nachdruck gelegt worden. Wenn die Kunsthandwerker erklärten, daß für gewisse Industrien, wie gerade für beste Broncearbeit und Verwandtes, in Deutschland die Abnehmer fehlten, so hat man ihnen oft geantwortet, daß sie für das Ausland arbeiten müßten, das reich genug sei, so kostbare Stücke zu bezahlen. Diese Anschauung beruht auf einem vollständigen Verkennen der Sachlage. Man wird niemals das Ausland veranlassen können, Stücke bei uns zu kaufen, die nicht zuvor bei uns selbst ihr Bürgerrecht in so vollständiger Weise erlangt haben, daß ihr Ruf ein durchaus gesicherter ist. Der Brasilianer und Californier kauft seine Bronceuhr nicht deshalb in Paris, weil er selber beurtheilen kann, daß die betreffende Uhr von ganz besonderer Güte, sondern weil er sicher ist, daß eine Arbeit von einem bestimmten Pariser Hause ein hervorragendes Stück sein muß. Und weil er dies von Berlin nicht weiß, so kauft er dies Stück nicht in Berlin, selbst wenn es billiger und besser wäre, als das betreffende in Paris. Zu Hause müssen wir mit der Hebung unserer Industrie anfangen; nur wenn wir selbst an uns glauben, wird auch das Ausland an uns glauben.

Wir bewegen uns mit diesen Ansprüchen in einem verhängnißvollen Kreise. Von allen Seiten erkennen wir an, daß für das deutsche Kunstgewerbe der entscheidende Augenblick gekommen ist, zu der hochvollendeten Einzelarbeit überzugehen, aber der Abnehmer wartet auf den Arbeiter und der Arbeiter wartet auf den Besteller. Man sage nicht, daß man das Weitere der allmäligen Entwicklung des Bedürfnisses überlassen dürfe. Dies mag richtig sein auf rein gewerblichem Gebiete, aber hier handelt es sich um Werke der Kunst, welche nur unter der ihnen nöthigen Sonne gedeihen.

Ebenso wenig wie Wandgemälde und Denkmäler können kunstgewerbliche Stücke ersten Ranges hergestellt werden aus dem guten Willen und auf das Wagniß des einzelnen Handwerkers hin; sie können nur erzielt werden, wenn die Allgemeinheit sich ihrer Pflichten gegen das Kunstgewerbe bewußt wird, wie sie ihre Pflichten gegen die Malerei und Plastik erfüllt. Dieses Bewußtsein kann und muß sich zunächst geltend machen in den höchsten Spitzen unseres Staatslebens und wird dann folgerichtig auf die andern Behörden und Körperschaften jeder Art übergehen.

In kritischen Lagen und Uebergangszeiten, wie die jetzige es jedenfalls ist, darf man auch besondere Mittel nicht scheuen, welche den Uebergang erleichtern und welche mit kräftigem Stoß das Schiff in das offene Fahrwasser bringen. Ein solches Mittel ist es, daß von Seiten des Staates oder öffentlicher Körper-

schaften zunächst einmal durch geeignete Organe, wie wir sie in den kunstgewerblichen Lehranstalten besitzen, eine hinreichende Anzahl von Aufträgen gegeben werde, um einzelne Stücke von höchster Vollendung anfertigen zu lassen, welche für eines unserer öffentlichen Gebäude bestimmt werden und welche der Industrie auch soweit zu Gebote stehen, daß dieselben eine Zeitlang auf Ausstellungen geschickt und somit der ganzen Welt vorgeführt werden. Es ist dies genau der Weg, auf welchem das österreichische Kunstgewerbe seine Ausbildung und die Anerkennung der Welt erlangt hat. Dem österreichischen Gewerbemuseum war von Seiten des Hofes eine große Summe angewiesen worden, um ohne Rücksicht auf die entstehenden Einzelkosten eine Reihe vorzüglicher Stücke herstellen zu lassen, die schließlich in den Besitz des Hofes überzugehen hatten. Dies ist das Material, welches die Oesterreicher bei allen passenden Gelegenheiten zeigen, auf welches sich der Ruhm und der Absatz ihrer Institute gründen. Ebenso beruht die erstaunliche Höhe der Kunsttöpferei und der Gobelinwirkerei in Frankreich auch jetzt noch auf dem Verfahren der Staatsfabriken, welche ohne Rücksicht auf die Kosten dahin arbeiten, Stücke ersten Ranges zu fertigen, welche lediglich als Geschenke und Ausstattungsstücke für öffentliche Gebäude verwendet werden. Dieser Weg der directen Bestellung für bestimmte Punkte vornehmen Zuschnittes ist derjenige, über dessen Richtigkeit alle im Fache arbeitenden Männer nicht den mindesten Zweifel haben, den wir in unserer ruhmreichen Vergangenheit und im weit vorgeschrittenen Auslande verfolgt sehen, und der, wie wir zu hoffen Grund haben, jetzt auch bei uns eingeschlagen werden wird. Es ist sicherlich nicht zu fürchten, daß man hierbei versuchen sollte, den Geschmack eines Landes auf irgend eine bestimmte Gruppe von Formen, sei es nun die Gothik, sei es die Renaissance oder sei es etwas ganz neu Erfundenes, ein für allemal festzunageln. Zu allen Zeiten hat sich von Geschlecht zu Geschlecht der Geschmack und der Formenkreis geändert, und das wird ebenso in unserer Zeit geschehen, nur noch rascher in dem gesteigerten Tempo unseres Verkehrslebens. Ebenso sind zu allen Zeiten, vom frühen Mittelalter an, die Berührungen der europäischen Völker so nahe gewesen, daß im Wesentlichen dieselben Stilformen sich über das ganze gebildete Europa erstreckten. Auch hierin wird die moderne Zeit nur noch schärferen Zusammenschluß bringen. Von einer Absonderung Deutschlands aus dem großen Weltgetriebe kann gar nicht die Rede sein; es wird nur darauf ankommen, daß wir einen Achtung gebietenden Factor bilden innerhalb der allgemeinen Bewegung. Wie sehr dies in der Politik möglich gewesen ist, haben wir Alle mit freudigem Stolze erlebt; in den Wissenschaften zählen die deutschen Arbeiten seit Jahrzehnten zum festen Bestande Europa's; innerhalb der Künste ist die deutsche Musik bis zu gewissem Grade herrschend: warum sollen wir verzweifeln, dasselbe Ziel innerhalb der bildenden Kunst und auch innerhalb der decorativen Kunst zu erringen? Der Aufruf an die deutsche Vaterlandsliebe, sich von französischen oder englischen Waaren abzuwenden, oder an die Deutschen in Amerika und Australien, nur von Deutschland zu kaufen: Alles das hilft hierbei gar nichts. Gerade wie in der Politik, werden wir in der Kunst nur auf diejenige Achtung rechnen dürfen, die wir uns durch unsere Leistungen erzwingen. Aber für solche Leistungen müssen Aufträge vorliegen, an denen die Besten ihres Faches ihre Kräfte zu messen und zu stählen ver-

mögen. Die Anerkenntniß dieser Nothwendigkeit und die Gewährung der Mittel können wir zunächst nicht von dem Privatmanne erwarten, sondern nur von der beherrschenden Intelligenz der Staatsmänner. Was wir von dem Staate fordern, ist nicht die gewinnbringende Beschäftigung einzelner Werkstätten, sondern die Erweiterung des Arbeitsgebietes nach oben hin. Die Industrie verlangt vom Staate Licht und Luft; aber sie darf Ansprüche erheben, denn sie arbeitet nicht nur für ihren Vortheil, sie arbeitet im letzten Ziele für die Würde und auch für die Steuerkraft des Staates. Der von uns geforderte Aufwand für eine künstlerische Repräsentation der Staatsbehörden ist keine Forderung für ein einzelnes Gebiet, sondern fällt zusammen mit moralischen Grundforderungen unserer Gesellschaft, in welcher Alles geschehen muß, was die Achtung vor der Autorität des Staates aufrecht erhält, die Forderung der Industrie und des Handels geht Hand in Hand mit den ernsthaftesten Grundsätzen der Bildung und Gesittung der Nation.

Tokio-Igaku.

Skizzen und Erinnerungen aus der Zeit des geistigen Umschwungs in Japan, 1871—1876.

Von

Dr. **Leopold Müller,**
Oberstabsarzt I. Classe.

I.

Ein seltsameres und anziehenderes Feld der Beobachtung kann es auf geistigem Gebiete schwerlich geben, als es Japan seit dem Jahre 1869 bietet. Ein Volk, das seit den ältesten Zeiten, allerdings fast ausschließlich nach chinesischem Vorbild, einen sehr hohen Grad einer eigenartigen, in ihren Grundzügen sowohl, als in den Einzelheiten der Ausführung von der europäischen durchaus verschiedenen Civilisation erreicht und diese durch strenge Absperrung vor jedem abendländischen Einfluß und Bestandtheil sorgsam bewahrt hat, fühlt plötzlich das Bedürfniß, aus seiner ablehnenden Haltung herauszutreten, mit seiner Vergangenheit vollständig zu brechen und für sich in der Reihe der fortgeschrittensten abendländischen Culturstaaten eine berechtigte und ebenbürtige Stellung zu gewinnen. Mit orientalischer Despotie wird das Werk begonnen; erst schüchterne, großentheils mißlungene Versuche und ängstliches Herumtasten. Aber die Regierung läßt sich durch die erlittenen Enttäuschungen nicht abschrecken, klopft immer aufs Neue bei den verschiedensten Nationen an, um zu sehen, wo die besten Resultate zu erwarten wären, schreitet, nachdem sie erst einmal den rechten Weg erspäht, auf demselben unbeirrt vorwärts und nach weniger als zwanzig Jahren ist das Ziel, wenigstens in den großen Umrissen, den „cadres", wenn ich so sagen darf, nahezu erreicht, hat Japan in fast allen Fächern der Wissenschaft (weniger der Kunst), der Gesetzgebung, der Verwaltung, des Staatswesens im Allgemeinen das europäische Muster durchgeführt.

Das Merkwürdige dieses gänzlichen Umschwungs besteht darin, daß er sich eigentlich nur aus dem heftigen Widerstreben gegen das Eindringen fremder Elemente und gewissermaßen mit fatalistischer Nothwendigkeit entwickelt hat, wie ich hier freilich nur andeutungsweise darstellen kann. — Die ursprüngliche japa-

nische Religion war der Shintodienst, im Wesentlichen ein Heroencult, d. h. Menschen, besonders Helden, wurden nach ihrem Tode zu Halbgöttern, denen jeder andere Mensch nachstreben solle, ein nicht unbilliges Verlangen, da ja auch jene früher nur Menschen waren. Der Mikado oder Ten-Oo (Himmelsfürst, jetzt meist Tenno geschrieben) dagegen war nicht etwa eine Art Papst oder geistlicher Herrscher, wie vielfach gesagt worden ist, sondern ein durch Emanation aus höheren Göttern zur Erde herabgestiegener Gott, der für eine gewisse Zeit seine Fürsorge dem Wohlergehen der Menschen zuwandte, um deren Geschicke jene sich nicht kümmerten. Des Mikado hauptsächlichstes Werkzeug war der Shogun (ursprünglich Dsaogun, Kronfeldherr), auch Taikun genannt, der oberste Leiter des Kriegswesens, während die Regierung in den Händen der Daimios (Fürsten) lag, die aber dem Tenno unterthan und tributär waren. Ein von mehreren dieser Fürsten um das Jahr 1155 unternommener Versuch, die weltliche Herrschaft an sich zu reißen, wurde von dem damaligen Kronfeldherrn Joritomo vereitelt, worauf derselbe nach dem Siege verkündete, der Tenno stände zu hoch, als daß er mit den Menschen direct in Verbindung treten und sich mit ihren kleinen Wünschen und Beschwerden befassen sollte; alles dies hätte durch ihn, den Shogun zu geschehen, der seine fortan erbliche Gewalt im Namen und Auftrag des Tenno ausübe. Von jetzt ab wurde der „Himmelsfürst" in seinem Palast zu Miako (Kioto) in höchsten Ehren zwar, aber in vollständigster Abgeschlossenheit gehalten. Der Palast steht heute noch unverändert; ich bin einer der ersten Fremden gewesen, die das Innere desselben betreten haben, und kann sagen, daß er allerdings einen wunderbaren Eindruck macht. Seine Zimmer sind streng nach der Lage der einzelnen Provinzen geordnet, und jedes derselben gibt in seinen Wandgemälden und sonstigen Verzierungen ein getreues Abbild der geographischen, landschaftlichen, zoologischen, gewerblichen und sonstigen Eigenthümlichkeiten der betreffenden Provinz. Er bot dem Tenno, dessen Namen man sogar erst nach seiner Rückkehr zum Himmel erfuhr, das einzige Mittel, sein Land kennen zu lernen, denn selbst auf den sehr seltenen Ausgängen durfte er seinen großen Wagen nicht verlassen: Thüren und Fenster mußten, wo er vorbeikam, geschlossen werden und die Wenigen, die ihm begegneten, sich flach niederwerfen, das Gesicht zur Erde gewandt.

So hoch nun auch die Shogun's die Shinto-Religion hielten, so begünstigten sie doch den von China eindringenden Buddhismus und die Doctrin des Confucius (Kung-fu-tse), eine rein philosophische Sittenlehre, an deren Spitze etwa der Satz steht: „Alles Gute dieser Welt kommt von dem Guten, das du Anderen zu erweisen suchst; alles Böse von dem Guten, das du dir auf Kosten Anderer erwerben willst." Shintoismus und Buddhismus, zum Theil vermischt, bestanden neben einander weiter; die Beförderung des letzteren war sogar im Interesse der Shogune, da das Ansehen des Tenno dadurch vermindert und sie selbst immer mehr als alleinige Herrscher betrachtet wurden, die ihren Hof in Yedo (Tokio) hatten.

Bis gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts war der Verkehr mit den Nachbarländern und die Einwanderung aus denselben frei. Gegen 1550 geschah die erste Berührung mit dem Christenthum durch Portugiesen, welche auf der Fahrt von Siam nach China an die japanische Küste verschlagen worden waren und eine

Colonie gründeten, die bald durch einige aus Macao durch Francesco Xaver gesendete Jesuiten verstärkt wurde und ein halbes Jahrhundert lang einen friedlichen Verkehr mit den Japanern vermittelte[1]), so daß nicht nur Leute aus allen Ständen, sondern sogar eine Anzahl Daimios zum Christenthum übertraten. Um diese Zeit gelangte in Folge von Adoption Hideyosi, der Sohn eines Bauern, zur Würde des Shogun; die Empörung einer Anzahl damit unzufriedener Daimios, welche die weltliche Macht wieder in die Hände des Tenno zu bringen suchten und sich auf die Christen stützten, warf er nieder, nannte sich Taikosama (unumschränkter Herrscher), führte die Absperrung des Tenno auf das strengste durch und wandte dann sein Augenmerk auf die Christen, die zum Theil Reichthum und Macht erworben hatten. Um 1586 erschien eine Verordnung, die allen Ausländern und besonders den Portugiesen das Reich für immer verschloß: nur den Chinesen und später den Holländern wurde der Zutritt an einzelnen Punkten unter großen Beschränkungen gestattet, den Japanern dagegen bei Todesstrafe verboten, ihr Land zu verlassen oder Christen zu werden. — So blieb es trotz einzelner Ausnahmen im Großen und Ganzen bis zur Mitte dieses Jahrhunderts; alle Annäherungsversuche der verschiedensten Nationen blieben fruchtlos. Eine Wandlung trat erst ein, als die Vereinigten Staaten Californien erwarben und San Francisco mächtig emporblühte. Der junge amerikanische Staat hatte naturgemäß die Tendenz, westwärts Handelsverbindungen anzuknüpfen und namentlich auch für seine Walfischfahrer Zufluchtsstätten an der japanischen Küste zu finden. Als nun gar 1842 durch den Frieden von Nanking China theilweise eröffnet wurde, konnte auch Japan nicht länger widerstehen; es wurden seit 1853 der Regierung des Shoguns zuerst von Seiten Amerikas, dem Rußland, England und andere Mächte sich bald anschlossen, Verträge aufgenöthigt, deren Verletzung fremde Einmischung und innere Wirren zur Folge hatten. Der Shogun ward wegen Landesverraths abgesetzt und nach vielen Verhandlungen und Kämpfen, mannigfachem Personenwechsel und freiwilligem Verzicht endlich im Jahre 1868 die alleinige Regierung des jetzt nach Yedo übersiedelnden Tenno wieder hergestellt. Die klugen Berather des fast noch im Kindesalter stehenden Tenno fanden es indessen in ihrem Interesse, den Fremden weitergehende Zugeständnisse zu machen, als der deshalb gestürzte Shogun gethan. Sie hatten die Macht der Fremden theils im eigenen Lande, theils durch die seit 1860 ins Ausland gesandten Deputationen kennen gelernt und die Ueberzeugung gewonnen, daß sie dieselben nur mit deren eigenen Waffen bekämpfen könnten, wenn sie nicht zögerten, deren Civilisation bei sich einzuführen, um alsdann in einen ebenbürtigen Verkehr mit ihnen zu treten.

Auf den nachfolgenden Blättern soll versucht werden, ein Bild zu geben von dem Zustande des geistigen Lebens vor der neuen Aera, von den ersten Experimenten, welche gemacht wurden, um sich von dem Alten loszulösen, sowie von den damit verknüpften Kämpfen.

[1]) Spuren dieses spanisch-portugiesischen Einflusses haben sich, merkwürdigerweise, noch in den Bezeichnungen — des Backwerks erhalten: Brot heißt „pan“, der in Japan am meisten geschätzte Kuchen „castera“ (Castilien). Auch die — übrigens streng verbotenen und nur vom niederen Volk benutzten — Spielkarten weisen auf diesen Ursprung hin.

Freilich wird das Bild nur einseitig sein, da ich vornehmlich auf das Gebiet des Unterrichtswesens mich zu beschränken habe; dennoch lohnt es wohl der Mühe, die damaligen Verhältnisse von diesem wichtigen Gesichtspunkte aus möglichst genau zu schildern. —

Als ich im Jahre 1875 die Direction der von mir gegründeten medicinisch-chirurgischen Akademie in Tokio (Yedo) niederlegte und bald darauf Japan nach mehr als vierjährigem Aufenthalte daselbst verließ, nahm ich mir vor, mindestens zehn Jahre zu warten, bevor ich etwas über die Gründung der ersten deutschen Akademie in Ostasien veröffentlichte. War dieselbe dann, wie beinahe zu fürchten, untergegangen, so bot es kein Interesse mehr, des mißlungenen Versuchs zu gedenken; bestand die Akademie nach zehn Jahren noch fort, hatte sie sich weiter entwickelt und nicht nur für die direct Betheiligten, sondern auch für weitere Kreise sich segensreich erwiesen, hatte sie vielleicht sogar auf die Stellung der Deutschen in Japan und überhaupt auf das Verhältniß Japans zu Deutschland einen nicht unwesentlichen Einfluß geübt, so durfte wohl auch nach zehn Jahren noch unternommen werden, auf dieses unter so großen Schwierigkeiten zu Stande gekommene Werk einen Rückblick zu werfen.

Daß die für die Veröffentlichung gestellten Prämissen eingetreten sind, wird der geneigte Leser nach Durchsicht derselben hoffentlich zugeben; die folgende Darstellung ist, mit nur ganz unwesentlichen Abweichungen, drei Berichten entnommen, die ich auf der Rückfahrt von Yokohama nach San Francisco im Jahre 1875, also unter dem unmittelbaren, frischen Eindrucke schrieb. Da dieselben vor der Einreichung, allerdings nur privatim, unserem Geschäftsträger in Japan während unseres gemeinsamen Aufenthalts in San Francisco vorgelegen und seitdem auch die Zustimmung einer größeren Anzahl Deutscher, die mit mir gleichzeitig in Japan waren, gefunden haben, so darf ich wohl auf unbedingte Glaubwürdigkeit Anspruch machen. — Freilich sollte bei vielen Urtheilen nicht außer Acht gelassen werden, daß ich sie eben im Jahre 1875 niedergeschrieben, daß durch ein zehnjähriges Fortschreiten manches über die Denk- und Lernfähigkeit der Japaner Gesagte etwas modificirt werden muß, und daß überhaupt seitdem viele Einrichtungen europäisirt worden sind. Um so mehr aber habe ich für richtig gehalten, an dem damals Geschriebenen möglichst wenig zu ändern, um den Zustand Japans, wie er 1871—1875 war, wahrheitsgetreu festzustellen.

Ein Bedenken hätte mich abhalten können, diese Berichte zu veröffentlichen, nämlich daß die Japaner, denen ich so viele Freundlichkeiten zu verdanken habe, und die mir so viele Beweise der Anerkennung und Anhänglichkeit gegeben haben, durch Manches, was ich rücksichtslos ausgesprochen, sich verletzt fühlen könnten; und ich gestehe gern, daß diese Besorgniß ein Grund mehr für mein länger als zehnjähriges Schweigen gewesen ist. — Ich hoffe jedoch, daß jeder verständige, mit den damaligen Verhältnissen vertraute Japaner die Wahrheit meiner Darstellung anerkennen wird; und wer rastlos fortgestrebt, wer sich bewährt hat, der darf mit Stolz auf den Weg, der hinter ihm liegt, zurücksehen, auch wenn ein solcher Rückblick ihm selbst vielleicht hier und da ein Lächeln entlocken sollte.

Nach diesen einleitenden Worten wird eine Erklärung darüber, wie ich zu der in Rede stehenden Aufgabe kam, nicht überflüssig erscheinen.

Schon frühzeitig fühlten die Japaner, auch als sie sich im Uebrigen noch so sorgfältig abgeschlossen hielten, das Bedürfniß, in ärztlicher Beziehung Ausnahmen zu machen, um von den Fremden zu lernen. Sie suchten Aerzte, die sie entweder bei den verschiedenen Missionen und Factoreien oder durch gelegentliche Besuche ihres Landes kennen lernten, auszuforschen und für kürzere oder längere Zeit an ihre, in verschiedenen Orten bestehenden Medicinschulen zu fesseln. Ende 1869 beschloß die Regierung, es einmal mit deutschen Aerzten zu versuchen und wandte sich dieserhalb an unseren Geschäftsträger, Herrn von Brandt; dieser schrieb nach Berlin und rieth, zwei Obermilitärärzte zu entsenden, weil dieselben, als der Kriegerkaste angehörig, Aussicht hätten, gleich von vornherein höheren Ansehens zu genießen, in die aristokratischen Kreise gezogen und vielleicht gar Leibärzte Seiner Majestät des Tenno zu werden. Im Mai 1870 wurde mir Seitens der maßgebenden Behörden das Anerbieten gemacht, zu dem bezeichneten Zwecke nach Japan zu gehen, weil ich früher schon, während eines zwölfjährigen Aufenthalts in Hayti, mich mit mehr oder weniger Glück einer ähnlichen Aufgabe entledigt hatte. Ich nahm den ehrenvollen Antrag mit Dank an, und da mir die Wahl des zweiten Arztes überlassen wurde, so entschied ich mich für den damaligen Marine-Assistenzarzt Dr. Hoffmann, der ebenfalls mit Freuden sich bereit erklärte. Am 11. Juli wurden alle Details[1]) festgesetzt; wir waren eben mit den Vorbereitungen zu unserer nahe bevorstehenden Abreise beschäftigt, als nach wenigen Tagen der Krieg ausbrach. Selbstverständlich war nun von Abreise keine Rede mehr, und ich sah das Project als definitiv gescheitert an; gleich nach dem Waffenstillstand jedoch ward ich benachrichtigt, daß dies keineswegs der Fall sei: am 3. Juni 1871 erhielten wir den Befehl, abzureisen, schifften uns am 10. Juni in Bremen ein und kamen am 24. Juni in New-York an, gerade fünf Stunden zu spät, um noch den Anschluß an den am 1. Juli von San Francisco nach Yokohama abgehenden Dampfer erreichen zu können. Wir mußten also einen Monat in Amerika verweilen, den wir am Niagara, in Omaha, Salt Lake City und San Francisco verbrachten, schifften uns am 1. August an Bord der „Amerika" ein und landeten am 23. August nach einem noch im Hafen überstandenen Typhon wohlbehalten in Yokohama.

Bereits am 25. August wurden wir von dem bisherigen japanischen Director der Medicinschule zu Yedo, Herrn Iwasa, begrüßt, am 29. August von dem Minister des Auswärtigen, Herrn Terashima, und dem Chef des kaiserlichen Staatsraths, Herrn Iwakura, empfangen und hatten auch bald darauf die Ehre, Seiner Majestät dem Tenno vorgestellt zu werden. Der interessanten, zum Theil auch komischen Momente, welche diese Vorstellungen boten, will ich hier nicht

[1]) Eine der wichtigsten Stipulationen war, daß wir, der deutschen Legation attachirt, in geschäftlicher Beziehung unmittelbar mit dem japanischen Unterrichtsministerium verkehrten, aber keinen japanischen Beamten als Vorgesetzten anzuerkennen brauchten, während ich, und später auch Dr. Hoffmann, directe Vorgesetzten aller an der Schule angestellten Japaner und Fremden waren. Niemand konnte ohne unsere Bewilligung an der Schule beschäftigt werden. Diese unsere große Selbständigkeit war von entscheidender Wichtigkeit für unsere Erfolge.

weiter gedenken; kann aber nicht umhin, die Maßregeln, die zu unserer persönlichen Sicherheit ergriffen wurden, kurz zu berühren, weil sie ein Licht auf das uns, trotz unserer officiellen Stellung, entgegengebrachte Mißtrauen werfen.

Alsbald nach unserer Ankunft in Yedo erhielt jeder von uns einen bewaffneten Begleiter und, nachdem wir unsere gemeinsame Wohnung bezogen hatten, einen Thürhüter und eine Wache von acht Mann, vier zu Fuß und vier beritten. Diese Wächter waren beauftragt uns auf allen Wegen und Stegen zu begleiten, daheim und auf Reisen. Von uns nahmen sie unter keinen Umständen Geschenke oder dergleichen an; alle Kosten wurden ausschließlich von der Polizei getragen. Angeblich geschah dies Alles nur zu unserer persönlichen Sicherheit; aber wir bemerkten doch bald, daß der Thürhüter täglich seinen Rapport über uns abstatten, genau melden mußte, wer bei uns ein- und ausgegangen und was wir getrieben. Damals war Yedo noch in einzelne Quartiere getheilt, die durch wohl behütete Thore von einander geschieden waren; an jedem Thore mußte der uns begleitende Posten als Legitimation ein kleines gestempeltes Brettchen abgeben, und alle diese Brettchen nebst den Meldungen sämmtlicher Thür- und Thorwächter wurden am folgenden Morgen von der Polizei verglichen und controlirt, so daß wir unauffällig auf das schärfste überwacht waren. Erst Ende 1872 wurden die Wachen auf die Hälfte reducirt und im folgenden Jahre ganz abgeschafft.

Mittlerweile waren wir aber auch schon in unseren künftigen Wirkungskreis, die sogenannte Medicinschule (Igakuzo) zu Tokio (Yedo), eingeführt worden. Dieselbe bestand bei unserer Ankunft seit einer Reihe von Jahren unter japanischer Leitung, und abwechselnd waren holländische, englische, amerikanische und französische Aerzte an derselben thätig gewesen, ohne jedoch etwas dauernd Ersprießliches leisten zu können, weil sie stets nur eine untergeordnete Stellung eingenommen, weil ihnen ferner jede Selbständigkeit, jede Initiative und in Folge davon das rechte Interesse und alle Freudigkeit an ihrer Arbeit gefehlt hatten.

Das Personal der Anstalt war aus Leuten der verschiedensten Bildungsgrade zusammengesetzt; doch konnte man durchschnittlich annehmen, daß die Schüler den niedrigsten Stufen der Gesellschaft angehörten, da der ärztliche Stand im Allgemeinen zu den wenig geachteten zählte und selbst die Leibärzte der Daimios für gewöhnlich nicht besser als die Diener waren, die zu Fuß neben dem Pferde des Herrn herlaufen.

Das Hauptgewicht des ärztlichen Studiums wurde auch nicht auf den Besuch der Medicinschule gelegt, sondern jeder Schüler ging zu einem älteren Arzte in die Lehre[1]), lernte von ihm, außer den alten chinesischen Traditionen, noch einige, seinem Meister specielle Recepte, Curmethoden oder chirurgische, viel seltener auch geburtshülfliche Operationen oder Handgriffe, die dann, als großes Geheimniß, alleiniges Eigenthum dieses Lehrers und seiner Schüler waren und deren Ruhm begründeten. Die Lehrzeit war unbestimmt, zwei bis drei Jahre;

[1]) Auch uns boten sich von vornherein Schüler an, die bei uns als Diener eintreten wollten und statt Lohnes „etwas Unterricht" begehrten.

der Schüler mußte die Geheimhaltung des Gelernten versprechen und hatte auch persönlich das größte Interesse daran, daß die großen geheimen Kenntnisse und Künste, denen er Ruf und Broterwerb verdankte, nicht etwa Gemeingut würden.

Neben diesem Hauptstudium und zur Ergänzung desselben galt dann als weiteres Ausbildungsmittel der Besuch der Medicinschule; man fand dort Gelegenheit, seine Neugier (anders kann ich es nicht nennen) hinsichtlich mancher anatomischen Verhältnisse oberflächlich zu befriedigen; außerdem waren dort ein oder zwei berühmte japanische Aerzte angestellt, von denen man noch ein und das andere „Geheimniß" zu erlernen hoffte; endlich fand man dort einen oder mehrere fremde Aerzte, von denen man gleichfalls erwartete, daß sie wohl noch einige ganz besondere Künste und Methoden besäßen, durch deren Aneignung der Schüler den Schatz seiner aphoristischen Kenntnisse zu bereichern gedachte. Der eigentlich wissenschaftliche (!) japanische Arzt aber betrachtete dergleichen auf Erfahrung oder Beobachtung basirte neue Lehren mit stolzer Verachtung und hielt sich möglichst ausschließlich an seine uralten, bloß auf Speculation basirten chinesischen Ueberlieferungen.

So war denn freilich auf ein längeres Engagement solcher fremden Aerzte und ein segensreiches Wirken derselben nicht zu rechnen, abgesehen davon, daß man in der Auswahl derselben häufig wenig scrupulös war und den ersten besten Schiffsarzt, der sich für einen gebildeten Mediciner ausgab, mit hohem Gehalt anstellte. Aber selbst die besseren unter ihnen und wirklich tüchtige Männer konnten unter den geschilderten Verhältnissen nichts leisten; sie sollten eben nicht in geordneter Folge lehren, sondern nur Rede und Antwort stehen über das, worüber sie gefragt wurden; ja, einzelne Aerzte wurden überhaupt nur auf kurze Zeit und zu einem bestimmten Zwecke engagirt, wie z. B. um zu lehren, wie man Rückenmuskeln präparire, was bisher niemals gelungen, trotzdem man doch mit allen übrigen Muskeln so ziemlich fertig geworden. Ja, sagte mir der Dolmetscher, auch dann noch, und nachdem man hinter einander drei Aerzte nur deswegen hierher gezogen, habe man es nicht gelernt; und in der That sei ich der Erste, der in Japan diese Muskeln präparire.

In Uebereinstimmung mit dieser Art des encyklopädisch-eklektischen Studiums existirte nun auch in der Medicinschule weder eine feste Ordnung noch ein bestimmter Studienplan; jeder Schüler besuchte die Schule so lange und so oft er es für nöthig hielt und studirte dort, was ihm beliebte.

Bei unserem ersten Besuche fanden wir etwa dreihundert Schüler, die uns vorgestellt wurden; sie saßen in einer Reihe von Sälen zu je zehn bis sechzehn um große Tische, jeder seinen Hibatchi[1]) und seine Pfeife[2]) neben sich und lasen laut aus den vor ihnen liegenden Büchern, zwar meist demselben Wissenschaftsgebiet angehörig, aber doch ganz verschiedene Capitel und obendrein Bücher, die in ganz verschiedenen Sprachen geschrieben waren — Alle gleichzeitig, in der be-

[1]) Japanisches Kohlenbecken, das die Oefen ersetzt.

[2]) Kurze japanische Pfeife mit ganz kleinem Metallkopfe, aus der man nur einen bis zwei Züge raucht und die dann von Zeit zu Zeit gestopft und sofort ausgeraucht und ausgeklopft wird; diese Pfeife und den dazu gehörigen Tabaksbeutel tragen alle Japaner und die meisten Japanerinnen beständig im Gürtel bei sich.

kannten orientalischen, psalmodirenden Weise, so daß man etwa den Eindruck hatte, als träte man in eine Synagoge.

An jedem Tische oder mindestens an den größeren saß je ein japanischer Lehrer oder Aufseher, ebenfalls mit seinem Hibatchi, seiner Pfeife und seiner Tasse Thee; seine Hauptaufgabe war, darauf zu sehen, daß jeder Schüler während der ganzen Dauer der Zeit, die zum Studium bestimmt war, auch wirklich laut lese. Zwar sollte er als Lehrer den Schülern schwierige Stellen, die sie nicht begriffen, erklären; aber meist verstand er von dem, worüber sie Aufschluß verlangten, ebenso wenig wie sie, sogar die verschiedenen Sprachen, in denen studirt wurde, waren ihm ebenfalls meist unbekannt. Er gab dann entweder irgend eine, ihm richtig erscheinende Definition oder begnügte sich bei Sprachschwierigkeiten damit, es ebenso zu machen wie die Schüler. —

Die Benutzung der in fremden Sprachen geschriebenen Bücher bildete nämlich einen der seltsamsten Bestandtheile des japanischen Studiums. Sobald ein Schüler nur die Buchstaben kannte und eine ganz oberflächliche Kenntniß einer oder zweier der üblichen fremden Sprachen erlangt hatte, nahm er sich irgend ein beliebiges Buch vor, je dicker, desto besser; z. B. war zur Erlernung der Anatomie kein Buch beliebter als die große, selbst für einen deutschen Studenten schwer verständliche, sonst nur für Anatomen vom Fach bestimmte Anatomie von Henle. Hatte der Studirende nur von irgend woher die Versicherung erhalten, daß das betreffende Buch „gut" sei, so machte er sich an das Studium desselben, ohne Rücksicht darauf, ob er die betreffende Sprache auch wirklich verstand, ob selbst in diesem günstigsten Falle das Buch für ihn faßlich geschrieben sei und seinen Vorkenntnissen entspreche. Ein Schüler konnte z. B. etwas Holländisch und wollte Hyrtl's deutsche Anatomie studiren. Er las eine Stelle im Hyrtl und schlug dann Wort für Wort im deutsch-holländischen Lexikon nach; da er aber, wie gesagt, des Holländischen nur sehr wenig mächtig war, so nahm er weiter seine Zuflucht zu einem holländisch-englischen Lexikon, um dann mittelst des englisch-japanischen Lexikons endlich sich einen Begriff von der Bedeutung des in Hyrtl gefundenen Worts zu machen. Ich gebe nun anheim, zu beurtheilen, wie viel ein solcher Student beispielsweise von dem Satze verstanden haben mag, welchen Hyrtl bei Beschreibung des Oberkiefers gebraucht: „Diese drei Knochen stützen den wankenden Thron dieses mächtigen Gesichtsmonarchen gegen die rastlosen Angriffe seines unruhigen Antagonisten, des Unterkiefers."

In einer anderen Schule wurde sechs Monate lang der französische Satz: „Le sang coule dans les vaisseaux" von dem officiellen Dolmetscher übersetzt: „Das Blut fließt in den Seeschiffen," ohne daß der Unsinn Jemandem aufgefallen wäre, bis zufällig ein Japanisch verstehender Europäer den Irrthum entdeckte und berichtigte[1]).

---

[1]) Auch auf Straßenschildern sah man häufig dergleichen Uebersetzungen, die gewöhnlich von „Gelehrten" verfaßt waren; in der Nähe der Medicinschule prangten Jahre lang drei Schilder, auf welchen „cut hair" mit „Hieb Haar" übersetzt war unter dem Hinzufügen „was von Deutsch lehren". Ebenso war das englische „Curio's Store" mit „Conserver des curiosités" übersetzt. In beiden Fällen war beim Nachschlagen das Zeitwort mit dem Hauptwort verwechselt worden.

Nachdem nun ein Schüler in dieser Weise vielleicht 180 Seiten Hyrtl gelesen, ging er etwa gleich zu Niemeyer's Pathologie über, und wenn er dann auch von diesem einen halben Band ebenso bewältigt hatte, hielt er sich schon für ziemlich weit vorgeschritten. — Bei der ersten Vorstellung wurde uns auch von den Schülern nur gesagt: „Dieser hat zweihundert Seiten Anatomie durchlaufen," „dieser hat die Pathologie durchlaufen;" mit besonderem Stolze wurde uns ein Schüler gezeigt, der „zweimal die ganze Pathologie gelesen hatte".

Eine zweite Schwierigkeit bot sich und bietet sich noch immer für die Japaner in der Benutzung fremder Bücher, nämlich die Unfähigkeit, gewisse Buchstaben, namentlich r und l, h und f, zu unterscheiden. Hund, Fund, Pfund, wund, Bund, bunt —, Held und Heerd —, Hammer und Hammel —, Gras und Glas ꝛc. verwechseln sie ohne Weiteres und lernen eine strenge Unterscheidung dieser Buchstaben fast nie. — Herr Miyake, damals Dolmetscher an der Akademie, jetzt Dekan der medicinischen Facultät, der ohne Zweifel einer der intelligentesten und in Kenntniß der deutschen und englischen Sprache am Weitesten vorgeschrittenen Japaner war, gab mir sein Manuscript über japanische Geburtshülfe, das ich zur Publication in den „Mittheilungen der deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens" bearbeitet habe, und sogar in diesem fanden sich zahlreiche Verstöße, wie kreblig statt klebrig, Kropf statt Klopfen u. dgl. Ebenso passirte es in der ersten Zeit meiner Lehrthätigkeit, daß ich bei Gelegenheit einer Balggeschwulst den Namen lupia einigemal gebrauchte; am Nachmittage las einer der Unterärzte sehr eifrig in einem Buche über das von mir Vorgetragene nach und zwar unter dem Artikel Rupia (einer Ausschlagskrankheit), ohne irgendwie zu bemerken, daß das, was in dem Buche stand, gar nicht zu dem paßte, was ich am Morgen vorgetragen hatte.

Eine fernere große Schwierigkeit bestand darin, daß den japanischen, durchweg nur an Auswendiglernen und mechanisches Wiederholen des Erlernten gewöhnten Schülern ein selbständiges Denken absolut fremd war; es hängt dies mit der „chinesischen Methode" zusammen, welche die Kenntniß einiger Tausende von Schriftzeichen voraussetzt. Um überhaupt nur einen oberflächlichen Blick in die chinesischen Wissenschaften zu erlangen, muß man mindestens 2000—3000 Zeichen innehaben; von einem Gelehrten wird etwa das Doppelte gefordert, und die sämmtlichen chinesischen Zeichen (gegen 150,000) kennt wohl kein einzelner Mensch. Aber auch, nachdem man die nöthige Anzahl Zeichen sich eingeprägt hat, ist das Lernen immer noch eine Sache nicht des Denkens, sondern ausschließlich des Gedächtnisses, da die „chinesischen Vorschriften" nur auf Spekulation begründet und fast ohne Beobachtung rein mechanisch aus den gegebenen heiligen Zeichen combinirt sind. — Wir fanden daher auch, daß Alles, was auf einfachem Auswendiglernen beruht, den Schülern ungemein leicht wurde, z. B. eine große Anzahl anatomischer Bezeichnungen zu behalten; wo es sich aber um die Denkthätigkeit handelte, da hatten wir stets mit den größten Hindernissen zu kämpfen. In Folge dieses bedeutenden Gedächtnisses täuscht man sich auch sehr leicht über das wirkliche Wissen der studirenden Japaner und überschätzt dasselbe [1]).

[1]) Ein deutscher Mathematiker sprach mit einem aus Europa zurückkehrenden Studenten und war überrascht, mit welcher Klarheit derselbe einen Satz aus der höheren Mathematik entwickelte.

Eine letzte Schwierigkeit endlich liegt in einem sehr eigenthümlichen Zuge des japanischen Charakters. Nach ihrem äußerlichen Betragen nämlich sollte man meinen, daß jeder Schüler blindlings auf das Wort des Magisters schwöre; der orientalische Respect würde es durchaus verbieten, einen Widerspruch gegen das zu erheben, was der Lehrer sagt, selbst wenn derselbe vielleicht absichtlich, um die Denkkraft der Schüler zu prüfen und um sich zu überzeugen, wie weit das Vorgetragene verstanden ist, etwas Falsches behauptet oder aus richtigen Prämissen falsche Schlüsse gezogen hat. In Wirklichkeit aber hegen die Schüler gegen die Lehrer das tiefste Mißtrauen, das durch viele schlimme Erfahrungen allerdings nicht ganz ungerechtfertigt erscheinen mag. Sie lieben es daher nicht nur, den Lehrer durch die oben beschriebene Benutzung von Büchern zu controliren, wobei sie dann ohne Weiteres bei Divergenz der Ansichten die seine für falsch erklären, sondern sie suchen ihn auch durch scheinbar ganz harmlose Fragen direct zu prüfen, und wenden sich von dem, der unlösbare nicht zu beantworten vermag, mit Geringschätzung ab[1]). — Auch uns wurden derartige Fragen zahlreich vorgelegt, die ich anfangs als der naiven Neugier entsprungen ansah, bis ich erst spät und nach Beobachtung vieler Fälle zu der Ueberzeugung kam, daß es absichtlich gelegte Fallen waren, wie es denn die Japaner stets mit einer gewissen Schadenfreude erfüllte, wenn man etwa nicht gleich den Betrug erkannte[2]). Ebenso wurden sie mißtrauisch, wenn wir gegen ihre Sucht eiferten, über das, was wir ihnen, ihrem Verständniß angepaßt, vorgetragen hatten, in den Büchern nachzulesen; sie glaubten nicht, daß wir das in ihrem Interesse sagten, sondern nur, um uns ihrer Controle zu entziehen.

Wenn ich noch hinzufüge, daß bei der geringen Achtung, welche der ärztliche Stand genoß, junge, thatkräftige Leute, namentlich aus besseren Familien, sich nicht zu demselben drängten, sondern daß eine große Anzahl körperlich und geistig

---

Bei den hierbei nöthigen Berechnungen spielte der pythagoräische Lehrsatz eine Rolle; eine zufällige Zwischenfrage des Deutschen ließ aber erkennen, daß der Japaner diesen Lehrsatz ebenso wenig entwickeln konnte als andere wichtige Sätze aus der elementaren Mathematik. Er hatte eben nach seiner Methode höhere Mathematik studirt, um die einfachsten Grund- und Lehrsätze sich aber nicht bekümmert; selbstredend verstand er auch das so mechanisch auswendig Gelernte in keiner Weise.

[1]) Am Tage nach dem Venusdurchgang kamen Beamte aus dem Unterrichtsministerium zu einem europäischen Astronomen, der denselben beobachtet hatte und wollten die „Resultate" wissen. Als er ihnen sagte, Resultate könne man erst nach längerer Zeit durch Vergleichung der verschiedenen Beobachtungen erzielen, gaben sie ihm einen astronomischen Kalender und sagten, in diesen wären die nöthigen Formeln; er fragte nun, ob sich dabei auch eine Formel fände, um aus einem Winkel ein Dreieck zu berechnen? Die Beamten zogen sich unzufrieden zurück und das bald darauf abgelaufene Engagement des Gelehrten wurde nicht erneuert.

[2]) An der sogenannten Bergschule wurde einem Lehrer (Bergmann) officiell ein Mineral gebracht mit der Angabe, es komme in Japan häufig und in großen Massen vor; bei genauerer Betrachtung fand er, daß es ein sehr werthvolles Mineral (ich glaube Kreolith) sei, das bis jetzt nur in Island gefunden wurde und dessen Ausbeutung eine Quelle des Reichthums werden konnte. Er beschäftigte sich hierauf längere Zeit mit der genauen Analyse und machte einen ausführlichen Bericht an den betreffenden Minister, wobei sich dann freilich herausstellte, daß der Stein in Japan gar nicht vorkommt und die betreffende Probe, unter Entfernung der Etiquette einer im Ministerium befindlichen, europäischen Sammlung entnommen worden war!

für andere Lebensstellungen unbrauchbarer Menschen sich dem Studium der Arzneikunde widmeten; daß außerdem unter den Besuchern der Schule sich viele im Alter schon hoch vorgerückte, durch langjährige chinesische Bildung für jedes geistige Studium unfähig gewordene Individuen befanden, so glaube ich ein ziemlich richtiges Bild des Personals gegeben zu haben, mit dem wir wirken sollten. Doch will ich hier schon bemerken, daß nach einer gehörigen Sichtung und Eliminirung aller Unbrauchbaren wir einen kleinen Stamm sehr begabter, geistig und körperlich tüchtiger Schüler behielten, bei denen das intellectuelle Leben nur geweckt zu werden brauchte, um die wirklich erlangten, erfreulichen Resultate zu erzielen. Einige von diesen jungen Männern haben nach achtjährigem Studium an der Akademie zu Yedo zur Vervollständigung ihres Studiums Europa besucht und alsdann in der That recht Achtungswerthes geleistet.

II.

Das Local, in dem sich die Schule und das Hospital befanden, war ein ungeheuer großer Yaschiki: so heißen die Wohnungen der Daimios (Fürsten), welche meist ein ganzes Carré einnehmen und von den vier begrenzenden Straßen durch einen mit stagnirendem, übelriechendem Wasser gefüllten, breiten und tiefen Graben getrennt sind. In diesen Graben, der keinen oder nur ungenügenden Abfluß hat, münden die Abflüsse des Hauses. Der ganze Yaschiki ist rings herum mit Wirthschafts- oder Dienerschafts-Gebäuden, Ställen und hohen Mauern umgeben; die eigentliche Wohnung befindet sich im Innern und besteht aus einer Reihe großer, verhältnißmäßig niedriger Säle, die nach außen am Tage durch verschiebbare Papierthüren (das Papier ist eine Art dünnen, durchscheinenden Seidenpapiers), des Nachts oder bei schlechtem Wetter durch Holzrahmen geschlossen werden. Zu diesen Sälen kommt eine Menge kleinerer Gemächer für die Nebenfrauen, Sängerinnen, Tänzerinnen, Dienerinnen, die sich jeder Daimio hält; sie sind ebenfalls nur durch verschiebbare Papierwände von einander getrennt und können beliebig vergrößert und verkleinert werden. Außer einem großen Hof oder Garten und Teich, wie solche sich in jedem Yaschiki finden, gibt es eine Anzahl innerer Höfe und Gärtchen, um welche sich jene Wohngemächer gruppiren, und in welche alles unreine Wasser gegossen, alle Abfälle von Obst, Fisch und sonstigen Speisen geworfen werden, so daß sie mit dem ebenfalls dort stagnirenden Wasser ebenso viele Infectionsheerde als innere Höfe bilden. Neben je sechs bis acht Zimmern liegt ein geheimes Cabinet; in einem mäßig großen Yaschiki zählt man deren einige fünfzig. Erwägt man nun, daß die Leerung und Reinigung derselben immer nur nach den Bedürfnissen des Düngers zum Feld- und Gartenbau geschieht; daß sämmtliche Häuser aus feuchtem Holz (trockenes Holz kann der Japaner seiner unvollkommenen Werkzeuge wegen nicht bearbeiten; ist es trocken, so feuchtet er es zuvor an) gebaut und höchstens einzelne Wände mit einer Lehmbekleidung versehen sind; daß in sämmtlichen Zimmern Strohmatten liegen; daß die als Betten dienenden Steppdecken Morgens gleich nach dem Gebrauch fast durchgehends ohne vorherige Lüftung in längs der Wände befindliche Schränke verpackt werden, während die Menschen selbst meist Tag und Nacht dieselben Kleider tragen; daß endlich keine

Oefen existiren, sondern nur durch zahlreiche offene Kohlenbecken (Hibatchi) geheizt wird: so leuchtet ein, daß den allerersten hygienischen Erfordernissen für eine Schule oder ein Hospital Hohn gesprochen ist.

Diese Verhältnisse wurden noch dadurch verschlechtert, daß in den kleinen Zimmern eine Menge Menschen zusammen hausten; denn nicht nur kamen die Kranken ins Hospital, sondern sie waren, wegen der mangelhaften Aufwartung, stets von ihrer Verwandtschaft begleitet, die sich dann in denselben Räumen etablirte, ihre Kleider und Betten mitbrachte, in den Sälen auf Hibatchis kochte und selbstredend wesentlich zur Verschlechterung der Luft beitrug. Ohne die Verwandten hätte man keine Kranken im Hospital haben können.

Dies war der Schauplatz, auf dem wir wirken sollten. Den ganzen ersten Winter ertheilten wir den Unterricht, bei einer Temperatur bis zu —8 und 10° C., ohne Oefen (es waren eben so schnell keine zu beschaffen), nur durch warme Kleider und zwei neben uns stehende Hibatchis gegen die Kälte geschützt, die durch die mangelhaft schließenden Thüren und Fußbodendielen nur noch empfindlicher wurde. Besonders schlimm war ich daran, wenn ich, um beim Operiren nicht durch dicke Kleider behindert zu sein, dieselben ablegen mußte; ich war dann stets sowohl vor, als während der Operation genöthigt, mir die Hände durch wiederholtes Anlegen an einen Kessel mit warmem Wasser überhaupt nur arbeitsfähig zu erhalten.

An Lehrmaterial fanden wir, außer dem von uns mitgebrachten, sonst nichts vor. Von anatomischen Präparaten waren nur ein unvollkommenes Skelett und einige Auzoux'sche Modelle aus Papiermaché vorhanden; die chirurgischen Instrumente, wiewohl in größerer Anzahl, waren schlecht assortirt und unvollständig (für die Augenheilkunde nicht einmal ein Brillenkasten!); die Bibliothek enthielt nur Werke und Abbildungen aus älterer Zeit, meist englische und holländische, während die deutsche medicinische Literatur vorwiegend vertreten war durch fünfzig Exemplare von Bock's „Buch vom gesunden und kranken Menschen"!

Dies war das Lehrmaterial, welches uns bei unserer Ankunft zur Disposition gestellt wurde. Später freilich ergab sich, daß ungleich mehr davon vorräthig war; aber auch hier trat uns wieder eine japanische Eigenthümlichkeit entgegen, die wir erst allmälig näher kennen lernen sollten. Bei den häufigen Bränden drängt nämlich die Angst vor Feuer jede andere Rücksicht in den Hindergrund; sämmtliche Bücher, Instrumente, Präparate u. dgl. sind daher ebenso wie die im Privatbesitz befindlichen kostbaren Bronze-, Porcellan- und Lacksachen stets in Kisten verpackt, bereit, beim ersten Alarm gerettet zu werden. Der Nutzen all dieser Gegenstände wird dadurch aber ganz illusorisch gemacht. Erst lange, nachdem ich mit der Osteologie mich mühsam durchgearbeitet hatte, entdeckte ich fünf sehr schöne Skelette, gesprengte Schädel, gute Modelle u. dgl., von deren Existenz aber Niemand eine Ahnung hatte, am allerwenigsten die zu ihrer Hütung bestellten Beamten, die sich nur um das Vorhandensein der richtigen Zahl geschlossener Kisten kümmerten. Auch vorzügliche Brillenkasten, Mikroskope kamen nun zum Vorschein.

Das Hülfspersonal war ein ungemein zahlreiches, das Heer der Beamten, Lehrer, Assistenten und Diener gar nicht zu übersehen, zumal bei dem bekannten

orientalischen Mißtrauen jeder Posten zur gegenseitigen Ueberwachung doppelt besetzt war. Bald nach unserer Ankunft wurden siebzig Personen entlassen, später noch dreimal Reductionen vorgenommen, und doch war die Zahl nach unseren Begriffen immer noch viel zu beträchtlich. Die Folge davon war, daß Keiner eigentlich etwas that und fast Alle unbrauchbar waren. Später allerdings haben wir uns ein zum Theil ausgezeichnetes Hülfspersonal herangebildet.

Von großer Wichtigkeit für uns waren die Dolmetscher, deren wir zwei vorfanden; der eine derselben, ein bedeutender chinesischer Gelehrter, dessen ärztliche Kenntnisse nur gering waren und der überhaupt eine gewisse Trägheit und Abstumpfung des Geistes zeigte, las und verstand ziemlich gut Deutsch, sprach es aber nur ungenügend; der Zweite, ein jüngerer, sehr geweckter und strebsamer Mann — der schon oben erwähnte Herr Miyake, der gegenwärtig mit Recht eine hohe Stellung in seinem Lande einnimmt — hatte vier Jahre bei einem amerikanischen Missionärarzt gelebt und dort eine respectable medicinische Bildung erlangt, auch das Englische fertig sprechen gelernt, verstand aber kein Deutsch, was zum Glück für mich kein Hinderniß war.

Bei der geschilderten Qualität der sogenannten Lehrer hatten wir gehofft, dieselben wenigstens als Repetitoren oder für einige Hülfsfächer, wie Physik, Mathematik, Chemie u. dgl. benutzen zu können; aber auch dazu erwiesen sie sich fast durchgehends als unfähig, da sie weder in ihre respectiven Wissenschaften eingedrungen waren noch eine fremde Sprache, mit Ausnahme von vielleicht etwas Holländisch, kannten.

Noch schlimmer stand es um die Assistenten oder Unterärzte, die doch vor Allem in der chirurgischen und Augenklinik absolut unentbehrlich sind. Zwar wurde mir eine ganze Zahl „ausgebildeter Aerzte" vorgestellt, die in dieser Eigenschaft fungiren sollten; als ich aber ihre Brauchbarkeit feststellen wollte, wurde mir ein Examen am Krankenbette absolut verweigert, und ich kam bald zu der Einsicht, daß sie ebenso wenig etwas Rechtes wußten als die Uebrigen, und daß die „großen Operationen" einiger ihrer „berühmten Oberärzte" an sich höchst unbedeutend, wenngleich mit pompösen Namen ausgestattet waren. Es wurde mir z. B. mit Stolz von einer Rhinoplastik erzählt, die einer von den berühmtesten gemacht haben sollte; als ich aber später zufällig Gelegenheit hatte, den betreffenden Kranken zu sehen, fand ich, daß es sich um eine weniger als mittelmäßig ausgeführte Transplantation eines Hauttheiles von der Größe eines Zehnpfennigstückes auf ein offenes Geschwür des rechten Nasenbeins handelte bei sonst ganz unversehrter Nase. — Ebenso konnte ich an der Menge ganz vernachlässigter chirurgischer Fälle bald erkennen, daß bisher wohl nie ein Operateur in Yedo gewirkt hatte. Ich ward in dieser Wahrnehmung durch das Aufsehen bestätigt, welches es erregte, als ich zum Debüt meiner Thätigkeit einem Verwundeten, dem seit mehr als vier Jahren eine Flintenkugel auf der inneren Seite des linken Darmbeins steckte, die Fistelgänge groß spaltete, mit Meißel und Stichsäge das Darmbein öffnete, die Kugel extrahirte und den Kranken bald darnach vollständig geheilt entließ, woran sich dann in Folge des durch lange Vernachlässigung aufgespeicherten Materials eine große Zahl zum Theil bedeutender, mit Glück ausgeführter Operationen reihte. Die Anwendung des Chloro-

forms war noch wenig geübt, da den eingeborenen Aerzten gleich bei einem der ersten Fälle, wo sie selbständig hatten anästhesiren wollen, das Malheur passirt war, daß der Kranke auf dem Operationstische starb.

Wenn man nun das Personal, das Material, mit dem, und die Verhältnisse, unter denen wir wirken sollten, ins Auge faßt, so wird man begreiflich finden, daß eine gewisse Verzagtheit und ein Zweifel uns überkamen, ob es uns gelingen würde, etwas Tüchtiges zu schaffen, um so mehr, als uns sehr bald klar wurde, daß wir von Seiten der älteren japanischen Aerzte und Beamten nicht nur auf keinerlei Unterstützung, sondern im Gegentheil auf jeden möglichen Widerstand zu rechnen hätten; sie fürchteten eben, durch uns und unsere Schüler sehr bald in den Hintergrund gedrängt zu werden.

Dazu kam, daß wir selbst, bei der vollständigen Neuheit der Verhältnisse und der großen Reserve der Japaner, bei ihrer oft absichtlich und principiell unwahren Darstellung der Sachlage und der leitenden Ursachen für dieselbe, uns von der Situation schwer einen richtigen Begriff zu machen im Stande waren, vielmehr im Anfang eine Masse unklarer oder falscher Eindrücke und Anschauungen erhielten, die wir erst im Laufe der Jahre durch eigene Beobachtung klären und verbessern konnten; daß es ferner — bei der großen und beständigen Wandelbarkeit der Ansichten in maßgebenden japanischen Kreisen und der Unsicherheit der politischen Verhältnisse, die zuweilen sogar den ganzen Bestand der Akademie bedrohten — fast unmöglich war, mir eine feste Ansicht darüber zu bilden, ob das mühsame und Schritt vor Schritt errungene Terrain würde behauptet und darauf weiter gebaut werden könne. Zweimal war ich nahe daran, zu erklären, daß ich unter obwaltenden Umständen lieber das ganze Unternehmen aufgeben wollte; andererseits flößten mir doch wieder die wirklich außerordentlich guten Schüler Liebe zur Sache ein, und manche Anerkennung gab mir frischen Schaffensmuth, der aber sehr bald wieder durch neue Widerwärtigkeiten gedämpft wurde. Es war eben ein fortwährendes „Hangen und Bangen in schwebender Pein".

Gleich der erste größere Conflict stellte sich ein, als uns klar wurde, was die Japaner eigentlich von uns erwarteten und verlangten. Hier galt es nun, sofort entschieden aufzutreten, da die beanspruchten Leistungen himmelweit von dem Plane differirten, den wir uns gemacht hatten, und von dem wir unter keinen Umständen abzuweichen entschlossen waren. Zunächst war ich allerdings allein berufen, denselben ins Werk zu setzen; unsere Wohnungen waren noch nicht so weit in Ordnung gesetzt, um uns aufnehmen zu können. Ich zog daher mit meiner Frau nach Yedo in das einzige vorhandene, englische Hôtel und begann meinen Unterricht am 4. September, während Dr. Hoffmann, der besonderer Familienverhältnisse wegen vorläufig in Yokohama blieb, den seinen erst Mitte September eröffnete.

Die Japaner wunderten sich höchlich, als ich ihnen sagte, ich würde täglich vier Stunden Vorlesungen halten, die übrige Zeit aber, so wie ich es für gut erachtete, verwenden. Sie hatten gemeint, daß ich Morgens um acht Uhr nach der Anstalt kommen, mir mein Frühstück mitbringen und bis fünf Uhr Abends zu ihrer Verfügung dort bleiben sollte. Während dieser Zeit sollte ich

des Morgens da sitzen und den Schülern über das, worüber sie es für nöthig hielten, mich zu befragen, Rede und Antwort stehen; Nachmittags aber die Kranken, so weit es die japanischen Aerzte für nothwendig hielten, behandeln und den letzteren Recepte mittheilen und Kunstgriffe beibringen. Kurz, Dr. Hoffmann und ich sollten eine Art lebendigen und daher mit geringerer Mühe zu handhabenden Recept- und Conversationslexikons für sie sein; an geregelte Vorträge und ein geordnetes Studium hatten sie nicht gedacht. Vor Allem aber wurde von uns vorausgesetzt, daß wir Alles wissen müßten, worüber wir befragt würden, ohne uns etwa erst selbst in einem Buche Raths zu erholen oder Zeit zum Beobachten oder Nachdenken zu erbitten. Auch machte es einen schlechten Eindruck, daß wir uns auf die Vorlesungen vorbereiteten und gar Memoranda aufsetzten.

Man schrieb expreß nach Europa, um anzufragen, ob denn dort die Professoren sich auch vorbereiteten und Notizen zu ihren Vorlesungen machten? Als ich mich durchaus weigerte, auf ihre eben geschilderten Anforderungen einzugehen, warfen sie mir vor, bis jetzt hätten das alle Aerzte gethan, worauf ich ihnen erwiderte, deshalb hätten sie auch nichts leisten können, und ich würde es ebenso wenig thun, als ich von Dr. Hoffmann voraussetzte, daß er sich derartigen Prätensionen unterwerfen werde.

Das Zweite, wofür die Japaner uns dringend zu haben wünschten, war der Bau eines Hospitals. Sie selbst hatten den ungenügenden Zustand der bisherigen Anstalt erkannt und als einen Hauptzweck unserer Berufung die Leitung eines Neubaues angegeben. Ja, als in Folge des deutsch-französischen Kriegs unsere schon für 1870 erwartete Ankunft sich verzögerte, erklärten sie kategorisch, mit der Organisation der Schule habe es keine Eile; dagegen müsse der Bau des Hospitals unter allen Umständen in Angriff genommen werden.

Sie waren bereit, bis zu unserer Ankunft irgend einen Arzt zu engagiren, und ihre Wahl wurde durch Herrn Kempermann, dem Secrétaire-Interprête der Deutschen Legation (jetzt Ministerresident in Siam), welcher zu der Zeit in Abwesenheit des deutschen Ministers, Herrn von Brandt, die deutschen Interessen unter Leitung des holländischen Ministers vertrat, auf den wenige Tage vorher angekommenen Dr. Simmons, der in Kiel und Tübingen studirt hatte, gelenkt, damit die Stelle wenigstens in deutschen Händen bleibe. Dr. Simmons wurde nun auf drei Monate mit einem Gehalte von 400 Dollar pro Monat engagirt; bevor er jedoch seine Stelle antrat, kamen wir an, worauf er für die Zeit seines Engagements die Stelle eines klinischen Assistenten annahm, was namentlich für die chirurgische Abtheilung mir sehr angenehm war.

Aber auch hinsichtlich des Hospitals fühlten die Japaner sich in uns sehr enttäuscht. Sie hatten für dasselbe den vortrefflichsten Baugrund gewählt, den Park von Uyeno, in welchem sich auch unsere Wohnungen befanden. Derselbe bot, außer reichlichem guten Wasser mit genügendem Gefäll, zwischen seinen prachtvollen, mehrhundertjährigen Bäumen einen hoch und frei gelegenen, der Sonne wie der Land- und Seebrise gleich zugänglichen Platz, so daß es kaum möglich war, auf der Welt einen schöneren und geeigneteren für ein Hospital zu finden. Schon vor unserer Ankunft jedoch hatten die Japaner den Bau der

Schule und des Hospitals damit beginnen wollen, daß sie an der bestgelegenen Stelle, ohne Rücksicht auf den erst später zu entwerfenden Bauplan, einen Tempel des Aesculap (wobei wohl an eine Vermischung des antiken Gottes mit dem entsprechenden japanischen gedacht war) errichteten, von dessen Spitze aus ganz Yedo mit elektrischem Lichte erleuchtet werden sollte (!); glücklicherweise hatte Herr von Brandt mit vieler Mühe sie bewogen, von diesem Plane Abstand zu nehmen oder dessen Ausführung wenigstens bis nach unserer Ankunft zu verschieben.

Kaum hatte ich daher meinen Wohnsitz im Hôtel genommen, als auch die Japaner sich schon an mich wandten, ich möge mir den bestimmten Ort ansehen, ob er brauchbar sei und dann unverzüglich den Plan entwerfen; eine Bitte, der ich um so mehr willfahren zu müssen glaubte, als der oben geschilderte trostlose Zustand des Hospitals dringend eine Abhülfe verlangte und die Japaner mir versicherten, daß, sobald der Plan fertig sei, der Bau sofort in Angriff genommen werden solle. Die Erdarbeiten und Zurichtung des Baumaterials würden noch im Laufe des Winters erfolgen und beim Eintritt des Frühlings ohne Verzug mit der Aufstellung begonnen werden. Dabei konnten sie freilich nicht begreifen, daß ich erklärte, den betreffenden Ort erst nach den verschiedensten Richtungen hin durchstreifen und untersuchen zu müssen; daß ich verlangte, genaue Beobachtungen über Wind- und Wetterverhältnisse zu haben oder eventuell selbst anzustellen, daß ich endlich sagte, ich sei noch zu neu im Lande und mit den Verhältnissen desselben zu wenig vertraut, um mit Sicherheit etwas Gutes schaffen zu können. Man legte mir eine Anzahl Pläne von europäischen Hospitälern vor und meinte, ich möge darunter nur einen wählen; außerdem habe man mir ja den Plan der Localität unterbreitet, und da hinein möge ich nur ohne Weiteres den des Hospitals zeichnen; eine genauere Besichtigung des Platzes selber sei nicht nöthig. Hierauf ließ ich mich natürlich nicht ein, sondern entwarf nach genauer Erforschung der Localität einen Plan, nach welchem die Schule das Hauptgebäude bilden sollte; an dieses schlossen sich zwei Reihen Baracken, die nebst Apotheke, Wirthschaftsgebäude, Badeanstalt u. s. w. das Hospital bildeten. Das Ganze sollte im japanischen Stile mit doppeltem Fachwerke und Lehmverkleidung gebaut, die verschiebbaren Papierrahmen jedoch durch wirkliche Thüren und Fenster ersetzt werden und die Baracken außerdem im Innern ganz nach europäischer Art eingerichtet und ausgestattet sein. Der Plan hatte den Vortheil, daß er nicht sogleich auf einmal ausgeführt zu werden brauchte, sondern nach Herstellung einiger Baracken konnten dieselben alsbald bezogen, die übrigen, sowie die größeren Baulichkeiten nach und nach in Angriff genommen und der ganze Plan nach Bedürfniß leicht erweitert werden. — So gut ihnen nun alles Das zu gefallen schien, so hatten sie doch zwei Bedenken: erstens wollten sie an den Gebäuden durchaus nichts Japanisches haben, sondern dieselben sollten sich auch äußerlich als ganz europäisch darstellen, und hierin glaubte ich insofern nachgeben zu können, als ich vorschlug, die sämmtlichen Gebäude aus Backstein aufzuführen; zweitens aber hatten sie gewünscht, einen großen europäischen monumentalen Bau mit allen neuesten Ventilations-, Heizungs- und Desinfectionseinrichtungen zu haben. Vergebens machte ich sie

darauf aufmerksam, daß ein solcher Bau Jahre zu seiner Herstellung bedürfe; daß weder ich noch sonst Jemand im Lande fähig sei, die genauen Pläne zu demselben zu machen; daß dazu vielmehr die Berufung eines europäischen Baumeisters erforderlich sei.

Ich billigte zwar im Principe den Bau eines Musterhospitals, schlug aber vor, zunächst mit dem Bau eines Barackenhospitals zu beginnen, um doch wenigstens den ersten Bedürfnissen zu genügen, und den großen Bau allmälig aufzuführen, nach dessen Vollendung die Baracken immer noch mit großem Nutzen würden gebraucht werden können. Während nun hierüber die Verhandlungen schwebten, mußten dieselben in Folge eines unerwarteten Zwischenfalls plötzlich abgebrochen werden. Die Japaner erklärten mir nämlich eines Tages, sie hätten sich in ihren Mittheilungen geirrt; die Angaben über das uns zur Verfügung gestellte Terrain seien dahin zu berichtigen, daß die Stelle, wo ich die Baracken hätte hinbringen wollen, gar nicht disponibel sei. Da diese Erklärung unter vielen Verbeugungen und Bitten um Entschuldigung vorgebracht, auch von reichlichen Verwünschungen des Kriegsministeriums und seines Starrsinns begleitet wurde, welches den für uns so nothwendigen, für jenes Ministerium aber ganz gleichgültigen Platz nicht abtreten wollte, trotzdem man ihm anderwärts eine Compensation angeboten habe, so glaubte ich damals an die Wahrheit der mir mitgetheilten Facta und konnte nur die unnütz aufgewandte Mühe und Arbeit bedauern. Seitdem habe ich aber bei genauerer Kenntniß der „japanischen Sitten" die Ueberzeugung gewonnen, daß ich es hier mit einer der gewöhnlichen Ausflüchte zu thun hatte. — Der Platz ist auch nie vom Kriegsministerium gebraucht, sondern später in ein großartiges Vergnügungsetablissement umgewandelt worden. Jetzt konnten die Japaner sich freuen, daß sie durch unser Dazwischentreten verhindert worden waren, die prachtvollen, mehrhundertjährigen Bäume des Parkes planlos niederzuhauen, und den großen, herrlichen Park in kürzester Frist ganz auszuroden, wie sie gleich nach unserer Ankunft vorhatten, um auf diese Weise wenigstens den Ernst ihrer Absicht darzuthun. — Indessen wurde der Bau des Hospitals, wenn nicht ganz aufgehoben, doch auf das Unbestimmte verschoben; die für den Bau in Aussicht gestellten 500 000 Dollars wurden durch den Krieg gegen Formosa und verschiedene Finanzcalamitäten absorbirt; man begnügte sich, das oben erwähnte Yaschiki einigermaßen in Stand zu setzen, und erst nach unserem Abgang erbaute man an anderer Stelle, aber allerdings unter Anlehnung an meinen ersten Plan, ein Barackenlazareth in japanischem Stile.

Neben den beiden Hauptaufgaben, die uns die Japaner zu stellen beabsichtigten, machten sie nun aber den Versuch, uns zu allerhand anderen Zwecken zu benutzen; so z. B. eröffneten sie mir sehr bald, sie wünschten, daß ich ihnen eine allgemeine Schulordnung ausarbeiten und ihren gesammten Unterricht organisiren solle; dann wieder erholten sie sich Raths über politische, juristische, militärische, technische Fragen — und hätte ich damals auf materiellen Erwerb gesehen, so wäre mirs wohl nicht schwer gewesen, ein sehr hohes Gehalt und entsprechenden Einfluß zu gewinnen, wie so Mancher vor mir, besonders Amerikaner. Doch ich glaubte mich streng auf mein Gebiet beschränken zu sollen,

einmal weil eine solche Rolle zu spielen meiner Natur durchaus widersprach, und dann, weil ich voraussah, daß es, wenn ich erst einmal anfinge, auf dergleichen Ansinnen einzugehen, mit der Lösung der Aufgabe, zu welcher ich herausgekommen war, ganz und gar zu Ende sein würde. Ich beschloß daher, alle meine Kraft und alle meine Zeit ausschließlich der Erfüllung dieser einen Aufgabe zu widmen, und jeder anderen Beschäftigung, auch so viel als möglich der Privatpraxis, zu entsagen. Nur Personen des unmittelbaren Hofes behandelte ich in ihren Wohnungen; alle Uebrigen veranlaßte ich, sich in meine Klinik aufnehmen zu lassen und so meinen Unterrichtszwecken zu dienen.

(Schlußartikel im nächsten Heft.)

Aus dem Zeitalter der Humanität.

Eine Vorlesung*).

Von

B. Suphan.

I.

Zeitalter der Humanität, so hat man die Periode zwischen den Kriegen Friedrich's des Großen und der französischen Revolution genannt. Es gibt keine treffendere Bezeichnung. An dem Ideal friedlicher Bildung, thätiger Menschenliebe, das man mit dem Worte Humanität benannte, hingen die Besten damals; man glaubte an den Inhalt dieses Wortes, strebte ihn zu verwirklichen. Humanität und Religion galten für Eins. Eine Stimmung und Richtung der Geister, die sich leicht begreift. Man war „des langen Haders müde", und in der Sehnsucht nach dem Frieden hatte ein Jeder, wie der volksthümlichste Poet jener Zeit von den kriegführenden Herrschern singt, seinen „harten Sinn erweicht". Ich erinnere mit Absicht an jenes „und schlossen endlich Friede" in Bürger's bekannten Versen; das allgemeine Gefühl und Bedürfniß spricht aus ihnen. Nach so langer Kriegsnoth lebte man der Hoffnung, der Friede werde auf Erden heimisch werden und das Jahrhundert überdauern. „Wie schön, o Mensch, mit deinem Palmenzweige Stehst du an des Jahrhunderts Neige." Aber die schöne Zeit war, als das gedichtet wurde, im Entfliehen. Schon ballten im Westen sich die Gewitterwolken. „An des Jahrhunderts ernstem Ende" hat der Dichter, der „Künstler" anders über sein Zeitalter denken gelernt, und dem neuen Jahrhundert begegnet er mit der schmerzlichen Klage:

Wo öffnet sich dem Frieden,
Wo der Freiheit sich ein Zufluchtsort?
Das Jahrhundert ist im Sturm geschieden,
Und das neue öffnet sich mit Mord.

Inzwischen war, au nom de l'humanité, so viel gefrevelt, war das schöne Wort, und manches andere, so schnöde gemißbraucht worden, daß es manchem aufrichtigen und ernsten Denker ganz und gar verleidet war. Es ist nachmals

*) Gehalten zu Weimar, April 1888.

so weit gekommen, daß man der Humanität als einem schwächlich unklaren Schein-Ideal absagte. Gründlich hat das Fichte gethan in den „Reden an die deutsche Nation". Jede Zeit sucht und schafft sich ein Ideal, wie sie es braucht. Ein Geschlecht, das sich zu äußerstem Widerstande wappnet, braucht ein Ideal der Mannheit, und Friedrich Rückert hatte, da es galt, den Kampf ums Dasein zu bestehen, wohl Recht, den Deutschen in einem seiner „geharnischten Sonette" zuzurufen, daß „Menschlichkeiten sind nicht am Platze, wo der Feind ein Tiger". Von Menschlichkeit weiß Heinrich von Kleist nichts, der Dichter der „Hermannsschlacht" und des Kampfliedes mit dem grimmigen Refrain: „Schlagt sie todt! Das Weltgericht fragt euch nach den Gründen nicht." Es war der heilsame Gegenschlag einer Denkungsart, welche schließlich zu einer Verzärtelung im Aesthetischen wie im Sittlichen geführt hatte. Jedem Volk und Geschlecht, dem die Vorsehung eine lange Lebensdauer zudenkt, wird, so will es scheinen, wie jenem thüringischen Landgrafen, von Zeit zu Zeit ein „Werde hart!" zugerufen, und immer, wenn es die rechte Zeit ist.

Wer nach den Zeichen der Zeit in Sprache und Dichtung zu suchen weiß, wird den vorherrschenden „humanen" Zug in der Literatur jener Zeit überall gewahren. Daß man das Wort Menschheit damals in einem anderen Sinne gebrauchte als heute, ist jedem aufmerksamen Leser unserer classischen Literatur bekannt. „Grenzen der Menschheit": von den Schranken, die der menschlichen Natur gesetzt sind, singt das Gedicht. Man muß sich den älteren Gebrauch des Wortes, nach welchem es Wesen des Menschen, Menschenthum bedeutet, gegenwärtig halten, um Stellen zu verstehen, wie die im Faust: „Der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an" — „Das Schaudern ist der Menschheit bester Theil" — „eure Reden, . . . in denen ihr der Menschheit Schnitzel kräuselt". — Es ist, nach dem Credo dieses Geschlechts, etwas Hohes darum, ein Mensch zu sein, die „Menschheit" an und für sich ist eine Würde: „Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben," ruft Schiller den Künstlern zu. Wer sich jener hohen Stellung nicht bewußt ist und „an der Menschheit frevelt" — „der ist nicht werth, ein Mensch zu sein." Wir verstehen den Ernst, womit das gesprochen und gesungen, die Andacht, mit der es vernommen ward, völlig erst, wenn wir uns in die Zeitstimmung versetzen. Noch am Ende des Jahrhunderts und darüber hinaus begegnet uns, in gehobener Rede zumal, das Wort Menschheit in dem alten Sinne. Nur was wahrhaft groß ist, setzt die menschliche Natur in allen ihren Tiefen in Bewegung; im Wallenstein-Prolog lautet das:

Denn nur der große Gegenstand vermag
Den tiefen Grund der Menschheit aufzuregen.

Allmälig verliert sich das Wort in dieser Bedeutung, und einen Theil des verlorenen Gebiets nimmt das Wort „Menschlichkeit" ein. Es war das kein voller Ersatz. Denn „Menschheit" befaßt nach jenem älteren Sprachgebrauch Alles, dessen der Mensch seiner Natur und Bestimmung nach fähig ist, jede Anlage, alle Kraft und Größe. „Exemplare der Menschheit" sind bei Herder die Individuen, in welchen, innerhalb einer bestimmten Sphäre, die menschlichen Anlagen zu voller Entfaltung gekommen sind. „Menschlichkeit" aber, wiewohl von Haus aus zu der nämlichen Bedeutung berechtigt, will nur die gute, die mildere

Seite menschlichen Wesens bezeichnen. „Der Thierheit dumpfe Schranke fiel, und Menschheit trat auf die entwölkte Stirn der staunenden Barbaren," so wird uns in den „Künstlern" das Wunder der Humanisirung dargestellt; im „eleusischen Fest" stürzen sich die Barbaren zu den Füßen der Herrscherin, die dasselbe Wunder wirkt, und „die rohen Seelen zerfließen in der Menschlichkeit erstem Gefühl". Daß jene friedebedürftige, ruhesame Zeit auf Weichheit und Güte als das eigentlich Menschliche den Nachdruck legte und hiernach ausschließlich den Wert des Menschen bestimmte, ist sehr erklärlich. Vielleicht aber ist es auch eine Folge dieser Einseitigkeit, daß das Wort Menschheit in seinem umfassenden abstracten Sinne immer mehr außer Curs gesetzt wurde. In der Sprache des Lebens konnte man es damals entbehren; es bestand weiter auf den Lehrstühlen und in den Lehrbüchern der Philosophen.

In der Poesie des Zeitalters ist der Zug zum „Menschlichen" vollends unverkennbar.

Gut sein, gut sein ist viel gethan,
Erobern ist nur wenig

rief Matthias Claudius den Königen zu in seinem Neujahrsliede für 1773, einem Liede, das in veränderter Gestalt noch jetzt gern gesungen wird („Stimmt an mit hellem hohen Klang"), und die Lyrik der Musenalmanache dieser Zeit trifft wohl den rechten Ton für die zarteren, weicheren Empfindungen, selten aber für die starken, mannhaften. Die Dichtung liebt es, und dies ist besonders bezeichnend, das Strenge, Rauhe, Kriegerische mit dem Schimmer der Menschlichkeit zu verklären. Mit Vorliebe behandelt sie die Gestalt des menschlichen, menschenfreundlichen Helden. So zunächst den Helden des Jahrhunderts, den großen Preußenkönig.

Wem würde es heute in den Sinn kommen, Weichheit und Milde als den vorherrschenden Zug in Friedrich's Charakterbild anzuerkennen? Damals aber mußte dies Bild in die Glorie der Humanität gestellt werden. „Friedrich, der Menschenfreund und Held", „der Menschenfreund, der gezwungen Waffen trägt", so verherrlicht Gleim, der Dichter der Grenadierlieder, seinen König. Und diese Lieder, die wirklich populär waren, haben den Ton angegeben, in welchem bis ans Ende des Jahrhunderts Friedrich's Name gefeiert ward. Man hat es ihm nie vergessen, daß er in seiner Jugend eine lettre sur l'humanité geschrieben hat. Nichts Rühmlicheres glaubte Herder von ihm sagen zu können als, er sei ein großer Feldherr in der Gesellschaft der Freunde der Humanität gewesen. So war es Peter's des Großen Ruhmestitel, daß er wenigstens „ein humaner Barbar" gewesen. In der Zeit Napoleon's und der Freiheitskriege hört man von menschenfreundlichen Helden nicht singen und sagen. Menschlichkeit wird ein Nebenzug im Bilde, den man kaum bemerkt, geschweige denn auszeichnet.

Um die Neigung der Dichter für den heldenhaft-humanen Typus zu kennzeichnen, genügen die Namen: Tellheim, Götz, Egmont. Und ist nicht sogar Thoas, der Barbar, mit der Milch der Humanität genährt? Unter den älteren Dichtern ist Ewald Christian von Kleist, Lessing's und Gleim's ritterlicher Freund, ein echter Vertreter des Zeitgeistes in Dichtung und Leben: der Sänger des „Frühlings" und der „Ode an das preußische Heer", der Dichter zarter Idyllen und des Heldengesanges von „Cissides und Paches". Es zieht ihn aus

dem Tumult kriegerischen Lebens hinweg in die Stille ländlichen Daseins, das er sich mit seinem Reize ausmalt in dem rührenden Gedichte: „Sehnsucht nach Ruhe."

O Silberbach, der vormals mich vergnügt,
Wann wirst du mir ein sanftes Schlaflied rauschen?
Glückselig, wer an deinen Ufern liegt,
Wo voller Reiz der Büsche Sänger lauschen.
Von dir entfernt, mit Noth und Harm erfüllt,
Ergötzt mich noch dein wolluſtreiches Bild.

Aber doch hält er, der Offizier des großen Königs, treu zu seinem anderen Ideal:

Auch ich, ich werde noch (vergönn' es mir, o Himmel!)
Einher vor wenig Helden ziehn;
Ich seh' Dich, stolzer Feind! den kleinen Haufen fliehn,
Und find' Ehr' oder Tod im rasenden Getümmel.

Er hat den Tod des Kriegers gefunden, nicht vom Siege bekränzt, aber vom Feinde hoch geehrt. Unter Chodowiecki's Stichen ist einer, der die Scene verewigt, wie russische Husaren den schwer verwundeten Helden, den das Kosakengesindel ausgeplündert hat, hülflos auf dem Schlachtfelde finden, einer ihn mit dem Mantel bedeckt, ein anderer ihm mitleidig beim Wegreiten einen Nothgroschen zurückläßt.

II.

Von Kleist's Denkmal in der sogenannten Halbstadt von Frankfurt, einem mit Schwert und Lyra geschmückten Obelisken, bin ich einmal über die große Oderbrücke hinüber zu einem anderen Denkmal gewandert. Es ist dem Herzog Maximilian Julius Leopold von Braunschweig gewidmet, auch einem „Helden und Menschenfreunde". Ein Denkmal, zugleich dem Zeitgeiste errichtet. Bei dem Versuche, den durch Ueberschwemmung schwer gefährdeten Bewohnern der Dammvorstadt zu Hülfe zu kommen, hat Prinz Leopold am 27. April 1785 in den Fluthen des Stromes den Tod gefunden. Auch ihn hat Chodowiecki's Meisterhand verewigt. Der Herzog, eine jugendlich-männliche Gestalt (er hat nur das dreiunddreißigste Jahr erreicht), in Uniform, betritt eben das Boot; den linken Fuß noch auf dem Uferrande, wehrt er denen, die ihn zurückhalten wollen — es sind die Armen, die in ihm den Wohlthäter zu verlieren fürchten —, mit den Worten: „Ich bin ein Mensch wie ihr, und hier kommt es auf Menschenrettung an." Man hat in Frankfurt die hundertste Wiederkehr seines Todestages würdig gefeiert; die Schule, die er zunächst für verwahrloste Soldatenkinder dort gestiftet, hatte sein Andenken auch im Volke erhalten. Eine kleine Denkschrift, die zu dieser Feier erschien, hat auch in weiteren Kreisen an ihn erinnert und manchen Zug seines Edelmuths ins Gedächtniß zurückgebracht, welcher die Mitlebenden gerührt hatte. Wie er oft am späten Abend im Armenviertel die Runde gemacht und auf die Wohnungen geachtet, wo noch ein Lichtschimmer aus den Fenstern brach; wie er dann eingetreten, und wo Krankheit und Kummer die Insassen wach erhielt, als Retter und Tröster erschienen sei; wie er den Mantel von der Schulter genommen und dem Dürftigen geschenkt. Leopold war

Friedrich's Neffe, der jüngste von den Prinzen des Hauses, das dem Könige in seinen Kriegen mit Ruhm und Glück zur Seite stand. Ihm war das Regiment anvertraut, dessen Fahne in der Schlacht bei Prag Schwerin getragen hatte. Man hegte die Zuversicht, er werde in schwerer Zeit den heldenmüthigen Sinn seines Hauses bewähren. Und als Held hat er sein Leben in der Stunde der Gefahr eingesetzt.

Die Kunde von seinem Tode erweckte überall Theilnahme und ehrfürchtige Bewunderung. Man empfand es als etwas Außerordentliches, daß die Idee der Menschlichkeit ihre Macht behauptete „auf der Menschheit Höhen". Denn im Allgemeinen versah man sich von den „Oberen" gerade keines Guten, und in vielen Fällen war ja dies Mißtrauen nur zu begründet. Friedrich stand auch darin als der „Einzige" da, daß man allerwärts an sein landesväterliches Walten glaubte. Ein menschlich schönes Verhältniß zu seinen Landeskindern hatte der edle Karl Friedrich von Baden, und so weit man die Aufklärung als Wohlthat empfand, auch Joseph II. Sonst aber war es übel um das Verhältniß von Fürst und Unterthan bestellt. Man kannte nur den Satz, daß das Volk sich für den Herrscher zu opfern habe. Hier hatte ein Fürstensohn das Leben gewagt, als es galt, Menschen zu retten.

Zu dem Denkmal Leopold's sind nicht bloß aus Deutschland, sondern auch von auswärts, aus Frankreich, Italien, Spanien, Dänemark reichlich Beiträge eingegangen. Es ist von Rohde, dem Director der Akademie, geschaffen, ein ansprechendes Werk im allegorischen Zeitgeschmack. An der hohen runden Basis das marmorne Brustbild Leopold's: eine jugendliche weibliche Gestalt, die Stadtgottheit, steigt hinan, es zu bekränzen. Auf der anderen Seite der Odergott, sitzend, gesenkten Hauptes. Auf dem hohen Postament drei Frauengestalten, welche die bekränzte Trauerurne tragen. Die von Ramler verfaßte Inschrift sagt, was sie darstellen: „Menschenliebe, Standhaftigkeit, Bescheidenheit, drey himmlische Geschwister, tragen Deinen Aschenkrug, verewigter Leopold, und klagen . . . daß die Erde ihr Kleinod verloren hat." So steht denn die Humanität voran unter den Tugenden des Helden, und an sie knüpft sich vornehmlich der Ehrenname, in welchen die Inschrift ausklingt, und der an den Beinamen des Titus: deliciae generis humani erinnert.

Diesen Ton schlagen nun auch die poetischen Nachrufe an, die dem Prinzen in großer Zahl gewidmet wurden. „Rühmt, Dichter! Helden, die der Tod in Staub Im Schlachtgefilde hingestrecket . . . . Mehr werth ist mir der Name Leopold's, Er starb im Dienst der Menschenliebe Den edlen Tod. —" So der Sänger der Trauerode im „Schwäbischen Museum". Es war die allgemeine Stimme, und sie erscholl ebenso laut im Auslande, besonders in Frankreich. Es sollte sich bewahrheiten, was Bürger, indem er seinen schlichten Helden feiert, den Retter im Bauernkittel, in hohem Tone verkündet hatte: „Wer hohen Muths sich rühmen kann, Den lohnt kein Gold, den lohnt Gesang." Es hat sich auf das Schönste bewahrheitet.

Leopold war der jüngste Bruder Anna Amalia's, und ein Denkmal in Tiefurt, dem Lieblingsaufenthalt der Fürstin, erinnert daran, wie hier der Tod des jungen Helden betrauert worden ist. Wie das Frankfurter Denkmal trägt

es an der Vorderseite das Medaillonbild des Prinzen. Die Inschrift lautet: „Dem verewigten Leopold Anna Amalia." So erinnert sie mit einem Worte noch an die feierlich stilisirten Zeilen Ramler's.

Verewigt ist Leopold's Name allerdings hier, wo Anna Amalia waltete, und man darf sagen, um der Fürstin willen. „Der Tod des Prinzen Leopold wird Dich gerührt haben" schreibt Goethe den 7. Mai an Knebel. Er braucht das schlichteste Wort, wenn ihm ein schmerzliches Ereigniß nahe geht. Er selbst ist im Innersten ergriffen gewesen von der Trauerbotschaft.

III.

Dich ergriff mit Gewalt der alte Herrscher des Flusses,
Hält Dich und theilet mit Dir ewig sein strömendes Reich.
Ruhig schlummerst Du nun beim stilleren Rauschen der Urne,
Bis Dich stürmende Fluth wieder zu Thaten erweckt.
Hülfreich werde dem Volke, so wie Du ein Sterblicher wolltest,
Und vollend' als ein Gott, was Dir als Menschen mißlang.

Das Epigramm „Herzog Leopold von Braunschweig" eröffnet die Reihe der Gedichte, denen Goethe die Ueberschrift gegeben hat: „Antiker Form sich nähernd." Eine Ueberschrift, die wir als das Leitwort der ganzen Periode betrachten dürfen, welche mit der Iphigenia-Dichtung ihren Anfang nimmt. Herder übersetzt mit Glück die Epigramme der griechischen Anthologie, Goethe eignet sich im Wetteifer mit ihm diese Form an und macht das Epigramm des Alterthums wieder zu einem lebendigen Wort. Damals, in den ersten achtziger Jahren, sind die Epigramme entstanden, die wir auf den Steintafeln des Parks, in Goethe's Garten, in Tiefurt eingemeißelt sehen: die Anrufung der „heilsamen Nymphen", die Felsen und Bäume bewohnen, die Verse zu dem Bilde der Philomele in Tiefurt, dem Bilde der Sängerin, welcher der Gott mit dem Pfeile das süße Gift zur Kost reicht, und die Inschrift im Garten, welche den Stein zum Mitwisser, zum redenden Zeugen des Glücks macht:

Dir allein verleih' ich die Stimme, wie unter der Menge
Einen die Muse sich wählt, freundlich die Lippen ihm küßt.

Und sollten nicht zu gleichem Zwecke, als Aufschrift eines Denkmals, die Verse auf Leopold gedichtet sein? Sie sprechen uns an, völlig in antiker Weise, als gäben sie Aufschluß über ein Bildwerk, an dessen Fuß sie eingegraben stehen; wir blicken unwillkürlich auf und sehen dies Bild leibhaftig vor uns.

Das kleine Gedicht hat, ehe es die kunstvollendete Gestalt erhielt, mehrfache Aenderungen erfahren. Für das Schlußdistichon hat der Dichter zwischen zwei Gestalten gewählt, die sich ihm darboten. Die eine:

Werde dann hülfreich den Menschen, und was Du Sterblicher wolltest,
Führe Unsterblicher aus, bändige Wellen und Noth!

ist offenbar die Vorstufe, von welcher sich der Schluß zu seiner jetzigen Fassung erhob. Die andere lautet:

Werde dann hülfreich den Menschen, wie Du es Sterblicher warest,
Den wir als Krieger geehrt, herzlich als Bruder geliebt.

Dies ist offenbar die ursprüngliche. Hier liegt die unmittelbare persönliche Veranlassung zu Tage, die geschichtliche Wirklichkeit, deren Spur der Dichter so gern

entfernte, wenn es galt, ein Werk in die Region des „Nothwendigen", der reinen Natur, zu erhöhen.

Auch Herder hat sich damals zu dichterischer Verklärung des Ereignisses veranlaßt gesehen. Unter seinen gedruckten Gedichten finden wir ein Epigramm mit der Ueberschrift: „Prinz Leopold von Braunschweig."

„Laßt uns helfen den Armen. Auch wir sind Menschen." So sprach er
Und stieg muthig voran in den errettenden Kahn.
Und da sprachen die Götter: „Dem menschenfreundlichen Helden
Ziemet ein höheres Loos. Komm' zum Olympus hinauf,
Tyndaride." Da stürzte der Kahn, da stieg er zum Himmel,
Jetzt ein glänzender Stern oder ein rettender Geist.

Als ich in Herder's Nachlaß der Handschrift nachforschte, fand sich, statt des einen, ein Dreiblatt von Epigrammen, jedes in drei Distichen verfaßt, wie das Goethische. In den zierlichsten Schriftzügen stehen sie auf demselben feinen Papier, das Herder auch sonst, wenn er für oder an seine Fürstin schrieb, gewählt hat. Er hat die Streifen beziffert, das in seinen Werken gedruckte Epigramm ist Nummer 3. Ich gebe hier die beiden ersten:

1. Hier am rauschenden Strom sei Dir mit Thränen der Liebe
Dies Andenken geweiht, liebender Bruder, Dir!
Menschen zu retten wagetest Du Dein blühendes Leben,
Gingst in der tödtenden Fluth helfend zum Himmel hinauf,
Jetzt ein Genius. Sieh' die Thräne der liebenden Schwester,
Guter Genius, hier, wo Dich die Welle beklagt.

2. Andre zu retten, bestieg er den Kahn des Todes. Die Nymphen
Trugen den heiligen Leib traurig zum Ufer hinan.
Menschen-errettender Held! Der Kranz, den die Nymphen Dir wanden,
Grünet in blassem Grün, glänzet von Thränen bethaut,
Die Dir Mutter und Brüder und Schwestern und Helden und Freunde
Weinen; den Kranz im Olymp winden die Grazien Dir.

Archäologische Dichterei neben echter Renaissance, neben poetischer Wiederbelebung einer antiken Form. Wer nicht aus seinem Horaz die „Tyndariden" kennt, die Brüder der Helena, Kastor und Polydeukes, die als „glänzende Sterne" den Seefahrern rettend erscheinen, und aus Pindar's Gesängen weiß, daß die Chariten (Grazien) Spender des „Danks", des Siegerkranzes sind, dem sagen jene gelehrten Verse weniger als eine schlichte Erzählung. Aber das Wesentliche ist: Goethe hält uns fest in der rein poetischen Region. Ein Bild läßt er uns schauen: den Helden, wie er vom Gotte des Stroms, nach antiker Anschauung entführt, ihm als Genosse zugesellt wird. Wir sehen den Gott, fühlen uns in seiner Macht, in seinem Reiche. Bei Herder aber finden wir uns auf zweierlei Boden: wir werden aus dem gemein Wirklichen ins Mythologisch-Poetische gehoben, oder von da aus zur prosaischen Thatsache hinabgeführt. Es ist nicht leicht, antiker Kunst sich, auch im Kleinsten, zu nähern.

Die bis jetzt nicht bekannten kleinen Gedichte stehen hier nicht um ihres poetischen Werthes willen, sondern weil sie unwiderleglich darthun, daß es sich darum gehandelt hat, eine Aufschrift zu dichten für das Denkmal, das an der Ilm errichtet werden sollte. „Hier am rauschenden Strom" — „wo dich die Welle beklagt". Ein Gedanke ist es, der von Goethe wie von Herder zur sinn-

lichen Anschauung gebracht wird. Herder faßt ihn, in seiner Weise dogmatisch, in den Satz: „Dem menschenfreundlichen Helden ziemt ein höheres Loos", als auf Erden zu weilen. Das Thema ist: Vergötterung des Helden, der ein Opfer seiner Humanität geworden ist. Wir dürfen denken, die Fürstin hat es gestellt, und so zugleich die Idee zu dem Denkmal angegeben.

Die Epigramme setzen sämmtlich die plastische Mythologisirung des Ereignisses voraus. Zur künstlerischen Ausführung dieser Idee hätte es wenigstens eines Oefer bedurft. Das Denkmal aber ist dann, man weiß nicht weshalb, viel bescheidener hergestellt worden. Von einem epheubekränzten Aschenkrug gekrönt, hat es außer dem Brustbilde keinen andern Schmuck als die Abzeichen des kriegerischen Berufs. Für ein Epigramm im hohen griechischen Stil war da kein Ort, die schlichte Widmungsinschrift das einzig Angemessene. So ist nun, mit Lessing zu reden, das Gedicht „des Steines Denkmal" geworden.

Das Losungswort der Humanität auf den Lippen, war der junge Held dem Tode entgegengegangen. „Bin ich nicht ein Mensch wie jene?" Eben damals hatte Herder in seinem geschichtsphilosophischen Werke als das Grundgesetz der Menschheit den Satz verkündigt: „Was andere dir thun sollen, thue du auch ihnen." Eine That wie die des Prinzen zu preisen, war ebenso sehr ihm Herzenssache, wie dem Dichter, der das „Edle, Hülfreiche" als das wahrhaft „Göttliche" gefeiert hatte, das heißt, als das sittliche Phänomen, das den Betrachtenden dazu erhebt, an ein höheres Wesen zu glauben. Der Gedanke verliert in seiner antiken Fassung nichts von seiner allgemein menschlichen Gültigkeit. Durch helfende Liebe allein bewähren wir, daß wir Gottes Kinder sind. Der Mensch wird dem Menschen ein Schutzgott, ein Leiter auf dem Wege zum Göttlichen, als Lebender und noch mehr als „divus", in seinem verklärten Wesen. Das ist ein Gedanke, der uns allzeit über das Gefühl der Vergänglichkeit hinaushebt.

Die Lerche.

Von

Adolf Wilbrandt.

Es hämmert der Specht, der Häher schnarrt;
Die Doppelbuche schwankt und knarrt.

Grüße dich Gott,
Hügelansteigender Wald;
Stadtferner, sorgenferner,
Weltvergessender,
Mit dir redender Wald!
An deinem Saum
Lieg' ich hingestreckt,
Weichen Mooses Kissen unterm Haupt,
Sonniges Blau mein Dach;
Rede mit mir wie du,
Weltvergessend wie du,
Horche deiner Sprache, deinen Stimmen;
Träumend versteh' ich sie wohl,
Träumend erwidr' ich sie,
Und aus Wald und Dichter
Webt sich Eine Seele.

Der Kuckuck ruft, Waldtaube gurrt;
Waldweben säuselt und sauft und surrt.

Aber im Felde drauß,
Was erklingt so süß,
Klettert den Himmel an?
Von der gebräunten Erde,
Vor der mailich schimmernden Saat,
Hebt sich's klingend empor,
Jauchzet der Sonne zu,

Taucht die zitternden Flügel
In die strahlende Luft.
Holde Lerche, du bist's!
Wie von der Sehne geschnellt
Hebst dich höher und höher;
Neckst du mein Aug'?
Willst du mir entfliehn?
Aber noch wolkenhoch
Singst du, jauchzende Stimme,
Schmetterst ohne Ruh'
Dein brustanschwellendes,
Unermüdetes,
Sonnig wärmendes Lied.

Die Büchse knallt, das Echo hallt;
Die Holzaxt fern aus dem Tannicht schallt.

Dort! Ich sehe dich noch
Schwebend im tiefen Blau;
Schwingst dich in Kreisen nun,
Lerche, mir zu Häupten,
Deine selige Stimme
Träufst du fort und fort
Zur horchenden Erde nieder.
Doch nun kletterst du
Sinkend, flatternd herab.
Immer noch hör' ich dich,
Sängerin des Himmels;
Und ich kenn' dich wohl!
Nie verstummst du,
So lange dein Flügel noch
Ueber der Erde schwebt.
Siehe, da schwebt er noch;
Plötzlich sinkst du,
Wie vom Pfeil getroffen,
Und im braunen Feld,
In der Brache verschwindend
Bist du stumm geworden,
Sängerin des Himmels.

Es schmettert der Fink im Buchendach;
Die Krähe fliegt den Schwestern nach.

Ich versteh' dich, Lerche!
Nie verstummst du,
So lange dein Flügel noch

Ueber der Erde schwebt.
So gleiche der Dichter dir!
So singe des Menschen Kind
Seiner Seele Lied,
Von der Scholle sich hebend,
Steigend über der Erde Noth
Und die sorgenden Städte,
Und sein Athem sei
Bis zum Ende Gesang!
Bis er niedersinkt,
Wie vom Pfeil getroffen,
Und an der Erde Brust,
Die zurück ihn nimmt,
Sein Sonnenlied
Grabesstill verscheidet.

Die Biene summt, die Mücke singt;
Die Wiese, der Wald, die Luft erklingt.

Süß erklingst auch du,
Weltvergessende Brust!
Leise, leicht
Heben deine Flügel
Dich zum Aether empor.
Wo die Lerche kreist,
Wo die Wolke sich ballt,
Wo die Sonne glüht,
Klingt dein schwebender Sang;
Des jauchzenden Tages froh
Und der flüsternden Nacht,
Bis in der Erde Schoß
Nacht und Tag verhallen!

Nachgelassene Blätter von Theodor Storm[1]).

I. Aus der Jugendzeit.

Zu meinem siebenundsiebzigsten Geburtstage wurde mir von meinem Verleger, Herrn Elwin Paetel, auf kunstreichem Blumenkissen ein Gedenkbuch überreicht, das als Titel meinen Namen trug; darunter: „Sein Leben und seine Dichtung von Dr. Paul Schütze". Der Verfasser, mein junger Freund, konnte nicht dabei sein; ein Blutsturz hatte ihn wenige Tage vorher aufs Krankenbett geworfen, und zwei Tage nach meinem Feste starb er an einer Wiederholung dieses Uebels. Ein tiefer Schatten ist über den frohen Tag gefallen, und die Hoffnungen, die wir an dies zu früh geschlossene Leben knüpften, sind erloschen; sein liebenswürdiges Buch aber, das er uns gelassen, hat — wenigstens unter den Meinigen — schon jetzt seine Freunde gefunden; nur gegen den Titel erhob mein, den Jahren nach, ältester Freund, einen bescheidenen Protest: „Th. St. in seiner Dichtung," schrieb er mir, „hätte es heißen müssen; denn von Deinem Leben hätte ich daraus doch gern mehr erfahren."

Dies Wort ist für mich Veranlassung geworden, die bereits seit einigen Jahren von mir begonnenen Aufzeichnungen über meine Jugendzeit wieder aufzunehmen, von denen ich den ersten Theil hier folgen lasse; denn meinem Freunde wie mir dürfte das Ziel des Lebens nicht mehr zu ferne stehen.

Von Mutters Seite.

Im siebzehnten Jahrhundert kam auf einem Halligenschiff Einer ans Festland nach der Stadt Husum an der Westküste Schleswigs geschwommen; der hieß Wold. Er wurde später herzoglicher Verwalter auf dem 1¼ Meile von der Stadt im gleichnamigen Amte belegenen, im Jahre 1772 jedoch parcellirten adeligen Gute Arlewatt und der Stammvater der Familie Woldsen, welche noch bis über die Hälfte unseres Jahrhunderts hinaus in Hamburg, Amsterdam, sowie in Husum selbst geblüht hat.

[1]) Es sind die letzten Blätter von der Hand Theodor Storm's, welche wir unseren Lesern hier darbieten: Anfänge einer Selbstbiographie, welche zu vollenden dem Dichter nicht mehr vergönnt war. Die Redaction der „Deutschen Rundschau".

Der Bedeutendste dieses Geschlechtes war mein Urgroßvater mütterlicherseits, Senator Friedrich Woldsen in Husum, der vor meiner Geburt verstorben ist; der letzte große Kaufherr, den die Stadt gehabt hat, der seine Schiffe in See hatte und zu Weihnachten einen Marschochsen für die Armen schlachten ließ. Unter den Miniatur-Familienbildern, die in silbervergoldeten Medaillons jetzt an meiner Wand hängen, sieht auch sein Antlitz unter gepudertem Haar, mit dem strengen Zug um den Mund, noch heute auf den Urenkel; aber auch die freundlichen blauen Augen, die ihm von Großmutter und Mutter zugeschrieben wurden, glaubt dieser in dem Bildchen zu erkennen.

Aus dem daneben hängenden Medaillon schaut das Antlitz der Urgroßmutter unter dem halbmondförmigen hohen Spitzengewebe ruhig und ernst in die Welt hinaus; das kluge, jugendliche Köpfchen aber in dem amaranthfarbenen Mieder, mit dem rothen Röschen auf der mäßig hohen Puderfrisur, das seinen Platz über dem Medaillon des Urgroßvaters hat, ist dessen und der Urgroßmutter Tochter, Mamsell Fritzchen, die gern dem Vater in seinen kaufmännischen Rechnungen half, deren Liebe zu dem braven Major aber an dessen hartem Willen sich verbluten mußte. Zwei Liebeslocken, weiß gepudert wie das Haupthaar, hängen ihr vom Nacken aus je zu einer Seite um den Hals; an einer einfachen dunklen Litze liegt ein schwarzes Medaillon auf ihrer Brust. Ich hatte, schon als Knabe, es oft auf ihrem Bilde angeschaut: was mochte wohl darin enthalten sein? — Mir ahnte damals nicht, daß ich als Mann vielleicht der Einzige sein würde, der außer ihr selbst es jemals würde geöffnet haben. Und doch — es mag gegen das Jahr 1848 gewesen sein, als unsere von dem genannten Urgroßvater einst auf dem Klosterkirchhof für sich und seine, Friedrich Woldsen's, Erben erbaute Gruft einer Reparatur bedurfte, und die Maurer mit diesem Werk unter den Särgen, welche auf eisernen Stangen in der Tiefe standen, beschäftigt waren. Da, eines sonnigen Nachmittags, während ich mit meiner Mutter in dem Wohnzimmer des elterlichen Hauses am behaglichen Theetisch saß, wurde an die Thür gepocht, und auf unser „Herein!" trat ein Maurergesell ins Zimmer und überreichte uns ein kleines Medaillon, das, wie er berichtete, bei der Arbeit in der Gruft in einem eingestürzten Sarge gefunden war. Durch näheres Befragen wußte meine Mutter, daß der eingestürzte Sarg der Tante Fritzchens sei; sie sah nach ihrem Bilde hinüber, das damals mit dem anderen dort über dem Sopha hing, und auf dem das dunkle Medaillon sich deutlich abzeichnete. „Hier ist es," sagte ich zu meiner Mutter; „sie hat es mit ins Grab genommen." Als ich es dann öffnete, lag eine dunkle Haarlocke darin; von wem, darüber waren wir nicht zweifelhaft. „Laß es in die Gruft zurückbringen," sagte meine Mutter; und so geschah es, nachdem ich die Kapsel wiederum geschlossen hatte.

Nach dieser posthumen und doch fast persönlichen Berührung mit meiner jungen, längst vor meiner Geburt gestorbenen Großtante schrieb ich bald nachher, während meines unfreiwilligen Exils in Potsdam, ihr mein Erinnerungsblatt „Im Sonnenschein".

Noch ein Medaillon ist zurück: der stattliche Mann mit dem liebenswürdigen jungen Antlitz im braunen aufschlaglosen Rock, mit weißem Halstuch und weiß-

gepudertem Haar, eine Lockenrolle an jeder Schläfenseite — es ist ein Sohn meines Urgroßvaters, mein Großvater mütterlicherseits, der nachherige Senator Simon Woldsen in Husum, von dem — wie ich schon irgendwo erzählt habe — als er gestorben war, einer seiner Schwiegersöhne, sein weinendes Kind zum Sarge emporhebend, sagte: „Heule nicht, Junge! So sieht ein braver Mann aus, wenn er gestorben ist!“ — über dessen mit schwarzem Tuch bezogenen Sarg, da wir uns einst bei einem Familienbegräbnisse unten in der Gruft befanden, der alte Todtengräber, welcher in der Jugend sein Kutscher gewesen war, liebkosend mit der rauhen Hand hinstrich und dabei sagte: „Dat is min ol' Herr; dat weer een guden Mann!“ — von dem einst seine jüngste Tochter, meine Mutter, inmitten ihrer Familie, von heftiger Erinnerung ergriffen, ausrief: „So wie Du hat Keiner mich doch geliebt!“

Ich weiß nur diese Nachreden auf ihn; ein eigenes lebendiges Wort von ihm selbst ist nicht auf mich gekommen. Wenn ich das liebe Antlitz auf dem schon verblaßten Bilde ansehe, so ist mir, als würde er auch wohl mich gleich meiner Mutter geliebt haben; aber schon in meinem vierten Jahre starb er.

Er hatte mit seiner Frau, Magdalena, Tochter des Senator Feddersen in Husum, vier Söhne, die sämmtlich in früher Jugend hingerafft wurden; ich entsinne mich nur noch aus meiner Knabenzeit, wie von alten Dienstboten, vielleicht von der Großmutter selbst, mir von ihrem herrlichen Fuhrwerk mit zwei schneeweißen Ziegenböcken erzählt wurde, mit denen sie lustig durch die Straßen kutschirt wären; aber auch, wie diese unregiersamen Hausthiere mitunter in die an der Schiffbrücke vor den Wohnkellern zum Verkauf ausgestellte Töpferwaare gerathen seien und dem nachsichtigen Vater wiederholte Entschädigungspflichten auferlegt hätten. — Ich selber hatte die kleinen frohen Herren nicht mehr sehen können; nur einer Scene noch — wiederum unten in unserer Gruft — entsinne ich mich: nach einem Begräbnisse in der Familie war ich allein mit meiner fast achtzigjährigen Großmutter hier hinabgestiegen; ich suchte zwischen all' den großen Särgen den kleinen einer früh verstorbenen, geliebten Schwester, da hörte ich hinter mir ein auffallendes Geräusch, und als ich mich wandte, sah ich, wie die Großmutter einen kleinen Schädel aus einem zertrümmerten Sarge hob und ihn weinend an ihre Lippen drückte: „Das war mein kleiner Simon!“ sagte sie zitternd, während sie sacht den Schädel wieder in die halbvergangene Kiste legte.

Glücklicher gestaltete sich das Leben der Töchter in diesem großväterlichen Hause: drei Mädchen, Magdalena, Elsabe und Lucie, blühten in besonderer Anmuth darin auf, so daß ich noch mitunter als Mann von alten Leuten ihre einstige Schönheit preisen hörte, und der Großvater, trotz seines zu frühen Todes, hat sie Alle noch als Bräute, die älteste und die jüngste auch noch als Frauen in ihrer eigenen Wirthschaft sehen dürfen. — Die jüngste, Lucie, die anmuthigste von ihnen, mit ihrem braunen Haar und dunkelgrauen Augen, wurde meine junge Mutter. Eine Zeit lang vor ihrer Confirmation war sie in Altona in Erziehung und liebevoller Pflege ihrer Pathin und Vaterschwester, welche früher an den dortigen Kaufmann Matthiessen, derzeit an einen Kanzleirath Alsen, verheirathet war. Aus dieser Zeit besitze ich ein französisches Themenbuch von ihr,

auf dessen Einbanddeckel, jedenfalls von Schulkameradinnen, in zwei verschiedenen Handschriften, theils mit Bleistift, theils mit Tinte die Worte geschrieben sind: „Zartgefühl, Sanftmuth, Liebreiz sind die Tugenden Lucien's." Erst nach ihrem Tode ist das Buch in meine Hand gekommen. Aber auch Eduard Mörike, da ich mit ihm und meinen Eltern im Sommer 1855 in den Stuttgarter Umgebungen spazieren ging, riß mich gelegentlich bei Seite und flüsterte mir zu: „Sie haben prächtige, prächtige Eltern; Ihre Frau Mutter hat so etwas Klares, Leuchtendes, Liebe Erweckendes!" Und, um noch Eins zu sagen, was mich derzeit besonders stolz machte, ein Jugendbekannter, der einst aus der Fremde heimkehrte, erzählte mir von schönen Frauen, die er draußen in der Welt gesehen hatte, und schloß damit: „Aber die schönsten Augen, die ich je in meinem Leben sah, die hat doch Deine Mutter!"

Seit acht Jahren sind auch sie geschlossen und zerfallen.

II. Westermühlen.

Bei diesem Worte steigt ein ganzes Wald- und Mühlenidyll in mir auf; das kleine in Busch und Baum begrabene Dorf war die Geburts- und Heimstätte meines Vaters; hier lebten und wirthschafteten in meinen ersten Lebensjahren noch die beiden Eltern meines Vaters.

Fünf Meilen etwa, durch meist kahle Gegend, führte aus meiner Vaterstadt der Weg dahin; dann aber ist mir, als habe plötzlich warmer Baumschatten mich umfangen, ein paar niedrige Strohdächer sahen seitwärts aus dem Laube heraus, zur Linken hörte ich das Rauschen und Klappern einer Wassermühle, und der Wagen, auf dem ich saß, fuhr über knirschenden Kies in eine dämmerige Tiefe. Wasser spritzte von den Rädern: wir fuhren durch ein kleines Gewässer, in dessen dunkle Fluth Erlen und größere Waldbäume ihre Zweige von beiden höheren Ufern herabsenkten. Aber schon nach kaum hundert Schritten ging es wieder aufwärts, dann links herum, und auf einem freien Platze und festem Boden rasselte der Wagen vor das zur Rechten liegende Müllerhaus, und mir ist noch, als sähe ich als etwa zweijähriges Bürschlein wie Schattengestalten meine Großeltern, den kleinen strengen Großvater und die kleine runde Großmutter aus der etwas höher belegenen und von zwei Seitenbänken flankirten Hausthür uns entgegentreten, die wie die zu beiden Seiten gelegenen hohen Fenster des langgestreckten schwarzen Hauses von den Kronen der davor stehenden Linden umdunkelt waren. Es ist das einzige Mal, daß ich die Eltern meines Vaters mit kaum bewußten Augen sah; es ist lange her, fast siebzig Jahre. Von dem durch Lindengrün umdüsterten Hause sah man über den davorliegenden freien Platz, von der linken Seite beginnend, zunächst auf einen Baum- und Obstgarten, welcher sich nach dem soeben von uns durchfahrenen schwarzen Wasser hinabsenkte; daran schlossen sich in gleicher Linie Ställe und Wirthschaftsgebäude; dann das alte schütternde Fachwerkgebäu der Wassermühle, und hinter dieser eine Holzbrücke, unter welcher der Mühlstrom sich hindurch und rauschend in die Speichen der großen Räder stürzte; aber Obstgarten, Stallungen, Mühle und Brücke, Alles — wenn meine Erinnerung mich nicht trügt — lag unter den Wipfeln ungeheuerer Eichbäume, wie ich sie nie zuvor zu Hause bei uns gesehen hatte.

Hinter dem Wohnhause war ein großer Garten, voll von Obstbäumen, Centifolien und Lavendel; er hatte seine größte Breite nach rechts vom Hause aus; der von dort her durch Wiesen kommende Mühlstrom bildete in breiterer Ausdehnung hier seine Grenze; in der äußeren Ecke des Gartens, der auch dort noch einige Schritte über die Linie des Hauses hinausragte, stand ich eines Tages verwundert vor einem mit hohem Buchenzaune abgegrenzten viereckigen Raume; hinübergucken konnte ich nicht; aber während ich stand, kam ein stetes melodisches Summen aus dem Inneren. Ich hatte dergleichen nie gesehen und schlich neugierig an den Seiten herum, bis ich eine im Zaune halb versteckte schmale Bretterthür fand, über welcher ich mit meinem Kopfe mir bald freie Einschau in den inneren Raum verschaffte; denn hereindringen konnte ich nicht; sie war verschlossen. Eine Reihe von Bienenkörben stand auf zwei Seiten neben- und übereinander auf hölzernen Gestellen; eine Drahtmaske, ein Sack lagen daneben im Grase; das tönende Geziefer summte von allen Körben. Das war ein „Immenhof", wie ich späterhin erfuhr, wie man sie dort zum Schutz der Bienen anpflanzte. Ich habe während meiner Knabenzeit diese Plätze, auch später an der Hand meines Onkels oder eines älteren Vetters, stets mit einem Gefühl von Andacht betreten, als näherte ich mich einem lieblichen Naturgeheimniß.

Treten wir über die paar steinernen Treppenstufen an der Frontseite in das Wohnhaus! Auf dem geräumigen Flur, an den Seiten unter zweien Fenstern befinden sich große Kisten mit abgeschrägtem Klappdeckel; sie bergen das dem Müller von dem vermahlenen Korne zukommende Mehl, von dem im Hause verkauft wird; eine große Treppe führt nach dem Boden hinauf; links und rechts nach vornheraus zwei geräumige Zimmer; das zur Linken das Wohnzimmer, in einer Ecke zwei Flügelthüren mit Glasscheiben, die zu einem Alkoven führten, dem Schlafraume des alten Ehepaares. Eine Thür in derselben Wand ging in die gleichfalls große nach dem Garten hinaussehende Küche, wo ich später oftmals staunend neben dem alten Herde stand und staunend zusah, wie Möddely Marieken den in der Pfanne prasselnden Pfannkuchen plötzlich in die Höhe schleuderte, wie er in der Luft sich wandte und dann jedesmal genau mit der noch ungebackenen Seite wieder in die Pfanne klatschte. Ich höre noch das Lachen der Genugthuung, wenn ich der Alten meine Bewunderung über dies Kunststück aussprach; und der nächste Pfannkuchen pflegte dann meist noch um einen Fuß höher zu fliegen.

Während es in der Wohnstube an den Wänden, und wohin man blickte, düster und verbraucht aussah, trat man links vom Flur aus in ein großes, helles Gemach mit untadelhaft geweißten Wänden; ein großes Fenster nach einem freien Seitenraum des Gartens gab das Licht, was die Linden den Fenstern an der Frontseite verwehrten. Unzweifelhaft wurden meine Eltern bei ihrem ersten Besuche als junge Leute hier mit mir hineingeführt; ein altmodisches Kanapee, das aus drei zusammengewachsenen Stühlen zu bestehen schien, und ein weißes Theegeschirr, mit rothen Blumen bemalt, das auf einem Tischchen an der Wand stand, wurden schon damals oder später genau von mir in Acht genommen.

Von vorstehenden Beobachtungen habe ich gewiß nur wenige in meinem damaligen zweiten Jahre gemacht; aber ich bin später, in den Michaelisferien,

oft dahin auf Einladung meines Onkels Hans, der dann als ältester Sohn der Müller war, zurückgekehrt.

Bei jenem ersten Besuche waren um die Großeltern außer jenem ältesten, gescheuten und liebenswürdigen Bruder meines Vaters, der mit ihm ein durchgeistetes Antlitz gemein hatte, noch die jüngste, derzeit recht junge Schwester, meine geliebte Tante Lene mit ihrem stillen Madonnengesichte, und die nicht hübsche, aber kluge und energische Tante Gretchen, die später den Bauervogt Hans Carstens in dem damals gleichfalls zu Hohn eingepfarrten Dorfe Hamdorf heirathete. Mein Vater, der Jurist, hielt diese Schwester Zeitlebens in besonderer Achtung; ihr ganzes Wesen war von beruhigender Sicherheit. Sie hatte aber auch schon in ihrer Jugend über ihn gewacht; wie oft hat mein Vater, wenn er, wie so oft, auf seine Jugend kam, es uns erzählt! In Westermühlen war keine Schule; die Kinder mußten etwa eine halbe Meile weit nach dem benachbarten Elsdorf gehen. Besonders im Winter scharten sie sich dann an einem bestimmten Platze ihres Heimathdorfes und traten gemeinsam ihren Schulweg an. Zu Mittag blieben die Westermühlener in Elsdorf; ein Stück Butterbrot wurde aus der Tasche gezogen und in Gesundheit verzehrt. „Was bekamt Ihr dann zu trinken? Milch oder Bier?“ frug ich meinen Vater. Er lachte: „Ein großer kupferner Kessel mit frischem Brunnenwasser wurde zwischen uns auf den Tisch gestellt, da konnte Jeder so viel trinken, als er Lust hatte.“

Der Lehrer war ein alter Soldat gewesen; trotzdem meinte mein Vater noch in seinem hohen Alter, er habe seine Sache wohl verstanden, und erzählte gern, wie er am Weihnachtsabend herkömmlicher Gast in seinem elterlichen Hause gewesen, und wie gern er dann den Gesprächen zwischen ihm und seinem Vater gelauscht habe.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte October.

Kaiser Wilhelm's II. Fahrt zu Deutschlands Bundesgenossen hat den für alle Freunde der Aufrechterhaltung des europäischen Friedens erfreulichsten Verlauf genommen. Bekundete vorher bereits die Nordlandsfahrt des deutschen Kaisers dessen festen Entschluß, in den friedlichen Spuren seiner Vorgänger zu wandeln, legte dann die ernste Pflichterfüllung, mit der er die großen Manöver leitete, vollgültiges Zeugniß dafür ab, daß er in der Stärke des deutschen Heeres die sicherste Gewähr gegen jede Störung des Friedens erblickt, so trugen die Reisen nach Süddeutschland, sowie nach den Hauptstädten der mit Deutschland in inniger Bundesgenossenschaft verknüpften Länder Oesterreich-Ungarn und Italien gewissermaßen den Charakter von großen Familienfesten befreundeter, durch ihre Lebensinteressen auf einander angewiesener Völker. Wie warme, aus dem innersten Gemüthe geschöpfte Töne fand Kaiser Wilhelm in Stuttgart, als er bei dem zu seinen Ehren veranstalteten Galadiner die herzlichen Worte des Königs von Württemberg beantwortete! Wie sehr war es der schwäbischen Bevölkerung aus dem Herzen gesprochen, wenn der Hohenzollernfürst seinen Empfindungen mit dem Hinweise Ausdruck lieh, daß das vom Könige von Württemberg regierte, reich gesegnete Land und dieses herrliche Volk im Mittelalter viele der edelsten deutschen Fürsten, welche die Geschicke des Landes leiteten, hervorgebracht habe! Ein eigenartig persönliches Gepräge erhielt die Erwiderung des Kaisers durch die Betonung, daß das schwäbische Land auch die Wiege seines Hauses gewesen sei, daß auch in seinen Adern schwäbisches Blut rolle.

Waren es in Stuttgart wohlberechtigte Reminiscenzen aus alter Zeit, an welche Kaiser Wilhelm II. anknüpfte, so entrollte er als Gast des Prinzregenten von Bayern in knappen Zügen ein Bild der Wiedererstehung des deutschen Kaiserreiches. Er wies darauf hin, wie im Jahre 1870 das bayrische Königshaus den ersten Schritt zum Neuerstehen des geeinten Vaterlandes that, und wie nach dem Tode Kaiser Friedrich's III. der Prinzregent von Bayern das Beispiel für Deutschlands Fürsten gab und ihm als Erster seinen Rath und seine Freundschaft darbot. Niemand konnte daran zweifeln, daß der kaiserliche Dank aus vollem Herzen kam, und daß es ein unverbrüchliches Versprechen war, wenn der hohe Gast hinzufügte, daß er in hohenzollernscher Treue mit dem Hause Wittelsbach und dem braven Bayernvolke in engstem Bunde zusammenstehen werde, in guten wie in bösen Tagen, zumal da die hohen Aufgaben Deutschlands erheischen, daß alle Kräfte zu dessen gemeinsamem Nutzen und Heile eingesetzt werden, was nur dann möglich ist, wenn die Fürsten des Reiches in fester Gemeinschaft Schulter an Schulter vertrauensvoll bei einander stehen.

Wie natürlich auch und den thatsächlichen Verhältnissen entsprechend allen deutschen Patrioten solche vom Herzen kommende und zum Herzen gehende Worte erscheinen mögen, so unterliegt doch keinem Zweifel, daß durch sie manche Illusion der Wider-

sacher Deutschlands, sowie aller Derjenigen, welche ein Interesse an der Störung des europäischen Friedens haben, in eitel Dunst aufgelöst worden ist. Wie häufig versicherten chauvinistische Blätter in Frankreich, panslawistische Organe jenseits des Niemen, daß nur Kaiser Wilhelm's I. Persönlichkeit die Gegensätze zwischen Nord- und Süddeutschland zurückzudrängen vermochte! Nun zeigt sich in unwiderlegbarer Weise, daß die Fürsten der süddeutschen Staaten die altbewährte Freundschaft, durch welche sie mit dem Begründer der deutschen Einheit verbunden waren, auf den gegenwärtigen Kaiser übertrugen, und daß dieser die Herzen der Süddeutschen im Sturme erobert hat.

Nicht minder deutlich und für alle Friedensstörer verständlich ist die Sprache, durch welche Kaiser Franz Joseph und Kaiser Wilhelm II. bei der jüngsten Zusammenkunft in Wien die unanfechtbare Solidarität Oesterreich-Ungarns und Deutschlands zum Ausdrucke brachten. Nachdem der Kaiser von Oesterreich die herzliche, treue und unauflösliche Freundschaft und Bundesgenossenschaft, welche die beiden Souveräne zum Besten ihrer Völker vereint, gepriesen hatte, fügte er herzliche Segenswünsche hinzu, daß Kaiser Wilhelm II. auf der Bahn, die er mit jugendlicher Kraft und männlicher Weisheit und Entschlossenheit betreten habe, fortschreiten möge. Pietätvoll erwiderte unser Kaiser, daß er nicht als Fremder nach Wien gekommen sei, sondern ein „heiliges Vermächtniß" seines hingeschiedenen Großvaters ausführe, wenn er in dem Gefühle bewährter und unverbrüchlicher Freundschaft an der Bundesgenossenschaft mit dem Kaiser von Oesterreich festhalte. Mochte es auch nicht ganz im Einklange mit dem bei solchen officiellen Galadiners geltenden Brauche stehen, so spiegelte es doch die Herzlichkeit der Beziehungen zwischen den beiden Souveränen wider, daß Kaiser Franz Joseph in einem zweiten Hoch! der preußischen und deutschen Kameraden des deutschen Heeres, des „leuchtendsten Musters aller militärischen Tugenden" gedachte, worauf Kaiser Wilhelm II. nicht minder herzlich die Kameraden der österreichisch-ungarischen Armee begrüßte.

So sehen die Gegner Deutschlands sich abermals arg getäuscht, wenn sie seiner Zeit, auf die Reise Kaiser Wilhelm's II. nach Rußland hindeutend, die Tage des deutsch-österreichischen Friedensbündnisses für gezählt hielten. Ganz im Gegentheile erweist sich dieses Bündniß, welches für keinen der übrigen Staaten eine Drohung enthält, als fester gefügt denn je, zumal da auch Italien als gleichberechtigtes Mitglied der Tripleallianz deren Segnungen in vollem Maße erkannt hat. So konnte der enthusiastische Empfang, welchen Kaiser Wilhelm II. bei seiner friedlichen Romfahrt gefunden hat, Niemanden überraschen. Vergebens bemühten sich alle Gegner Deutschlands und Italiens, die Bedeutung der Reise unseres Kaisers nach Rom abzuschwächen und zu entstellen, als ob es überhaupt noch der Anerkennung Roms als der Hauptstadt Italiens bedurft hätte. Andererseits erkannte die italienische Bevölkerung mit ihrem gesunden Menschenverstande von Anfang an, von welch' herzlicher Gesinnung der deutsche Kaiser und sein Volk für das italienische Königshaus und das Land selbst beseelt sind. Handelte es sich doch weder in Wien noch in Rom um neue Vereinbarungen; vielmehr stellte die Tripleallianz bereits eine so unerschütterlich feste Grundlage der friedlichen internationalen Beziehungen dar, daß alle chauvinistischen Anwandlungen nur den Spott herausfordern können. Trotzdem wurde die gesammte friedliche Constellation durch die persönliche Begegnung der in treuer Bundesgenossenschaft vereinigten Souveräne gewissermaßen noch besiegelt.

In der That ist es nicht bloß die Interessengemeinschaft, welche Deutschland und Italien mit einander verbindet; vielmehr gelangten bei dem enthusiastischen Empfange, welcher dem Kaiser Wilhelm II. in Italien zu Theil wurde, vor Allem die in aufrichtiger Sympathie wurzelnden Gefühle der Bevölkerung zum beredten Ausdrucke. Daß die Existenzbedingungen Deutschlands und Italiens dieselben sind, ist eine längst anerkannte Thatsache; die römische Bevölkerung erinnerte sich aber auch beim Erscheinen Kaiser Wilhelm's II. auf dem Balkon des Quirinals, als sie dem auf den deutschen Kaiserthron berufenen Nachfolger Friedrich's III. zujubelte, jenes denk-

würdigen Tages, an welchem der damalige Kronprinz des Deutschen Reiches unmittelbar nach der Beisetzung König Victor Emanuel's mit dem jugendlichen Kronprinzen von Italien in den Armen auf dem Balkon des Quirinals erschien. Diese Scene ist den Italienern unvergeßlich, weil sie nicht nur die innigen Beziehungen zwischen den beiden Dynastien und Nationen in schöner Symbolik darstellte, sondern auch den Thronerben des Deutschen Reiches, den als Sieger auf dem Schlachtfelde gepriesenen Helden, dem Volke, bei dem er in ernster Zeit als Gast verweilte, menschlich nahe rückte. So trat Kaiser Wilhelm II. auch jenseits der Alpen das Erbe seines erlauchten Vaters an, als er beim Einzuge in Rom zugleich in den Herzen der Italiener Einzug hielt. Wissen Letztere überdies doch sehr wohl, wie fest sie auf die Bundesgenossenschaft mit Deutschland vertrauen dürfen. Hätte auch nur der leiseste Zweifel in dieser Hinsicht noch bestehen können, so mußte derselbe durch die Mißgunst beseitigt werden, mit welcher das Zusammengehen der beiden Völker von französischer Seite betrachtet wird. Nicht mit Unrecht wird darauf hingewiesen, wie die französische Regierung ohne jedes eigene Interesse in Massowah der italienischen Colonialpolitik Schwierigkeiten zu bereiten suchte. Als diese Bemühungen mit einer Schlappe auf diplomatischem Gebiete ihren Abschluß erhielten, wollte Frankreich in Tunesien Revanche nehmen, woselbst die Italiener, auf die Capitulationen gestützt, wichtige Interessen zu vertheidigen haben, an denen auch das französische Protectorat nichts zu ändern vermag. Von französischer Seite wurde nun der Bey von Tunis vorgeschoben, der doch sicherlich nicht aus eigener Initiative eine Verordnung erließ, nach welcher der französische Sprachunterricht in den Schulen der Regentschaft eingeführt werden soll. Diese Maßregel richtete ihre Spitze ganz unmittelbar gegen die starke italienische Colonie in Tunis, welche zahlreiche italienische Schulen aufweist. Der italienische Conseilpräsident und Minister des Auswärtigen, Crispi, ist jedoch in der Lage, sich auf die Capitulationen zu berufen, ein Standpunkt, der auch von anderen Mächten gegenüber der französischen Regierung gewahrt werden wird.

Während die Letztere in der Massowahangelegenheit eine gegen die berechtigten Ansprüche Italiens gerichtete Note der Pforte veranlaßte, fand Italien in der geplanten Suezcanal-Convention einen durchaus geeigneten Anlaß, den Franzosen ein Paroli zu bieten. Da die Türkei dem Schlußprotocolle einen Zusatz geben wollte, in welchem sie sich ihre Rechte auf die an der Westküste des Rothen Meeres belegenen Besitzungen, also auch über Massowah, vorbehält, übermittelte der italienische Botschafter in Constantinopel, Baron Blanc, der Pforte eine Note, in welcher zunächst auf die wiederholten Weigerungen der Türkei hingewiesen wird, die nunmehr von Italien occupirten Ländereien militärisch zu besetzen. Mit Recht wird dann betont, wie gerade die italienische Regierung nichts lieber sehen würde, als daß die Türkei alle ihre Rechte in Afrika wieder gewänne, was auch durch das Verhalten in der ägyptischen Angelegenheit erhärtet worden sei. In Frankreich wird aber im Hinblick auf Algerien und Tunesien die Ironie wohl verstanden werden, wenn die italienische Regierung in ihrer Note an die Pforte erklärt, daß sie einen neuen Beweis ihrer Gesinnung gegenüber der Türkei geben wolle, indem sie der Unterzeichnung des Protocolles über den Suezcanal zustimme, aber unter der einen, und zwar unerläßlichen Bedingung, daß die Pforte in diesem Schriftstücke ganz genau jene Küstenstriche des Rothen und des Mittelländischen Meeres bezeichne, einschließlich der westlich von Tripolis gelegenen, auf welche die Pforte ihre Hoheitsrechte auszuüben gedenke.

Der durchaus friedliche Charakter der jüngsten Reisen Kaiser Wilhelm's II. ist in Rußland richtiger gewürdigt worden als in Frankreich. Mußte doch die Zusammenkunft des deutschen Kaisers mit dem Zaren in hervorragender Weise dazu beitragen, etwa bestehende Mißverständnisse zu zerstreuen. Zugleich erwiesen sich aber alle Gerüchte in Bezug auf Vereinbarungen über politische Fragen, insbesondere über die bulgarische Angelegenheit, als hinfällig. Von russischer Seite wurde deshalb mit Fug in Abrede gestellt, daß Kaiser Wilhelm II. in Wien und Rom „Verpflichtungen" zu erfüllen gedachte, die er gegenüber Rußland im Hinblick auf die bulgarischen An-

gelegenheiten übernommen habe. Vielmehr wurde mit Recht betont, daß das Ziel der Besuche lediglich darin bestand, in feierlicher Art die guten Beziehungen mit den in Betracht kommenden Höfen, sowie die friedlichen Absichten der neuen Regierung zu constatiren, so daß irgend welche Verhandlung über specielle Punkte keineswegs in Frage stand. Zugleich wird hervorgehoben, daß Kaiser Wilhelm II. in Peterhof sicherlich die Ueberzeugung von den friedlichen Absichten des russischen Hofes gewonnen habe, und daß er unzweifelhaft sich habe angelegen sein lassen, den Wiener und den römischen Hof, wenn er es für nöthig erachtete, von seinen Wahrnehmungen zu überzeugen. Es kann jedenfalls nur beruhigend wirken, wenn die friedlichen Bestrebungen der Tripleallianz auch in Rußland getheilt werden.

In seltsamem Contraste zu diesen friedlichen Bestrebungen Deutschlands, Oesterreich-Ungarns und Italiens stehen alle diesen Staaten von einem nicht unbeträchtlichen Theile der französischen Presse völlig mit Unrecht zugeschriebenen Absichten und Pläne. Da erscheint es denn als ein Vorgang, welcher Ironie und Satire herausfordern muß, daß die Regierung der französischen Republik just zu der Zeit, in welcher sie sich anschickt, die Säcularfeier der großen Revolution zu begehen, die vom 2. October 1888 datirte Verordnung über den Aufenthalt der Fremden in Frankreich erlassen hat. Mußte ein solcher Aufenthalt neuerdings ohnehin wenig verlockend erscheinen, da nicht bloß Deutsche und Italiener, sondern auch Oesterreicher und Amerikaner mancher Anfechtung ausgesetzt waren, falls sie sich im Verkehre der deutschen Sprache bedienten, so wird das vom Präsidenten der Republik, Carnot, erlassene Decret als eine Belästigung sämmtlicher Fremden angesehen. Wie müssen sich aber die Dinge in den Köpfen Derjenigen widerspiegeln, welche für das Jahr 1889 eine Weltausstellung planen, zugleich aber die Ausländer, auf deren Besuch vorzugsweise gerechnet wird, nutzlosen Plackereien aller Art unterwerfen. Allerdings heißt es in dem vom Conseilpräsidenten Floquet dem Präsidenten der Republik unterbreiteten Berichte, daß die Verordnung nur für diejenigen Fremden gelten soll, die sich endgültig in Frankreich niedergelassen haben oder doch einen längeren Aufenthalt daselbst nehmen wollen. Selbst wenn aber die lästigen Bestimmungen nicht solche Fremden betreffen sollen, die nur vorübergehend in Geschäften oder zu ihrem Vergnügen sich im französischen Gebiete aufhalten, so werden doch die Behörden in der Lage sein, den Begriff des „séjour prolongé“ nach ihrem eigenen Gutdünken zu interpretiren. Andererseits wird darauf hingewiesen, daß diejenigen Fremden, welche der Verordnung vom 2. October d. J. unterworfen werden, lediglich Documente vorzulegen haben, aus denen ihre Namen, sowie diejenigen ihrer Eltern, ihre Nationalität, Ort und Tag ihrer Geburt, ihr letztes Domicil, ihr Beruf oder ihre Existenzmittel, endlich Namen, Alter und Nationalität ihrer Frau, sowie ihrer minorennen Kinder hervorgehen. Mit Recht wird aber hervorgehoben, wie in sehr zahlreichen Fällen der Umstand, daß für die Vorlegung der Documente nur eine einmonatliche Frist gewährt wird, allein schon genügt, mißliebigen Elementen unüberwindliche Schwierigkeiten zu bereiten. Das Decret setzt zugleich eine Polizeistrafe für die Zuwiderhandelnden fest, unterläßt auch nicht, zu erwähnen, daß das gesetzliche Ausweisungsrecht des Ministers des Inneren nach wie vor in voller Kraft bleibt.

Sollte auch die Ausführung der Verordnung in maßvoller Weise erfolgen, so wird nichtsdestoweniger durch die Sprache der „patriotischen“ französischen Blätter erwiesen, welche unlautern Bestrebungen durch das officielle Vorgehen gegen die Fremden genährt werden. Wittern diese Organe doch ohnehin allerorten Spione, eine Manie, die dadurch nur gesteigert wird, daß jede „Entdeckung“ eines deutschen oder italienischen Spions bisher sich stets als ein Fehlschlag erwiesen hat, welcher zumeist der unfreiwilligen Komik nicht ermangelte. Es soll jedoch nicht verhehlt werden, daß eine Anzahl französischer Blätter mit aller Entschiedenheit gegen die von dem radicalen Ministerium Floquet vorgeschlagene, vom Präsidenten der Republik Carnot publicirte Verordnung Front gemacht hat. So bekämpfte das „Journal des Débats“ in einem maßvollen Artikel die Gesetzlichkeit des Decrets vom 2. October mit dem Hinweise, daß der Artikel des Code pénal, welcher von den Vertheidigern der Legalität der

getroffenen Bestimmungen angerufen wird, nur den Maires gestatte, eine solche Verordnung mit Strafandrohung zu erlassen, daß aber der Minister des Inneren keineswegs den Maires hinsichtlich der Ausübung dieser Gewalt ohne Weiteres sich substituiren dürfe. Noch seltsamer erscheint, wenn die Vertheidiger der Verordnung sich darauf berufen, daß der Code pénal Diejenigen mit Strafe bedrohe, „welche die von der Verwaltungsbehörde gesetzlich erlassenen Reglements nicht befolgen". Diese Vertheidiger der Verordnung übersehen hier eben nur, daß es sich gerade darum handelt, ob ein „Règlement légalement fait par l'autorité administrative" vorliegt. Dies muß jedoch so lange bestritten werden, als die französische Regierung sich nicht auf eine klare gesetzliche Bestimmung zu berufen vermag, nach welcher sie eine derartige Verordnung mit einer für die Gerichte maßgebenden Strafandrohung erlassen darf. Wäre sie zu letzterem ohne Weiteres befugt, so könnte sie, wie das „Journal des Débats mit ironischem Spotte hervorhebt, demnächst auch das Tragen eines bestimmten Costüms vorschreiben und alle Zuwiderhandelnden mit Strafe bedrohen.

Zum mindesten hätte das radicale Ministerium Floquet-Goblet von den Opportunisten lernen sollen, daß derartige Maßregeln nicht zur ungelegenen Zeit getroffen werden dürfen. Einen ungünstigeren Augenblick, die Fremden aller Nationen zu beunruhigen, hätte die Regierung aber gar nicht wählen können, da die Pariser Weltausstellung nahe bevorsteht. Daß dem Ministerium Floquet der Sinn für „Opportunität" mangelt, erhellt auch aus dem den Kammern unterbreiteten Project einer Verfassungsrevision. Mochte immerhin der Conseilpräsident persönlich die Verpflichtung übernommen haben, der Deputirtenkammer und dem Senate ein solches Project vorzulegen, so sprachen doch alle Anzeichen dafür, daß die Zeit für eine Verfassungsrevision im Hinblick auf die gegenwärtigen parlamentarischen Verhältnisse keineswegs gekommen ist. Nur die radicalen Parteigenossen Floquet's wurden durch dessen Zugeständnisse allenfalls zufriedengestellt. Andererseits wollen die gemäßigten Republikaner von einer Verfassungsrevision augenblicklich überhaupt nichts wissen, da ihnen sehr wohl bekannt ist, wie in der Nationalversammlung, dem aus Senat und Deputirtenkammer gebildeten Congresse, welchem nach der Verfassung die Berathung einer Revision obliegen würde, alle turbulenten Elemente: Ultraradicale, Boulangisten und Monarchisten sich zusammenfinden würden, um das von der Regierung unterbreitete Programm zu erweitern, so daß die republikanischen Einrichtungen selbst in Frage gestellt wären. Boulanger, der sich auf den Volkswillen, wie er durch seine dreifache Wahl in den Départements Nord, Somme und Charente Inférieure kundgegeben wurde, berufen würde, wäre in der Lage, von Neuem sein Pronunciamento „vorzulesen", mit der Andeutung, daß nur er das am Abgrunde befindliche Frankreich retten könnte. Die Bonapartisten würden in Uebereinstimmung mit dem „sauveur" Boulanger versichern, „daß die „Berufung an das Volk" in der That das Allheilmittel für das schwer leidende Frankreich sei, nur würden sie einen anderen Prätendenten auf den Schild heben wollen, wobei ihren Plänen allerdings der nach wie vor in voller Schärfe bestehende Gegensatz zwischen dem „rothen Prinzen" und dessen älterem Sohne, dem Prinzen Victor, im Wege steht. Was ferner die Orléanisten betrifft, so hat die unmittelbare Propaganda für den Grafen von Paris in jüngster Zeit um so weniger Fortschritte gemacht, als die Parteigänger dieses Prätendenten, anstatt ihr eigenes Banner hochzuhalten, bei den Ersatzwahlen für die Deputirtenkammer zumeist für Boulanger stimmten, von der Erwägung geleitet, daß es vor Allem darauf ankomme, in die Republik selbst Bresche zu legen. Erst in diesen Tagen haben die Orléanisten eine selbständige Action zu insceniren versucht, welche durch Kundgebungen des Vertrauten des Prinzen, Bocher, und des Herzogs von Audiffret-Pasquier eingeleitet wurde. Im Zusammenhange mit einer Banketrede des Letzteren steht auch die Bildung einer monarchistischen Frauenliga, welche unter dem poetischen Namen „Rose de France", ohne die Männer von der Theilnahme auszuschließen, insbesondere die dem Könige ergebenen Frauen Frankreichs vereinigen soll. Die Liga hat die Wiederherstellung der Monarchie, sowie den Schutz der conservativen Interessen zum Zwecke, welche letzteren gegen den Radikalismus vertheidigt werden sollen.

Ebenso sollen die religiöse Freiheit gegen die Verfolgung, das Recht der Familienväter, ihre Kinder frei zu erziehen, die Interessen der Arbeit und des Eigenthums geschützt werden. Was die Monarchisten unter religiöser Freiheit verstehen, bedarf keiner besonderen Erläuterung; auf die Unterstützung von Seiten des Clerus angewiesen, sind sie auch zu Zugeständnissen an denselben bereit. Unter dieselbe Rubrik fällt derjenige Theil des Programms der „Rose de France", nach welchem das Recht der Familienväter, ihre Kinder „frei zu erziehen", gewahrt werden soll. Diese freie Erziehung soll eben darin bestehen, daß der Staat der Geistlichkeit die früheren Befugnisse in Bezug auf die Ertheilung des Unterrichtes wieder einräumt. Geflissentlich wird in dem Aufruf zur Bildung der Frauenliga hervorgehoben, daß die Verzeichnisse der Mitglieder der Gräfin von Paris vorgelegt werden sollen, damit diese die Namen aller „Subscribenten" kennen lerne. So läßt sich nicht in Abrede stellen, daß die Verfasser des Aufrufes ein genügendes Maß von Menschenkenntniß an den Tag legen, indem sie auf die Eitelkeit der französischen Frauen speculiren, zugleich aber den werthvollsten Bundesgenossen der Orléanisten, den Clerus, durch weitgehende Verheißungen für ihre Interessen zu erwärmen bestrebt sind.

Die republikanische Regierung vertraut inzwischen dem Gesetze der Trägheit, ohne auch nur eine einzige der Reformen anzubahnen, durch welche die im Lande unleugbar herrschende Unzufriedenheit gemildert werden könnte. Die Rundreisen des Präsidenten der Republik und seiner Minister sind zwar ohne störende Zwischenfälle verlaufen, ein weiteres Ergebniß ist jedoch durch alle Banketreden der officiellen Vertreter der französischen Republik nicht erreicht worden, außer daß letztere immer von Neuem als die beste aller Regierungsformen dargestellt wurde. Allerdings stehen mit dieser Auffassung die Kundgebungen des Volkswillens schlecht im Einklange, welche gerade die Unzufriedenheit mit den bestehenden Einrichtungen widerspiegelten. Trotzdem darf noch immer daran festgehalten werden, daß die Republik selbst bisher nicht gefährdet ist, wäre es auch nur deshalb, weil die Widersacher nicht in geschlossenen Reihen anzustürmen vermögen, vielmehr untereinander gespalten sind, so daß Orléanisten, Bonapartisten und die Parteigänger Boulanger's nur so lange einig sind, als es gilt, der Republik Schwierigkeiten zu bereiten.

Das am 15. October beim Beginne der außerordentlichen parlamentarischen Session vom Conseilpräsidenten Floquet der Deputirtenkammer unterbreitete Revisionsproject ist allerdings nicht geeignet, das Ansehen der Republik zu erhöhen. Vielmehr würde die Deputirtenkammer zum Convente ausarten, falls der mäßigende Einfluß des Senats fortfiele, indem diesem das Recht entzogen würde, in Uebereinstimmung mit dem Präsidenten der Republik jene aufzulösen, zumal da auch im Uebrigen seine Befugnisse, insbesondere bei der Berathung des Budgets, wesentlich eingeschränkt, diejenigen der Deputirtenkammer dagegen ausgedehnt werden sollen. Da jedoch der Senat zustimmen muß, ehe der Congreß überhaupt nach Versailles behufs Berathung der Verfassungsrevision einberufen wird, erscheint das ganze Project, welchem auch sonst zahlreiche gewichtige Bedenken entgegenstehen, auf schwacher Grundlage. Mehrfach wird deshalb die Vermuthung ausgesprochen, daß der Conseilpräsident, der seine Stellung für erschüttert hielt, bei seinen radicalen Parteigenossen sich lediglich einen „guten Abgang" sichern wollte.

Literarische Rundschau.

Russisch-baltische Literatur.

Rußland am Scheidewege, Beiträge zur Kenntniß des Slawophilenthums und zur Beurtheilung seiner Politik. Berlin, Rich. Wilhelmi. 1888.

Deutsch-protestantische Kämpfe in den baltischen Provinzen Rußlands. Leipzig, Duncker & Humblot. 1888.

Die Vergewaltigung der russischen Ostseeprovinzen. Berlin, R. Deubner. 1886.

Kaum jemals früher haben für die Unwiderstehlichkeit der modernen demokratischen Idee so merkwürdige und schlagende Belege vorgelegen wie in unseren Tagen. Noch ist es kein Menschenalter her, daß der „deutsche Drang nach Osten" für unaufhaltsam, die Hoffnung auf Wiedergewinnung dessen, was Deutschland an seine westlichen Nachbarn verloren hatte, dagegen für chimärisch galt. Entlang unserer gesammten Ostgrenze sahen wir das germanische Element im Vorschreiten begriffen, während an die Möglichkeit erfolgreicher Vertheidigung der zwischen Rhein und Vogesen übrig gebliebenen deutschen Bildungsvermächtnisse kaum noch ernsthaft gedacht zu werden schien. Von den Sachsen Siebenbürgens und den Deutschen Böhmens nahm man an, daß sie ihre Vorherrschaft über Rumäner, Szekler und Czechen dauernd behaupten, von den Städtebewohnern Ungarns, daß sie den Besitz germanischer Ueberlieferung unentwegt zu wahren wissen würden. Um dieselbe Zeit hatte sich in den dem russischen Scepter unterworfenen ehemaligen Ordensländern neues Leben zu regen begonnen. Der feindliche Gegensatz zwischen den Urbewohnern des alten Livland und den Nachkommen der Eroberer dieser Länder sollte im Schwinden begriffen, die russisch-kirchliche Propaganda in denselben zum Stillstand gebracht und für eine Entwicklung Raum gewonnen worden sein, welche den baltisch-deutschen und protestantischen Culturerrungenschaften Dauer versprach. Daß eben damals die deutsche Volksschule im Elsaß mit Vernichtung bedroht und Miene gemacht wurde, der staatlichen Verschmelzung des alten Reichslandes mit Frankreich eine nationale folgen zu lassen, sah man für unvermeidlich an. Die aus früheren Jahrhunderten überkommene Meinung, daß es wesentlich auf Willen, Bildungsbeschaffenheit und Nationalität der herrschenden Classe ankomme, und daß diese das natürliche Recht habe, Entwicklungsgang und Volksthum der Massen zu bestimmen, war damals die geltende; vielfach wurde diese Anschauung auch noch da getheilt, wo man sich grundsätzlich auf den Boden des uneingeschränkten Mehrheitsrechtes gestellt hatte. Ueberlegenheit der Bildung und geschichtliche Ueberlieferung waren zu lange anerkannte sittliche Mächte gewesen, als daß man sie hätte ohne Weiteres streichen oder den neuen Göttern des Nationalismus und Demokratismus zum Opfer bringen wollen.

Zwei Jahrzehnte sind ausreichend gewesen, das Gegentheil von alle Dem zur Geltung zu bringen. Die in einem großen, weltgeschichtlichen Augenblicke bewirkte

Zusammenfassung unserer Volkskraft brachte uns einen Besitz wieder, den wir seit zwei Jahrhunderten verloren gegeben hatten. Unbesiegbar durch die Gewalt unserer Waffen, gestützt auf das Recht, die deutsch gebliebene Mehrheit der Elsaß-Lothringer bei dem Volksthum ihrer Väter zu erhalten, haben wir den Kampf gegen das von Westen eingedrungene fremde Wesen und die Franzosenthümelei der städtischen Minderheiten in den Reichslanden mit einem Nachdruck in die Hand genommen, der Erfolg und endlichen Sieg verspricht. Daß diese Minderheit sich leidenschaftlich an diejenigen Lebensformen klammert, welche sie zur Zeit der französischen Revolution sich angeeignet haben, beirrt uns ebenso wenig wie der Umstand, daß die Massen dem Kampfe mit scheinbarem Gleichmuth, mindestens ohne entschiedene Parteinahme zusehen. Für unseren Anspruch streitet nicht nur das Recht ehrlich erfochtener Siege, sondern der Zeitgedanke, der die Nationalstaaten als zuerst legitimirt anerkennt und die nationalen Fragen nach dem Gesetz der Mehrheit entscheidet. Seit einem Vierteljahrtausend von unseren natürlichen Grenzen zurückgedrängt, sind wir in die Lage gekommen, dieselben nicht nur zurückzufordern, sondern staatlich befestigen, und aus dem, was euphemistisch „das Reich" hieß, einen wirklichen Staat machen zu können. An die Stelle der unbegrenzten deutschen Bildungs- und Gedankenherrschaft, welche in den Tagen deutscher Staatenlosigkeit und Ohnmacht den Trost der Väter bildete, haben die glücklicheren Söhne die Wirklichkeit eines herrschgewaltigen Staatswesens gesetzt, das seine Macht ebenso genau kennt wie seine Grenze.

Die Zeit, welche Zeugin dieser großen und glänzenden Ueberraschung gewesen ist, hat aber zugleich minder erfreuliche Wandlungen verzeichnen müssen. Ueberall da, wo das deutsche Uebergewicht auf Bildungsbesitz, Ueberlieferung und Willen aristokratischer Minderheiten gegründet war, ist dasselbe im Zusammenbruch begriffen. Aeußere und innere Rücksichten haben dazu in gleichem Maße mitgewirkt. So lange hinter dem deutschen Namen keine politische Macht stand, so lange der Deutsche auf eigenem Boden für staatenlos galt, war deutsches Wesen auf fremder Erde geduldet und als ebenso nützliches wie ungefährliches Bildungselement zugelassen worden. Stimmen, welche diesen Zustand abnorm genannt und Namens nationaler und demokratischer Gedanken die Beseitigung dieser deutschen Minderheiten, ihrer Organisationen und ihrer Machtstellungen verlangt hatten, solche Stimmen waren allerdings schon früher vernommen worden. Zu Gehör sind dieselben aber erst seit den Jahren 1866 und 1870—71 gelangt. Furcht und Erstaunen über den Umfang der deutschen Erfolge machten die Regierungen der östlichen Nachbarländer zu Verbündeten der nationalen und demokratischen Eiferer. Bis dahin als gefährlich und unbequem angesehen, wurden die Vorkämpfer der Mehrheitsherrschaft und eines, höherer Bildung von Alters her feindlichen Raceninstinctes jetzt in den Dienst des Staatsinteresses, der Centralisation und des Kampfes gegen selbständige Organisationen genommen. Die Regierenden meinten, auf solche Weise nicht nur die Sicherheit, Geschlossenheit und Leistungsfähigkeit ihrer Staaten erhöhen, sondern zugleich Abzugscanäle schaffen zu können, welche die sonst gegen ihre Machtstellung gerichteten Bestrebungen aufnehmen und nützlich beschäftigen würden. Lange genug war der Zug der Zeit ein gefährlicher Feind der bestehenden Ordnung und der auf diese gegründeten gouvernementalen Allgewalt gewesen; lange genug hatte man sich den Vorwurf machen lassen, die lebensfähigsten Kräfte des Jahrhunderts brach zu legen und über dem Kampf gegen dieselben die wesentlichsten staatlichen Aufgaben zu vernachlässigen. Jetzt konnte dem „Zeitgeist" ein Zugeständniß gemacht, dem Zerstörungseifer nationaler und demokratischer Leidenschaften ein Ziel angewiesen werden, dessen Erreichung zugleich einem staatlichen Interesse zu entsprechen schien. Wohl tauchte dabei die Frage auf, ob der Krieg gegen die, von den Trägern deutsch-protestantischer Cultur aufgerichteten Ordnungen und Autoritäten, nicht schließlich zum Kriege gegen alle Ordnung und Cultur werden würde: zur Beschäftigung mit dergleichen Sorgen der Zukunft ließ die Sorge des Augenblicks indessen keine Zeit, und die Fremdenfurcht, in welche man sich einmal hingearbeitet hatte, keine Gedanken übrig. Die Befriedigung darüber, „zeitgemäß"

handeln und die bedrohlichen Mächte des Neides und Hasses gegen höhere und begünstigtere Bildungen in Dienst nehmen zu können, wog schwerer als die Summe aller entgegenstehenden Bedenken.

Die Geschichte des Entwicklungsganges, der die russische Regierung bestimmt hat, die Jahrhunderte alten deutsch-protestantischen Staats-, Kirchen- und Bildungseinrichtungen eines dieser Grenzgebiete, des ehemaligen Ordenslandes Liv-, Esth- und Curland, dem Andrängen der russischen nationalen und kirchlichen Unificationsbestrebungen preiszugeben, wird in den vorstehend genannten Büchern ausführlich erzählt. Das erste derselben hat es — von ein paar nicht hierhergehörigen Episoden abgesehen — mit den Menschen und Parteiungen zu thun, welche das St. Petersburger Gouvernement in seine neue Bahn getrieben und zum Feinde der loyalsten seiner Anhänger gemacht haben; das zweite aber enthält eine höchst merkwürdige und lehrreiche Sammlung halb- und ganzamtlicher Actenstücke aus der Vorgeschichte und Geschichte der über die baltischen Deutschen hereingebrochenen Prüfungszeit. An der Hand unwidersprechlicher Zeugnisse wird nachgewiesen, daß die gegenwärtig spielende Tragödie von langer Hand her vorbereitet, wiederholt in Angriff genommen, aber erst unter dem Eindruck der letzten großen europäischen Ereignisse in Ausführung gebracht und erst dann von den Acteuren selbst beim wahren Namen genannt worden ist. Das Einzelne darüber muß in den neun Abschnitten des Buches (Praxis der geheimen Polizei — Anfänge der Russificirung des Schulwesens — Regierung und Dorpater Studentenschaft — Religiöse Wirren der vierziger Jahre — Belagerung Riga's durch die Stackelberg-Chanykow'sche Commission — Suworow'sche Aera — Rückbewegung der Convertiten — Unterdrückung des freien Wortes — Kampf um das Schulwesen) nachgelesen werden; der Inhalt ist zu reich, zu mannigfaltig und zu eigenthümlich geartet, als daß der Versuch einer Summirung auch nur des Wichtigsten, Erfolg versprechen könnte. Wir lernen eine Provinzialorganisation kennen, die in Bezug auf Umfang und Vollständigkeit manches anspruchsvolle deutsche Staatswesen übertrifft; von der einen Seite systematisch belagert, von der anderen noch systematischer vertheidigt, und zwar Schanze für Schanze, Haus für Haus, ja Schritt für Schritt vertheidigt, dürfte deren dereinstige vollständige Eroberung von einer Zerstörung kaum verschieden sein. Geführt wird diese Vertheidigung von etwa 200 000 deutschen Edelleuten, Bürgern und Gelehrten, die einer Anzahl verschiedener Verbände und Corporationen angehören, und trotz mannigfacher Meinungs- und Interessenverschiedenheiten in dem Entschlusse einig sind, den von den Vätern angestammten Bildungs- und Culturbesitz zu wahren und zum Gemeingut des Landes zu machen, dessen Herren sie siebenhundert Jahre lang gewesen sind. Daß sie eine mächtige Regierung und ein zahlreiches, von nationalen und confessionellen Leidenschaften bewegtes Volk gegen sich haben, beirrt die deutschen Liv-, Esth- und Curländer ebenso wenig wie der Umstand, daß ein erheblicher Theil ihrer eigenen Landesgenossen den Sirenengesängen der neurussischen Demokratie gläubig horcht. Ja, noch mehr! Auch das Bewußtsein, von den Stammes- und Glaubensgenossen im Westen aufgegeben worden zu sein und Rechtstitel anzurufen, die mit den leitenden Zeitideen nicht nur nichts mehr gemein haben, sondern Namens derselben geradezu bestritten werden, auch dieses Bewußtsein hat an der Entschlossenheit und dem Kampfesmuth dieses anscheinend verlorenen Postens nichts zu ändern vermocht. Kalt und entschlossen geben die Wortführer desselben zur Antwort, das Alles sei von ihnen erlebt, erlitten — und schließlich überstanden worden. „Haben wir Schweden und Polen Stand zu halten vermocht, so werden uns auch die Russen nicht umwerfen. Und selbst wenn wir anders *wollten*, würden wir nicht anders *können*; der Besitz, für welchen wir hier streiten, ist uns so vollständig in Fleisch und Blut übergegangen, daß wir ihn ebenso wenig aufzugeben vermögen wie das Leben. *Wir gehorchen, aber wir bleiben stehen.*"

Mit dieser festen Erklärung schließt das Buch über die „deutsch-protestantischen Kämpfe"; wir vermögen derselben nichts hinzuzufügen.

χ. **Voltaire und die französische Strafrechtspflege im 18. Jahrhundert.** Ein Beitrag zur Geschichte des Aufklärungszeitalters von Eduard Hertz. Stuttgart, Ferdinand Encke. 1887.

Monographien existirten bisher nur über den Calas'schen und den Sirven'schen Proceß. Desnoiresterres hat in seiner Voltairebiographie neben diesen beiden alsdann noch den Proceß Labare ausführlich auf Grund der Quellen behandelt und ebenso Tibulle Hamont in der „Revue des deux mondes" den Lary'schen eingehend dargestellt. Abgesehen von diesen Specialarbeiten ist trotz der fast unermeßlichen Ausdehnung, welche die Voltaireliteratur allmälig gewonnen hat, noch kein Versuch gemacht worden, die Bemühungen Voltaire's um die Verbesserung der Strafrechtspflege als solche zu schildern und dabei zugleich auf den inneren Zusammenhang hinzuweisen, in welchem diese Seite von Voltaire's Thätigkeit mit den allgemeinen Tendenzen der Aufklärungsliteratur steht.

Der Verfasser des vorliegenden Buchs, Eduard Hertz, ist Jurist und somit geneigt, indem er zum ersten Male jene Lücke in der Voltaireliteratur auszufüllen unternimmt, die rechtsgeschichtlichen Gesichtspunkte in den Vordergrund seiner Arbeit zu stellen. In derselben zeigt er eine vollkommene Beherrschung des altfranzösischen Rechts bis in seine Einzelheiten, gleichzeitig aber auch eine vollständige Vertrautheit mit jener gewaltigen geistigen Strömung, die das 18. Jahrhundert durchzieht.

Ueberall, wo es den überlebten Formen des Mittelalters den Krieg zu erklären galt, warf sich Voltaire zum Führer im Kampfe auf; in keinem Gebiet aber sind die Spuren seiner humanitären Bestrebungen sichtbarer zu Tage getreten als in dem der Strafrechtspflege.

War es ihm in jedem einzelnen jener berühmten Fälle zunächst darum zu thun, den betreffenden Menschen zu retten aus menschlichem Gefühl, so lag Voltaire doch ebenso daran, indem er die vorliegenden Fälle als warnende Beispiele seiner Zeit entgegenhielt, die Rechtspflege überhaupt zu reformiren. Noch kannte man in Frankreich kein ordentliches Beweisverfahren, die Urtheile wurden von den Richtern, die ihre Stellen gekauft hatten, nicht motivirt, die Folter spielte die Hauptrolle, in jeder Provinz galt anderes Recht, es fehlte an geordneten Instanzen, Todesstrafe stand auf verhältnißmäßig kleinen Vergehen und mit ihr waren grausame Martern der Delinquenten verbunden. Gegen alle diese Unwürdigkeiten und Unmenschlichkeiten, ja gegen die Todesstrafe selber wandte sich Voltaire mit rastlosem Eifer, und die von ihm in die Masse geworfenen Stichworte führten während der Revolution zum völligen Bruch mit dem bisherigen Geist und den bisherigen Formen der französischen Strafjustiz. In seinen Angriffen gegen diese, während der letzten zehn Jahre seines Lebens, spiegelt sich die ganze Reformbewegung in Frankreich ab. Wer ihn von dieser Seite schildert, schildert gleichzeitig die ganze Bewegung jener für alle Zeiten und alle Länder, nicht nur für Frankreich allein, außerordentlich wichtige Periode; denn die Rechtsordnung keines einzigen Staates hat sich dem umgestaltenden Einfluß der wesentlich auf Voltaire zurückzuführenden Humanitätsgedanken zu entziehen vermocht.

Hertz hat seinen Gegenstand in erschöpfender Weise behandelt und dabei dennoch Maß zu halten gewußt. Der Versuchung, über sein Thema, welches Voltaire in seiner Beziehung zur französischen Strafrechtspflege war, hinauszugehen und gleichzeitig die Wirkungen jener französischen Reform auf das übrige Europa zu verfolgen, hat er weislich widerstanden. Nur der Thätigkeit Beccaria's gedenkt er aus dem triftigen Grunde eingehender, weil Voltaire und Frankreich nicht so sehr auf Jenen wirkten, als umgekehrt von ihm Anregungen empfingen. Nicht nur dem Juristen, sondern Jedem, der die Geschichte der Menschheit seit der französischen Revolution kennen lernen will, wird das schöne Buch von Eduard Hertz eine willkommene Gabe sein.

σ. **Aegypten und ägyptisches Leben im Alterthum** von Ad. Erman. Tübingen, H. Laupp'sche Buchhandlung. 1888.

Vor uns liegt fertig abgeschlossen in zwei stattlichen Bänden das seit 1885 in Lieferungen erschienene neue Werk über „Aegypten und ägyptisches Leben" aus der Feder Prof. Ad. Erman's. Es ist ein eigenartiges Werk, das zwei schwer vereinbare Aufgaben mit seltenem Glück gelöst hat: populär im besten Sinne des Wortes, wendet es sich an Alle, die gern in dem großen Buch der Geschichte der Menschheit zurückblättern, und wenn ein interessanter Stoff in einer klaren und geschmackvollen Darstellung weitere Kreise zu fesseln vermag, so ist dieses von Erman geschaffene Bild der Jahrtausende alten Kultur am Nil gewiß geeignet, ein großes Publicum anzuziehen und festzuhalten. Andererseits ist das vorliegende Buch gleichzeitig ein wissenschaftliches Werk, die Frucht jahrelanger Specialstudien; ja, wie „populär" immer, ist es im Kern doch wissenschaftlicher als viele, die in die Kategorie der „wissenschaftlichen" Bücher zu gehören vorgeben. Es ist für die Fachgenossen eine Fundgrube treffender und vielfach ganz neuer Beobachtungen, bei denen die Forschung künftig einzusetzen haben wird. Seit Wilkinson's — für seine Zeit — trefflichem Werk über die Sitten und Gebräuche der alten Aegypter ist dies das erste, das wieder den ganzen gewaltigen Stoff zu ordnen und zusammenzufassen unternommen hat. Und wie viel ist seit Wilkinson's Zeit an neuen Urkunden und Denkmälern zu Tage gekommen! Noch mehr aber, in wie viel ruhigere und sichrere Bahnen ist seitdem die Aegyptologie geleitet worden: Die Zeit der genialen „Entzifferung" hat aufgehört; man „interpretirt" heutzutage die ägyptischen Texte wie jeden anderen schwierigen Text einer fragmentarisch überlieferten Sprache. Damit ist natürlich eine ganz andere Ausnutzung der Denkmäler auch für das Culturgeschichtliche ermöglicht als noch vor wenigen Decennien. Daher denn das Erman'sche Buch durch das genaue Verständniß der Texte, die der Verf. vielfach in trefflichen Uebersetzungen selbst reden läßt, fast in

jedem Abschnitt gegenüber den älteren Behandlungen neue Resultate bietet. Besonders sei rühmend hervorgehoben, daß der Verf. dieselbe Methode der exacten Distinction der verschiedenen Perioden, die er, und zwar als der Erste, mit so vielem Erfolg in die Behandlung der ägyptischen Sprache eingeführt, auch hier bei der Behandlung der culturgeschichtlichen Denkmäler angewendet hat: wie er in seinen wissenschaftlichen Werken die grammatischen Formen je nach ihrem zeitlichen Auftreten streng geschieden und classificirt, ebenso verfährt er hier bei der Darstellung der Sitten und Gebräuche des ägyptischen Volkes und gewährt uns damit ein Bild von ihrer Entwicklung. Da wir unmöglich auf diesem eng bemessenen Raume Ausführliches über den Inhalt des Werkes geben können, so seien wenigstens die einzelnen Kapitel kurz bezeichnet. Nachdem der Verf. Aegypten als Land und die Aegypter als Volk betrachtet und einen kurzen Abriß der Geschichte des Landes gegeben hat, wendet er sich den Specialdarstellungen zu und behandelt den König und seinen Hof, den Staat der älteren Zeit und den Staat des neuen Reiches, das Recht, die Familie, das Haus, die Tracht und die Vergnügungen. Der zweite Band umfaßt die Religion, den Todtencult, die Wissenschaft, die schöne Literatur, die bildende Kunst, die Landwirthschaft, das Handwerk, den Verkehr und den Krieg. Wenn wir hinzufügen, daß das Buch reich illustrirt ist — über 300 in den Text gedruckte Abbildungen und 10 Vollbilder schmücken dasselbe und erhöhen die Anschaulichkeit der Darstellung — so dürfen wir es dem „allgemeinen" Publicum auch aus diesem Grunde schon bestens empfehlen.

v. **Vorgeschichtliche Alterthümer in Schleswig-Holstein.** Zum Gedächtniß des fünfzigjährigen Bestehens des Museums vaterländischer Alterthümer in Kiel. Herausgegeben von Johanna Mestorf. 765 Figuren auf 62 Tafeln in Photolithographie nach Handzeichnungen von Walther Prell. Hamburg, O. Meißner. 1885.

Die Kenntniß unserer vaterländischen Alterthümer beschränkt sich in weiten Kreisen der Gebildeten auf das, was man in jungen Jahren aus der Germania des Tacitus und neuerdings aus dem hübsch illustrierten Werk von Alwin Schultz über das höfische Leben zur Zeit der Minnesänger gelernt hat. Und doch hat der heimische Boden eine fast unabsehbare Fülle von stummen Zeugen der Vergangenheit hergegeben, die von unsern Gelehrten nach dem Vorgange besonders scandinavischer Forscher gesichtet und geordnet sind. Der Bilderatlas, den die treue Hüterin der Kieler Museumsschätze, Frl. Mestorf, zusammengestellt hat und den uns die Verlagshandlung zu einem überraschend billigen Preise zugänglich macht, scheint durchaus geeignet, einem größern Publicum die Resultate einer Forscherarbeit zu vermitteln, die trotz zahlreichen Zeitungsnotizen über Ausgrabungen und Funde ziemlich geräuschlos vor sich gegangen ist. Er entnimmt die Gegenstände seiner fast 800 Abbildungen, freilich nur Ausgrabungen in Schleswig-Holstein; aber auch wer von den Funden im Torsberger und Nydamer Moor nie gehört hat, wird bald inne, daß der Boden des deutsch-scandinavischen Grenzlandes ein ganz besonders reicher, und seine Gaben hervorragend instructiv sind. So geleiten uns denn die 62 Tafeln von dem ersten Auftreten des Menschengeschlechts auf der cimbrischen Halbinsel bis in die Zeit Karls d. Gr. und lehren uns von der primitivsten Flintaxt bis zum Silbergeräth der karolingischen Zeit alle Stufen und Seiten der materiellen Cultur der alten Nordalbingier kennen: Hausgeräth und Handwerkszeug, Waffen, Kleidung und Schmuck, Jagd- und Fischereiinstrumente, die Zeugen fröhlicher Gelage wie der Todtenfeier. Gar mancher Leser wird überrascht sein von der Fülle der Gegenstände, von dem Reichthum und oft der Zierlichkeit der Formen und Ornamente. — Jede der drei großen vorhistorischen Perioden, die Stein-, Bronce- und Eisenzeit, ist in einer knappen Einleitung charakterisirt; jeder einzelne Gegenstand wird unter Beifügung des Nothwendigsten aus den Fundberichten erläutert: Alles streng wissenschaftlich, fast ein bischen zu streng für ein Werk, dem wir eine noch weitere Verbreitung wünschen möchten, als sie die bescheidene Verfasserin erhofft.

v **Aus hohem Norden.** Von Zacharias Topelius. Aus dem Schwedischen von O. Gleiß. 5. Band. Verna's Rosen. 6. Band. Die grüne Kammer auf Linnais. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1887.

In dem finnländischen Dichter Z. Topelius schenkt uns der scandinavische Norden einen liebenswürdigen Gegenfüßler zu den modernsten aller Dichter, den Norwegern Ibsen und Kielland. Denn die vorliegenden Geschichten (die einzigen, die uns bis jetzt zu Gesichte gekommen sind) haben bei aller Frische und humorvollen Lebendigkeit der Erzählung in Stoff, Anlage und Personen unleugbar etwas Altmodisches. In beiden ist die Vertauschung oder Verdrängung eines Kindes die Voraussetzung der späteren Verwickelungen und Conflicte: in „Verna's Rosen" kommt es zur Aufklärung, die allein das Glück der Liebenden ermöglicht, in der „Grünen Kammer" bleibt das Geheimniß in der Brust eines edelmüthigen Abkömmlings des Verdrängten beschlossen — doch auch hier entläßt uns der Dichter mit dem Blick auf eine glückliche Familie. In der einen Geschichte gibt es ein weltabgeschiedenes Rosenschloß wie aus den besten Tagen der Romantik, in der andern eine fabelhaft alte Tante, die vermittelst eines höchst verschmitzten Schrankes einen gruseligen Spuk in Scene setzt. Aber die Menschen, zwischen denen sich diese oft wundersamen Dinge abspielen, sind wirkliche, leibhaftige und großentheils sehr liebenswürdige Menschen: denn die bösen, deren Thun die Verwickelungen herbeiführte, bewegen sich entweder hinter der Scene oder sie huschen doch nur über sie hin, und eigentlich sind auch sie nur die Opfer ihrer Verirrungen. Die handelnden Personen aber heben sich von einem charakteristischen landschaftlichen und in Verna's Rosen zugleich von einem historischen Hintergrunde (das schwedische Finnland im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts) ab, in dessen Schilderung der Verfasser Meister ist; am meisten

kommt das freilich den Nebenfiguren zu gute, in denen ein prächtiger Humor waltet. Die seelische Analyse geht nicht immer tief, aber sie bleibt frei von Unwahrscheinlichkeiten, und das Verhältniß der taubstummen Verna zu ihren Rosen ist nicht nur von hoher poetischer Zartheit, sondern macht auch den Eindruck einer feinen Studie, deren Wahrheit unsere Psychophysiker nachprüfen mögen.

ια. **Opern-Handbuch.** Repertorium der dramatisch-musikalischen Literatur (Opern, Operetten, Ballette, Melodramen, Pantomimen, Oratorien, dramatische Cantaten ꝛc.). Ein nothwendiges Supplement zu jedem Musiklexikon von Dr. Hugo Riemann, Lehrer am Conservatorium zu Hamburg. Leipzig, C. A. Koch. 1887.

Ein praktisches Nachschlagebuch. Bei derartigen compilatorischen Arbeiten sind Lücken und Irrthümer unvermeidlich und verzeihlich; eine consequente Durchführung des Planes darf ein solches Handbuch aber nicht vermissen lassen. Zweckmäßig ist, daß die Opern sowohl unter ihrem Titel, als auch unter dem Namen des Componisten nachzuschlagen sind, — manche Componistennamen finden sich aber gar nicht einregistrirt. Auch bezüglich des Inhaltes der Opern verfährt der Verfasser ungleichmäßig; einmal erzählt er die Handlung ausführlich, ein anderes Mal ganz kurz, in den meisten Fällen begnügt er sich mit einer einfachen Titelangabe. Aus einem Compendium ist alles unwesentliche Beiwerk fernzuhalten. Wozu z. B. die Bemerkung (S. 376), daß die Skizzen zu Mendelssohn's „Oedipus" anscheinend verloren gegangen seien? Oder (S. 39), daß Liszt in Folge der mißfälligen Aufnahme von Cornelius' „Barbier von Bagdad" Weimar verlassen haben soll? Wenn in einem Opernhandbuch auch „Programm-Symphonien" mit aufzuführen waren (was uns unmotivirt erscheint), so hätte der Verfasser sich doch nicht auf die Herzählung einzelner — z. B. Spohr's „Weihe der Töne", „Jahreszeiten" ꝛc. — beschränken dürfen. — Dem im Vorwort ausgesprochenen Wunsche nachkommend, machen wir auf einige nicht erwähnte Opern aufmerksam: „Libiana" von J. W. Pixis, „Arsena" von Gläser, „Sakuntala" von L. Schefer, „Herr und Frau Baberl" von W. Müller, „Das Dorf im Gebirge" von Eisrich, „Die beiden Marseiller" von Weisflog, „La burla fortunata" von Punita, „The siege of Belgrad" von Lord Burgherſch (Westmoreland), „Antenore" von Pilotti, „Der General" von Bochsa; ferner auf die Musik zu „Der Wahn und seine Schrecken" von Bartsch, zu „Nicolo Paganini" von Holland, zu „Ottavio Penelli" von Gallenberg, zu Byron's „Manfred" von Bishop, zu Z. Werner's „Kreuz an der Ostsee" von E. T. A. Hoffmann, zum „Hund des Aubri" von Seyfried ꝛc. Noch ein paar Berichtigungen: der Componist der „Agnes Bernauer" heißt nicht August, sondern Carl Krebs; der Text zu Schönfeld's „Fridolin" ist nicht von Urner, sondern von Görner ꝛc. Ein sehr komischer Irrthum steht S. 261, wo nämlich der regierende Großherzog von Oldenburg als Operncomponist aufgeführt wird! Der Componist des „Käthchen's von Heilbronn" war der in Petersburg lebende Prinz Peter von Oldenburg, der sich des Pseudonyms Kühner zu bedienen pflegte.

γελ. **Jahresberichte über das höhere Schulwesen,** herausgegeben von Conrad Rethwisch. Berlin, R. Gärtner. 1887.

Die vorliegenden Jahresberichte leisten weit mehr, als man zunächst erwartet. Ihr Ziel ist, über die Entwicklungen des höheren Schulwesens der männlichen Jugend zu unterrichten, und sie zerfallen zu diesem Zweck in fünfzehn Abschnitte: Schulgeschichte; Schulgewalt und Schulbetrieb; Deutsch und philosophische Propädeutik; Latein; Griechisch; Französisch; Englisch; Geschichte; Geographie; Mathematik; Naturwissenschaften; Zeichnen; Gesang; Turnen und Gesundheitspflege. Von diesen fünfzehn Abschnitten sind für das Jahr 1886 dreizehn bearbeitet; zwei — Geschichte und Naturwissenschaften — sind nicht rechtzeitig fertig gestellt worden, sollen aber nachgeliefert werden. Das ganze Buch umfaßt 368 Seiten. Wenn man zunächst annehmen möchte, daß es einen für weitere Kreise uninteressanten Inhalt haben werde, so fühlt man sich bald außerordentlich enttäuscht, und zwar angenehm. Selbstverständlich haben allerdings diejenigen Abschnitte, welche sich mit den Unterrichtsfächern im Einzelnen befassen, nur für Lehrer näheres Interesse — diesen werden sie reichhaltige Belehrung und anregende Fingerzeige genug bieten —; die Partieen aber, welche den allgemeinen Fächern gewidmet sind und im Texte voranstehen, fassen das Schulwesen so universell als möglich, als Bruchtheil und Glied der allgemeinen Culturentwicklung, und lassen deshalb auch erkennen, wie sich der Geist der Zeit im Geiste der Schule spiegelt. So tritt z. B. (S. 3) der alte Comenius mit seinen überall den Kern der Probleme treffenden Ansichten und Urtheilen wieder vor uns, und daneben steht (S. 29) eine Betrachtung über die Wirkung der „Polengesetze" auf das Schulwesen. Für Jahrgang II würden wir die Aufnahme der Religion in den Kreis der Jahresberichte dringend empfehlen. Was dagegen (Vorrede S. IV) gesagt wird, daß diese Berichte eine zu subjective Färbung haben würden und haben müßten, beweist zu viel — alle Berichte sind einigermaßen subjectiv — und beweist deshalb nichts; und mit dem Fortfall der Religion fehlt ein überaus wichtiges Stück des Unterrichtswesens, so daß die Berichte doch nur ein Torso sein würden. Unter den Mitarbeitern befindet sich kein einziger Süddeutscher — gibt das nicht am Ende dem trefflichen Unternehmen, das auf seinem Gebiete dem Sondergeist mit Erfolg entgegen wirkt, doch etwas Einseitiges?

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 12. Octbr. zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Augier-Fitger. — Philiberte. Lustspiel in drei Aufzügen von Emile Augier. Vom Verfasser autorisirte Bearbeitung von A. Fitger. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchh. (A. Schwartz).

Ball. — A short account of the history of mathematics. By Walter W. Rouse Ball. London, Macmillan & Co. 1888.

Bamberger. — National. Von Ludwig Bamberger. Berlin, Rosenbaum & Hart. 1888.

Beethoven's Werke. Gesammte Ausgabe für Unterricht und praktischen Gebrauch. Band I.: Volkslieder. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1888.

Brahm. — Schiller. Von Otto Brahm. In zwei Bänden. Erster Band. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1888.

Breitsprecher. — Johanna d'Arc und der schwarze Ritter. Eine Studie über Schiller's Jungfrau von Orleans von Dr. Karl Breitsprecher. Breslau, J. A. Kern's Verlag (Max Müller). 1888.

Bulthaupt. — Dramaturgie der Classiker. Von Heinrich Bulthaupt. I. Lessing, Goethe, Schiller, Kleist. Dritte umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. II. Shakespeare. Dritte umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchh. (A. Schwartz). 1889.

Cano. — Colombia hace 60 años. Conferencia leida en la sociedad de socorros mutuos por el socio B. Sanin Cano. Bogota, Imprenta de „La Luz." 1888.

Chronik der Deutsch-nationalen Kunstgewerbe-Ausstellung in München. Hft. I—IV. Verlag der Akademischen Monatshefte. 1888.

Clunet. — La question des passeports en Alsace-Lorraine au point de vue du droit positif, du droit public et du droit conventionnel franco-allemand par Edouard Clunet. Paris, Marchal & Billard. 1888.

Davidsohn. — Philipp II. August von Frankreich und Ingeborg. Von Dr. Robert Davidsohn. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1888.

Der Stat verdirbt den Character. Von Frau Anna und Dr. Heinrich Fränkel. Berlin, Walther & Apolant. 1888.

Dietsche Warande. — Tijdsschrift voor Kunst en Zedegeschiedenis. I. Jhrg. 5. Gent, S. Leliaert, A. Siffer & Co. 1888.

Dito und Idem. — In der Irre. Novellen von Dito und Idem. Zweite Auflage. Bonn, Emil Strauß. 1888.

Ebensee. — Frühe Gräber von Oscar Ebensee. Berlin, Rosenbaum & Hart. 1888.

Ebner-Eschenbach. — Miterlebtes. Erzählungen von Marie von Ebner-Eschenbach. Berlin, Gebrüder Paetel. 1888.

Engelhorn's Allgem. Roman-Bibliothek. V. Jhrg. Bd. 1/2: Robert Leichtfuß. Von Hans Hopfen. Stuttgart, J. Engelhorn. 1888.

Erdmann. — Die Lutherfestspiele. Geschichtliche Entwicklung, Zweck und Bedeutung derselben für die Bühne, von G. A. Erdmann. Wittenberg, R. Herrosé. 1888.

Erich. — Studenten-Tagebuch von Otto Erich. Zweite veränderte und vermehrte Auflage. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz).

Falck. — Spruchschrein für Haus und Hausrath von Robert Falck. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1889.

Faldella. — Madonna di fuoco e madonna di neve. Racconto di Giovanni Faldella. Milano, Alfredo Brigola & Co.

Fischer. — Petőfi's Leben und Werke. Von Alexander Fischer. Eingeführt von Maurus Jókai. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1889.

Flach. — Vergeblich gerungen. Eine Erzählung von Johannes Flach. Wurzen u. Leipzig, C. Kießler. 1888.

Friedmann. — Lieder des Herzens von Alfred Friedmann. Berlin, Rosenbaum & Hart. 1889.

Gabelli. — Rom und die Römer von Aristide Gabelli. Aus dem Italienischen übersetzt von Dr. Rudolf Lange. Neuhaldensleben, A. Besser's Nachf. (Ernst Pflanz).

Galitzyne. — Russen und Deutsche. Ein Schreiben an den Redacteur der „Deutschen Revue" Herrn Dr. R. Fleischer, von Fürst Nicolaus Galitzyne. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. 1888.

Garborg. — Bauernstudenten. Erzählung von Arne Garborg. Aus der „Landsmaal", dem norwegischen Volksdialekt übertragen von Ernst Brausewetter. Autorisirte deutsche Ausgabe. Budapest, G. Grimm. 1888.

Godt. — Geschichte Schleswig-Holsteins von der Erhebung bis zur Gegenwart (1848—1888). Von Dr. C. Godt. Altona, A. C. Reher. 1888.

Gosseck. — Heißes Blut. Roman aus der französischen Provinz. Von Hermann Gosseck. 2 Bde. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz). 1889.

Götzinger. — Dichtersaal. Auserlesene deutsche Gedichte für die Jugend. Nach den Dichtern geordnet und herausgegeben von Dr. Max Wilh. Götzinger. Achte Aufl., durchges. und vermehrt von Dr. Ernst Götzinger. Aarau, H. R. Sauerländer. 1888.

Grempler. Der II. und III. Fund von Sackrau. Namens des Vereins für das Museum schlesischer Altertümer in Breslau etc., bearbeitet und herausgegeben von Dr. Grempler. Berlin, Hugo Spamer. 1888.

Grimaux. — Lavoisier, 1743—1794, d'après sa correspondance, ses manuscrits, ses papiers de famille et d'autres documents inédits par Édouard Grimaux. Paris, Félix Alcan. 1888.

Hahn. — Perpetua. Ein Trauerspiel aus der Zeit der ersten Christen von Otto Hahn. Tübingen, H. Laupp'sche Verlagshandlung. 1888.

Halpert. — Literarische Streiflichter. Von David Halpert. Breslau, Victor Zimmer.

Harden. — Berlin als Theaterhauptstadt. Von Maximilian Harden. Berlin, F. u. P. Lehmann. 1888.

Heinrich Heine's sämmtliche Werke. Mit Einleitungen, erläuternden Anmerkungen und Verzeichnissen sämmtlicher Lesarten. Von Dr. Ernst Elster. 4. Bd.: Der Salon. 5. Bd.: Französische Zustände. Die Romantische Schule. Shakspeare's Mädchen u. Frauen. — Leipzig, Bibliographisches Institut.

Heyse. — Dramatische Dichtungen. Achtzehntes Bändchen: Gott schütze mich vor meinen Freunden. Lustspiel in drei Akten. Neunzehntes Bändchen: Prinzessin Sascha. Schauspiel in vier Akten von Paul Heyse. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1888.

Himmel und Erde. Populäre illustrirte Monatsschrift. Herausgegeben von der Gesellschaft Urania. I. Jahrg. Hft. 1. Berlin, Hermann Paetel. 1888.

Hirschberg. — Von New-York nach San Francisco. Tagebuchblätter von J. Hirschberg. Leipzig, Veit & Co. 1888.

Hoenig. — Oliver Cromwell. Von Fritz Hoenig. Zweiter Band. Dritter Theil: 1646—1650. Berlin, Friedrich Luckhardt. 1888.

Holmblad. — Kleine Geschichten. Von Alexandrine v. Holmblad. Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei, A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1888.

Hülsen. — „Unter zwei Königen". Erinnerungen an Botho von Hülsen, General-Intendant der Kgl. Schauspiele 1851—1886. Gesammelt und herausgegeben von Helene von Hülsen. Mit Portrait und zwei Beilagen. Berlin, Richard Eckstein Nachfolger (Hammer u. Runge). 1889.

Jannsen. — Märchen und Sagen des estnischen Volkes. Uebersetzt und mit Anmerkungen versehen von Harry Jannsen. Riga, N. Kymmel. Leipzig, C. F. Fleischer. 1888.

John. — Im Gau der Narisker. Schildereien aus dem Egerland von Alois John. Im Selbstverlage des Verfassers.

Kamp. — Armeleutslieder. Von Otto Kamp. Dritte durchges. Auflage. Frankfurt a. M., Gebrüder Knauer. 1888.

Kirchbach. — Der Menschenkenner. Lustspiel in vier Aufzügen von Wolfgang Kirchbach. Dresden, L. Ehlermann. 1888.

Lacroma. — Kleeblätter. Novellensammlung von Paul Maria Lacroma. Görz, F. Wokulat. Wien, Moritz Perles. 1888.

Lage. — Kaiserin Friedrich und ihr Wirken für Vaterland und Volk. Von Bertha von der Lage. Gera, Th. Hofmann. 1888.

Land. — Stiefkinder der Gesellschaft. Von Hans Land. Zweite Auflage. Berlin, Alfred H. Fried & Cie. 1889.

Linden. — Aus vergangenen Tagen. Drei Erzählungen von Ada Linden. Leipzig, C. F. Winter'sche Verlagshandlung. 1888.

Mahrenholtz-Wünsche. — Grundzüge der staatlichen und geistigen Entwickelung der europäischen Völker. Von Rich. Mahrenholtz u. Aug. Wünsche. Oppeln u. Leipzig, Eugen Franck's Buchhandlung (Georg Maske). 1888.

Marchall. — Die Tiefsee und ihr Leben. Nach den neuesten Quellen gemeinfasslich dargestellt von William Marchall. Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn. 1888.

Martin Opitzens Aristarchus sive de contemptu linguae

Teutonicae und Buch von der deutschen Poetereh. Herausgegeben von Dr. Georg Witkowski. Leipzig, Veit & Comp. 1888.

Mensa-Kultus. Pädagogische Ketzereien eines Unberufenen. Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei, A.-G. (vorm. J. F. Richter) 1888.

Mosen. — In Dämmerlicht und Sonnenschein. Gedichte von Gustav Mosen. Zwickau, Ernst Bär. 1888.

Mücke. — Der Friede zwischen Staat und Kirche. Von Lic. theol. Mücke. Zweiter Band. Brandenburg a. H., J. Wiesike. 1888.

Münz. — Aus dem modernen Italien. Studien, Skizzen und Briefe von Dr. Sigmund Münz. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt, Rütten & Loening. 1889.

Murray. — The weaker vessel. By D. Christie Murray. 3 vols. London, Macmillan and Co. 1888.

Nietzsche. — Der Fall Wagner. Ein Musikanten-Problem. Von Friedrich Nietzsche. Leipzig, C. G. Naumann. 1888.

Offener Brief an den K. Geheimen Regierungsrath Dr. Heinrich von Treitschke, ordentlichen Professor an der Universität Berlin. Von einem Israeliten. Berlin, Walther & Apolant. 1888.

Paulus. — Der neue Merlin. Ein Gedicht aus dem nächsten Jahrhundert von Eduard Paulus. Stuttgart, Carl Krabbe. 1888.

Pipirs. — Käthe. Novelle von Gustav Pipirs. Riga, Jonck & Poliewsky. 1888.

Pöllmann. — Beitrag zur ältesten Geschichte des Kosakenthums. Von Hans Pöllmann. München, R. Oldenburg. 1888.

Putlitz. — Vier Novellen. Von Gustav zu Putlitz. Berlin, Gebrüder Paetel. 1888.

Puttkamer. — Von der Bombe. Militärische Humoresken von Jesko von Puttkamer. Leipzig, Julius Brehse.

Ranke. — Abhandlungen und Versuche. Von Leopold von Ranke. Neue Sammlung. Herausgegeben von Alfred Dove und Theodor Wiedemann. Leipzig, Duncker & Humblot. 1888.

Rehburg. — Konrad. Epos aus der Reformationszeit von E. Rehburg. Hamburg, Kittler'sche Buchhandlung. 1888.

Riffard. — Contes et apologues par Léon Riffard. Paris, Hachette et Cie. 1888.

Rittershaus. — Aus den Sommertagen. Von Emil Rittershaus. Dritte Auflage. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchh. (A. Schwartz). 1889.

Rodenberg. — Unter den Linden. Bilder aus dem Berliner Leben. Von Julius Rodenberg. Berlin, Gebrüder Paetel. 1888.

Rosegger's Ausgewählte Schriften. 23. Band: Jakob, der Letzte. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1889.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von R. Virchow u. Fr. v. Holtzendorff. Neue Folge. Dritte Serie. Hft. 57: Die Reblausgefahr. Von O. Geise. Mit 1 Tafel. — Hft. 58: Auf der Sierra Nevada de Mérida. Von Frz. Engel. Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei, A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1888.

Schilling-Wiegand. — Der Einfluß des Derivationswinkels bei Schiffs-Kollisionen von Dr. C. Schilling und Dr. H. Wiegand. Bremen, J. Kühtmann's Buchhandlung (Gustav Winter). 1888.

Schmaltz. — Deutsches Brautwerben. Eine Polterabend-Dichtung in vier Bildern von Dr. Reinold Schmaltz. Berlin, J. Chr. Fr. Enslin (Richard Schoetz). 1888.

Schnack. — Vollständige, alphabetisch geordnete Sammlung deutscher Vor- und Taufnamen, nebst Angabe des Ursprungs, der Abstammung und der Bedeutung derselben. Von Heinrich Christian Schnack. Hamburg. Im Selbstverlage des Verfassers. 1888.

Schnapper-Arndt. — Zur Methodologie sozialer Enqueten mit besonderem Hinblick auf die neuerlichen Erhebungen über den Wucher auf dem Lande. Von Dr. Gottlieb Schnapper-Arndt. Frankfurt a. M., F. B. Auffarth.

Schobert. — Fürstliches Blut. Roman von H. Schobert. Berlin, J. J. Schorer.

Schotte. — Naus aus dem Haus. Von Victor von Scheffel. Für eine Singstimme mit Clavierbegleitung componiert von Carl Schotte. Berlin, Tonger & Greven.

Spillmann. — Wolken und Sonnenschein. Novellen und Erzählungen von Joseph Spillmann. Dritte, verm. Auflage. Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagsbuchh. 1888.

Steiger. — Der Kampf um die neue Dichtung. Kritische Beiträge zur Geschichte der zeitgenössischen deutschen Literatur. Von Edgar Steiger. Leipzig, R. Werther. 1889.

Springer. — Grundzüge der Kunstgeschichte von Anton Springer. Textbuch zur Handausgabe der kunsthistorischen Bilderbogen. Dritte verbesserte Auflage. III. Die Renaissance in Italien. Leipzig, E. A. Seemann. 1888.

Stern. — Der Götzendienst der Schönheit. Roman von Detlef Stern. 3 Bde. Berlin, Otto Janke. 1889.

Storm. — Geschichten aus der Tonne. Von Theodor Storm. Dritte Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel.

Telmann. — Weibliche Waffen. Roman von Conrad Telmann. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1889.

Tourette. — Der Hypnotismus und die verwandten Zustände vom Standpunkte der gerichtlichen Medicin, von Dr. Gilles de la Tourette. Autoris. deutsche Uebersetzung. Mit einem Vorwort von Professor J. M. Charcot. Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei, A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1889.

Trabert. — Deutsche Gedichte aus Oesterreich von A. Trabert. Erster Band: Schwertlieder eines Friedsamen. Frankfurt a. M., G. Wendel. 1888.

Valentin. — Ueber Kunst, Künstler und Kunstwerke. Von Veit Valentin. Mit Illustrationen. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt, Rütten & Loening. 1889.

Wald-Zedtwitz. — Hurrah! Kriegs-Novellen von E. von Wald-Zedtwitz. Berlin, Otto Janke. 1888.

Weitzmann. — Handbuch der Theorie der Musik von E. F. Weitzmann. Herausgegeben von Felix Schmidt. Berlin, Th. Chr. Fr. Enslin (Richard Schoetz). 1888.

Werner. — Durch Mittheilung zum Verständniß, durch Verständniß zur Zufriedenheit. Eine philosophische Skizze von Margot Werner. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1888.

Werner. — Dirk Malinga. Ein Seemannsleben von Reinhold Werner. Leipzig, J. M. Gebhardt's Verlag.

Widmann. — Die Patrizierin. Lebensbild aus der modernen Gesellschaft. Von J. V. Widmann. Bern, Schmid, Francke & Comp. 1889.

Wohl. — Rauschgold. Roman aus der ungarischen Gesellschaft von Stephanie Wohl. Von der Verfasserin selbst besorgte deutsche Ausgabe. 2 Bände. Jena, Herm. Costenoble. 1889.

Wolff. — Von Banana zum Kiamwo. Eine Forschungsreise in Westafrika, im Auftrage der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland. Von Dr. W. Wolff. Mit einer Karte. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchh. (A. Schwartz). 1889.

Zapp. — Aus meinem Leben. Ein Beitrag zur Reform des deutschen Schulwesens. Von Dr. August Zapp. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz). 1888.

Zeise. — Aus dem eben und den Erinnerungen eines norddeutschen Poeten. Von Heinrich Zeise. Altona, A. F. Reher. 1888.

Zeit- und Streit-Fragen, Deutsche. Herausgegeben von Franz von Holtzendorff. Neue Folge. Dritter Jahrgang: Hft. 37: Das vorbestimmte Recht. Von v. d. Decken. Hft. 38: Ueber Waldschutz und Schutzwald. Von Dr. R. Heß. Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei, A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1888.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Elwin Paetel in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Boris Lensky.

Roman

von

Ossip Schubin.

> He had many faults, but one greatest of all faults he had not — that of quack .... With all his faults he was a man fiery real from he great firebosom of nature herself. Carlyle.

Erstes Buch.

I.

„... Wer wissen will, wie groß die Macht ist, welche der Zauber der Musik auf die Menschheit auszuüben vermag, der muß ein Concert Boris Lensky's besuchen.

„Boris Lensky!... Der Name an sich hat einen legendenhaften Klang — eine magische Fascination umgibt den Menschen und seine Geige. Für Jeden, der eines seiner Concerte besucht hat, ist der sehnsüchtig lauschende Ausdruck auf den Gesichtern der Frauen, die ihm zuhören, Etwas, das in der Erinnerung ewig verwoben bleibt mit der klagenden Süßigkeit seiner Kunst. Die besten und edelsten unter den Frauen werden, wenn sie seiner Wundergeige lauschen, von fiebrigem Taumel befallen, der sie alle Macht über sich verlieren läßt.

„In Rußland nennt man Boris Lensky den Teufelsgeiger, und zur Erklärung des gottlosen Zaubers, welcher seine Kunst durchglüht, wird dort folgendes artige Märchen erzählt:

„Vor nahezu fünfzig Jahren schlich sich durch das ärmste Viertel von Moskau ein verwahrlostes häßliches Kind, das, um sein kümmerliches Brot zu verdienen, auf seiner Geige herumkratzte, wie es eben konnte, und manchmal einen Kopeken erhielt, aber nie eine Liebkosung. Dieses Kind war Boris Lensky. Sein Herz lechzte nach Zärtlichkeit wie das aller Verstoßenen. Da begegnete ihm der Teufel und lockte ihn mit herrlicher Versuchung. Die ganze Welt wollte er ihm zu Füßen legen, so der Knabe ihm seine Seele zu eigen gäbe dafür; aber der Knabe empfand ein Grauen vor dieser höllischen Sklaverei und sagte: „Nein." Da ging der Teufel vorerst seiner Wege und knirschte darob,

daß ihm der Fang einer Menschenseele mißlungen. Plötzlich aber wendete er sich zurück und rief dem Knaben zu: „Ich verlange nichts von Dir, behalte Deine Seele, aber ein Geschenk sollst Du von mir annehmen — eine Gabe. Deiner Kunst soll ein Zauber inne wohnen, dem Niemand widersteht."

„Da staunte der Knabe ob der Großmuth des Teufels und nahm die Gabe an. Der Teufel aber frohlockte, denn er sagte sich, wenn mir eine Seele entgangen, so hab' ich zehntausend andere gewonnen dafür. Der Geiger aber merkte es bald, welcher Fluch ihm zu Theil geworden.

„Alles Edle vernichtend, und dennoch vor der erniedrigenden Gewalt in sich Grauen empfindend, zieht er nun durch die Welt, rastlos, freudlos, und ohne Macht über seine eigene dämonische Kunst — ein widerstrebendes Werkzeug in des Teufels Hand! Und er sehnte sich verzweifelnd darnach, ein Geschöpf zu finden, das dem Teufelszauber widerstanden hätte, aber er fand keines!

„So das russische Märchen. Si non è vero, è ben trovato!

„Jetzt ist Lensky im Dienste des Teufels ergraut und gealtert. Seine Freunde merken an ihm mit Schrecken immer deutlicher hervortretende Spuren physischen Verfalles. In seiner Kunst steht er größer da als je, und von seiner Geige ins Publicum hinein tönt's wie ein wildes, triumphirendes und verzweifelndes Schwanenlied!" —

Dieses etwas schwülstige Elaborat liest mit declamatorischer Betonung eine alte Dame vor sich hin, der man auf den ersten Blick die Engländerin und die alte Jungfer anmerkt. Sie trägt ein zimmtfarbenes Linsey-Wolseykleid und ein sehr kleines weißes Häubchen auf einer rostfarbenen Perrücke. Ihr Profil zeigt Spuren ehemaliger Schönheit, und im Allgemeinen erinnert ihr Aeußeres an David's Federzeichnung Marie Antoinette's auf dem Armen-Sünderkarren. Sie sitzt in einem hübschen, mit allerhand kostspieligem Raritätenkram ausstaffirten Salon am Kamin und erfrischt sich abwechselnd mit der Zeitung und mit Thee.

Es ist in Paris.

Die Zeitung, an der sich die alte Engländerin ergötzt, ist der „Figaro", und die Fenster des hübschen kleinen Salons blicken auf den Park Monceau.

Bereits zum Ausgehen angekleidet, beschäftigt sich eine zweite, viel jüngere Dame in demselben Zimmer damit, ein soeben erst aufgeknüpftes Bücherpaket hastig, und allem Anschein nach mißmuthig, zu prüfen.

Etwas ärgerlich darüber, daß ihre Vorlesung keinerlei Bemerkung bei ihrer Zuhörerin hervorgerufen hat, ruft jetzt die alte Engländerin: „Nun, was sagen Sie zu dieser Legende?"

„Was soll ich sagen?" erwidert, ohne von dem Bücherpaket aufzusehen, die junge Dame mit tadellosem englischen Accent, aber mit entschieden unenglischem vollen Organ — „daß die Franzosen viel Unsinn schreiben, wenn es gilt, den Preis von Concertbillets hinaufzuschrauben."

„Nita!" ruft die Engländerin empört — „Sie werden doch nicht behaupten wollen, dieser Artikel sei eine gewöhnliche Reclame?"

„Gewiß behaupte ich das, Miß Wilmot," ist die ruhige Antwort; „ich bin fest davon überzeugt, der Impresario Lensky's hat den Artikel einrücken lassen."

„Well, I say, Nita, mit Ihnen ist eine merkwürdige Veränderung vorgegangen!“ ruft Miß Wilmot staunend und unzufrieden, indem sie zugleich ihre beiden runzligen Hände auf ihre zimmtfarbenen Kniee herunterſinken läßt. „Aber Reclame hin, Reclame her, Nita, Lensky's Erfolg spricht für sich. Die Pariſer rennen in seine Concerte wie toll — neulich war ein solches Gedränge vor der Thüre der Salle Erard, daß die Polizei einſchreiten mußte.“

„Bah!“ erwidert die als Nita Angeredete, „mir haben gewiegte Muſiker gesagt, Lensky sei sehr zurückgegangen in seiner Kunst. Die Begeiſterung, mit welcher die Franzoſen ihm huldigen, ist nur ein neuer Beweis für den maßloſen Cultus, den sie jetzt mit Allem treiben, was ruſſiſch ist. Mich bringt dieſer abgeſchmackte Götzendienſt außer Rand und Band. Da sehen Sie her“ — und Nita wendet zum ersten Male im Laufe des hier mitgetheilten Geſprächs der alten Dame ihr Geſicht zu, während sie gleichzeitig eine Anzahl gelber Bände aus dem Bücherpaket herausgreift, mit deſſen Prüfung sie bis dahin beſchäftigt war. Dieſelben auf einander thürmend, ruft sie: „Drei, fünf, sieben Bände aus dem Ruſſiſchen überſetzt, und lauter Kram, keine vernünftige Zeile in dem Ganzen! Was ſchadet's, der bloße Umstand, daß ‚aus dem Ruſſiſchen‘ darauf steht, ſichert dem ärgſten Galimathias in Paris einen Verleger und einen Leſerkreis! Es ist widerwärtig.“

„Nun, Nita, mir ſcheint, daß Sie wohl am wenigſten das Recht hätten, ſich über irgend einen Ruſſencultus zu verwundern,“ bemerkt die alte Engländerin phlegmatiſch; „Sie ſelber haben meines Erinnerns recht Erkleckliches geleiſtet in dieſer Richtung.“

„Wer hätte ſich nicht irgend eine Jugendthorheit vorzuwerfen!“ meint Nita, mit den Achſeln zuckend. „Glücklicherweiſe ist man nur in Bezug auf Politik verurtheilt, ſeine Irrthümer nie einſehen zu dürfen. In allen anderen Liebhabereien ist der Wechſel erlaubt. Ich hatte auch einmal eine heftige Leidenſchaft für Juchtenleder, und auch davon bin ich zurückgekommen. Weniges auf der Welt ist mir jetzt unerträglicher als zu viel Juchten, beſonders in einem engen Raume.“

„Es ist eine merkwürdige Veränderung mit Ihnen vorgegangen, Nita,“ wiederholt die Engländerin, die vor Staunen, in der Stellung einer aſſyriſchen Göttin, wie erſtarrt und noch immer eine Hand auf jedem Knie regungslos daſitzt. „Sie ſchwärmten nicht nur für die Ruſſen, Sie ſchwärmten für Boris Lensky, und *wie* Sie ſchwärmten!“

Eine dunkle Röthe zuckt in Nita's blaſſen Wangen auf, zugleich verfinſtert ſich ihr Blick. „Good bye, Miß Wilmot,“ ſagt ſie, ohne auf die Bemerkung der Alten irgend Etwas zu erwidern und wendet ſich der Thüre zu.

„Wollen Sie nicht eine Taſſe Thee nehmen, eh' Sie gehen, Nita?“ ruft ihr die Engländerin nach. „Nein, Miß Wilmot, ich muß mich ohnehin recht ſehr beeilen, um das Atelier noch zu erreichen vor der Dämmerung. Ich habe Sonja verſprochen, zu kommen, alſo noch einmal Adieu, und ich bitte Sie, ſchicken Sie dieſen ganzen Plunder“ — auf die Bücher deutend — „an Calman Lévy zurück und laſſen Sie ihm ſagen, er möge mich mit ſeinen ruſſiſchen Geſchichten nicht weiter behelligen.“ Damit ist Nita verſchwunden.

„Eine merkwürdige Veränderung — eine höchst merkwürdige Veränderung!" spricht Miß Wilmot vor sich hin, indem sie immer noch mit demselben verdutzten, staunenden Gesichtsausdruck die Thüre anblickt, die sich soeben hinter ihrer jungen Freundin geschlossen hat. Dann will sie den „Figaro" von Neuem zur Hand nehmen, um den Artikel über den Teufelsgeiger in das Deutsche zu übersetzen, für welche Sprache sie seit zwanzig Jahren eine unglückliche Liebe besitzt — umsonst, die Zeitung ist nirgends zu finden.

II.

Nita von Sankjèwitsch ist eine junge Oesterreicherin, die völlig unabhängig in Paris von ihren Renten lebt. Miß Wilmot, ihre ehemalige Erzieherin, fungirt bei ihr jetzt als Respectsperson in ihrem kleinen Hauswesen.

Wenn sich Miß Wilmot in Kürze als eine englische alte Jungfer bezeichnen läßt, die an David's Marie Antoinette auf dem Armen-Sünderkarren erinnert, so würde es im Gegentheil ziemlich schwer halten, von Nita in gleich wenigen Worten eine halbwegs deutliche und anschauliche Beschreibung zu liefern.

Ihre Gestalt, hoch und schlank, dabei sehr fein gegliedert und mit langen schmalen Händen und Füßen, hat in Bewegung und Haltung etwas von der herben, sozusagen abwehrenden Anmuth, mit welcher die Griechen ihre Dianastatuen zu charakterisiren liebten. Ihr reiches Haar, das quer über der Stirn abgeschnitten und im Nacken in einen dicken Knoten zusammengedreht ist, hat eine hellbraune, ins Röthliche hinüberschimmernde Farbe; ihr Gesicht, länglich, aber hübsch gerundet, ist blaß, mit regelmäßigen Zügen, fein gebogenem Näschen und vollem, etwas hochmüthig gewölbtem kleinen Mund.

Aber das Merkwürdigste in dem Gesicht, das Merkwürdigste in der ganzen Erscheinung sind die Augen — große, leuchtende graue Augen mit grünlichen und blauen Reflexen darin, Augen, die mitunter plötzlich nachdunkeln, und dann unheimlich und unergründlich tief werden — Augen, die bisweilen aussehen, als ob sie die ganze Bitterkeit der Schöpfung ausgekostet hätten und in der nächsten Minute wieder so herausfordernd hell und kalt in die Welt hineinblitzen, als glaubten sie nicht, daß es darin überhaupt ein Herzeleid geben könne, das nicht mit einem lustigen Spottwort zu besiegen wäre.

In ihrer Familie heißt Nita der „melancholische Racker".

Ihr Alter wäre schwer zu bestimmen. Ebenso wie es ihrem Wesen vollständig an jeder unbefangenen Jugendfreudigkeit gebricht, fehlt auch ihrem Aeußeren, trotz der elfenbeinernen Glätte der Haut, jede Frische. Irgendwo zwischen zweiundzwanzig und achtundzwanzig Jahren wird die Wahrheit liegen. Ihrem Benehmen nach könnte sie eine Vierzigerin sein.

Sie ist die Tochter einer gebornen Gräfin Bärenburg und eines Baron Sankjèwitsch, der sich das Theresienkreuz und den Freiherrntitel auf dem Schlachtfelde erobert hat. Beide Eltern sind todt. Von ihrem Vater her hat sie fast gar keine Verbindungen; mit den zahlreichen Verwandten ihrer Mutter steht sie auf dem besten Fuß, ohne sich viel von ihnen beeinflussen zu lassen. „Es wäre mir sehr unbequem, so vornehm sein zu müssen wie der Clan Bärenburg," pflegte sie häufig zu sagen; am liebsten sagt sie's dem Clan Bärenburg direct

ins Gesicht. Der Clan Bärenburg schüttelt dazu traurig das Haupt und bedauert ihre Absonderlichkeiten, ohne ihr seine Achtung vorzuenthalten oder auch nur seine Sympathien. Das schärfste Urtheil, welches die Familie je über sie gefällt hat, lautet: „Nita ist ein Original."

Sie hat einen großen Unabhängigkeitstrieb in sich und trägt ihm Rechnung, aber die Familienehre ist bei ihr sicher. Niemand hat je daran gezweifelt. Nita Sankjèwitsch ist eines von den Mädchen, an welchen die Verleumdung nicht zu rühren wagt.

Ein tieferer Beobachter, oder vielmehr ein sich für tief haltender, würde anläßlich des seltsam finsteren Schattens in ihren Augen irgend eine verheimlichte oder bereits verwundene unglückliche Liebe bei ihr vermuthen; aber selbst die Menschen, welche ihr am nächsten stehen, die sie von Jugend an gekannt haben, wüßten nicht, wo sie den Gegenstand dieser Liebe zu suchen hätten.

Leichten Schrittes eilt sie aus der Rue Murillo, in welcher sie wohnt, quer durch den Park Monceau bis auf den Boulevard de Courcelles. Ein feiner Regen sprüht aus dem grauen Novemberhimmel herab. Sie winkt einem Tramwaywagen, eilt ihm nach und schwingt sich mit unstandesgemäßer Behendigkeit hinauf. Im Inneren des Wagens ist kein einziger Platz mehr frei, auch die Plattform ist dicht besetzt. Die Männer rücken beim Anblick der vornehmen Gestalt in knappem Tuchkleid und einfach kleidsamem Capotehut zusammen, um ihr mehr Raum zu gönnen; zwei von ihnen werfen ihre Cigarren weg. Nita ist es gewöhnt, daß man ihr Rücksichten erweist, wo sie sich zeigt, und stellt weiter keine Betrachtungen über die Höflichkeit ihrer Umgebung an.

Bald darauf öffnet sich die Thür, ein Herr aus dem Inneren des Wagens bietet ihr seinen Platz, den sie annimmt, um es kaum eine Minute später zu bereuen. Draußen war es frisch und lustig — hier im Innern ist die Luft ein halbes Jahr alt und schmeckt nach allen Victualien, die während dieser Zeit in dem Wagen gefahren worden sind.

Rechts von Nita sitzt ein weibliches Wesen, irgend eine Lehrerin, die, von Schülerin zu Schülerin laufend, mit ihrer Zeit geizen muß, und ißt Sandwiches, deren Krumen sie beständig von ihrem Kleid auf das Nita's hinüberstreift; links von Nita sitzt eine Frau aus dem Volke und hält zugleich ein Kind von vier oder fünf Jahren nebst verschiedenen Bündeln von rothen und weißen Rüben auf dem Schoß. Das Kind wetzt seine schmutzigen Stiefelchen beständig an Nita's Kleid. Gegenüber liest ein hagerer Priester in einer abgeschabten Soutane und mit einem dreieckigen Hut sein Brevier. Ein junger Mann neben ihm, glatt rasirt, mit einem pelzverbrämten Rock — wahrscheinlich ein Schriftsteller, Jünger der neuesten pittoresk verlotterten Schule Richepin — hört nicht auf, sie zu fixiren, wobei er sehr oft seinen Hut abnimmt, um sich über die Stirn zu fahren und seine Cinquecento-Frisur zu zeigen. Nur um seinen zudringlichen Blicken auszuweichen, wickelt Nita eine Zeitung von den Pinseln herunter, die sie in ihrem Muff mitgenommen hat und beginnt zu lesen. Es ist der von Miß Wilmot so schmerzlich vermißte „Figaro". Nach allen Seiten wendet sie das Blatt um, trachtet, sich Interesse für die Berichte von Masque de fer, Ignotus und Un monsieur de l'orchestre abzugewinnen.

Umsonst! Immer wieder wie von einem unwiderstehlichen Magnetismus angezogen, heften sich ihre Augen auf den Artikel, der mit „Boris Lensky" überschrieben ist. „Eine lächerliche Reclame," murmelt sie vor sich hin; „aber das Märchen ist doch hübsch!"

„Place Pigalle!" — der Wagen bleibt stehen. Zwei Carottenbündel fliegen Nita in den Schoß, alle ihre Pinsel fallen aus ihrem Muff auf die Erde, vier Personen steigen aus dem Tram, sieben wollen hinein. Inmitten dieses Wirrwarrs hilft der junge Mann mit der Cinquecento-Frisur Nita ihre Pinsel zusammenzulesen, dann sie ihr mit einem gezierten Lächeln und verkrümmten kleinen Finger reichend, murmelt er: „Ah, Mademoiselle ist Künstlerin."

Auch die Sonne hat ihre Flecken, der reizendste Mensch hat seine unliebenswürdigen Eigenschaften — Nita von Sankjèwitsch ist Künstlerin!

III.

Die Kunst! — Was ist die Kunst? — Ein krystallisirtes Luftschloß, ein concret gewordener Traum, ein geraubtes Stück Himmel, mit dem die Menschen den Abgrund nüchterner Leere in ihrer Existenz zu überbrücken trachten — die greifbare oder ungreifbare Vorspiegelung eines idealisirten Lebens, an dessen Anblick wir uns nach dem erbärmlichen Elend der Wirklichkeit zerstreuen — eine süße Betrügerin, die sich abmüht, den Seelen Aller das Brot zu reichen, das der Körper der meisten entbehrt — der Luxus, den der Bettler mit dem König mitgenießen darf . . . .

Das ist sie als Ding an sich. Und als Beruf? . . . Für Männer ist sie ein stürmisches Meer, auf dem sie, mehr oder minder glänzend dazu ausgerüstet, nach dem Erreichbaren und Unerreichbaren suchen; für Frauen zumeist ein schläfriger Hafen, in dem sie, bereits müd von allerhand anderer unfruchtbarer Glücksjägerei, mit einem irgendwie lecken und abgenutzten Lebensschifflein einlaufen, um für ihre halbverbrauchte Existenz einen letzten Halt zu gewinnen.

Die Männer fangen mit dem künstlerischen Beruf an; die Frauen hören meist damit auf.

IV.

Nita hat ihr selbständiges Atelier im Hintergebäude eines mit Gartenanlagen verzierten Höfchens in der Avenue Frochot. Seit einigen Monaten theilt sie dasselbe mit einer Freundin, einer jungen Russin, die sie lieb gewonnen hat. Das Atelier Nita's hat zwei Thüren, eine, welche direct auf das Höfchen hinausführt, und eine, die Nita's abgeschlossenes Sanctuarium mit der großen Malerinnenschule, welcher M. Sylvains vorsteht, verbindet. Nita hat den Schlüssel zu ihrem Kunstnest in der Tasche. Ehe sie noch Zeit gefunden, ihn ins Schloß zu stecken, hat sich die Thüre von innen geöffnet. Ein hübsches, blondes, junges Mädchen, mit etwas in die Höhe gezogenem Näschen, schönem Teint, großen blauen Augen und sehr liebenswürdigem Zug um die vollen dunkelrothen Lippen kommt ihr entgegen und umarmt sie, als ob sie zwei Jahre lang von ihr getrennt gewesen wäre. Es ist Sonja, d. h. Sophia Dimitriewna Kasin. Sie ist groß, kräftig, dabei keines-

wegs plump gewachsen und hat überhaupt den ausgesprochensten großrussischen Typus, einen gesunden slawischen Typus, der nicht wie bei den meisten Südrussinnen durch einen Tropfen rumänischen, tartarischen oder kaukasischen Blutes sei's entstellt, sei's veredelt, jedenfalls in irgend einer interessanten, barocken Weise variirt worden ist.

Sanft, gutmüthig, eher geneigt, einen Schmerz ruhig zu ertragen, als sich leidenschaftlich dagegen aufzulehnen, mit einer freudigen Empfänglichkeit und gesundem Verständniß für Kunst und Literatur, aber ohne starke Begabung für irgend Etwas, mit der Herzenstiefe einer Barbarin, aber dennoch mit einer anständigen Mäßigung im Ausdruck ihrer Gefühle, gehört sie zu einer Mittelkategorie von Russinnen, die in Rußland selbst für normal gilt, im Auslande fast unbekannt ist.

„Komme ich zu spät?" frägt Nita, „war M. Sylvains schon da?"

„Nein," erwiderte Sophie, „wir sind auf dem Punkt, an ihm zu verzweifeln."

„Wo ist Dein Stillleben, willst Du mir's zeigen?" frägt Nita. „Ach, hier —" und sie versenkt sich in die Betrachtung einer Studie, auf der eine viereckige grüne Flasche, ein japanischer Theetopf, drei Rettige und zwei Zwiebeln höchst gewissenhaft abconterfeit sind. Abwechselnd von der Studie zu der Freundin, von der Freundin zu der Studie hinüberblickend, bemächtigt sich Nita's die Unruhe, die einen Menschen beschleicht, wenn er sich ein Lob auf die Lippen zwingen möchte und ihm seine Wahrheitsliebe den Mund zuhält. Zugleich denkt sie bei sich: „'s ist doch wirklich seltsam, wie wenig Talent diese Russen zur Malerei haben, so fähig sie sonst sind!"

Sophie hat indessen ihre rothausgenähte graue Aermelschürze abgestreift und spült sich nun in einer japanischen Salatschüssel, die von den beiden Freundinnen zum Waschbecken degradirt worden ist, die vollen weißen Hände ab.

„Nicht zufrieden, mein Herz?" frägt sie mit ihrer singenden russischen Articulation.

„Oh, 's ist immerhin ein großer Fortschritt gegen Deine früheren Arbeiten," versichert Nita gutmüthig.

„Gott geb's," meint Sonja phlegmatisch. „Willst Du Thee, Mütterchen?"

Nita lacht. „Thee und immer wieder Thee! Zu Hause hat mich bereits Miß Wilmot mit Theeanträgen verfolgt; das kommt davon, wenn man zwischen einer Engländerin und einer Russin lebt. Da gibt es Thee und immer wieder Thee."

„'S ist aber auch etwas Prächtiges," meint Sophie treuherzig — „Thee kann man vertragen, wenn Einem alles Andere widersteht. Eine alte Tante von mir sagte mir einmal: der Thee sei der verläßlichste Freund, den sie im Leben je gehabt habe. Es ist traurig, das zu sagen mit sechzig Jahren, nicht wahr?"

„Das Leben ist nicht lustig," erwidert Nita kurz, dann einen freundlicheren Ton anschlagend: „Wer ist denn Dein verläßlichster Freund, Kamerad?" frägt sie die Russin, indem sie ihr einen kleinen Klaps auf die Wange gibt.

„Oh, ich habe viele Freunde," versichert Sophie ernst — „ich finde die Menschen sehr gut. Und Du?"

„Ich? ich könnte mich nicht gerade zahlreicher Freunde berühmen. Ich glaube, daß ich zu mißtrauisch bin, um viele Freunde zu haben. Man verpflichtet sich die Menschen durch nichts so sehr als durch die Illusionen, die man sich über sie macht. Ich mache mir über Niemanden Illusionen mehr," sagt Nita herb, dann mit der kurzen hastigen Handbewegung, mit der man eine peinliche Erinnerung von sich abwehrt, setzt sie hinzu: „Nun gib mir eine Tasse von Deinem Nektar, Sonja. Ich bin heute ein wenig verstimmt, vielleicht thut er mir gut."

„Du mußt einen Augenblick warten, er ist noch nicht fertig," erwidert Sonja und beugt sich horchend über den kupfernen Theekessel, der auf einem zierlich mit allerhand Theezeug besetzten Tischchen steht.

Es ist vier Uhr Nachmittags. Das letzte weißliche Licht eines bereits rasch hinsterbenden Novembertages fällt durch ein großes, beinahe eine ganze Wandfläche ausfüllendes Fenster in das Atelier — ein geräumiges, viereckiges Gemach, dessen graue Wände mit ein paar Studien, flotten, verwegenen Entwürfen Nita's, und ängstlich zierlichen Versuchen Sophiens verziert sind, außerdem noch mit einem Gipsabguß des heiligen Johannes, Basreliefs von Donatello, mit mehreren Stücken malerischen alten Stoffes und zwei oder drei japanischen Crepons. Die Möbel sind spärlich — ein Divan, über den ein alter persischer Teppich gebreitet ist, ein paar bequeme Sessel, zumeist aus Rohrgeflecht, aber mit einem Supplement von seidenen Kissen, zwei oder drei Tische, die unter einer Last von Büchern, Mappen, Gipsabgüssen und Malkasten zusammenbrechen, mehrere Staffeleien, eine Vase mit welken Chrysanthemen, in einer Ecke eine Gliederpuppe mit graziös verbogenen Armen, in der anderen ein Skelett, sehr viel alte Farbentuben — dies ist die ganze Einrichtung.

Die Thüre in die anstoßende Malerschule steht halb offen. Müßig, auf die Vollendung von Sophiens Gebräu wartend, wirft Nita einen Blick hinein.

Zwischen einem Wald von Staffeleien sieht sie acht oder zehn Frauenzimmer, die müde aussehen, gähnen, von denen eine Cigarretten raucht, eine andere an einem Biscuit knabbert, eine dritte, die Hände träge auf die Hüften gestützt, neugierig, ohne Interesse, mit der stupiden Neugier Derer, welche die Zeit todtschlagen, von einer Staffelei zur anderen schlendert — eine ihren Regenschirm sucht, eine ihre Galoschen anzieht, eine, den Hut bereits auf dem Kopfe, den Schleier über den Augen, eine Correctur an ihrem Bilde macht, und endlich noch eine Andere an einem Pianino sitzt und mit verzweifelter Energie die danse macabre von Saint-Saëns trommelt.

Einzeln genommen, hätten gewiß so manche der hier versammelten Damen ihren Reiz. Als Gruppe, als Gesammtbild wirken sie nicht erfreulich, machen vielmehr den Eindruck, Alle gleich schäbig und abgespannt zu sein, erinnern Nita, sie wüßte nicht recht zu sagen warum, an eine Schar maroder Schmetterlinge, denen man den Farbenstaub von den Flügeln gewischt hat, und die nun damit beschäftigt sind, wie's eben geht, mit den Resten einer Existenz fertig zu werden, die einmal bessere Dinge versprochen haben mag.

Neben dem eisernen Ofen kauert ein weibliches Modell, das sich die langen,

knochigen rothen Hände wärmt, und über dessen Häßlichkeit Jeder staunen würde, der es nicht wüßte, daß die besonders malerische Verwendbarkeit häßlicher Frauenzimmer, hauptsächlich, wenn sie mager und rothhaarig sind, einen Fundamentalartikel der Sylvain'schen Kunstreligion ausmacht.

Das mit allerhand Grünzeug garnirte Feldbett, auf dem das Modell den Wahnsinn der Ophelia posirt hat, und zwar in einem Costüm, das von dem der Sarah Bernhardt in derselben Rolle genau abgeschrieben ist, steht auch mitten zwischen den Staffeleien.

Nita kennt so ziemlich alle die Damen, weiß ihre Lebensgeschichte, — 's ist nicht viel Heiteres dabei. — Die Dame, die am Pianino sitzt, ist Mrs. Leonidas Chandos aus Boston; sie soll ihrer Zeit die schönste Frau in Nordamerika gewesen sein, so schön, daß sich — sie behauptet's wenigstens — an einem Tag drei Männer aus unglücklicher Liebe für sie vergiftet haben.

Ihr Gatte verbringt seine Zeit in einer Privat-Irrenanstalt.

Sie hat Alles, was es auf der Welt Vernünftiges gibt, versucht, um sich zu zerstreuen, hat Alles unbefriedigend gefunden, und sich schließlich, dies sind ihre eigenen Worte, „der Kunst ergeben", wie man sich dem Trunk ergibt, um die Misèren des Lebens in einer letzten Illusion zu vergessen. Die Dame mit dem Biscuit, die neben ihr steht und ihr zuhört, eine klafterlange Hopfenstange mit kupfrigem Gesicht, langen Zähnen und romantischer Lockenfrisur, ist Miß Frazer, eine Schottin, die vor dreißig Jahren ihren Geliebten bei einem Eisenbahnunglück verloren hat und den Zeitungsabschnitt mit genauem Bericht seines Todes noch heute im Portemonnaie trägt. Sobald sie mit irgend einer neuen Bekanntschaft zehn Worte gewechselt hat, zieht sie das Blättchen hervor, um ihr Unglück zu produciren. Im Uebrigen verbringt sie ihr Leben damit, abwechselnd das Trinklied aus der „Traviata" zu singen oder ihren Geliebten frei aus dem Gedächtniß zu malen.

Die dicke, blonde Elsässerin mit dem kühnen Federhut auf dem Kopf, die eben im Begriff steht, ihre Galoschen anzuziehen, Mlle. Mols heißt sie, malt aus unglücklicher Liebe, weil der Stolz ihrer Familie — sie ist die Tochter eines Essigfabrikanten aus Saarbrücken — es ihr nicht gestattet hat, ihren Clavierlehrer zu heirathen, mit welchem sie bis heute noch einen zärtlichen Briefwechsel unterhält. —

Dort das scharfkantige Frauenzimmer mit dem kurzgeschnittenen braunen Haar, Frl. Prix, stammt aus Düsseldorf. Sie hält sich für ein Genie, weil sie vierzehn Mal im Salon refüsirt worden ist, und bereitet sich unverdrossen auf einen fünfzehnten Ansturm gegen die Jury vor.

Das schöne, schwarzäugige Mädchen, blaß, schwermüthig, die Hände auf den Hüften, von einer Staffelei zur andern schleichend, ist Mlle. Guichard, Tochter eines Gewürzkrämers in der Rue Chaptal. Zu schön für ihre Lebenssphäre, widmet sie sich der Kunst, um etwas Vornehmheit in ihre Existenz zu bringen, so lange, bis . . .

Die Dame, welche, den Schleier bereits über dem feingeschnittenen Gesicht, mit ihren, in schwedischen Handschuhen steckenden Händen noch eine Correctur in ihre Ophelia malt, ist die Gräfin d'Olbreuse, ein Schmetterling, der nur von Zeit zu Zeit in diesem Paradies der Verstoßenen auftaucht, eine Dame aus der

großen Welt, die häufig ganze Tage lang mit einer Betriebsamkeit Farben verdirbt, als ob sie die größte Eile hätte, sich damit ihr Brod zu verdienen, und dann plötzlich wieder Monate lang für nichts mehr Zeit hat, als Visiten zu machen und in die Welt zu gehen. Sie schwärmt übrigens nicht nur für die Malerei, auch für Musik hat sie eine große Vorliebe.

„Es ist wohl unnütz, noch länger auf Sylvains zu warten," bemerkt sie jetzt, ihren Pinsel niederlegend, indem sie an die noch immer auf dem Pianino herumtrommelnde Mrs. Leonidas Chandos herantritt. „Apropos, haben Sie sich Billets für Lensky's Concert im Eden verschafft?"

„Bisher noch nicht, und ich telephonire doch seit vierundzwanzig Stunden herum wie ein Detectiv oder ein Börsenagent," seufzt Mrs. Leonidas.

Nita wendet sich ab und schließt zugleich nicht ohne Energie die halbgeöffnete Thür zwischen den beiden Ateliers fest zu.

„Der Thee ist fertig," ruft Sophie. „Aber was hast denn Du nur, mein Täubchen, Du siehst so finster aus?"

„'S ist nichts," meint Nita, „nur . . ." — mit einem Blick auf die Malerschule — „das greift mir die Nerven an. So ein Damenatelier ist doch immer nur eine Art Spital für verfehlte weibliche Existenzen." Damit nimmt sie die Theetasse aus der Hand der Freundin und setzt sich in einen der bequemen, niedrigen Fauteuils. „Apropos . . . ja, was ich doch für ein zerstreutes Wesen bin. Heute habe ich wahrlich gar keinen Kopf. Weiß der Himmel, was mir Dummes in den Nerven spukt. Da . . . ja, wo ist er denn? . . . ein Brief für Dich, vielleicht enthält er etwas Interessantes." Und Nita findet den Brief nach einigem Suchen in der Tasche ihres Jäckchens, das sie abgelegt hatte. Kaum hat Sophie den Brief eröffnet, so schreit sie vor Freude laut auf.

„Nun, was gibt's, kleiner Narr?" frägt Nita, selber ganz vergnügt über das strahlende Gesicht Sophiens.

„Der Brief ist von meinem Vetter Nicolaj Lensky — dem Sohn des berühmten Geigers . . . Du weißt . . ."

„Ich weiß nichts — ich hatte keine Ahnung, daß Du mit Lensky verwandt bist," erwidert Nita rasch und herb.

„Meine Mutter war eine Cousine seiner Frau," stottert Sophie, von dem unangenehmen Ton Nita's etwas verletzt — „Nicolaj und ich waren Jugendgespielen. Ehe meine arme Cousine von Lensky getrennt war, wo sie dann ausschließlich im Auslande lebte, verbrachte ich alle Jahr meine Ferien bei ihr. Gestern begegnete ich Nicolaj bei Jeljägins. Er ist erst kürzlich von Petersburg gekommen. Nächstens sucht er mich auf, — indeß schickt er mir zwei Billets zu dem Concert seines Vaters übermorgen im Eden, — dem Concert, zu dem in ganz Paris keine Plätze mehr zu haben sind, weder für gute Worte noch für Geld — und schreibt mir dazu, sieh', welch' schöne Schrift er hat:

„Liebes Mäuschen!

(Er nennt mich immer Mäuschen. Das ist eine Kindergewohnheit; wir kennen einander ja schon so lange und sind wie Bruder und Schwester mit einander) also:

„Liebes Mäuschen! (schreibt er)

„Ich hoffte Dich gestern besuchen zu können, bin aber nicht dazu gekommen. Man hat so rasend viel zu thun in Paris. Anbei sendet Dir mein Vater zwei Billets. Ich habe mir einen Platz daneben reservirt und freue mich sehr, in den Pausen des Concerts ein wenig mit Dir plaudern zu können. Indessen verbleibe ich Dein aufrichtig ergebener Nicolaj.

„P. S. Erschrick nicht, wenn Du in einigen Zeitungen die Nachricht lesen solltest, mein Vater sei vom Schlag gerührt worden. Die Nachricht ist falsch und beruht einzig darauf, daß er vorgestern, bei einem unbedeutenden Anfall von Schwindel, nach dem Concert umgesunken ist. Er ist wieder ganz wohl, und die Sache hat weiter nichts zu bedeuten, als daß er sich viel zu sehr anstrengt." —

„Ein lieber Brief, nicht wahr?" sagt Sonja und betrachtet ihn andächtig — und wie hübsch von Kolja, an die Billets gedacht zu haben. Du freust Dich doch mit mir?"

„Ueber was?"

„Du kommst doch mit mir in das Concert?"

„Ich? . . . Nein."

„Aber Nita, was fällt Dir denn ein?"

„Ich kann wirklich nicht, ich habe keine Zeit. Besuche das Concert doch lieber mit der Gräfin d'Olbreuse, die von Madrid herauf gerast ist und einem Stierkampf entsagt hat, um Lensky's Concerten beizuwohnen, und die jetzt abwechselnd die Protection des russischen Gesandten und ihrer Clavierlehrerin in Anspruch nimmt, um sich ein Billet zu erschmeicheln."

Aber Sophie schüttelt den Kopf. „Ich verbrenne das Billet lieber, als daß ich's Jemandem anders gebe als Dir. Ich begreife Dich nicht, Nita. Du, die Du so musikalisch bist, die Du jedes Concert besuchst, das irgend der Mühe werth ist, Du willst Boris Lensky nicht hören? Ja, was hast Du denn nur?"

Nita klopft mit ihrer feinen Fußspitze ärgerlich auf die Erde und sagt: „Als unlängst ein ungläubiger alter Franzose, dem gar nicht ums Sterben zu thun war, durch seinen Arzt erfuhr, daß seine letzte Stunde gekommen sei, sagte er: Nun, angenehm ist mir's nicht, aber einen Trost hab' ich doch. Wenn ich todt bin, werd' ich zum wenigsten nichts mehr hören von Sarah Bernhardt und dem großen Franzosen, — er hätte hinzusetzen sollen: und — — — von Boris Lensky!" —

V.

Die Freundschaft Sophien's und Nita's ist beiläufig ein halbes Jahr alt, ihre Bekanntschaft datirte um einige Monate weiter zurück und zwar bis in den verflossenen April, wo Sonja in die Kunstschule M. Sylvains eingetreten war, um das Malerhandwerk aus dem ff zu erlernen.

Nita hatte bereits damals ihr hübsches separates Atelier neben der allgemeinen Malerschule, und auch schon begonnen, unter einigen hervorragenden pariser Kunstkennern für eines jener unheimlichen Naturspiele zu gelten, die man als „weibliche Genies" bezeichnet, und an die man im Allgemeinen ebensowenig

glaubt, als an Gespenster, die wahre Liebe oder ein probates Mittel gegen die Hundswuth. Da sie vorläufig aber noch nichts erreicht hatte als Anerkennung, nicht einmal einen Kunsthändler, so hatten es ihre Colleginnen auch nicht an der Zeit gefunden, neidisch auf sie zu sein. Im Gegentheil genoß sie bei allen die wärmste Sympathie. Sie kam häufig in den großen Malerinnensaal und wurde jedesmal mit einem Freudenschrei empfangen, brachte auch stets neues Leben in die manchmal recht trübselig geartete Gesellschaft hinein, erzählte in aller Eile eine humoristische Anekdote, machte einer verlegen vor der Leinwand hinbrütenden Kunstnovizin ein paar geschickte Correcturen in ihre Arbeit, elektrisirte das momentan gelähmte Selbstvertrauen einer Andern durch eine anerkennende Bemerkung, und verschwand dann wieder, nachdem sie gerade lange genug geblieben war, um die künstlerische Sippschaft angenehm anzuregen, nicht lange genug, um sie irgendwie aufzuhalten oder zu stören.

In nähere freundschaftliche Beziehungen war sie jedoch zu keiner der Künstlerinnen getreten; nur zu Sophie Dimitriewna hatte sich ihr Verhältniß gleich von Anfang an wärmer gestaltet. Das sanfte, gutherzige Wesen, die beinahe phlegmatische Ruhe der jungen Russin berührten Nita sympathisch, und dann auch — Sophie sah mit einer andächtigen Verehrung und Bewunderung zu ihr empor, wie sie nur frisch importirte junge Russinnen den hervorragenden Resultaten westlicher Civilisation entgegenbringen. Das rührte Nita, schmeichelte ihr wohl auch ein bischen; dennoch würde der Verkehr der Beiden nie so rasch zu herzlicher Freundschaft gediehen sein, wenn nicht besondere Umstände eingetreten wären.

Eines Tages kam Sonja ganz außer sich in das Atelier der Oesterreicherin gestürzt. „Ich muß mit Ihnen reden!“ rief sie todtenblaß, einen Brief in der Hand. „Ich habe Niemanden, an den ich mich wenden kann, außer Ihnen,“ fuhr sie fort, „und ich bin so empört, ich fühle mich so verletzt, so unglücklich!“

Etwas befremdet von dieser Aufregung, nicht sehr erfreut darüber, ihre Arbeit unterbrechen zu müssen, schickte Nita indessen gutwillig ihr Modell hinaus und fragte: „Nun? . . .“

Sonja reichte ihr den eben erwähnten Brief. Es war ein Liebesbrief von einem Menschen, den sie nicht kannte, der ihr aber, wie sie sich dessen erst nachträglich erinnerte, seit längerer Zeit beständig auf der Straße nachgegangen war. Zwei Tage zuvor hatte er sie im Halbdunkel vor ihrem Hause angesprochen.

„Was soll ich thun? — ich mag mich bei Niemandem beklagen,“ rief sie mit heißen Wangen und Thränen in den Augen. „Sagen Sie Keinem davon, ich bitte Sie. Ich schäme mich, und zugleich fürchte ich mich. Der Elende, er kann sich doch nicht in mir geirrt haben!“

Ein Ausdruck furchtbarer Bitterkeit trat auf Nita's Gesicht. „Es ist selten, daß die Dummheit der Männer Frauen gegenüber ihre Schlechtigkeit übertrifft — aber es kommt vor,“ sagte sie. „Schütteln Sie sich ab, als hätten Sie auf eine Kröte getreten, und gehen Sie eine Zeit lang nicht ohne Begleitung aus.“

„Meine Jungfer beklagt sich ohnehin darüber, zu viel zu thun zu haben.“

„Aber die ältere Dame, mit der Sie leben . . .“

Sonja wurde roth. „Ich habe Niemanden als die Jungfer . . . ich nenne sie manchmal eine ältere Dame . . . es ist ja keine Lüge!"

Nita fuhr auf. „Dann erklärt sich die Sache," rief sie; „aber . . .," sie blickte Sophie befremdet an, „ich begreife nicht . . .," sie stockte.

In der That nahm sich die Sache recht seltsam aus, Sophie Dimitriewna war offenbar ein junges Mädchen aus sehr gutem Haus; ihr Vater, der sie anfänglich ein paar Mal in dem Atelier, in das er sie selber eingeführt, besucht hatte, zählte zur besten russischen Gesellschaft, und Sophie . . . lebte allein! . . .

Ja, wenn sie ein armes Mädchen gewesen wäre, das, von Anfang an mit allen Schattenseiten des Lebens vertraut, sich, wo es gilt, aus einer unangenehmen Situation geschickt herauszuziehen versteht — so aber . . . „Und Ihr Vater — sind Sie denn nicht bei Ihrem Vater?" frug Nita endlich.

Sophie wurde sehr verlegen. „Mein Vater," murmelte sie — „mein Vater . . . wir sind . . . ich habe ihn als Kind nie gekannt, — kurz vor meiner Geburt . . . haben sich meine Eltern getrennt. Papa lebte im Ausland; als meine arme Mutter starb, kam ich in ein Institut; — erst vor zwei Jahren verließ ich dasselbe, dann nahm mich Papa wohl zu sich, er war endlich aus dem Ausland zurückgekehrt und lebte nun in Petersburg, aber ich . . . ich fühlte, daß ich ihn störe, obwohl er immer sehr gut gegen mich war, so ritterlich und artig . . . ich hatte von jeher Vorliebe für die Malerei, die hab' ich von ihm geerbt, nur ist er unendlich begabter als ich, — er ist ein sehr hervorragender Mensch, un homme tout à fait remarquable — aber Sie begreifen, wie soll man sich wohl fühlen mit einer Tochter, die man nicht kennt! Und er hatte sich so lange an das Garçonleben gewöhnt . . . Als ich ihn bat, mich nach Paris zu schicken, damit ich dort die Kunst studiren könne, war er dazu bereit; er reiste selbst mit mir nach Paris. Ehe er nach Petersburg zurückfuhr, übergab er mich hier einer Dame, einer alten Bekannten von ihm. Er hatte sie wohl schon sehr lange nicht mehr gesehen, darum ahnte er nicht, daß es mir vollständig unmöglich sein mußte, mit ihr zusammen zu leben, . . . es ging wirklich nicht. Nachdem ich mich von ihr befreit hatte, etablirte ich mich allein mit meiner Kammerjungfer, in einem Garni . . ." an diesem Punkt ihrer Erzählung brach die arme kleine Russin in heftiges Schluchzen aus.

Nita konnte Niemanden weinen sehen, — das war so in ihrer Natur, es machte sie unglücklich. „Beruhigen Sie sich doch, mein armer Engel," rief sie und streichelte und herzte das junge Mädchen. „Weinen Sie nicht so; es ist ja wahrlich nicht der Mühe werth. Das, was sie erlebt haben, ist nichts. Es freut mich, daß Sie's so ernst nehmen, aber es ist nichts. Der Mensch ist Ihnen ja gleichgültig. Ein Wahnsinniger vermag nicht, Sie zu beleidigen. Aber Ihre exponirte Stellung könnte Ihnen andere, viel gefährlichere Verlegenheiten bereiten. Sie dürfen nicht allein bleiben. Könnten Sie nicht zu Verwandten ziehen?"

„Ich habe Niemanden," schluchzte Sonja. Nita dachte einen Augenblick nach, dann begann sie: „Bei mir ist ein Zimmer frei, — nur ein kleines Zimmer, aber so wie's ist, steht's zu Ihrer Verfügung. Kommen Sie noch heute; ich werde mich von Herzen freuen. Keine Scrupel, Sonja, kommen Sie."

Einen Augenblick schaute Sophie starr vor Begeisterung und Rührung zu Nita auf, dann warf sie sich ihr in die Arme — die Sache war abgemacht.

Seit sechs Monaten hausten die jungen Mädchen nun beisammen; im Hochsommer hatten sie gemeinschaftlich, immer unter der Aegide Miß Wilmots', eine Erholungs- und Studienreise an die See gemacht, und wenn an irgend einem Tage die Dankbarkeit Sophiens zu heftig aufloderte, dann gab ihr Nita einen Schlag auf die Wange und meinte: „Glaubst Du wirklich, daß das idyllische tête-à-tête mit Miß Wilmot gar so amüsant war? Ich freue mich, daß ich eine so glückliche Hand gehabt und mir meine Freundin so geschickt zu wählen verstanden habe. Du würdest mir jetzt sehr abgehen, Kamerad."

VI.

„Du wirst ihm doch nicht ins Foyer nachlaufen, wenn das Concert vorüber, wie alle die andern Närrinnen?"

Es ist in der Rue Murillo beim Gabelfrühstück, daß Nita diese Frage an Sophie richtet. Die beiden Freundinnen und Miß Wilmot sitzen in einem kleinen Speisezimmer, in welches das Licht von oben durch matt polirte Glasscheiben fällt. Nita's Wohnung befindet sich im dritten und obersten Stock eines sehr schönen Hauses; keine große Wohnung, aber geräumig genug für drei Damen, und dabei so allerliebst ausgestattet, wie sich's nur eine künstlerisch geartete junge Mädchenphantasie ausdenken kann; nirgends eine Spur von schwerfälliger Tapeziererpedanterie, ja nicht einmal eine Anwandlung von Stil, überall die willkürlichste Anmuth und dabei eine so anheimelnde Gemüthlichkeit, daß man gar nicht mehr aus dem trauten Nest heraus möchte, wenn man einmal den Fuß über die Schwelle gesetzt hat.

Der Tisch, um den das Trio versammelt sitzt, ist mit lustigem altstraßburger Geschirr besetzt; die Ueberreste eines ausgezeichneten Frühstücks erkalten langsam in den Schüsseln. Es ist wenig gegessen worden; besonders Nita hat fast nichts angerührt. Auf langes Schmeicheln und Bitten Sonja's hat sie sich endlich entschlossen, mit der Freundin das für den Nachmittag angesagte Concert Lensky's zu besuchen und scheint jetzt ihren Entschluß zu bereuen.

„Du wirst ihm doch nicht ins Foyer nachlaufen?" ruft sie noch einmal mit gesteigerter Herbigkeit aus.

„Ich denke nicht daran," versichert ihr Sophie.

„Nun, ich meinte nur," sagt Nita, „da Du zu seiner Verwandtschaft gehörst."

„Ich stehe seit dem Tode seiner Frau in gar keinem Verkehr mit ihm," theilt Sophie der Freundin mit. „Er mag mich nicht, findet mich beschränkt und prüde. Als Mensch hab ich ihm auch nie besondere Sympathien abzugewinnen gewußt; er hat mir meine liebe Cousine, seine Frau, viel zu sehr gekränkt, als daß ich's ihm je verzeihen könnte. Aber als Künstler . . . siehst Du als Künstler, — da steht er doch einzig da. Ich habe ja auch andere wunderbare Violinisten gehört, aber daß es einem so kalt und heiß über den Rücken liefe bei jedem Bogenstriche, das gibt's nur bei ihm."

„Ja, er ist ein großer Künstler," gesteht Nita zu. Ihre Stimme klingt müde und heiser, und die Worte fallen langsam, Silbe für Silbe, von ihren Lippen, als ob sie ihr während eines magnetischen Schlafes abgezwungen worden wären. Sie sieht blaß aus und hat wieder einmal ihre unheimlichen Augen.

Sophie hat es längst gemerkt, daß Nita heute nicht so recht im Gleichgewicht ist. Da sie aber nicht an der bedauerlichen Gewohnheit leidet, nervöse Menschen mit Fragen über den Grund ihrer Aufregung zu quälen, so thut sie weiter nicht dergleichen, sondern beschäftigt sich ruhig mit dem Samowar und macht Thee.

Miß Wilmot's Geist ist indessen, wie gewöhnlich, in außergewöhnliche, von der Gegenwart sehr weit abliegende Angelegenheiten vertieft.

Wie schon erwähnt, leidet sie an einer unglücklichen Liebe zur deutschen Sprache. Diese Monomanie bekundet sich in letzterer Zeit hauptsächlich dadurch, daß sie jedes Stückchen französischer und englischer Literatur, das ihr in die Hände geräth, von Victor Hugo und Shakespeare bis zu etwaigen Aphorismen in den Pariser Fiakerbülletins, ins Deutsche verarbeitet. Anstatt ihre Uebersetzungen in ein ordentliches Heft einzutragen, notirt sie dieselben auf allerhand unbeschriebenen Papierschnitzeln, auf die Kehrseite von alten Concertprogramms, Menu's, Rechnungen. Nichts ist vor ihr sicher.

Ein ganzer Haufen dieser Documente liegt heute neben ihrem Teller. Sie wartet sehnsüchtig auf eine Aufforderung, etwas davon vorzulesen.

„Ich glaube, daß uns wirklich ein großer Genuß bevorsteht," bemerkt Sonja nach einem Weilchen, während sich Nita zerstreut eine Mandarine schält — „Lensky hat heute ein ungewöhnlich schönes Programm. Die erste Nummer ein Trio von Schumann; dann spielt sein Begleiter ein paar kleine Stücke; dann kömmt eine Sarabande von Bach, irgend Etwas von Paganini, ich weiß nicht was, dann eine Melodie von Lensky selbst — la Légende heißt sie, glaub' ich, sie ist seiner Frau gewidmet."

„Ach, spielt er die auch?" frägt Nita kurz.

„Hast Du sie bereits von ihm gehört?" frägt sie.

„Ja — einmal — 's ist schon ein paar Jahre her," erwidert Nita, ohne aufzusehen.

„Ich bin sonst nicht sehr für seine Compositionen eingenommen, aber ich wüßte nichts, was mir mehr zu Herzen ginge als diese Melodie, wenn er sie vorträgt," meint Sophie. Nita bleibt stumm.

Miß Wilmot spielt jetzt mit ihren bläulichrosa Händen Clavier auf dem Tischtuch und zwar in einem feierlichen, großartigen Marschtempo; dabei summt sie etwas Unverständliches vor sich hin, und sieht Marie Antoinetten am Armen-Sünderkarren ähnlicher denn je.

Dieser kleine Triumphmarsch bedeutet, daß ihr eine Uebersetzung in Versen gelungen ist.

„Nun, zeigen Sie mir doch Ihr letztes Werk," wendet sich jetzt Nita gutmüthig an sie.

„Ich glaube, daß Sie diesmal mit mir zufrieden sein werden," stottert Miß Wilmot hoch erfreut und tastet dabei unsicher zwischen dem Stoß von

Papierschnitzeln neben ihrem Teller herum. „Oh, hier — ich glaube, es ist mir wirklich gut gelungen, den Zauber des Gedichts von Goldsmith wiederzugeben.“ Miß Wilmot's Augen füllen sich mit Thränen. „Sie kennen doch das Gedicht:

„The cricket chirpeth on the hearth,
The crackling faggot flies“ —

und mit erhobener Stimme declamirt sie:

„Heimlich das Heimchen zirpt zur Heerde,
Es fliegt das krachende Fagot —“.

„Nun?“ — mit einem triumphirenden Blick auf Nita — „gibt Ihnen dies nicht genau dasselbe Bild?“

„Das Bild einer von einer Grille drangsalirten Schafheerde und eines wahnsinnig gewordenen Blasinstruments?“ frägt Nita, — dann plötzlich bricht sie in krampfhaftes Lachen aus. Es ist nicht ihr gewöhnliches, gutmüthig weiches Lachen, sondern das Lachen einer Person, deren mühsam verhaltene innere Aufregung sich irgendwie Luft macht.

Mit tief verletztem Gesichtsausdruck erhebt sich Miß Wilmot, greift nach ihren Documenten, hüllt sich würdevoll in ihr rothes, gestricktes Wolltuch ein und verläßt das Zimmer.

„Mir ist leid, daß ich die Alte gekränkt habe,“ murmelt Nita, ihr nachblickend.

„Ach, der Kummer Miß Wilmot's! der dauert nie über ihre nächste Tasse Thee hinaus,“ versichert Sophie; „aber Du scheinst müd' und unwohl, mein Herzchen. Wenn Du wirklich nicht gern in das Concert gehst, wenn Du Dich am Ende nur zwingst um meinethalben, so bleib' ich lieber zu Hause.“

„Nein!“ sagt Nita finster, „ich hab's einmal gesagt — ich gehe!“

VII.

Das Concert Lensky soll um vier Uhr stattfinden, und zwar diesmal ausnahmsweise im Eden, einem neu erbauten Kunsttempel, halb Concertsaal, halb Alcazar, in dem heute ein Ballet, acht Tage darauf ein Oratorium aufgeführt wird.

Um etwa ein halb nach drei Uhr rollen Nita und Sophie in einem schrill hinklirrenden Fiaker aus der stillen Rue Murillo in die lärmende innere Stadt. Mit einem Male verlangsamt der Fiaker sein Tempo. „Was gibt's?“ frägt Sophie, das Köpfchen zum Fenster hinaussteckend.

„Ich kann nicht vorwärts, die Wagenreihe versperrt den Weg,“ antwortet der Kutscher. Die Pferde bleiben stehen. Auch Nita blickt jetzt hinaus. „Welcher Tumult!“ sagt sie, „ein Wagen drängt den andern ... es ist, als ob eine Celebrität begraben würde.“

Indessen klatscht der Regen auf die Dächer der Wagen, auf das harte Macadam herab, raschelt an den weißen Kautschukmänteln der Kutscher nieder, an den Schirmen der Fußgänger, die einander rücksichtslos auf den Trottoirs vorwärts schieben. Die Kutscher knallen mit den Peitschen, schreien, fluchen; die Pferde scharren und prusten. Ein hausgroßer Omnibus, das Verdeck voll triefender

Regenschirme, unter denen man die Menschen nicht sieht, steht, von der Stauung gefangen, inmitten einer Armee von Landaus, Coupés und Fiakern; Regenstreifen und grauer Nebeldunst ziehen einen Schleier über die Perspektive der Straße.

Endlich, mühsam genug, schiebt sich der Wagen der beiden Mädchen um einige Schritte vorwärts, — dann noch ein paar Schritte ... Sonja sieht auf die Uhr ... Vier! Mit Schrecken erinnert sie sich der fabelhaften Pünktlichkeit Lensky's. „Nita, wenn wir den Anfang nicht versäumen wollen, so müssen wir aussteigen und zu Fuß gehen."

Und sie steigen aus, — sie sind nicht die Einzigen. Die vornehmsten Damen stürzen sich aus den hübschesten Coupés, winden sich mühsam zwischen Wagen mit von Nässe schwarz glänzenden Dächern und wie in Chocolade getauchten Rädern, drängen sich auf dem schlüpfrigen Trottoir zwischen Clavierlehrerinnen mit Galoschen und Regenmänteln, zwischen Musikern mit heraufgeschlagenen Rockkragen und zerdrückten Cylindern, mitten unter ihnen die Gräfin d'Olbreuse mit ihrer hohen Puderfrisur und ihren stilgemäßen Schönheitspflästerchen, mit ihrem bourboniſtischen Profil und ihrer unverwüstlichen Distinction, dazu in Hoftrauer für irgend eine legitimistische Fürstlichkeit, und mit einem großen Pack Noten unter dem Arm.

Die Plätze der jungen Mädchen befinden sich auf der Estrade. Durch eine endlose Länge von Corridoren, die nach Sägespänen und Gas riechen, gehen sie, oder werden vielmehr von der Menge vorwärts gestoßen.

Fast alle Estradeplätze sind von Lensky an Bekannte verschenkt worden. Es gibt keinen großmüthigeren Künstler als ihn, keinen, der bei solchem massenhaften Zudrang, bei verdoppelten Preisen, noch immer darauf hielte, sich Hunderte von Freibillets zu seiner persönlichen Verfügung vorzubehalten. Allerhand Menschen sind in Folge dessen auf der Estrade durcheinander gewürfelt, Damen jeden Alters und fast jeder Rangstufe, — alte Damen mit schwarzen Seidenmänteln und glatten, grauen Scheiteln, aber vielfach durchfurchten Stirnen, — müde Kunstpilgerinnen, die vor dreißig oder vierzig Jahren vielleicht hübsch, vielleicht gefeiert, ihre Carrière als Virtuosinnen begonnen haben, und jetzt froh sind, sie als Musiklehrerinnen beschließen zu können, — dann wieder blutjunge Mädchen mit zerzausten Stirnlöckchen, keck in die Welt hinausblitzenden Augen und unruhig aufwärtsstrebender Eitelkeit, die sich in jedem Fältchen ihrer billigen Bagatell-Eleganz verräth, — Conservatoristinnen, die es noch nicht zum Virtuosenthum gebracht haben, die es vielleicht nie zu anständig gezahlten Musiklehrerinnen bringen werden, — mitten zwischen ihnen ein paar Damen aus der höchsten Gesellschaft, sehr hübsch, sehr einfach gekleidet, dabei lustig, aufgeregt, wie verwöhnte Frauen, wenn sie einmal das Vergnügen genießen, sich in einem Gedränge, in das sie nicht hineingehören, zerren und stoßen zu lassen, — Menschen, die spanisch, die französisch, russisch oder englisch reden, — einige Herren, nicht viele, — der Doyen der Pariser Operncomponisten, — ein paar Violinisten, ein Dichter, der gekommen ist, sich zu begeistern, — ein sehr berühmter Maler, dem man Lensky's Erscheinung vom pittoresken Standpunkt aus gerühmt — — das Alles drängt sich auf der Estrade durcheinander.

„Wo sind denn unsere beiden Plätze?" fragt Sophie, aufmerksam umherspähend, 24, 25, . . . 24, 25 —"

„Hier, Sonja," ruft eine weiche, gutmüthige Männerstimme.

Sophie wird plötzlich feuerroth, ihre großen, blauen Augen glänzen auf. Sie bleibt wie angewurzelt stehen. Ein junger Mann, groß, breitschultrig, unter dessen äußerlich streng englischer Haltung sich etwas von seiner ehrlichen russischen Bärenhaftigkeit immer wieder Luft macht, dazu mit einem länglichen, etwas gelbem, ungewöhnlich regelmäßigem Gesicht, sympathischen, mandelförmig geschnittenen Augen und vollem braunen Haar, kommt auf sie zu, reicht ihr die Hand — „da sind die Plätze," sagt er, „hier in der dritten Reihe. Ich bin erst vorgestern angekommen, mein Vater hatte keine besseren zu vergeben."

„Aber ich bitte Dich, wir sind ja herrlich placirt. Es war so lieb von Dir, an mich zu denken," versichert Sophie treuherzig.

„Nun, das fehlte noch, daß ich Dich vergäße!" Plötzlich heftet sich sein Blick auf Nita und bleibt auf ihrem Gesicht stehen.

„Habe die Güte, mich vorzustellen, Sonjitschka," bittet er. Seine Stimme zittert ein wenig.

„Mein Vetter Nicolaj Lensky —" sagt Sophie in einem Ton, der verräth, daß dieser Vetter nicht der Erste Beste für sie ist.

„Fräulein von Sankjewitsch," setzt sie erklärend hinzu — „aber was hast Du nur, mein Herz, Du siehst so angegriffen aus?" fragt Sophie, zu Nita gewendet.

„Es ist nichts, es wird vorübergehen," murmelt Nita und setzt sich.

Nicolaj's Züge nehmen einen aufrichtig besorgten Ausdruck an, zugleich kann er den Blick nicht von ihr wenden. Warum gefällt sie, gerade sie, eh' sie noch ein Wort mit ihm gewechselt hat, ihm besser, als ihm bisher irgend ein weibliches Wesen gefallen hat? Sie sieht übrigens ungewöhnlich reizend heute aus. Das ermattende Fieber, welches sie fast zu Boden zieht, nimmt ihrem Wesen die Herbigkeit, welche oft etwas erkältend an ihr berührt. Der Umriß ihres Gesichtchens ist viel weicher als sonst. Ein räthselhafter Schimmer glänzt aus ihren großen Augen, den Augen, in denen ein ungeheurer Jammer begraben liegt, und um den Mund zittert es wie eine zum Tode verurtheilte Zärtlichkeit, die nicht sterben will.

„Könntest Du mir ein Riechfläschchen verschaffen, Kolja?" bittet Sophie besorgt.

Da erscheint die Gräfin d'Olbreuse auf der Estrade, den Hut halb vom Kopf heruntergerissen, eine der sonst angesteckten Puderlocken auf der Schulter, und bei alledem so vergnügt, als ob sie sich in ihrem ganzen Leben nicht besser unterhalten hätte. „Nr. 26 . . . Nr. 26" ruft sie einmal über das andere und hält sich ein Lorgnon mit sehr langem Stiel an die Augen.

„Hier, Gräfin, da — knapp neben meiner Cousine," ruft Nicolaj.

„Ah merci, comment ça va, Sophie — Nita, es ist ja charmant, daß wir nebeneinander sind! Denken Sie nur, was ich gethan habe, um mir den Platz zu erobern. Gestern sehe ich M. Nicolas auf dem Boulevard de la Madeleine, — ich bin in einem Fiaker — lasse halten, springe heraus, eile auf M. Lensky zu und

bringe ihm mein Anliegen vor. Wir sind alte Bekannte von Nizza her, aber ich hatte keine Ahnung, daß er in Paris sei. Es war kühn von mir, ihn so mir nichts dir nichts beim Kragen zu nehmen, nicht wahr? Halten Sie mir doch einen Augenblick meine Noten, M. Lensky," und die Gräfin steckt sich ihren Hut mit einer sehr langen Nadel zurecht — „es war wirklich . . ."

Ein ungeheurer Beifallssturm schneidet ihr das Wort ab. Durch die inmitten des Publicums auf der Estrade freigelassene Gasse schreitet ein großer Mann mit langem, halbgelocktem, dunkelm Haar, das anfängt, grau zu werden, mit einem Gesicht, dessen Züge an die einer ägyptischen Sphinx erinnern, — einem Gesicht mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von finsterer Traurigkeit, herbem Stolz und rührender Güte, — einem Gesicht, das nicht schön ist, das man aber nie vergißt, wenn man es einmal gesehen hat, — dem Gesicht eines Menschen, der alle Freuden dieser Erde ausgekostet hat, und noch immer hungrig ist, — eines Menschen, der sich noch immer verzweifelnd nach Etwas sehnt, an das er längst aufgehört hat zu glauben.

Die beiden Mitwirkenden gehen hinter ihm, — der Cellist, eine Pariser Celebrität mit in der Mitte gescheitelter Lockenfrisur und sehr langem Schnurrbart, den er von einem verbannten polnischen Märtyrer geerbt haben könnte, — der Pianist, ein Schüler de Sterny's, ihm auch im Aeußeren gleichend, blond, schlank, mittelgroß, tadellos geschniegelt und gebügelt, beinahe stutzerhaft.

Lensky verbeugt sich einfach wohlwollend nach allen Seiten hin — das Trio von Schumann beginnt.

Die beiden andern Instrumente beherrschend, schwebt die silberne Süßigkeit des Geigentons durch den Saal.

Nita beugt den Kopf vor — lauscht — lauscht — der junge Lensky hat ihr das von Sophie erbetene Riechfläschchen verschafft — sie dreht es geistesabwesend in ihren Händen. Der Blick in ihren Augen wird immer düsterer.

Warum ist sie hergekommen? — warum . . . aus Gefälligkeit für Sophie? Nein, weil sie die ganze Nacht immer und immer wieder diesen silbernen Geigenton gehört hat, in tausend schmeichelnden Klangschattirungen — schwül, traurig, lockend. Sie hat sich den höchsten musikalischen Genuß versprochen, der einem Menschen geboten werden kann, aber mein Gott, welche Enttäuschung, welche fürchterliche Enttäuschung!

Schon nach den ersten Takten fängt Lensky an zu schleudern. Er ärgert sich über das kalte Spiel des Pariser Cellisten, über eine Motte, die ihm an der Wange vorbeigeschwirrt ist, über weiß Gott was.

Sein Spiel unterscheidet sich von dem anderer Violinvirtuosen momentan nur durch eine rasende Ueberhastung der Tempi, eine erstaunliche Unreinheit und eine üppige Klangfülle, eine unnachahmliche Weichheit und Sattigkeit des Tons, die noch nie von einem andern Geiger erreicht worden sind. Sein Vortrag ist von einer Willkürlichkeit, die den seiner Eigenart unkundigen Cellisten völlig verwirrt. Bei manchen Stellen klingen die drei Instrumente nicht einmal ineinander.

Es ist eine erbärmliche Musik. Die Zornesadern schwellen Lensky auf der Stirn. Immer wüthender streicht er auf seiner Geige herum; sie ist für ihn nur noch ein Instrument, auf dem er seine schlechte Laune auslast.

Ein anwesender Kritiker bezeichnet sein Spiel als ein musikalisches Verbrechen, die Aufführung des Trios als eine Versündigung an Schumann's Schöpfung. Dennoch wird den Künstlern zum Schluß der Nummer reichlicher Beifall zu Theil. Es ist Mode, sich für den „Teufelsgeiger" zu begeistern. Was den Parisern allenfalls an dem von ihm verübten Spektakel räthselhaft vorkommen mag, bezeichnen sie als „Slave" und beruhigen mit diesem einen kurzen Wort alle ihre etwaigen Bedenken.

„Er hat einen schlechten Tag," seufzt Sophie — „oder ist es nicht mehr derselbe Mensch?"

Zum ersten Male richtet Nita die Augen auf den Virtuosen, der jetzt, von dem Publicum mit lautem Beifallsgeschrei herausgejubelt, zwischen den beiden andern Mitwirkenden von neuem auf das Podium tritt.

Seine Haltung ist gebückt, seine Unterlippe erschlafft; tiefe Furchen zeigen sich in seinen Wangen, vom Augenwinkel, an den Backenknochen vorbei, zieht sich ein breiter Schattenstreifen; die Kinnlade hat nicht mehr ihren festen, markigen Umriß von ehemals, — und doch . . . „Ganz derselbe ist's," behauptet Nita kurz und wendet den Kopf ab.

Natürlich ist's derselbe, nur treten die Schlacken in seiner Natur häßlicher und aufdringlicher zu Tage als früher, wo der ganze Zauber seiner feurigen Männlichkeit seine Fehler verklärte. Einen jungen Mann kleideten diese Fehler, einen alten kleiden sie nicht.

Endlich hat sich das Publicum beruhigt, das Concert nimmt seinen Fortgang.

M. Albert Perfection setzt sich an den Flügel, spielt ein Nocturne von Chopin, eine Etude von Thalberg und eine Tarantella von Liszt mit tadelloser, technischer Vollendung und ohne ein einziges Mal danebenzugreifen.

Nach dem unreinen, verwischten, überhasteten und trotz allem dennoch fortreißenden, aufreizenden Spiel Lensky's wirkt sein Vortrag beruhigend, nervenstärkend, und ohne sich Rechenschaft davon zu geben, welchem Phänomen es die Wirkung zuzuschreiben hat, athmet das Publicum auf, bricht in stürmische Bravos aus — überlegt sich's dann plötzlich — trägt Bedenken, in einem Concert Boris Lensky's seinen Begleiter auszuzeichnen. Es schickt sich nicht. —

Dann folgt eine ziemlich lange Pause, und endlich tritt Lensky noch einmal auf das Podium.

In zwei Minuten erinnert sich kaum einer der Anwesenden mehr daran, daß Albert Perfection existirt. Was Lensky an musikalischen Anhängern verloren, hat er gänzlich zurückerobert.

Von mitunterlaufenden kleinen, technischen Mängeln und Unreinheiten ist auch jetzt sein Spiel nicht völlig frei, aber wer hätte denn noch Zeit, sich dabei aufzuhalten, während dieser sinnbethörende, schwül hinklagende Zauber von seiner Geige fließt. Es ist ja gar keine Geige mehr, es ist ein menschliches Herz, das seine ganzen Schätze vor der Menge ausbreitet, sich in seinem Heiligsten preisgibt, und in einer wundersam geheimnißvollen Sprache, — einer Sprache, die Alle verstehen und der Keiner Worte zu leihen weiß, seine Freuden und Leiden beichtet, seine himmelanstrebende Begeisterung und ohnmächtig auf die Erde zurücksinkende Menschentraurigkeit.

Auch sein Aeußeres hat sich verändert, veredelt. Sein früher geröthetes Gesicht ist jetzt leichenblaß; die tief eingesunkenen Augen sind beinahe geschlossen, der häßliche Zug um seinen Mund ist verschwunden und hat einem trostlos schwermüthigen Ausdruck Platz gemacht, die Lippen sind halb geöffnet; er athmet mühsam, manchmal klingt's fast wie ein Röcheln in seinen Vortrag hinein. Das tolle Reclame-Märchen aus dem „Figaro" tritt mehr als einem unter seinen Zuhörern plötzlich in den Sinn. Es ist nicht zu leugnen, sein Spiel macht den Eindruck eines bösen Zaubers, dem er selber verfallen ist.

Die Gräfin d'Olbreuse fiebert vor Entzücken. Offenbar hat sie die lobenswerthe Absicht ins Concert mitgebracht, das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden, und hält, wie sie sich spaßhaft ausdrückt, Lensky's ganzes Programm auf den Knieen. Beständig blättert sie in ihren Notenheften, um sich den Vortrag Lensky's anzumerken, kann aber die richtigen Stellen nie finden. Ein kleiner gezierter Musiklehrer, dem ihr „Chic" imponirt, greift ihr über die Schulter, um ihr suchen zu helfen, — ritsch, ratsch, reißt ein Notenblatt mitten durch. Die Gräfin kritzelt riesige Vortragszeichen auf einen verkehrten Platz, verliert plötzlich das Interesse an dieser unfruchtbaren Beschäftigung und notirt sich das Profil Lensky's in aller Eile auf der Rückseite ihres Programms, wobei sie sachgemäß mit den Augen zwinkert und von Zeit zu Zeit den Bleistift horizontal in die Höhe hält, um sich über die Proportionen ihres Modells genauer Rechenschaft zu geben.

Jetzt spielt Lensky seine eigene Composition, seine berühmte Wunderleistung, „la Légende", auf die das ganze Publicum gespannt wartet. Mitten durch die mächtig ergreifende Melodie des Stücks klingt's unter seinem Bogen hervor wie das Schluchzen und mühsame Flügelschlagen eines Engels, der sich in die Hölle verirrt hat und nun umsonst den Weg nach der Heimath sucht.

Das Publicum kennt sich nicht mehr; die Menschen lachen, weinen, jauchzen, schlagen mit den Händen, trommeln mit den Füßen, steigen auf die Sessel, um ihn besser zu sehen. „Bis, bis, bis" — tönt's von allen Seiten . . .

Er wiederholt . . .

Da . . . ein Gemurmel geht durch den Saal . . . es ist Jemand ohnmächtig geworden, dort auf der Estrade . . . Nita! Ihr Kopf neigt sich vor. Mühsam hält sie Sophie noch einen Augenblick in ihren Armen aufrecht, dann springt ihr Nicolaj zu Hülfe, trägt die Bewußtlose hinaus. Sonja folgt ihm auf dem Fuße.

Eine unangenehme Aufregung bemächtigt sich des Publicums; ohne sich völlig zu unterbrechen, verlangsamt Lensky seinen Strich, räuspert sich mitleidig, blickt kurzsichtig blinzelnd seinem Sohn nach. Ein prächtiger Junge! Wie leicht er die dunkle Gestalt trägt. Wer sie nur gewesen sein mag? Ein schlanker, biegsamer, junger Körper offenbar! — Dann nimmt er den Rhythmus von Neuem auf — der Vorfall ist vergessen.

VIII.

Jetzt ist das Concert vorüber. Nach vielem Schönen und Edlen hat Lensky zum Schluß dem Publicum übermüthig, fast lässig ein Bravourstück von irgend

einem unbekannten russischen Compositeur hingeworfen, eine dämonische Triumphfanfare von halsbrecherischen Doppelgriffen.

Man jubelt, klatscht, tobt vor Begeisterung, ruft ihn immer und immer wieder heraus, aber Lensky zeigt sich nicht mehr. Er hat sich in das „Foyer der Tänzerinnen", das Künstlerzimmer des Eden zurückgezogen, um sich nach fast dreistündigen Strapazen etwas abzukühlen und auszuruhen. Nur wenigen seiner vertrautesten Freunde ist bis jetzt der Zutritt gestattet worden. Sein Impresario und Secretär, Herr Braun, fürchtet für ihn die erstickende Luft eines großen Gedränges; er schont ihn und spielt ihm gegenüber die Rolle, die ein Trainer dem Racepferde gegenüber spielt, das soeben ein Rennen gewonnen hat, und das in wenig Tagen noch eins gewinnen muß.

Die Gräfin d'Olbreuse hat sich unter der Protection ihrer Klavierlehrerin, Mme Grévin, den Eintritt erschmeichelt, nur um Lensky mitzutheilen, „daß er sie bouleversirt — getödtet habe".

Madame Grévin, eine alte Freundin Lensky's, sitzt neben ihm und fragt ihn, ob er sich noch seines ersten Auftretens in Paris vor mehr denn vierzig Jahren erinnere; ob er sich erinnere, wie sie ihn damals vor dem Concert auf einen Stuhl gestellt, um seinen Anzug zu prüfen. „Sie trugen ein kleines, schwarzes Sammetröckchen damals," erzählt sie ihm, „und, um Sie recht hübsch auszustaffiren, that ich Ihnen noch einen breiten Halskragen von venetianischer Spitze um — mein schönstes Stück. Es kleidete Sie allerliebst."

Aus ihren Zügen spricht die wohlwollende Zufriedenheit des Alters — jener müden Lebenszeit, in der das Glück stets Zwillingsschwester ist von der Resignation. Lensky ist ihr, wie übrigens allen, und besonders den bescheidensten unter seinen alten Freunden, rührend anhänglich und treu.

„Ob ich mich erinnere, Madame Grévin!" ruft er; „ich war stolz auf den Kragen — stolzer, als auf meinen Erfolg, und ich hatte Erfolg, einen sehr anständigen Erfolg für einen armen Buben, der ohne alle Protection mit seinem Bärenführer aus Moskau kommt! Ich habe meinen Weg gemacht seitdem!" Seine Stimme ist rauh und tief; sie klingt wie die eines zufälligerweise wohlgelaunten Raubthiers. „Seitdem hab' ich meinen eigenen Buben auf einen Tisch gestellt, um ihn bewundern zu lassen," fährt er fort — „im Foyer der Salle Erard; erinnern Sie sich noch, Madame Grévin? Was das für ein hübscher Junge war, nie hab' ich einen schöneren gesehen!" Er zieht die Brauen ein wenig zusammen und blinzelt nach der Thür, als suche er Jemanden.

„Er ist seitdem ein sehr liebenswürdiger, junger Mann geworden," versichert die Gräfin d'Olbreuse.

„Ah, Sie kennen ihn?" fragt Lensky, zu ihr aufblickend; „ein prächtiger Junge, nicht wahr?"

„Mais tout à fait, très joli garçon, und comme il faut, wie man es heute nicht mehr ist," versichert die Gräfin mit Wärme.

„Ah, natürlich, auch Musiker," bemerkt eine Violinistin, welche soeben von Herrn Braun hereingelassen worden.

„Nein!" erwidert Lensky trocken, fast als nähme er die Zumuthung für seinen Sohn übel, „mein Sohn ist Diplomat." —

Indessen stürmt der Enthusiasmus draußen immer ungebärdiger gegen die geschlossene Thür an und verlangt dringend Einlaß.

„Nur einen Händedruck!“ stöhnen die fanatischen Musikliebhaberinnen, welche von Moskau, von Leipzig, von Wien hinter Lensky hergepilgert sind.

„Lassen Sie doch die Leute herein, Herr Braun,“ ruft Lensky seinem Secretär zu. „Wenn es den Menschen Vergnügen macht! . . .“

Achselzuckend schließt Herr Braun die Thür auf, — massenweise dringen die draußen Harrenden ein, meistens Damen, einige noch hübsch, noch jung, andere bereits vorgerückten Alters, viele von ihnen verweint, todtenblaß, mit fieberheißen Lippen. Sie stürzen auf ihn zu, reichen ihm die Hände, einige fallen ihm um den Hals, die, welche nicht bis zu ihm vordringen können, steigen auf Tische und Stühle, um ihn zu sehen. Strebsame Violinkünstlerinnen flehen ihn an, seine Hände in der Nähe betrachten zu dürfen. Er reicht sie ihnen gleichgültig.

Alle Freibillets von der Estrade stürzen herein.

Mit dem drängenden Menschenstrom ist Nicolaj eingetreten. Wenngleich sehr in Anspruch genommen durch das Bemühen, ein armes Wunderkind, ein zartes, kleines Mädchen, davor zu bewahren, daß man sie erdrücke, beobachtet er dennoch genau die Scene. Ihm graut vor dieser ungesunden Begeisterung. „Wie lächerlich und widerlich das Alles meinem Vater vorkommen muß!“ denkt er bei sich und mustert den Virtuosen forschend, ohne klug aus ihm zu werden.

Nicht daß Lensky den Eindruck macht, als ob ihm dieser Tumult schmeichle — darüber ist er hinaus; ebensowenig aber scheint er die Widerwärtigkeit der Sache ernstlich ins Auge zu fassen. Er streichelt hübschen oder auch nicht hübschen Dämchen die Hände, küßt ihnen die Arme zwischen Handschuh und Kleid, zieht sie zu sich herab, flüstert ihnen etwas ins Ohr, — die meisten lachen dazu, — eine wird roth. —

Endlich ist Nikolaj bis zu ihm durchgedrungen, seine Miniaturkünstlerin am Arm, ein etwa zehnjähriges, sehr schmächtiges Mädchen, so hübsch man es sein kann mit bleichen Wangen, bläulichen Lippen und blauen Streifen unter den großen, von überlangen schwarzen Wimpern beschatteten Augen.

„Da, Vater, ist eine kleine Violinspielerin; die hofft einmal eine große Künstlerin zu werden,“ sagt er, das Kind vor den Virtuosen hinstellend.

Die Kleine ist ärmlich gekleidet; sie zittert und weint beinah vor Aufregung und Verlegenheit. Aber der Virtuose zieht sie sehr freundlich zu sich heran. „Komm' nur her, ich habe hübsche kleine Mädchen sehr gern. Also Du spielst auch schon Violine?“

Er nimmt sie bei beiden Händen, und es ist merkwürdig, mit welchem Behagen sich das verkümmerte Geschöpfchen an seine Brust schmiegt. Ihre schmalen Wangen färben sich ein wenig wie die eines Frierenden an einem guten Feuer.

„Sie spielt bereits Ihr ganzes heutiges Repertoire, mein Meister,“ ruft der Lehrer des Kindes, der, Nikolaj auf dem Fuße folgend, sich jetzt ebenfalls bis an den Virtuosen herangedrängt hat; „sie ist von einer außerordentlichen Frühreife!“

„Es scheint,“ sagt Lensky trocken, dann, mitleidig zu der Kleinen niederschauend: „So viele Kunststückchen kannst Du schon, armes Thierchen — mit diesen Händen!“ Er zieht ihr den armseligen gestrickten Handschuh herunter,

und drückt seine Lippen auf ihre winzige Handfläche. „Ah, mon maître!“ ruft der Klavierlehrer, „welche Ehre Sie meinem Schützling anthun! Wenn Du einmal eine große Künstlerin geworden sein wirst, Julie, dann kannst Du erzählen, am 28. November 18** hat Boris Lensky mir die Hand geküßt.“

„Bis sie eine große Künstlerin geworden ist, wird sie mich längst vergessen haben,“ scherzt Lensky und sieht dem Kind, dem ein früher Tod auf dem Gesichte steht, voll Erbarmen in die Augen.

Ein etwa vierzehnjähriger Junge mit prätentiöser Frisur und lächerlicher Van-Dyk-Tracht aus braunem Sammt drängt sich ebenfalls heran und wird als das Wunderkind, Violinist So-und-So, vorgestellt. Aber mit aufgeblasenen kleinen Knaben hat Lensky weniger Geduld, als mit schüchternen kleinen Mädchen. Er beachtet das jugendliche Genie kaum.

Eine blonde Pianistin, die sich auf Lensky's intime Freundin hinausspielt, steht hinter seinem Sessel und lispelt beständig: „Lassen Sie ihm doch ein wenig Luft, ein wenig Luft!“ Und Lensky seufzt, sich gegen die Gräfin d'Olbreuse wendend: „Wenn Sie wüßten, wie fatigant das ist, so vielen Menschen die Hand zu geben!“ — --

Auf dem Perron des Eden, unter dem Glasdach, auf das die Regentropfen klirrend niederklatschen, stehen indessen, auf ihren Wagen wartend, drei Personen, eine ehemalige Sängerin, bekannt unter dem Namen Meta Zingarelli, die einmal von Lensky verschmäht worden ist, ein Musikkritiker, um den sich Lensky nie bekümmert hat, und M. Albert Perfection. Sängerin und Kritiker sind ein Ehepaar — Herr und Frau Spatzig aus Wien; M. Albert Perfection ist intim mit ihnen befreundet.

„Was sagst Du dazu, begreifst Du den Enthusiasmus?“ fragt Madame Spatzig ihren Gatten.

„Mein Gott! bei dem heute in Frankreich herrschenden Russencultus begreife ich Alles!“ erwidert der Kritiker. „Lensky exerce la profession avantageuse de Slave à l'étranger. Voilà tout!“

„Die Hälfte seiner musikalischen Leistungen war heute vom künstlerischen Standpunkt nicht zu billigen,“ ereifert sich Madame Spatzig.

Der Kritiker zuckt die Achseln, dann sich zu dem Pianisten wendend, bemerkt er: „Sie werden doch ein selbständiges Concert hier geben, Perfection!“

„Zu was?“ erwidert der Pianist gelassen, „es sind so viele Concerte angekündigt heuer, und man hat mich zu oft mit Lensky zusammen gehört.“

„Werden Sie sich nicht bald von der Kette losmachen?“ frägt Frau Spatzig-Zingarelli.

„Ach, ich mag Lensky nicht im Stich lassen, — er ist an mich gewöhnt. Ein anderer Pianist würde sich schwer in sein Spiel hineinleben. Es ist manchmal mühsam genug, dieses undisciplinirte Genie zu lenken, ohne daß es selbst davon weiß. Sein Pegasus ist heute bereits ein abgehetztes Racepferd, dem man den Zügel kurz halten muß, damit es nicht stolpert. Aber dies streng unter uns.“

„Sie sind ein nobler Mensch,“ sagt Spatzig protegirend; „ein Anderer würde es längst müde geworden sein, aus purer Dankbarkeit die Folie einer verbrauchten Celebrität abzugeben, besonders da ja das Publicum, ohne es zu wissen, längst

nur Ihrer Leistung bei Lensky's Productionen applaudirt! Denn es läßt sich nicht leugnen, er selbst hat heute schlecht, unverschämt schlecht gespielt. Er sündigt auf seinen Namen."

„Hm!" — Perfection schöpft lang und tief Athem. „Sie schießen weit über das Ziel hinaus," sagt er dann mit der eiskalten Ruhe, mit welcher der Verstand das Genie besiegt und die Welt erobert; „es war noch immer sehr schön, aber — die Sonnenwende ist vorbei, es wird nicht mehr lang dauern."

IX.

Das Foyer der Tänzerinnen ist leer, der Concertsaal dunkel. Graue Leinwandstreifen bedecken den rothen Sammt der Fauteuils, das beifällige und kritische Gemurmel, das noch kürzlich wie ein Nachhall des Erfolgs die Corridore durchsummt, ja, auf der Straße weiter tönend, die maurischen Rosetten und Arabesken des Eden umschwirrt hat, ist verklungen; der große Wirrwar von Fußgängern und Wagen in der Straße draußen hat sich verflüchtigt, selbst Logenschließerinnen und Pompiers gehen bis auf Weiteres ihrer Wege. Lensky und sein Sohn rollen in einem Fiaker dem Hotel Westminster zu, wo der große Geiger altgewohnter Weise sein Quartier aufgeschlagen hat.

Das Fieber seiner eigenen musikalischen Begeisterung pocht Lensky noch in allen Adern, die Aufregung, welcher der so mächtig ihm entgegenjubelnde Beifallssturm in ihm entfesselt hat, spielt ihm noch in den Nerven. Etwas wie ein Echo des Händeklatschens, dieses eigenthümlichen Geräusches, das fast wie ein Hagelwetter klingt, braust ihm noch um den Kopf. Er befindet sich momentan in einer Art triumphirenden Taumels, einem Gefühl, das er verleugnet und versteckt, weil es ihm kleinlich vorkommt und auch nie lange bei ihm andauert, sondern sehr bald der peinlichsten Ernüchterung Platz macht. „Was heißt das Alles?" fragt er sich dann, „ja, was denn eigentlich?"

Nikolaj hat keinen Beifallslärm in den Ohren, dafür hört er wieder und immer wieder die ersten süß träumerischen Tacte der „Légende". Sie bilden in seiner Seele den musikalischen Hintergrund zu einem blassen Gesichtchen mit großen düsteren Augen und schwermüthig lieblichem Mund. Wie sie gehorcht hatte auf das Spiel seines Vaters, fast mit einer Art Entsetzen in ihrem feierlichen Blick. Er hatte noch Niemanden so horchen sehen. Bei jedem Ton hatte der Ausdruck ihres Gesichtes gewechselt. Gab es denn wirklich Menschen, auf die Musik eine solche Wirkung zu üben vermochte?

Und wie sie dann plötzlich zusammengesunken war . . . ach, wie war das reizend, den schlanken biegsamen Körper in seine Arme zu nehmen, — die starken jungen Arme, welche die Last kaum spürten. Ihr Köpfchen hatte so schwer und müd auf seinen Schultern geruht; ihr Haar, das seidenweiche, trockene, braungoldige Haar hatte einen Moment seine Wange gestreift. Er konnte es nicht vergessen — ihm war's, als hielte er sie noch immer; er fühlte das bewußtlose Anschmiegen des warmen jungen Leibes an seiner Brust. Und dieses Gesichtchen! — wie viel schöner war es geworden, da ihm die gezwungene Selbstbeherrschung abhanden gekommen war. Der kalte finstere Ausdruck war verschwunden; zum

Sterben traurig sah es aus, das arme bleiche Gesichtchen; aber welche unsagbare Zärtlichkeit und Güte mischte sich in die Traurigkeit hinein!

Was wohl der große Schmerz sein mochte, der in ihrem jungen Herzen verborgen lag! Ach, sie darüber trösten zu dürfen! . . . Ein thörichter Wunsch! wohin verloren sich denn seine Gedanken?

„Hast Du Feuer, Kolja?" fragt eine rauhe Stimme neben ihm.

Nikolaj fährt zusammen; er kommt sich in seinem Schweigen neben dem Vater unhöflich vor. Er hätte ihm doch wenigstens ein paar Worte sagen sollen über seinen Erfolg.

„Das war heute eine Begeisterung, Vater," bemerkt er, indem er dem Virtuosen sein Feuerzeug reicht.

„Ein großer Lärm war's allerdings," gesteht ihm Lensky zu, die Achseln zuckend; „das bedeutet nicht viel. Ich bitte Dich! Ein Erfolg ist immer wie eine Epidemie oder eine Feuersbrunst — Niemand weiß recht, warum das manchmal um sich greift und zu andren Malen nicht. Apropos, es ist Jemand ohnmächtig geworden heute; wer denn, eine alte Frau, nicht wahr?"

„Nein, ein junges Mädchen."

„War sie hübsch?"

„Mir gefiel sie."

„Hm! hm! und sie ist ohnmächtig geworden, weil sie zu eng geschnürt war?"

„Nein, Vater, die ist offenbar ohnmächtig geworden aus Erregung. Ich habe nie Jemanden so zuhören sehen, wie sie Dir zugehört hat."

„Ohnmächtig aus Erregung," wiederholt Lensky . . . „ein hübsches, junges Frauenzimmer! . . . Mais c'est un succès de Torreador, das Höchste, was ein Mensch erreichen kann!" —

Der Wagen hält vor dem Hotel Westminster in der Rue de la paix.

„Dinirst Du bei mir?" frägt Lensky schon im Aussteigen.

„Wenn Du erlaubst," erwidert Nikolaj.

„Nur keine solchen Förmlichkeiten," fährt der Violinist auf, „zwing' Dich nicht etwa aus Höflichkeit — Du mußt nicht, wenn Du nicht willst; die Gesellschaft, die Du bei mir findest, wird Dir ohnehin nicht recht sein."

Das sagt Lensky ganz barsch und zornig. Ueberhaupt ist die gegenseitige Haltung der beiden Männer seltsam genug. Im Innersten hängen sie offenbar sehr aneinander, dennoch herrscht eine gewisse Unvertrautheit in den Beziehungen zwischen Vater und Sohn.

„Um wie viel Uhr darf ich kommen?" fragt Nikolaj.

„Darf ich kommen . . ." äfft ihn der Vater, „das ist ja nicht zum Aushalten. Laß mich in Frieden mit Deinen aristokratischen Manieren. Vergiß nicht, daß Du einen Proletarier zum Vater hast. Meine Gäste kommen um halb acht, und Du kannst kommen, wann Du willst."

Damit sind sie im ersten Stock des Hotels angelangt, wo sich die abgeschlossene Wohnung des Geigers befindet.

Nikolaj's Zimmer liegt um einen Stock höher. „Allzu nah' an einander würden wir uns gegenseitig geniren," hat nämlich der Virtuose seinem Sohn gleich von Anfang an bedeutet. „Adieu à tantôt," ruft er dem jungen Menschen zu. Damit trennen sie sich.

X.

Als Nikolaj sich eine halbe Stunde später bei Lensky einfindet, hat man sich bereits zu Tisch gesetzt.

Die Atmosphäre des kleinen Speisezimmers mit seiner öden, abgegriffenen Einrichtung — der Einrichtung altmodischer Hotels ersten Ranges — ist mit dem Duft von potage bisque, des Virtuosen Lieblingsgericht, erfüllt. Bunte Dessertaufsätze stehen auf dem Tisch; der Kronleuchter straht sein grelles Licht über eine außerordentlich gemischte Gesellschaft aus. Zur Rechten Lensky's sitzt Madame Grévin, zu Lensky's Linken die Gräfin d'Olbreuse, welche, wahrscheinlich um die Situation zu markiren, ihren Hut aufbehalten hat. Diese große Dame auf Gastrollen in Künstlerkreisen ist Nikolaj einigermaßen ärgerlich. Ueberhaupt fühlt er sich genirt, linkisch, kommt sich in seinem pedantisch correcten Anzug — er ist in Frack und weißer Halsbinde, weil er nach Tisch noch in Gesellschaft gehen will — lächerlich vor. Man hat ihm den Platz seinem Vater gegenüber reservirt. Rechts von ihm sitzt eine arme Russin, sehr mager, sehr blaß, sehr verschüchtert, mit farblosem, einfach zusammengedrehtem Haar und großen hervorstechenden Augen, links von ihm die blonde Pianistin, welche sich als Lensky's intime Freundin aufspielt und den großen Mann beständig wie eine Kinderfrau beaufsichtigt. Ihre verkümmerte Physiognomie und nervöse Athemlosigkeit sind bezeichnend für die coureuse de cachet, die arme Klavierlehrerin, die mit Regenmantel und Galoschen bei jeglicher Witterung durch die Straße ihrem armseligen Verdienst nachsetzt. Im Uebrigen ist sie eine von den gottbegnadeten Illusionistinnen, die bis ins hohe Alter hinauf an einen Umschwung der Dinge, an das sogenannte „Durchdringen" glauben. Zwischen dem welken Blumenbüschel an ihrem Busen nesteln ein paar vergilbte Lorbeerblätter, welche sie einem, bei ihrer einzigen Concerttournée durch Schweden, in Hammerfest ihr gespendeten Kranz entnommen.

Nikolaj widmet ihr um so weniger Aufmerksamkeit, als seine Nachbarin zur Rechten seine Theilnahme sehr stark in Anspruch nimmt. Sie heißt Madame Bulatow und ist die Frau eines noch nicht anerkannten Moskauer Componisten, der vor zwei Jahren den Kopf voll von Chimären, den Koffer voll von Manuscripten nach Paris gekommen ist, um den Ruhm zu suchen. Die Hauptsache für einen Menschen, der „durchdringen will" in Paris, sei, „Verbindungen anknüpfen", sagte man ihm, und deswegen hatte er denn Verbindungen angeknüpft, hatte sein kleines Vermögen daran gesetzt, Künstlern und Journalisten Diners zu geben, bei Bignon und im Café Anglais. Man hatte ihm alles Mögliche versprochen. Erst hatten seine Werke in der großen Oper aufgeführt werden sollen, dann in der Opéra comique, schließlich im Cirque d'hiver. Sein Capital war aufgezehrt, seine Compositionen waren nicht aufgeführt worden, und die Künstler und Journalisten wichen ihm aus, wenn er ihnen auf der Straße begegnete.

Diese Leidensgeschichte erzählte die arme Frau Nikolaj mit einer dünnen, heiseren Stimme und mühsam athmend, theilweise russisch, theilweise in gebrochenem Französisch. Wenn ihr Bericht die häßliche Gemeinheit und Selbstsucht der Schmarotzer streifte, die ihren Mann ausgebeutet hatten, so wurde ihr

Organ scharf und kreischend. „Mir macht das Alles nichts," endigte sie traurig, „aber er verliert den Muth."

Sie zeigte Nikolaj ihren Mann; fahl, mager, mit dünnem Haar und großen grauen Augen, war er ihr im Aeußeren nicht unähnlich, sein Wesen jedoch war anders. Er lachte und redete laut mit der desperaten Heiterkeit von Menschen, die knapp vor einer Katastrophe stehen, und verstummte dann plötzlich. Ein röthlicher Schimmer um seine Nasenflügel, ein wässeriger Glanz in seinen Augen verriethen Nikolaj ein böses Geheimniß.

Und seine Frau hatte den Muth nicht verloren! —

Von Madame Bulatow streift Nikolaj's Beobachtung über den Rest der Tischgenossen. Er sieht eine auffallend gekleidete junge Harfenspielerin, mit herausfordernd lautem Benehmen und frechen Redensarten, Mlle. Klein aus Wien; dann einen Violinvirtuosen aus gutem Hause, M. Paul genannt, nicht ohne Verstand noch Witz, aber ohne Glauben an seine Kunst, die er als ein mäßig ergiebiges Handwerk zu betrachten scheint, mit verwegen zur Schau getragener Verachtung seiner Collegen und seiner eigenen Weltstellung; — noch ein paar Musiker, die eine passive Rolle spielen und mit schweigsamer Zufriedenheit vor sich hinkauen, — einen eitlen französischen Journalisten mit prätentiösem Cynismus, keinen einzigen Künstler von wirklich hervorragender Bedeutung, und inmitten all' dieses unerquicklichen Gelichters — seinen Vater.

„Kann er sich wohl fühlen mit diesen Menschen?" fragt sich Nikolaj und betrachtet ihn prüfend.

Seine Manieren haben etwas Vernachlässigtes, aber willkürlich Vernachlässigtes; er ist, wie er ist, nicht, weil er es etwa nicht besser verstünde, sondern weil er sich nun einmal Alles erlaubt, was ihm durch den Kopf fährt und man es ihm seiner musikalischen Zar Peter-Stellung halber durchgehen läßt. Sein tadelloses Französisch, sein weiter geistiger Horizont, sein instinctives Beibehalten gewisser, zum guten Ton gehörender Gewohnheiten, seine genaue Kenntniß jeglicher Art von aristokratischen Schwächen und Liebhabereien hebt ihn ganz aus seiner Umgebung heraus.

Den Eindruck eines Weltmanns macht er nicht, dafür aber doch den eines großen Herrn, eines jener halb barbarischen russischen Grandseigneurs, die, sich zeitweilig aus ihren Kreisen emancipierend, unter allerhand Gesindel im Ausland herumzigeunern, um fern von ihrer Familie und ihren socialen Beziehungen ihrem Temperamente die Zügel schießen lassen zu können.

Anfänglich hat er ziemlich stumm dagesessen und nur Madame Bulatow ein paar freundliche Worte über den Tisch zugeworfen. Seine grenzenlose Herzensgüte verleugnet sich armen Teufeln gegenüber nie, so wüthend, so unbezähmbar wild, fast roh er auch sonst sein kann. Mit Niemandem aber geht er so zart um, wie mit seinen eigenen Landsleuten. Arme Russen behandelt er in der Fremde wie Verwandte. —

Je weiter das Diner vorrückt, desto schlechter wird der allgemeine Ton, desto animirter Lensky. Ganz unstatthaft gestaltet sich sein Benehmen gegen die Gräfin d'Olbreuse.

Anfänglich hat er sie kaum beachtet. Da sie aber aus Eitelkeit und Laune

es offenbar darauf abgesehen hat, seine Eroberung zu machen, ihn mit allerhand Schmeicheleien und Coquetterien aus seiner Gleichgültigkeit aufzureizen, erwärmt er sich allmählich, drückt ihr die Hand, flüstert ihr mit leichtfertigem Blinzeln allerhand Verfänglichkeiten ins Ohr, erlaubt sich so viel, daß sie schließlich erschrickt und ihm Einhalt zu thun trachtet. Aber Lensky im Zügel zu halten nach der zweiten Flasche Wein, zu Ende eines guten Diners, und neben einer sehr hübschen Frau, die plötzlich prüde geworden, nachdem sie sich ihm um wenige Minuten früher an den Kopf geworfen hat, ist keine leichte Sache.

Nikolaj, dem das Blut in den braunen Wangen brennt, läßt sich thörichter Weise hinreißen, ein schüchternes: „Mais, mon père!“ hinzuwerfen und erzielt damit ein keineswegs erfreuliches Resultat. Von jeher durch den geringsten Druck oder Zwang zum jähzornigen Widerspruch gereizt, ist Lensky am allerwenigsten geneigt, sich von „seinem aristokratischen Sohn“ hofmeistern zu lassen. Sein vom Wein geröthetes Gesicht verzerrt sich, seine Augen blitzen. Schon steht er im Begriff, irgend etwas Ungeheuerliches, Unverzeihliches zu sagen, — das Wort stirbt auf seinen Lippen, horchend wendet er den Kopf . . . Ein sehr erregtes Kinderstimmchen wechselt draußen ab mit dem Organ eines Kellners: „Ich will hinein, laissez-moi donc!“

Wär's möglich! Die Thür öffnet sich; athemlos, mit vor Kälte gerötheten Wangen und unter dem Pelzmützchen leicht verwehtem Haar stürzt ein etwa siebenzehnjähriges Mädchen herein und Lensky, der hastig aufgesprungen ist, in die Arme.

„Da bin ich endlich!“ ruft die Kleine, athemlos zwischen Lachen und Weinen, auf Russisch aus, „oh, wenn Du wüßtest, wie viel Mühe ich hatte, zu Dir zu gelangen! — Sie wollten mich nicht hereinlassen; was thut's, jetzt bin ich bei Dir — — und wie geht's Dir, bist Du wieder wohl? Oh, Du Armer, Lieber — ich konnt's nicht mehr aushalten — ich hatte solche Angst um Dich!“

Er hält sie entzückt an seine Brust, bedeckt ihr ganzes Gesicht mit Küssen.

„Es ist meine Tochter,“ erklärt er dann seinen erstaunt dreinsehenden Gästen. „Machen Sie ihr doch ein wenig Platz neben mir, Madame Grévin;“ und da ein Kellner einen Stuhl zwischen die alte Frau und den Virtuosen heranschiebt, fügt er hinzu: „Leg' Deinen Pelz und Dein Mützchen ab, Mascha, und nun setz' Dich und komm' ein wenig zu Athem.“ Dann fährt er ihr glättend über das weiche, dunkle Haar. Seine gerührte Zärtlichkeit hat von seinem Gesicht jede Spur jenes häßlichen Ausdrucks hinweggewischt, welcher es vor Kurzem entstellte — „ja, ja, das ist meine Tochter, meine thörichte, ungezogene Tochter, eine kleine Närrin, die mich sehr lieb hat,“ und die Stimme dieses verwöhnten Despoten, der noch kürzlich die Huldigungen von ein paar Hundert in ihn vernarrter Frauenzimmern nur gerade ertragen hat, zittert bei diesen Worten, fast als wundere er sich, daß sein eigenes Kind ihn liebt! „Bist Du hungrig, mein Täubchen?“ fragt er.

„Nein, Papa, ich freue mich zu sehr, um hungrig zu sein; aber durstig bin ich,“ und sie langt nach seinem Champagnerglas.

„Oh, Du kleine Hexe,“ weist sie Lensky zärtlich zurecht, während Nikolaj ihm über den Tisch hinüber zuruft: „Gieb ihr keinen Champagner — sie verträgt ihn nicht. Ein Fingerhut voll steigt ihr zu Kopf.“

„Und ich trinke ihn so gern," seufzt die Kleine.

„Erzähl' uns doch, wie Du eigentlich herkommst, Mascha," fragt Lensky jetzt sein Töchterchen französisch. „Ich glaubte Dich noch in Arcachon!"

„Durchgegangen bin ich," ruft sie lustig, den Ellenbogen auf die Tischplatte und den Kopf in die Hand stützend. — Dabei lacht sie, daß ihre weißen Zähnchen zwischen den vollen Kinderlippen hervorblitzen. — „Durchgegangen, heimlich und ganz allein!"

„So, das ist noch gut," sagt Lensky und ärgert sich gleich darüber, vor seiner Tochter eine unpassende Bemerkung gemacht zu haben; dann setzt er hinzu: „Deine Kammerjungfer wirst Du doch wenigstens mitgenommen haben?"

„Nein, Papa, Niemanden — ach, mach' doch kein so finsteres Gesicht, — sei nur nicht böse. Wenn Du durchaus mit mir zanken willst, so zank' morgen, nur heute nicht, ich freue mich zu sehr, bei Dir zu sein," plaudert die Kleine und schmiegt sich an ihn. „Siehst Du, das kam so: seit dem October schon bin ich bei Tante Sofie in Arcachon, weil Tante Warwara die Einrichtung ihres Hotels in Paris noch nicht beendigt hat, und mich in Folge dessen nicht brauchen kann. Ach, ich muß ja immer von einer Tante zur anderen herumfiedeln, weil Du mich bei Dir nicht haben magst, Du böser Papa!"

Bei diesem scherzenden Vorwurf verfinstert sich Lensky's Gesicht — indeß erzählt die Kleine weiter: „Mit einem Male hör' ich, Du sei'st in Paris. Ach, Dich in Paris zu wissen und nicht hin zu dürfen, das war unerträglich, siehst Du. Aber wie ich auch bettelte, ... es ist unmöglich, hieß es immer — Tante Warwara könne mich nicht vor dem fünfzehnten bei sich aufnehmen, und dann habe auch jetzt eben Niemand die Zeit, mich nach Paris zu begleiten — und was solcher einfältigen Einwendungen mehr sind — dies und das — lauter Dummheiten, aber solche, die mich halb rasend machten. Indessen lese ich alle Tage die Zeitung ..."

„Was hör' ich da, Mascha!" unterbricht sie lachend Lensky — „Du liest die Zeitung! Das will ich mir ausgebeten haben ... den „Figaro" etwa oder gar den „Gil Blas"?"

„Den „Figaro", den „Temps", kurz jede Zeitung, in der Etwas über Dich steht; das Andere interessirt mich ja doch nicht," erwidert Mascha unbefangen. „Ich lese, wie sich die Menschen halb todtschlagen um die Plätze in Deinen Concerten, wie ganz Paris auf den Knien liegt vor Dir, und ich freue mich, und bin stolz auf Dich ..."

„Ach, Du bist stolz auf mich!" sagt Lensky mit einer Betonung, die unter allen Anwesenden sein Sohn allein versteht.

„Aber Papa!" ruft Mascha, ungeduldig über diese Unterbrechung mit den Achseln zuckend, „aber Papa! ... ob ich stolz bin! ... wie kannst Du nur so fragen? ... Ja, rasend stolz bin ich. — Zugleich aber lese ich, daß Du blaß aussiehst und müde, da verzehre ich mich fast vor Sorgen und träume alle Nacht, Du sei'st krank. Da gestern Abend, — wir erhalten die Pariser Morgenblätter erst Abends — nun, da les' ich, Du habest einen Schlaganfall gehabt. Ich gerieth außer mir. Sie trachteten mir meine Angst auszureden, mir zu beweisen, daß, wenn es gefährlich um Deine Gesundheit stünde, man mich gewiß

schon telegraphisch zu Dir berufen hätte. Sie waren Alle sehr freundlich, sehr geduldig mit mir, aber sie verstanden mich nicht. Sie wollten an Dich telegraphiren ... Ach, Du mein lieber Himmel — dasitzen, die Hände im Schoß und warten, Stunde um Stunde warten auf ein Telegramm, das nicht kommt, das nichts Genaues, Nichts von all' Dem, was man wissen möchte, berichtet, wenn es endlich kommt — nein, das konnt' ich nicht! Und so bin ich denn durchgegangen, davongelaufen wie eine Romanheldin; um sechs Uhr früh, während das ganze Haus noch schlief, bin ich fort auf die Station. Es war bitter kalt. Ich verkaufte meine Uhr am Büffet und hatte dann noch nicht Geld genug, um mein Billet zu lösen, — ein junger Herr war so freundlich, mir auszuhelfen."

„Ah! ein zuvorkommender junger Herr," schiebt der Journalist ein.

„Er war *sehr* nett," bestätigt Mascha — „er nahm das Billet für mich — er sprach englisch mit mir; denke Dir, Papa, er hielt mich für eine Engländerin. Ich ließ ihn dabei und dann zog er seinen Hut, und ich stürzte in ein Coupé, und fort ging's. Ach, ich hatte solche Angst gehabt, den Zug zu versäumen! In meinem Coupé saßen ein alter Herr und eine alte Dame. Ich dachte, sie seien verheirathet, weil sie beständig mit einander zankten, — aber in Bordeaux stieg die Dame aus; ich blieb mit dem Alten allein. Einen Augenblick hatte ich Angst ..."

„Vor was denn?" fragt der Journalist mit unangenehmer Betonung.

„Es war gerade vor einem Tunnel, — er zog ein großes Taschenmesser; ich meinte, er wolle mich ermorden, — doch nein, es war nur, um eine Birne zu schälen. Er wollte mir durchaus die Hälfte der Frucht aufdrängen. Als ich ablehnte, offerirte er mir Chocolade; er wurde sehr zudringlich; ich kann das nicht leiden und drohte ihm, ich würde das Nothsignal geben!" Sie unterbricht ihren Bericht mit einem hübschen kleinen Schauder. „Ich wußte gar nicht, daß es so unangenehm sein würde, allein zu reisen!"

„In einem Damencoupé wären Ihnen diese Widerwärtigkeiten erspart gewesen," sagt Madame Grévin spießbürgerlich steif.

„Ah, Madame!" ruft Mascha mit ihren zärtlichen Augen erst Lensky, dann die alte Frau anblickend — „ich hatte ganz vergessen, daß es Damencoupés gibt; ich dachte nur daran, so schnell wie möglich nach Paris zu kommen! Es fiel auch noch Alles ganz gut aus, Sie werden sehen ... Gott sei Dank, hielt gerade der Zug. Es war ein längerer Aufenthalt; ich riß das Fenster auf, rief dem Conducteur, damit er mir die Thüre öffne — er hörte mich nicht. Die französischen Conducteure hören einen nie. Da erblickt mich mein junger Herr vom Bahnhof in Arcachon, der rauchend auf der Plattform auf und nieder geht. Er wirft seine Cigarre weg und eilt mir zu Hülfe. Ich möchte gern mein Coupé wechseln, sagte ich mit einem Blick auf meinen widerwärtigen Reisegefährten. Er verstand, führte mich in ein anderes Compartiment, meinte, ich sei offenbar nicht gewöhnt, allein zu reisen, und fragte, ob ich ihm erlaube, mir seinen Schutz anzubieten? Ich war ihm sehr dankbar, und dann erzählte ich ihm meine ganze Geschichte, und daß ich Deine Tochter sei, Papa, und von meinen Verwandten davongelaufen, weil mich die häßliche Nachricht in der Zeitung geängstigt. Da stellte es sich heraus, daß es ein alter Freund von Dir

sei, Nikolinka" — zu ihrem Bruder — „er nannte mir seinen Namen ... Graf Bärenburg. Er ist Diplomat, war in Petersburg, und sagte, daß er Dich oft getroffen habe bei Onkel Sergej. Erinnerst Du Dich seiner, Nikolinka?"

„Ich glaub's," ruft Nikolaj. „Es ist ein Mensch, der mir das Leben gerettet hat bei einer Bärenjagd. Ich war mit einem angeschossenen Ungeheuer handgemein geworden."

„Und er hat den Bären zusammengeschossen?" fragt Lensky.

„Nein!" erwidert Nikolaj, „er war, wie er sich bescheiden ausgedrückt hat, zu feig, um seine Büchse loszudrücken — die Kugel hätte mich treffen können; 's ist nicht Wilhelm Tell, wer will, meinte er nachher lachend. Mit seinem Hirschfänger hat er den zottigen Koloß erstochen, auf die Gefahr hin, mit mir erdrosselt zu werden. Es war ein reines Paladinsstückchen, — diese Oesterreicher, mit ihren zarten Händen und einem Teint wie die jungen Mädchen, haben, wo es sich um Sportsachen handelt, eine Geschicklichkeit, Kraft und Tollkühnheit, wie die Indianer in Cooper's Lederstrumpf."

„Mit Lebensgefahr hat er Dich gerettet? Da muß er Dich wohl sehr lieb gehabt haben," ruft Maschenka aus.

„Er kannte mich kaum."

„Ach, wie großartig!" sagt Mascha. Dabei faltet sie unwillkürlich die Hände, und ihre Augen füllen sich mit Thränen. „Wie ich mich freue, ihn kennen gelernt zu haben — und ..." abwechselnd Nikolaj und ihren Vater ansehend — „Ihr könnt Euch gar nicht ausdenken, wie nett er mit mir war. Er sprach auch so lieb von Dir, Kolja. Dann verschaffte er sich eine Zeitung, um zu sehen, ob etwas über Dich darin stünde, Papa. Wir fanden richtig eine Notiz, die mich über Deine Gesundheit beruhigte, und da wurde mir nach der überstandenen Angst das Herz so leicht, daß ich bitterlich anfing zu weinen. In Paris angelangt, gab er mir noch seinen Diener mit, weil er mich den langen Weg quer durch die Stadt nicht allein fahren lassen mochte, — und hier bin ich. Sie sehen, Madame," wendet sich die Kleine einschmeichelnd an die Grévin, „im Ganzen war es doch besser, als wenn ich im Damencoupé gereist wäre."

Aber es gibt keinen steiferen, engeren, unverständigeren Schicklichkeitsstandpunkt, als den der Pariser Künstler-Bourgeoisie, einer Kaste, von der man im Ausland nichts weiß, obwohl sie mächtiger ist, als die vielbesungene Künstler-Bohême.

Madame Grévin zuckt nur die Achseln und meint: „Das ist Geschmackssache; für meine Tochter hätte ich das Damencoupé vorgezogen."

Lensky schweigt; er merkt verdrießlich, welche falsche Wirkung die Erzählung seines angebeteten Töchterchens auf die Anwesenden gemacht hat.

Die meisten unter den Männern lächeln; sie suchen hinter Mascha's Naivetät berechnende, nach Abenteuern haschende Frivolität.

Sie trinkt indessen unbefangen ein paar Schluck Champagner aus des Vaters Glas und fährt fort: „Das Dümmste war, daß man mich hier im Hotel durchaus nicht zu Dir hereinlassen wollte — Monsieur Lensky speist soeben, hieß es, und ich sagte ihnen doch, daß ich Deine Tochter sei! Sie erwiderten mir ganz

grob, das könne Jede behaupten. Für was hielten sie mich denn ... für eine von den Närrinnen, die Dir nachlaufen?"

„Mascha!" weist sie Lensky zurecht.

„Noch obendrein seh' ich Dir so auffallend ähnlich!" fährt sie fort.

„So, siehst Du mir wirklich ähnlich?" fragt Lensky, dessen strenge Miene vor dieser süßen Kinderzärtlichkeit nicht Stand zu halten vermag — „wirklich ähnlich?" Dann, sie beim Kinn nehmend und ihr Gesichtchen nachdenklich prüfend — „nun ja! Der liebe Gott ist ein großer Künstler; seltsam, was für wunderhübsche Variationen er über ein häßliches Thema zu schreiben versteht!"

„Mama sagte immer, es sei geradezu lächerlich, wie sehr ich Dir gliche," flüstert Mascha und setzt ganz leise hinzu: „Das sagte sie mir immer, wenn sie besonders lieb mit mir war." Und dabei rückt sie, ohne sich um die Anwesenheit der vielen gleichgültigen und spottlustigen Menschen im mindesten zu bekümmern, ihren Stuhl näher an den des Vaters heran und reibt ihre Wange zärtlich an seiner Schulter.

„Aber Mascha! so halte Dich doch gerade, ne fais pas l'enfant!" sagt Lensky. Nikolaj mustert das Schwesterchen aufmerksam. Er kennt sie besser, als sie der Vater kennt, und merkt, daß ihr die paar Tropfen Champagner, die sie aus dem Glase des Vaters genippt, zu Kopf gestiegen sind. Ihre Augen haben einen erhöhten Glanz, sie befindet sich offenbar in gehobener Stimmung.

„Ach laß mich," erwidert sie dem Vater auf seinen vernünftelnden Einwand, indem sie seine Hand streichelt. „Laß' mich; wenn Du wüßtest, wie ich mich schon nach Dir gesehnt! ..."

„Nun ja, nun ja, ich glaub's Dir ja, mein Täubchen; aber das kannst Du mir später erzählen," entgegnet er ihr, und wieder sieht er sich mißtrauisch um.

Die Anwesenden haben aufgehört, sich für die Kleine zu interessiren; nur Madame d'Olbreuse betrachtet sie wohlwollend über den Virtuosen hinüber. Da sie nicht mehr mit Lensky coquettiren kann noch mag und den Rest der versammelten Gesellschaft absolut ignorirt, hat sie ohnehin nichts Anderes zu thun.

Madame Bulatow beobachtet unruhig ihren Gatten, dessen Blick immer wässriger, dessen Zunge immer schwerer wird.

Die blonde Pianistin zwischen Nikolaj und dem jungen Violinvirtuosen hält eine Vorlesung über die Liebe, und der Violinist verschwendet die spitzfindigste Schlauheit darauf, immer neue Albernheiten über dieses Thema aus ihr herauszulocken. Der Journalist schenkt Mlle. Klein fleißig Champagner ein; die übrigen Männer führen Gespräche unter sich, raunen einander schlechte Witze ins Ohr, halblaut, mit der deutlichen Absicht, gehört zu werden. Mlle. Klein steigt der Champagner mehr und mehr zu Kopf. Nach einer begeisterten Tirade über Lensky, sagt sie lachend: „Ich bin oft genug im Paradies gewesen, um Lensky zu hören, aber, wenn's gilt, geh' ich für ihn in die Hölle!"

„Ah so!" ruft Lensky, von der Ueberschwänglichkeit des jungen Frauenzimmers belustigt aus, „wenn man Sie aber nicht in die Hölle hineinließe?"

„Ich würde ein paar Sünden Entrée zahlen" — und ihn aus halbgeschlossenen Augen herausfordernd anblinzelnd, nimmt sie eine Blume aus dem Bouquet an ihrer Brust und wirft sie ihm über den Tisch hinüber zu. Er er-

haſcht ſie lachend. Plötzlich fühlt er etwas Räthſelhaftes und wendet ſich um. Der Blick ſeiner Tochter ruht auf ihm, ſtaunend, befremdet. Mit einer Gebärde des Zornes wirft er die Blume unter den Tiſch. „Nikolaj! ich bitte Dich, führe die Kleine nach Hauſe," ruft er aufſpringend.

„Wohin, Vater?" — — —

„Wohin?" wiederholt Lensky, „ja ... zu der Jeljàgin ... irgend wohin, nur fort von hier."

„Wollen Sie mir erlauben, Ihr Töchterchen zur Fürſtin Jeljàgin zu bringen? Mein Wagen wartet unten, ich habe Platz für ſie und Monſieur Nicolas," ruft die Gräfin d'Olbreuſe.

„Ich bin Ihnen ſehr verbunden, Gräfin," erwidert Lensky; dann Maſcha mit einem Kuß auf die Stirn abfertigend, wendet er ſich zu ſeinen Gäſten: „Ich denke, wir könnten in den Salon gehen, der Café wartet bereits."

Doch während Maſcha ganz betroffen von ihres Vaters plötzlicher Unfreundlichkeit im Vorzimmer draußen in ihren, mit echt ruſſiſchem Luxus ausgeſtatteten, zobelbeſetzten Sammetpelz ſchlüpft, und Nicolaj indeß der Gräfin d'Olbreuſe in ihren Mantel hilft, tritt Lensky zu ſeinen beiden Kindern. „Sieh', daß ſie gut verpackt iſt, Kolja," ruft er ſeinem Sohne zu. „Sie iſt ſehr zart und erkältet ſich leicht. Sie will mir zwar durchaus ähnlich ſehen, aber in Vielem iſt ſie doch ihrer Mutter nachgerathen. Gott, dieſe Augen, — das ſind ja ſo genau die Augen ihrer Mutter! Und leg' ein gutes Wort für ſie ein bei Warwara, — ſieh', daß ſie nicht zu hart angelaſſen wird."

„Wir wollen ſie gemeinſchaftlich vertheidigen," ſagt die d'Olbreuſe gutmüthig. „Ich begreife, daß ein beſorgter Papa vor dergleichen Escapaden erſchrickt; aber man müßte ſehr hartherzig ſein, um ſie nicht zu verzeihen."

„Ach, Sie haben keine Ahnung, was mir bevorſteht! Tante Warwara iſt nicht ſchlimm, ſie hat mich ſogar lieb; aber ihre Tochter, meine Couſine Anna, die iſt fürchterlich!" ruft Maſcha. „Warum ſchickſt Du mich fort, Papa? Ich hoffte, daß Du mich bei Dir behalten würdeſt! ..."

„Es iſt unmöglich!" ſagt er mit einer kurzen, charakteriſtiſchen Bewegung des Kopfes und der Schultern und mit einer finſtern Entſchiedenheit, die jeden Einwand abſchneidet.

„Wirklich unmöglich?" wiederholt Maſcha niedergeſchlagen, das Wort langſam über die Lippen ſchleppend — „nun, dann leb' wohl! Es war doch wunderſchön, Dich wiederzuſehen. Wenn nur die garſtigen Leute nicht dabei geweſen wären! Dieſes freche Mädchen, das Dir die Blume zuwarf ... wie es ſich nur ſo etwas gegen Dich herausnehmen durfte!" und Maſcha's Augen funkeln vor Entrüſtung.

„Sie iſt reizend, Ihre Tochter, ich bin ganz in ſie verliebt," ſchwärmt die gutmüthige d'Olbreuſe — „aber jetzt kommen Sie, mein liebes Kind."

„Noch einen Kuß," murmelt Lensky, und nimmt das ſüße, blaſſe Geſicht ſeines Töchterchens zwiſchen ſeine großen warmen Hände. Es iſt, als könne er ſich gar nicht ſatt ſehen an deſſen trauriger, zärtlicher Lieblichkeit. „Oh, Du Engel, Du! ... morgen beſuch' ich Dich, gleich Vormittags, — aber komm' nie mehr hierher, ich bitte Dich darum. So ... einen Kuß, und noch einen auf Deine lieben Augen — gute Nacht!"

XI.

Jetzt sitzt er allein in dem öden Hôtelsalon mit dem grauen Teppich, dessen Blumenguirlanden sich unter den Füßen von Tausenden verschiedener, ihm gleich uninteressanter und unbekannter Menschen verfärbt haben, mit den geschmacklosen blauen Sammetmöbeln und hellen Wandtapeten — mit seiner specifisch ungemüthlichen, unindividuellen Karawanserai-Physiognomie.

Er, der sonst die Einsamkeit flieht, seine Gäste immer festhält, bis ihm die Augen zufallen, hat ihnen heute schon vor zehn Uhr zu verstehen gegeben, daß sie ihn langweilen. Sie sind gegangen — mit Freuden hat er sie gehen sehen. Jetzt aber möchte er sie wieder zurückrufen, so gleichgültig sie ihm Alle, so unsympathisch ihm die Meisten von ihnen waren. Wenigstens könnten sie den Wust von Erinnerungen verscheuchen, die in verworrenem Gedränge seine Seele durchziehen. Wie das vor ihm herwirbelt! . . . und in dem ganzen Schwarm nicht eine einzige liebe Physiognomie, bei der er sich aufhalten möchte — nein, immer nur Scharen von Menschen — ein ganzes Concertpublicum — Petersburg, Moskau, Madrid, London, Kopenhagen, Wien, Paris. —

Unwillkürlich vergleicht er sein Inneres auch mit einer Karawanserai, durch welche Tausende von Menschen ein- und ausgegangen wären, ohne daß auch nur ein Einziger sich darin festgenistet, eine Spur darin zurückgelassen hätte.

An die Freundschaft glaubte er nicht; seinen alten Bekannten blieb er treu, selbst wenn sie ihm lästig wurden, aus Charakterfestigkeit oder Eigensinn, aber hingezogen fühlte er sich zu Keinem. Seine Liebschaften waren so flüchtiger Natur, ließen sein Gemüth so völlig unberührt, daß der Eindruck der Frauen, zu denen er in näherer Beziehung gestanden, ein ganz summarischer war, ein Gemisch von Verachtung, Mitleid und Ekel.

Von den Meisten hatte er die Namen vergessen. Der Druck jeglicher Disciplin, jeglichen Zwanges, jeglicher Zurückhaltung war ihm unerträglich gewesen; er hatte allen seinen Instincten die Zügel schießen lassen, sich in nichts gemäßigt, in nichts untergeordnet, hatte immer gepredigt, daß man sich vergessen müsse — — und hatte sich doch selbst nie ganz vergessen können. Nein, während dieses tollen Bacchanals, in dem sich die letzten fünfzehn Jahre seiner Existenz ausgetobt, war immer Etwas geblieben in ihm, das er nicht befriedigen konnte, das all' diesen häßlichen Taumel als einen öden Nothbehelf schaudernd von sich wies . . . Im Ganzen, das sagte er sich manchmal sehr bitter, war dieser ewige Rausch nichts Anderes gewesen als eine verkehrte Ascese.

Er leugnete jede Religion, selbst die der Pflicht; er lebte nur dem Genuß — aber der Genuß erstarb, wenn er ihn berührte; die Freude war in seinen Armen eine kalte steife Leiche.

Das Einzige, worin er sich manchmal zu absorbiren vermochte, war seine Kunst — und über diese stand er im Begriff, die Macht zu verlieren . . . .

Seine Compositionen, dasjenige seiner Kunst, was ihm wirklich am Herzen lag, waren mehr und mehr zu einer Anhäufung von effecthascherischen Contrasten ausgeartet; die innere Stimme, welche ihm sonst so schöne Lieder gesungen, war — nicht stark genug, um sich in dem lauten Wirrwarr seines Lebens Gehör zu verschaffen — müde verstummt. Seine schöpferische Kraft war erlahmt,

und sein Spiel — die Pariser mochten klatschen so laut sie wollten — er wußte es am besten, daß es damit abwärts ging.

Seit mehr als vierzig Jahren concertirte er, und seit zwanzig Jahren spielte er jetzt dasselbe Repertoire, ein ungeheueres Repertoire, aber, bis auf kleine Zuthaten, immer dasselbe. Es langweilte ihn; er horchte nicht mehr auf sich, wenn er spielte; nur manchmal, halb unbewußt, glitt noch Alles, was ihm Kopf und Herz wund machte, in die Finger, und dann schluchzte er sich aus in Tönen, und was in den Menschen vibrirte, wenn sie ihn hörten, das war nicht, wie sie wähnten, die Bewunderung für den größten Violinisten der Welt, es war das Mitleid mit einem großen Menschen, der das Ideal, welches er verwüstet im Leben, verzweifelnd wieder zu finden trachtet in der Kunst.

Wie langsam die Zeit hinschleicht; er hatte nicht gewähnt, daß es ihm so unangenehm sein würde, allein zu bleiben!

Noch mehr — immer mehr von diesen unheimlichen Gesichtern ziehen an ihm vorbei. — Es sind Prinzessinnen von Geblüt darunter, dann wieder Schönheiten, um deren Gunst Potentaten vergeblich gebuhlt haben, berühmte Künstlerinnen, und schließlich blasse, ärmliche Mädchen, die ein Moment der Begeisterung um den Verstand betrogen hat. Sie nicken ihm zu, lächeln vertraulich, Alle dasselbe Lächeln heimlichen Einverständnisses.

„Eine genau wie die Andere," ruft er und stampft auf die Erde, als wolle er die ganze Sippschaft in den Boden hineinstampfen. „Eine nur wie die Andere . . ."

Da sondert eine Gestalt sich ab von der Menge und tritt auf ihn zu.

Er streckt die Arme nach ihr aus. — „Natalie!" ruft er — sie verschwindet.

Seine Frau war's — wie deutlich er sie gesehen hat!

Die war nicht wie die Anderen. Wie hätte er es wagen dürfen, den Engel mit den Anderen in einem Athem zu nennen. Er hatte sie rasend geliebt, so maßlos er sie auch gekränkt hatte.

Natalie hatte sie geheißen — ja — Natalie, und war, als er sie an den Altar führte, ein reizendes, gefeiertes, junges Mädchen gewesen, eine Prinzeß Assánov, die ihn gegen den Willen ihrer Familie geheirathet hatte. Er hatte sie auf Händen getragen und ihr Blumen vor die Füße gestreut, und sie war selig gewesen und er mit ihr. Die Kinder waren gekommen — — wie reizend das Alles war! — Das waren die goldenen Jahre in seinem Leben, fünf, sechs Jahre. Dann — dann hatte der Dämon begonnen, sich zu langweilen im Paradies — seine Zigeunernatur hatte ihr Recht gefordert; er war vom Hause fort — nur zeitweilig und um sich auszutoben — dann öfter — immer öfter . . .

Anfangs hatte sie ihm nur allzuleicht verziehen, so leicht, daß es ihn beinahe verletzt hatte, so leicht, daß er ihrer Geduld von da an Alles zuzumuthen wagte.

Endlich aber hatte sie's doch nicht mehr auszuhalten vermocht — hatte sich von ihm getrennt. Das war gräßlich, so gräßlich, daß er gewähnt hatte, es nicht aushalten zu können. Sie würde es auch nicht aushalten können, meinte er, sondern ihn zurückrufen. Er wartete alle Tage darauf — und sie rief ihn zurück — als sie im Sterben lag.

Das war nun bald vier Jahre her; ihm aber war es, als ob sie gestern gestorben sei. So deutlich sah er's noch Alles vor sich — das große Zimmer in Rom — es sah auf den spanischen Platz hinaus und war hell, luftig, nur etwas kahl — die halb geleerten Medicinflaschen mit langen Papierstreifen am Hals auf dem Nachttisch der Kranken, und die tickende Taschenuhr, eine Uhr, die er ihr vor Jahren, bei Kolja's Geburt war's, geschenkt, das verglimmende Nachtlämpchen in der Ecke dort, ihr weißes Morgenkleid, das über einem Sessel hing, die kleinen Pantöffelchen, die lieben, winzig kleinen Pantöffelchen — dort in dem weißen Bettchen sie, so lang, so schmal, mit ihrem armen, abgemagerten Körper, dessen Umriß sich deutlich unter der enganschmiegenden Decke abzeichnete — einer weißen Flanelldecke mit röthlichen Streifen am Rande. Auch dessen erinnerte er sich noch; aber am besten doch an sie, an ihr wunderschönes Gesicht. Sie hob sich aus dem Kissen bei seinem Eintritt und begrüßte ihn mit einem Lächeln, das ihm Alles verzieh, nein, nicht nur verzieh, ihn um Vergebung bat, daß sie — sie, der arme Engel, zu schwach gewesen, um ihn vor sich selbst zu retten, um ihn zu erlösen. Nun ja . . . er hatte sie noch in die Arme genommen und geküßt. Er wollte es nicht glauben, daß Alles vorüber war! . . . Da plötzlich war die Sonne aufgegangen, dort drüben über dem spanischen Platz, hinter der Kirche von Trinità de' Monti — ein breiter Goldstreif streckte sich aus nach der Sterbenden.

Es war wie der leuchtende Arm Gottes, der gekommen war, ihre Seele zu holen.

Sie hatte noch die müde Hand gehoben, um empor zu deuten — die Hand sank . . . sank . . .

Welche entsetzliche Zeit!

Er, dem der Gedanke an die Vernichtung ein Grauen einflößte, das nicht zu überwinden war — er, der, wenn er auf der Straße einem Begräbniß begegnete, den Kopf abwendete, und den Anblick keiner Leiche vertrug — er hatte neben ihrem Sarge gewacht zwei Nächte lang, ohne sich zu rühren, ohne Etwas zu sich zu nehmen. In der zweiten Nacht war er eingeschlafen vor unabweisbarer Müdigkeit. Er hatte geträumt von alten Zeiten, von todtem Glück. Ihm war's, als säße er mit ihr auf der Terrasse des Landhauses in der Nähe von Petersburg, wo sie den Hochsommer verbrachten, den kurzen nordischen Sommer. Eine helle Augustnacht war's, und die Birken schimmerten weiß gegen den ernsten Hintergrund der Nadelbäume, und der bunte Blüthenschmuck der schlanken hochragenden Malven war deutlich zu sehen, und der Wind rauschte in den Blättern, und die Rosen dufteten süß.

Sie saßen neben einander, Hand in Hand, und ihre Stimme schlug weich und schmeichelnd an sein Ohr. Manchmal lachte sie; dann lachte er auch, nur weil sie lachte und drückte schließlich einen Kuß auf ihren Mund. Ach, wie warm begegneten ihre duftigen, jungen Lippen den seinen!

Plötzlich erwachte er, ein Nachtfalter hatte ihn mit seinem plumpen Flügel gestreift. Rings um ihn war Alles schwarz, die Wände, der Fußboden, die Zimmerdecke — und da, neben ihm, von hohen rothflimmernden Kerzen, von einem buntblühenden Blumenwald umstellt . . . Ach! . . . Wie schön sie noch war.

Er beugte sich über den Sarg und hob sie empor aus dem weißen Atlaskissen und küßte sie.

Bis ins Mark drang ihm die Kälte dieser Berührung, zum ersten Male begriff er, welche ungeheuere Kluft sich aufgethan hatte zwischen ihr und ihm.

Als Kolja gekommen war, um den Vater von der Leichenwache abzulösen, hatte er ihn bewußtlos auf dem Gesicht liegend neben dem Sarge gefunden.

Ja, die Eine, die Einzige, die hatte er rasend geliebt; aber vor sich selbst hatte sie ihn nicht geschützt, weder durch ihr Leben noch durch ihren Tod!

Anfangs freilich, in den ersten Tagen nach ihrem Begräbniß, hatte er gewähnt, es sei jetzt aus mit dem Fieber in seinen Adern. Er spürte es nicht mehr. Elend und müde hatte er sich damals Stunden lang, Tage lang in ihrem Zimmer eingesperrt — in dem Zimmer, in dem noch Alles so liegen geblieben war, wie ehe man sie hinausgetragen, in dem Alles aussah, als ob sie wiederkommen müsse. Und als er es endlich über sich gebracht, Rom zu verlassen, da hatte er ein paar Monate still und ernst mit seinen Kindern gelebt. Er hatte sogar wieder versucht zu arbeiten, zu componiren ... aber er hatte nichts mehr zu Wege gebracht. Da war die Verzweiflung um sein vergeudetes Genie über ihn gekommen, und mit der Verzweiflung das Fieber. Er konnte die Ruhe nicht aushalten — er konnte einfach nicht. Er brauchte Lärm, beständigen Wechsel, Aufregung und Betäubung.

Er brachte Maschа bei Verwandten unter, Maschenka, sein entzückendes Töchterlein, das er anbetete und das er jetzt mit einer überstürzten Eile aus dem Wege schob, als ob es nur eine unbequeme Last für ihn gewesen wäre, und dann ... dann nahm er das Leben genau an dem Punkte wieder auf, wo er es verlassen, ehe Natalie gestorben war.

Von Stadt zu Stadt, von Concertsaal zu Concertsaal, von Wirthshaus zu Wirthshaus jagte er, immer gleich rastlos, freudlos, ruhelos, immer gleich vergöttert, gleich angeschwärmt, nur noch toller in der Verwüstung seines Lebens als früher, weil die Traurigkeit in ihm größer war, und es mehr Anstrengung brauchte, mit ihr fertig zu werden.

Das war Alles jetzt noch einigermaßen erträglich; aber wie würde das werden in ein paar Jahren! Unwillkürlich streifte sein Blick einen Stoß Zeitungen, der auf dem Tische inmitten des Zimmers lag. Dreißig, vierzig Exemplare jener Nummer des „Figaro", die das Reclame-Märchen enthielt. Er lachte über die Menschen, die ihm diesen Schwulst zugesandt hatten, um ihm zu schmeicheln.

„Ich will einen Zauber legen in Deine Kunst, dem Keiner widersteht! ..." murmelte er vor sich hin. Bah, wie lange konnte das noch dauern! Nein, er täuschte sich selber nicht darüber, es ging bergab mit ihm, rasch bergab mit seinem Geigenspiel, mit seiner Gesundheit — mit Allem.

„Der Teufel wird mich nicht mehr brauchen können," murmelte er, „man wird nichts mehr von mir wissen wollen, ich werde alt," stieß er hervor. Plötzlich faßte er sich am Kopf und rief: „Was aber macht ein Mensch wie ich, wenn er alt wird?"

Zum ersten Male in seinem Leben stellte er sich die Frage.

„Alt werden ohne den Muth, sich ruhig hineinzufügen — alt werden als ein erschlaffter Wüstling, der die widerliche Neige aus geleerten Bechern trinkt!"

Wie häßlich, wie grauenhaft! War es nicht besser, mit Allem zu brechen, sich seinen Kindern zu widmen, eine vernünftige Existenz zu führen?

Er lachte bitter . . . eine vernünftige Existenz — er, den zwei Stunden Einsamkeit fast an die Grenze des Wahnsinnes bringen!

Davon konnte die Rede nicht mehr sein — es war zu spät.

Alt werden! — Eitles Schreckgespenst — Leute wie er werden nicht alt — sie sterben!

Ja, das war das Ende. Sterben, nichts hinterlassen, keinen Namen in der Kunst, kein bleibendes Werk, vergessen werden — ausgelöscht aus dem Weltall — noch ein Weilchen Sonnenschein und Luft und Bewegung, Färbe und Klang, und dann Alles dunkel — ein großer, schwarzer Klecks, nichts mehr — der Tod! Ja, das war's. Vielleicht kam's morgen — vielleicht in ein paar Jahren. Kommen mußte es, er wollte sich auch nicht sträuben. Indessen aber — indessen wollte er leben, mit allen Fibern, mit jedem Blutstropfen leben — leben!

Da . . . um die Fenster schlich's wie eine traurig hinseufzende Gespensterstimme. Sein Gesicht nahm einen gespannt lauschenden, dürstend sehnsüchtigen Ausdruck an. Es war wie das Schluchzen einer gequälten Seele, die den Weg zum Himmel zu nehmen vergessen hat, weil sie eine große Liebe an der Erde zurückhält — eine große Liebe, und die Unruhe über eine ungelöste Aufgabe — einen ungehobenen Schatz.

War's eine Ueberreizung seiner Gehörsnerven, oder ein Anfang jenes Mysticismus, dem um eine gewisse Lebensperiode fast alle großen russischen Intelligenzen zum Opfer fallen? Wie dem auch sei — er hätte geschworen, daß er ihre Stimme höre, mitleidig und zärtlich . . . Da noch einmal . . . „Boris! . . . Boris!" . . .

Er fühlte etwas Eigenthümliches — die Beruhigung einer liebevollen Nähe. Eine rasende, unbeschreibliche Sehnsucht packte ihn. Er streckte die Arme aus . . . es war vorbei! Ein Frost schüttelte ihn, der Schweiß stand ihm auf der Stirn. Er gedachte der abstoßenden Kälte, die seinen Lippen begegnet war, als er die Leiche herausgehoben aus dem spitzenumsäumten Kissen des Sarges.

Nein, der Tod nahm Alles — er ließ nichts zurück. Schwachköpfige Ueberspanntheit, an so Etwas zu glauben! Es gibt nichts als das Leben! — und während ihm die Sehnsucht nach dem Unerreichbaren, Himmlischen noch das Herz verbrannte, murmelte er heiser: „Ja, leben . . . leben!"

(Fortsetzung folgt.)

Friedrich der Große und die Italiener.

Von

P. D. Fischer.

Die Italiener haben im Leben Friedrich's des Großen bei Weitem nicht eine so hervorragende Stelle eingenommen wie die Franzosen. Weder der persönliche und der literarische Verkehr des Königs mit Italien, noch seine politischen Beziehungen zu den verschiedenen Staatsgebilden, die zu seiner Zeit sich in das Gebiet der subalpinischen Halbinsel theilten, können irgendwie verglichen werden mit der Vielseitigkeit, der Dauer und der Bedeutung der Verhältnisse, in denen Friedrich während der längsten Zeit seines Lebens zu Frankreich und den Franzosen gestanden hat. Jedermann weiß, in wie seltenem Maße „von dem größten deutschen Sohne" die französische Sprache mündlich und schriftlich beherrscht worden ist; seine Vorliebe für die französische Literatur, die Vernachlässigung, die er den Geisteswerken seiner deutschen Zeitgenossen widerfahren ließ, ruft noch heute die berechtigte Verstimmung seiner Landsleute hervor; die Bevorzugung endlich, mit welcher er Franzosen, und nicht immer die besten und würdigsten, in seinen persönlichen Umgang zog, war durchaus dazu angethan, bei Deutschen Empfindungen der Zurücksetzung und der Eifersucht zu erregen. Andererseits hat derselbe König, welcher, wie uns noch neulich durch de Catt's Aufzeichnungen bestätigt worden ist, während der unglaublichen Anstrengungen des siebenjährigen Krieges in der Recitation französischer Tragödien seine Erholung suchte und fand, die französische Politik mit der Feder und mit dem Degen siegreich bekämpft; mehr als irgend Jemand vor ihm hat er durch seine Waffenthaten über französische Heerführer dazu gethan, vaterländische Gefühle in deutschen Herzen zu erwecken; er ist es gewesen, der nach unseres größten Dichters Ausspruch durch seine Thaten den ersten wahren und höheren eigentlichen Lebensgehalt in die deutsche Poesie gebracht hat.

Ungleich bescheidener an Umfang und Gehalt, haben Friedrich's Beziehungen zu Italien und den Italienern in der Literatur, die neuerdings mit besonderem Eifer alle Lebensäußerungen des großen Königs durchforscht, bisher wenig Beachtung gefunden. Die nachstehenden Zeilen erheben nicht den Anspruch, eine

Lücke in Friedrich's Biographie auszufüllen. Sie werden ihren Zweck erreichen, wenn ihnen der Nachweis gelingt, daß der innige und herzliche Verkehr, der gegenwärtig zwischen den Angehörigen beider Nationen besteht, und der in diesen Tagen in der begeisterten Aufnahme unseres Kaisers in Rom einen Höhepunkt der nationalen Beziehungen erreicht hat, seine Wurzeln bis in König Friedrich's Zeit zurückzuführen vermag.

Hat Friedrich der Große italienisch verstanden? Einer Stelle in den Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Bayreuth können wir entnehmen, daß seine Lieblingsschwester gerade in den Jahren, wo der Lerntrieb in dem begabten Prinzen erwachte, italienischen Unterricht erhalten hat. Beide Fürstenkinder waren von klein auf gewohnt, Erholung und Arbeit miteinander zu theilen. Die Vermuthung, daß der Kronprinz sich auch an den italienischen Uebungen der Schwester betheiligt haben wird, liegt um so näher, als das Italienische im Anfang des vorigen Jahrhunderts als vornehme Umgangssprache in den oberen Ständen Deutschlands noch keineswegs in dem Maße, wie dies später geschehen, durch das Französische verdrängt worden war. Ueberdies fehlte es in Berlin selbst unter dem rauhen, allem Fremden abgeneigten Regiment König Friedrich Wilhelm's I. durchaus nicht an Italienern. Die Liebhaberei des Soldatenkönigs für lange Rekruten kannte keine nationalen Bedenken. Allenthalben bestanden preußische Werbebüreaus; von denen in Toscana ist uns überliefert, daß sie wiederholt lebhafte Beschwerden über die Gewaltsamkeit hervorriefen, mit welcher besonders hochaufgeschossene Landeskinder über die Alpen nach Potsdam geschafft wurden. Gestalten, wie der baumlange Logenschließer Caseri, von dem Wilibald Alexis seinen Cabanis im Italienischen unterrichten läßt, waren sicherlich aus dem Leben gegriffen. War doch der Abt Bastiani, der noch in den letzten Lebensjahren des Königs an seiner Tafelrunde erscheint, in seiner Jugend, trotz seiner Mönchskutte, von preußischen Werbern aufgespürt und aus seinem venetianischen Kloster in die blaue Montur der Riesengarde gesteckt worden.

In einem der Briefe, die der Kronprinz, in der schwersten Zeit seines Lebens, aus dem Cüstriner Gefängniß an seine Lieblingsschwester richtete, gebraucht er, um sie über seine Lage zu beruhigen, das italienische Sprichwort: „Chi ha tempo, ha vita"; er erinnert die Schwester an die glücklichen Tage, wo sein principe und ihre principessa sich geküßt, d. h. wo seine Flöte die Begleitung zu ihrer Laute gespielt habe. — Italienische Redewendungen kehren auch sonst nicht selten in dem umfangreichen Briefwechsel des Königs, gelegentlich auch in seiner politischen Correspondenz wieder.

In der Bibliothek, die Kronprinz Friedrich hinter dem Rücken des gestrengen Vaters sich zu verschaffen gewußt hatte, befanden sich italienische Ausgaben von Petrarca, Boccaccio, Bojardo, Tasso, die Madrigale des Manfredi, sowie einige neuere Gedichte und Romane; Guarini's Pastor Fido in französischer Uebersetzung; ferner italienische Uebersetzungen des Virgil, der moralischen Abhandlungen Bacon's, sodann Molière's, und einiger neuerer französischer Bühnenstücke, letztere von Leti übertragen. Bekanntlich wurde die ganze Büchersammlung, deren Zusammensetzung einen sehr interessanten Einblick in den Studienkreis des jungen Feuerkopfs gestattet, nach dem Fluchtversuche des Kronprinzen mit Beschlag be-

legt und auf ausdrücklichen Befehl König Friedrich Wilhelm's im Auslande meistbietend verkauft.

Dafür, daß Friedrich eine gewisse Kenntniß der italienischen Sprache besessen hat, lassen sich weiter directere Zeugnisse anführen. Dem Grafen Algarotti, der, wie wir sehen werden, jahrelang zu den nächsten Freunden des Königs gehört hat, antwortet der König auf einen Brief vom September 1749, mit welchem ihm eine italienisch geschriebene Tragödie einer Madame du Boccage überreicht worden war: „Ich bin Ihnen für die übersandte Tragödie sehr verbunden. Ich habe sie noch nicht gelesen . . ., ich liebe es weit mehr, Sie zu hören, als Sie in einer Sprache zu lesen, der ich doch nur stockend zu folgen vermag." Einige Monate später schreibt der König, auf das Stück zurückkommend, an Algarotti: „Das Italienisch von Frau von Boccage ist so französisch, daß ich es Wort für Wort verstanden habe."

Im Jahre 1751 schickte Algarotti, der in verschiedenen Angelegenheiten den Verkehr zwischen dem preußischen Hofe und der Curie zu vermitteln hatte, dem König einen Brief des Papstes mit dem Bemerken: „Ich bin gewiß, daß Ew. Majestät die Prosa des heiligen Vaters ebenso gut verstehen werden, wie Sie die Verse Metastasio's verstehen."

Die Werthschätzung des großen Königs für die italienische Sprache erhellt auch daraus, daß er sie in der Instruction für den Major von Borcke, den Erzieher des Prinzen Friedrich Wilhelm, des späteren Nachfolgers Friedrich's, unter den Kenntnissen aufführt, deren Besitz ihm für einen künftigen König wünschenswerth erscheint.

Es würde nicht schwierig sein, in der Correspondenz und den anderen Schriften Friedrich's noch mehr Stellen ausfindig zu machen, in denen sich das Interesse kundgibt, welches der König an der italienischen Literatur genommen hat. Hierzu liegt indes für unseren Zweck ein Bedürfniß nicht vor. Wohl aber ist hier zu betonen, daß der erste literarische Feldzug, in welchem Friedrich seine jugendlichen Kräfte versuchte, gegen einen Fürsten des italienischen Geisteslebens gerichtet gewesen ist.

Friedrich hat seinen Antimacchiavel, die Widerlegung des „Principe" von Niccolo Macchiavelli, noch als Kronprinz ein Jahr vor seiner Thronbesteigung geschrieben. Von der höchsten und reinsten Auffassung des Herrscherberufs beseelt, fühlte der junge Autor sich berufen, als Rächer der, wie er glaubte, von dem Florentiner in ihrem innersten Wesen verkannten und gekränkten Fürstenehre aufzutreten. Ihn empörte vor Allem die Unsittlichkeit der Rathschläge, welche Macchiavelli seinem Fürsten ertheilt. Im schärfsten Gegensatze zu dem Realpolitiker des sechzehnten Jahrhunderts will der junge Philosoph von Rheinsberg keinen doppelten Maßstab für die Moral in der Politik und im Privatleben zulassen; Macchiavelli's System zerstöre die Moralität gänzlich; der Mann, der ein solches Buch habe verfassen können, sei ein schlechter Charakter, ein niedriger und ehrloser Mensch, geradezu ein Verbrecher an der Menschheit gewesen. Indes dies genügt dem Verfasser des Antimacchiavel noch nicht, um dem Abscheu gegen seinen Widersacher Ausdruck zu geben. Er bemüht sich, ausführlich darzuthun, daß es mit Macchiavelli's Kopf nicht besser bestellt gewesen sei als mit seinem

Herzen; er sucht die logischen Widersprüche aufzudecken, welche dieser Irrlehrer sich zu Schulden kommen lasse und ihm den Nachweis zu führen, daß seine Politik nicht nur unmenschlich und grausam, sondern auch zweckwidrig und thöricht sei. Der Zögling Fénélon's, der Schüler Mark Aurel's, entwickelt sodann, um Machiavelli's gefährliche Lehre völlig zu vernichten, ein ebenso erhabenes als absolutes Herrscherprogramm; er stellt einen Fürstenspiegel auf, der das Bild, welches der junge Erbe der preußischen Krone von den Pflichten seines hohen Berufs in sich trug, in den leuchtendsten Farben zurückwirft. Frei von Selbstsucht, gerecht gegen sein Volk wie gegen seine Nachbarn, ausschließlich dem Wohle des Gemeinwesens gewidmet, soll der Fürst nichts sein als der erste Diener des Staates, der erste Bürger der Nation, die ihn zu ihrem Oberhaupte erkoren hat, um einen starken Beschützer der allgemeinen Interessen gegen den Egoismus und die Begehrlichkeit der Einzelnen zu haben. Nicht in der Furcht, sondern in der Liebe seiner Unterthanen beruht seine Sicherheit; versteht er, Liebe zu erwecken, so wird er nicht über Sklaven herrschen, sondern über freie Herzen.

In seinem Hymnus auf Friedrich den Großen sang fast ein halbes Jahrhundert später der arme Schubart, der mit dem Antimacchiavel in demselben Jahre geboren war, aus seinem Kerker auf dem Hohenasperg:

Er war das Urbild der Weisen;
Riß dir, Macchiavell, die Larve vom Antlitz
Und predigte Fürsten die Herrscherkunst.

Noch heute darf der Antimacchiavel, als Predigt über die Herrscherkunst, zu den edelsten fürstlichen Selbstbekenntnissen aller Zeiten und Völker gezählt werden. Ueber die Entlarvung Machiavelli's denken wir heutzutage wesentlich anders als die begeisterten Zeitgenossen Friedrich's, weil wir die geschichtlichen Bedingungen, unter denen der Florentiner seine Schrift verfaßte, kennen gelernt haben. „Uns laßt endlich gerecht sein," schließt der größte Kenner der Fürsten und Völker Südeuropa's seine Erstlingsschrift, die bereits vor mehr als sechzig Jahren erschienenen Bemerkungen zur Kritik neuerer Geschichtschreiber. „Er suchte die Heilung Italiens; doch der Zustand desselben schien ihm so verzweifelt, daß er kühn genug war, ihm Gift zu verschreiben." Den Italienern des neunzehnten Jahrhunderts gilt Machiavelli als einer der ersten Vorkämpfer ihrer nationalen Wiedergeburt; sie huldigen dem klaren Geiste, der mitten unter den üppigen Geistesbacchanalen der Renaissance die Gefahr der drohenden Fremdherrschaft erkannte und der sein Volk zur Abwehr dieser Schmach zu einigen suchte. Sie haben deshalb dem großen Frevler in Santa Croce, der Westminster Abtei der italienischen Geistesheroen, neben den Grabmälern von Dante, Galileo und Alfieri ein prachtvolles Monument errichtet.

Deutscherseits hat vielleicht Niemand den geschichtlichen Irrthum des Antimacchiavel anmuthiger widerlegt, als der große Künstler, welcher die Fürstenausgabe der Werke Friedrich's des Großen mit jenen köstlichen Illustrationen geschmückt hat, die seit einigen Jahren die Freude aller Kunstsinnigen sind. An den Schluß des Antimacchiavel setzt Adolf Menzel das Bildniß Niccolo Machiavelli's, auf einer Holztafel, welche den Namenszug „Federic" und die Jahreszahl 1740 trägt, und die mit starken Nägeln an einen schwarzen Schandpfahl

geheftet ist. Aber um das obere Ende des Pfahls sind frische Lorbeerkränze geschlungen, zwischen denen die Zahl 1840 sichtbar wird.

In demselben Jahre, als Friedrich den Antimacchiavel schrieb, empfing der kronprinzliche Hof in Rheinsberg den Besuch eines jungen Italieners, der bald und auf lange Zeit zu dem nächsten Freundeskreise Friedrich's gehören sollte. Francesco Algarotti, der Sohn eines wohlhabenden venezianischen Kaufmannes, hatte, in demselben Jahre wie der preußische Thronerbe geboren, in Padua und Bologna studirt und sich dann nach Frankreich und England begeben, wo er mit den tonangebenden Schöngeistern in Beziehung getreten war. Er hatte die übliche Pilgerfahrt nach Schloß Cirey in der Champagne gemacht, wo Voltaire, schon damals auf der Höhe seines Ruhmes als Dichter und Schriftsteller, als ständiger Gast der Schloßherrin, der Marquise du Châtelet — der „göttlichen Emilie" des Kronprinzen Friedrich —, verweilte und das Scepter über die Guten und die Bösen der literarischen Welt schwang. Eine populär wissenschaftliche Abhandlung des jungen Italieners über die Theorie des Lichts — sie führt den bezeichnenden Titel: „Il Newtonianismo per le donne" — hatte ihm einen gewissen Namen verschafft; Voltaire selbst hatte dem Verfasser den literarischen Ritterschlag ertheilt in einer poetischen Epistel, in der es heißt:

Vous allez donc aussi, sous le ciel des frimas,
Porter en grelottant la lyre et le compas.

Mit einem Empfehlungsbriefe des Sängers der „Henriade" ausgerüstet, traf Algarotti im September 1739 in Rheinsberg ein. Er fand bei dem Kronprinzen eine außerordentlich freundliche Aufnahme. „Wir haben," schreibt Friedrich aus „Remusberg" am 27. October 1739 an die Marquise du Châtelet, „den liebenswürdigen Algarotti hier gehabt, und Mylord Baltimore, der nicht minder gelehrt und nicht minder angenehm ist als er. Ich habe den vollen Werth ihrer guten Gesellschaft acht Tage lang empfunden . . ." Und an Algarotti selbst schreibt der Kronprinz: „Ich werde die acht Tage nie vergessen, die Sie bei mir zugebracht haben. Viele Fremde sind nach Ihnen hier gewesen, aber Keiner wie Sie . . ."

Der erste Eindruck, den Friedrich von der seltenen Liebenswürdigkeit des Italieners empfing, ist ihm dauernd und unverändert geblieben.

Algarotti, Dieu du génie
Et de la bonne compagnie

nennt er ihn in einer poetischen Epistel aus Wesel im September 1740 an seinen Freund Jordan. Und noch als Greis gedachte er in den Unterhaltungen, von denen uns Fürst Ligne einen so anziehenden Bericht hinterlassen hat, neben anderen längst verstorbenen Jugendfreunden Algarotti's angenehmer Manieren.

Die Beziehungen, welche sich zwischen Friedrich und Algarotti seit jenem ersten Besuch in Rheinsberg entspannen, waren von Anfang an eng und herzlich; sie haben zu einem Freundschaftsverhältniß geführt, welches erst mit dem Tode des Italieners endigte. Bereits in dem ersten Briefe, den der Kronprinz an den neuen Freund richtete — er ist der Beginn eines Briefwechsels von fünfundzwanzigjähriger Dauer, dessen Abdruck mehr als die Hälfte des 18. Bandes der Werke des großen Königs ausfüllt — theilt er ihm mit, daß er die Wider-

legung Macchiavelli's bald vollendet haben werde; er bittet ihn, die Fürsorge für den Druck seines Erstlingswerkes zu übernehmen. Algarotti hingegen versorgt Rheinsberg mit italienischer Literatur und Musik; Gedichte, Canzonen, Ballette und Operntexte, Sämereien für den Garten des Kronprinzen finden ihren Weg über die Alpen in die sandige Mark und werden durch freundliche, nicht selten poetische Episteln an den Schwan von Padua erwidert, an welche sich stets neue Fragen, Bitten und Aufträge knüpfen. „Sie sind ein ausgezeichneter Geschäftsmann, mein lieber Algarotti," heißt es in einem Briefe aus dem Februar 1740, „ich bewundere Ihre Pünktlichkeit und Ihre unermüdliche Sorgfalt."

Wenige Monate später, am 3. Juni 1740, ist es der neue König, der dem Freunde schreibt. Der Brief ist bezeichnend:

„Mon cher Algarotti, mon sort a changé. Je vous attends avec impatience; ne me faites point languir. Federic."

Diesen Zeilen folgt eine ausführlichere Einladung von der Hand des Barons Kayserlingk, des Hephästion des neuen Alexander, ganz durchweht von dem Jubel, mit welchem der Thronwechsel von der jüngeren Generation begrüßt wurde, Prosa und Verse durcheinander, mit der dringenden Ermahnung, schnell zu kommen. Algarotti venturo, Phosphore, redde diem, ruft er ihm im Anklange an eine Ode Martial's zu.

Der so schmeichelhaft Gerufene kam und trat in den engsten persönlichen Verkehr zum König. Er gehörte zum Gefolge des neuen Herrschers auf dessen Huldigungsreisen in die östlichen und in die westlichen Provinzen; er war auch unter den wenigen Begleitern, mit denen der König, um französische Truppen zu sehen, im August 1740 von Bayreuth aus jene abenteuerliche Spritzfahrt nach Straßburg unternahm, die er mit so gutem Humor in einer poetischen Epistel an Voltaire beschrieben hat. Wie gern er sich an diese lustige Episode erinnerte, haben uns de Catt's Aufzeichnungen über des Königs Unterhaltungen mit seinem Lector gezeigt: Friedrich wußte, als er im März 1758 in seinem schlesischen Feldlager auf jenen Jugendstreich zu reden kam, die Verse noch auswendig, in denen er denselben achtzehn Jahre früher besungen hatte, und sprach gern davon, wie geschickt Algarotti sich in den heiklen Lagen zu benehmen gewußt habe, in welche die Reisenden trotz oder vielmehr wegen ihres Incognito — der König reiste unter dem Namen eines Grafen Dufour als böhmischer Gutsbesitzer — mehrfach geriethen.

„Am ersten Tage unseres Aufenthalts in Straßburg," so läßt de Catt den König erzählen, „fragte mich ein Officier, der an der Wirthstafel neben mir saß, indem er auf Algarotti wies, wer der Herr wäre. Dieser Herr, erwiderte ich, ist ein Italiener aus Italien. Der Officier nahm das sehr übel: Was sagen Sie da, wollen Sie mich foppen? Algarotti aber nahm wahr, daß die Sache ernst werden könnte; er redete den Officier so höflich an, daß er sich beruhigte; man wurde fröhlich, und das Mittagessen schloß damit, daß etliche Flaschen Champagner über die Klinge sprangen."

In dieser Gunst hat sich Algarotti trotz mancher stürmischen Zwischenfälle bei König Friedrich im Wesentlichen zu erhalten gewußt. Im December 1740

in den Grafenstand erhoben, einige Jahre später zum Kammerherrn ernannt und mit dem von Friedrich gestifteten Orden pour le mérite decorirt, hat er sowohl zu dem Hofkreise gehört, wie auch als Mitglied der von Friedrich erneuerten Berliner Akademie der Wissenschaften sich unter den Gelehrten befunden, welche der König in seinen persönlichen Umgang zog. Er hat insbesondere, nachdem Friedrich durch die siegreichen Feldzüge der beiden ersten schlesischen Kriege seinen Ruhm als Feldherr und als Politiker begründet hatte, den größten Theil der glücklichen Friedensjahre mitgenossen, die dem Salomo des Nordens auf dem von ihm geschaffenen Musensitze in Sanssouci zu Theil wurden. Er nahm den thätigsten Antheil an den musikalischen Bestrebungen und an der Bauthätigkeit des Königs; wir finden ihn mit Friedrich's Apollodorus, dem wackeren Knobelsdorff in lebhaftem Verkehr, um bei der Auswahl der Sculpturen für das neue Opernhaus zu helfen; von ihm stammt die Inschrift her, welche der Giebel dieses besten Bauwerks aus Friedrich's Zeit noch heute trägt. Ob sein Rath auch bei der Errichtung von Sanssouci, die bekanntlich unter Knobelsdorff's Leitung erfolgte, eingewirkt hat, läßt sich direkt nicht nachweisen; es ist jedoch nicht unwahrscheinlich, daß der ausgesprochene italienische Charakter der ganzen Anlage, insbesondere die ungemein glückliche und wirkungsvolle Verbindung des Sculpturenschmuckes mit der Landschaft und mit den Gartenpartien, durch den Verkehr des königlichen Bauherrn und seines Architekten mit dem heitern, kunstverständigen und geschmackvollen Italiener beeinflußt worden ist.

Wir besitzen aus Algarotti's Feder eine anziehende Schilderung jener glücklichen Jahre und des geistvollen Kreises, in welchem der Philosoph von Sanssouci seine Erholung von den Pflichten seines königlichen Berufes fand. „Zwar werde ich," schreibt Algarotti im Mai 1751 aus Potsdam einem Landsmanne in die Heimath, „nie den Wunsch verlieren, Italien wiederzusehen . . . Allein es lebt sich hier viel besser, als Sie glauben. Man ißt hier Pfirsiche, gute Melonen, Feigen, die manchmal denen unseres Vaterlandes nichts nachgeben. Die Ananas, diese Frucht der Könige, ist fast gemein. Sie würden hier Bauwerke sehen, die man denen des Palladio vielleicht an die Seite stellen kann. In Berlin ist Alles regelmäßig und in guter Ordnung. Ich verbringe einen Theil meiner Zeit im Tumult und Lärm der Hauptstadt, den anderen in der einsiedlerischen Zurückgezogenheit von Potsdam. Inmitten jener Soldaten, die ihre Disciplin während des Krieges dem Feinde so furchtbar macht und die im Frieden die besten Bürger sind, widme ich den Musen täglich einige Stunden. Wir haben französische Schauspiele und italienische Oper, angenehme Spaziergänge, entweder am Stromesufer, oder in den Gärten von Sanssouci, welche der regierende König mit einer der Armida vergleichbaren Kunst geschaffen hat. — Was soll ich Ihnen von den Soupers dieses Monarchen sagen? Sie erinnern mich an die Gastmäler, welche Cicero dem Julius Cäsar gab, wo, wie Cicero selbst an seinen Freund Atticus schreibt, die angenehmsten Dinge besprochen wurden und wo man *φιλόλογα* multa verhandelte. Unter den Gästen, die zur Tafel des Königs geladen werden, haben wir den großen Mann,

descripsit totum radio qui gentibus orbem;

wir haben in Wirklichkeit Herrn von Voltaire hier, diesen hellen Geist, ohne welchen ein Souper einem Ringe ohne Diamant gleichen würde. Seine Werke lesen und ihn hören ist dasselbe: die lebendigsten und glänzendsten Einfälle entströmen seinem Munde, wie Funken oder Lichtstrahlen den elektrischen Körpern, wenn man sie reibt. Sein Gedächtniß ist außerordentlich umfassend und versagt ihm nie; seine Geistesschätze bestehen in baarem Gelde, nicht in Papier ... Der König spricht, wie er handelt. Kommen Sie selbst, ihn zu sehen; ich werde mich wohl hüten, Ihnen ein Bild von ihm zu entwerfen, denn von ihm gilt des englischen Dichters Wort:

A Trajan by a Pliny ma be known,
But you and Cesar must transmit your own.

Ich sage nur dies: Dank seiner Persönlichkeit, die auf Alle einwirkt, darf man von seinem Hofe wirklich sagen, was Horaz vom Hause des Mäcen gesungen hat:

„Domus hac nec purior ulla est
Mec magis his aliena malis; nil mi officit unquam
Ditior hic, aut est quia doctior. Est locus uni-
Cuique suus ...."

Auf dem berühmten Gemälde, in welchem Meister Adolf Menzel die Tafelrunde Friedrichs des Großen in Sanssouci dargestellt hat, sehen wir in der Mitte den König; rechts von ihm, in lebhafter Unterhaltung begriffen, Voltaire, dessen hagere Züge sich von denen seiner Nachbarn charakteristisch abheben. Auf der linken Seite des Königs tritt zwischen den Uniformen des Feldmarschalls Keith und des Generals Grafen Rothenburg eine schmächtige Gestalt im gestickten Hofkleide hervor. Das gelbliche Gesicht mit der stark gebogenen Nase und dem feinen Munde beugt sich weit vor, wie um einen Angriff Voltaire's zu pariren: es ist das Bildniß Francesco Algarotti's, den der Maler des großen Königs in einen dem liebenswürdigen Charakter des Italieners völlig entsprechenden Gegensatz zu dem geistreichen aber hämischen Franzosen gebracht hat. Noch schärfer tritt der Gegensatz beider Charaktere in dem Geschichtchen zu Tage, dessen Kenntniß uns ebenfalls durch de Catt's Memoiren überliefert worden ist. Der König schildert seinem jungen Lector Voltaire's boshaftes Vergnügen, die Leute aneinander zu hetzen. Wenn ihm ein solcher Streich gelungen ist, dann freut er sich wie ein Kind, hüpft und springt: diese Schlingel, sagt er dann lachend, diese Schlingel; so muß man sie behandeln. Eines Tages macht er ein Epigramm gegen den guten Marquis d'Argens; es war äußerst beißend; er läuft damit zum Marquis. „Sie wissen, wie sehr ich Ihr Freund bin; als solcher bin ich verpflichtet, Sie auf eine Sache aufmerksam zu machen, die Sie nahe angeht. Was haben Sie Algarotti gethan, daß er so wüthend auf Sie ist?" „Ich? Nichts; ich liebe ihn und bin sicher, daß er es auch mit mir gut meint." „Aber sehen Sie mal diese Verse," sagt Voltaire, „sie sprechen nicht für die gute Meinung, die Sie ihm zutrauen." Er liest sie ihm vor. Der Marquis ist ruhig genug um an sich zu halten; er sagt bloß: „Wenn Algarotti diese Verse gemacht hat, so gestehe ich, das ist unwürdig; ich würde ihm einen so perfiden Streich nicht zugetraut haben." Und nun läuft dieser Schuft Voltaire zu Algarotti, und bringt ihm bei, daß der Marquis auf das Aeußerste gegen ihn erzürnt sei, daß

er die furchtbarsten Dinge von ihm rede, und daß er, Voltaire, nicht begreifen könne, was sie so auseinander gebracht habe. Algarotti durchschaut alsbald Voltaire's ganze Bosheit; er stellt sich jedoch so, als ob auch er gegen den Marquis aufgebracht sei, geht aber, sobald sich Voltaire entfernt hat, alsbald zu d'Argens, erzählt ihm, was er von Voltaire gehört hat, und vernimmt dagegen, was dem Marquis passirt ist. Beide verständigen sich natürlich, nicht in Voltaire's Falle zu gehen; sie schlossen sich vielmehr um so fester aneinander, und Voltaire war für dies Mal der Abgeführte."

Der König hatte, als er dies Histörchen zum Besten gab, bereits die schlimmen Erfahrungen hinter sich, die er mit dem literarischen Idol seiner Jugend während Voltaire's Aufenthalt in Potsdam und Berlin in so reichem Maße zu machen gehabt hatte; er hatte zu seinem Schmerz nicht nur die Bosheit, sondern auch die Eitelkeit, die Habgier und die Unredlichkeit des vergötterten Franzosen kennen gelernt. Es scheint, daß diese Erfahrungen den Ton beeinflußt haben, in welchem er, namentlich in späteren Jahren, von den schöngeistigen Tischgenossen seiner Jugendzeit zu sprechen pflegte. Wenigstens findet sich in de Catt's Aufzeichnungen, denen allerdings nach der bekannten Art ihrer Entstehung keineswegs unbedingt zu trauen ist, auch die eine und die andere Klage des Königs über Algarotti; er nennt ihn einen Süßthuer und tadelt seinen Eigennutz; letzteren habe er namentlich in seiner Herzensangelegenheit mit der Barbarina gezeigt. Nach anderen Berichten wäre es jedoch viel eher Algarotti gewesen, der sich bezüglich seines Verhältnisses zu Friedrich's schöner Tänzerin über den König zu beklagen gehabt hätte; dieser hätte ihn verhindert, seiner Neigung zu der ebenso reizenden als liebenswürdigen Landsmännin zu folgen. Was ferner den Eigennutz anlangt, so war König Friedrich bekanntlich, auch schon in den ersten Jahren seiner Regierung, ein sehr guter Haushalter; er wußte diese Eigenschaft insbesondere auch seinen Lieblingen gegenüber zu bethätigen und erwartete von Denen, die der Ehre seines freundschaftlichen Umganges gewürdigt wurden, ein Maß von pecuniärer Interesselosigkeit, welches mit ihren Mitteln und den Anforderungen ihrer Stellung nicht immer in dem richtigen Verhältniß stand. Dieser Geldpunkt, doppelt heikel bei einem Italiener ohne erhebliches Vermögen, scheint für die Beziehungen zwischen Friedrich und Algarotti mitunter einige Schwierigkeiten verursacht zu haben. Soweit der in den Werken des großen Königs abgedruckte Briefwechsel erkennen läßt, hatte der Italiener von Anfang an eine bestimmte Fixirung seiner Stellung gewünscht, der König dagegen eine solche für unnöthig erklärt: „Ich bin sicher," schreibt er dem Freunde, „daß Sie durchaus befähigt sind, in soliden Affairen verwendet zu werden; aber gerade deshalb sein Sie eingedenk, lieber Algarotti, des caccia risorbata: ich werde Sie mir für besonders gute Gelegenheiten aufheben."

Naturgemäß rief eben das Schwankende und Ungewisse des Verhältnisses gereizte Erörterungen hervor. Der König nahm es übel, daß Algarotti am Dresdener Hofe, der übrigens damals mit dem preußischen noch in gutem Benehmen stand, ebenfalls wohlgelitten war; er spottete über den friedfertigen Freund, als dieser sich zum Churfürstlich Sächsischen Geheimen Kriegsrath ernennen ließ, und er richtete schließlich, nachdem er die Flatterhaftigkeit seines

Schwans von Padua wiederholt getadelt hatte, die bestimmte Aufforderung an Algarotti, sich zu erklären, ob und unter welchen Bedingungen er in ein festes Engagement zu ihm treten wolle. „Denken Sie nicht an Geschäfte und Aemter, die nicht für Sie passen, sondern an ein gutes Einkommen und viel Freiheit. Lehnen Sie diese Aufforderung ab, so ersuche ich Sie, Sich nie wieder, weder wegen einer Stellung noch wegen Ihrer Angelegenheiten und Interessen an mich zu wenden."

Man kann der Antwort, die Algarotti aus Dresden am 17. September 1742 auf diese ungnädige Aufforderung an den König richtete, das Zeugniß würdiger Haltung nicht versagen. Der König hatte ihm eine unangemessene Sprache vorgeworfen: der Italiener erwidert, nachdem er die Berechtigung seiner Aeußerungen höflich, aber fest, nachgewiesen, daß nicht jeder Nichtfranzose die französische Sprache mündlich und schriftlich so beherrsche wie König Friedrich, und daß er bitten müsse, etwaige Verstöße seiner ungenügenden Sprachkenntniß zu gute zu halten. Was die Anerbietungen des Königs anlange, so seien ein gutes Einkommen und viel Freiheit, welche die Huld des Königs ihm gleichzeitig zu gewähren gedenke, zwei schwer vereinbare Dinge. Er sei weit davon entfernt, ein so gnädiges Anerbieten abzulehnen; doch wisse der König, daß seine Angelegenheiten ihn gegenwärtig nach Italien riefen und dort einige Zeit festhalten würden. Wenn ihm vergönnt würde, von Zeit zu Zeit ein Jahr in Berlin zuzubringen, so würde das für ihn eine Zeit des Genusses und der Erholung sein, wie die Olympiaden für die Griechen und die Säcularfeste für die Römer. Was immer der König ihm gewähren möge, um zu den Kosten der Reise und des Aufenthalts in Berlin während eines solchen Jahres beizusteuern, das werde er als eine um so größere Gnade ansehen, als er damit ja nur für sein eigenes Vergnügen bezahlt würde. Aber vor Allem bittet er den König, nicht Fehler seines Verstandes seinem Herzen zuzuschreiben, und wenn er geirrt habe, sich daran zu erinnern, daß

Errer est d'un mortel, pardonner est divin.

Dies Gewitter scheint die Temperatur gereinigt zu haben. Der Briefwechsel, den der König nach einigen Jahren in sehr huldvoller Weise wieder aufnahm — er übersandte dem Grafen in freundlichen eigenhändigen Zeilen das Patent als Kammerherr und den Pour le mérite — ist bis zu Algarotti's Tode fortgesetzt worden. Zunehmende Kränklichkeit zwang den Südländer, im Jahre 1753 in seine Heimath zurückzukehren, wo er zunächst in Venedig, dann in Bologna, zuletzt in Pisa Aufenthalt nahm. Von dort aus sandte er dem Könige literarische und artistische Neuigkeiten; er besorgte ihm neue Ausgaben des Palladio, eine Aufnahme des Palastes Pitti; er war für das Engagement italienischer Tanz- und Gesangskünstler besorgt; er vermittelte mehrfach den Verkehr Friedrich's mit dem päpstlichen Hofe, mit Cardinal Quirini, dessen Namen die Inschrift am Giebelfelde der katholischen Kirche in Berlin erwähnt, und mit anderen Kirchenfürsten; er sorgte endlich durch Broccoli und Melonensamen für die Küche, durch regelmäßige Lieferung von Bottargo, einer Sorte Caviar vom venezianischen Littoral, für den, wie man weiß, für solche Leckerbissen nicht unempfänglichen Gaumen seines königlichen Freundes. Als treuer Anhänger des Königs erwies

sich Algarotti während des siebenjährigen Krieges. Seine Briefe folgen allen Wechselfällen des Riesenkampfes, den Friedrich zu führen hatte, mit der lebhaftesten Theilnahme; kein Sieg der preußischen Waffen, dem der italienische Freund nicht zugejubelt und für den er nicht etliche hübsche classische Citate zur Hand gehabt hätte; kein Schicksalsschlag ohne einen ebenso warm empfundenen als wohlstylisirten Trostbrief. Als Algarotti nach den Siegen von Roßbach und Leuthen, die ganz Europa zu lauter Bewunderung hinrissen, dem König einen Glückwunsch gesandt hatte, der noch mehr als sonst classische Poesie und Prosa enthielt, hatte der König gute Laune genug, ihm eine Erwiderung zugehen zu lassen, die (mit Hülfe des Secretärs) an Citaten aus Lucrez und Virgil nur so strotzte.

Im November 1762 meldet Algarotti dem Könige, mit seinem Glückwunsch zur Einnahme von Schweidnitz, der letzten Waffenthat des großen Krieges, daß seine immer schlechter werdende Gesundheit ihn genöthigt habe, sich über den Appenin nach Pisa zurückzuziehen. „Hier kennt man den Nordwind kaum, die Winter sind Frühlinge, und unter freiem Himmel wächst l'arbore vittoriosa e trionfale, mit dessen Laub Eure Majestät sich so viele Male gekrönt haben." Der König erwidert umgehend, noch aus Sachsen, mit freundlichen Wünschen für baldige Wiederherstellung des kranken Freundes; er möge in seiner schönen Heimath den Frieden genießen, der stets das Ziel seiner — des Königs — Wünsche gewesen sei. Ebenso weihevoll als herzlich sind die Worte, mit denen Algarotti den endlichen Friedensschluß begrüßt und den prophetischen Wunsch ausspricht, daß es dem siegreichen Monarchen beschieden sein möge, der Geschichtschreiber seiner Thaten zu sein. „Nur Eure Majestät sind im Stande gewesen, den Krieg auszuhalten, welchen Sie soeben durch diesen ruhmvollen Frieden beendigt haben; Sie allein können seine Geschichte schreiben. Eodem animo dixit quo bellavit. Wäre ich glücklich genug, dies Buch noch zu erleben, dann würde ich mit Freuden sprechen: nunc dimittis servum ....."

Auf den letzten Brief Algarotti's, am 9. März 1764, mit welchem die übliche Caviarsendung eingetroffen war, hatte der König eigenhändig vermerkt, Catt solle verbindlich antworten. Aber die Antwort, in welcher der König sagt, daß ihn die zitternde Handschrift des Freundes schmerzlich berührt habe und in der er dem Patienten durch mehrere Beispiele guter Kuren aufzumuntern sucht, traf Algarotti nicht mehr unter den Lebenden. Die Anzeige von seinem Tode beantwortete der König mit dem Ersuchen an die Hinterbliebenen, dem Freunde als letztes Zeichen seiner Zuneigung auf seine Kosten einen Grabstein mit der Inschrift zu errichten:

hic jacet
Ovidii aemulus
et
Neutoni discipulus

Das stattliche Marmordenkmal, welches sich, in Ausführung dieses königlichen Geheißes, auf der weihevollsten Ruhestätte der Welt, dem Camposanto von Pisa, über Algarotti's Grab erhebt, trägt am oberen Gebälk die vom König angegebene Inschrift mit einer Aenderung, welche den großen Friedrich als Urheber

des Denkmals nennt. Tiefer zeigt sich Algarotti's Medaillonbild, umgeben vom Genius des Todes mit der umgekehrten Fackel und einer trauernden Psyche, mit der Unterschrift: Algarottus non omnis. Das Ganze bildet noch heute eine Zierde und eine Erinnerung, die sich dem Grabschmuck dieser erinnerungsreichen Stätte würdig anreiht. Den Zeitgenossen erschien das Denkmal so bemerkenswerth, daß wir von der Hand Giovanni Volgato's einen prachtvollen Kupferstich in Großfolio — ein Exemplar befindet sich im königlichen Kupferstichcabinet zu Berlin — danach besitzen.

Es ist bekannt, mit wie unvergleichlicher Energie der große König unmittelbar nach dem Friedensschlusse an die Wiederaufnahme seiner Friedensherrscherarbeit ging, und mit wie unermüdlicher Pflichttreue er derselben bis zum letzten Athemzuge obgelegen hat. Nicht minder bekannt ist, wie sehr sich während des furchtbaren Kampfes der Kreis seiner Jugendfreunde gelichtet hatte, und wie schwer es dem Alternden und Vereinsamten wurde, Ersatz zu finden. Es wäre indessen, selbst während seiner letzten Lebensjahre, durchaus unzutreffend, ihn sich als erbitterten und mürrischen Greis zu denken. Von der zauberischen Liebenswürdigkeit und Geistesfrische, mit welcher er als Jüngling sein Rheinsberg belebt, als Mann den Mittelpunkt seiner Tafelrunde gebildet hatte, war dem Alten von Sanssouci so viel geblieben, daß er noch immer, so oft sich ihm Gelegenheit bot, das Entzücken seiner Tischgenossen zu erregen vermochte.

Unter den Tischgästen des Königs wird uns in der Zeit nach dem großen Kriege wiederum ein Italiener besonders häufig genannt, der schon früher erwähnte Abt Bastiani, jener lange Venetianer, den Friedrich bei seiner Thronbesteigung unter den Potsdamer Riesen vorgefunden und dem er aus der blauen Montur wieder in das geistliche Gewand zurückgeholfen hatte. Ein großer Mann, noch im Alter mit dunklen Augenbrauen und ungewöhnlich glänzenden Augen, den der König gern aus Breslau, wo er als Domherr in behaglicher Pfründe saß, nach Berlin und Potsdam citirte, um ihn bei Tisch mit allerlei Scherzen über geistliche und weltliche Sachen zu schrauben. Bastiani ging auf diese Stichelreden mit guter Laune ein, wußte sich aber auch nöthigen Falls seiner Haut zu wehren. Friedrich neckte ihn eines Tages, daß er doch wohl noch Papst werden würde, und fragte ihn, was er dann zu ihm, dem Ketzer, wohl sagen werde. Da antwortete ihm Bastiani: „Ich werde sagen: O königlicher Adler, schirme mich mit deinen Flügeln, aber verschone mich mit deinem scharfen Schnabel!" Unter des Königs nachgelassenen Gedichten befindet sich ein besonders munteres aus dem Jahre 1766 an Bastiani, das mit den Versen schließt:

Vous avez le bonheur de plaire
Au vieux successeur de Saint Pierre,
Que Luther prend pour l'Antechrist:
De plus, vous êtes favori
De la déesse de Cythère.
L'un doit vous décorer un jour
De la pourpre de ses apôtres,
Et la mère du tendre Amour
Attend de vous qu'à votre tour
Vous décoriez le front des autres.

Auch literarisch war Bastiani dem schreibluſtigen Monarchen behülflich; durch ihn ist beispielsweise die Abhandlung zum Drucke befördert worden, in welcher der König den im Jahre 1769 erschienenen, dem Holbach'schen Kreise entstammten Essai „über die Vorurtheile" einer ausführlichen Prüfung unterzog.

Endlich ist es wiederum ein Italiener, der in den letzten Lebensjahren des großen Königs bis zu seinem Tode zu seiner nächsten Umgebung gehört hat, und seinen Aufzeichnungen verdanken wir, neben dem Bericht des Fürsten Ligne, ein anschauliches Bild von dem Unterhaltungsbedürfniß und von der Unterhaltungsfähigkeit, welche König Friedrich bis zuletzt zu eigen geblieben sind.

Unter den zahlreichen Fremden, welche der Weltruhm des Königs nach Berlin und Potsdam führte, befand sich ein junger Edelmann aus Lucca, der Marchese Girolamo Lucchesini. Er wurde dem Könige durch den sardinischen Gesandten im Frühjahr 1780 vorgestellt und gefiel so, daß Friedrich ihn zunächst längere Zeit bei sich behielt und ihm dann den Antrag machte, dauernd in seinen Dienst zu treten. So ward Lucchesini im Mai 1780 zum Kammerherrn ernannt und ist seitdem bis zu Friedrich's Ende in dessen nächster Umgebung geblieben. Er erwies sich als ein talentvoller, wohlunterrichteter Mann von besten Formen und feinstem Anstande, vermochte dem König in literarischen Angelegenheiten zu genügen, so daß ihm die Correspondenz mit ausländischen Gelehrten, die Angelegenheiten der Akademie u. s. w. anvertraut wurden, und er besaß namentlich die Gewandtheit und Schlagfertigkeit, zugleich aber den Takt in der Unterhaltung, die der König so sehr liebte. Lucchesini wurde ein regelmäßiges Mitglied des kleinen Kreises, den der König, auch nachdem er selbst dem Soupiren entsagt hatte, Abends gern um sich sah und in welchem mit alter Ungezwungenheit die Rede auf alle möglichen Angelegenheiten kam. Der Fürst Ligne, selbst ein Meister der Unterhaltungskunst, stellt Lucchesini das rühmlichste Zeugniß aus. „Er rief durch den Reiz seiner Unterhaltung die des Königs hervor. Er wußte, was für Gegenstände dem König angenehm waren, und dann verstand er es, zuzuhören, was nicht so leicht ist, wie man denkt, und was kein dummer Mensch je verstanden hat. Er machte sich durch seine verführerischen Manieren und durch die Anmuth seines Geistes bei Jedermann ebenso angenehm wie bei Seiner Majestät."

Ein Jahr nach Friedrichs des Großen Tode traf Goethe in Neapel mit Lucchesini zusammen. Er schreibt darüber nach Hause: „Die Ankunft des Marquis L. hat meine Abreise auf einige Tage weiter geschoben; ich habe viel Freude gehabt, ihn kennen zu lernen. Er scheint mir einer von den Menschen zu sein, die einen guten moralischen Magen haben, um an dem großen Welttische immer mitgenießen zu können; anstatt daß unser einer, wie ein wiederkäuendes Thier, sich zu Zeiten übernimmt und dann nichts weiter zu sich nehmen kann, bis er eine wiederholte Kauung und Verdauung geendigt hat." Lucchesini ist von dieser Reise wieder nach Preußen zurückgekehrt und hat unter den Nachfolgern des großen Königs mehrfache Verwendung im diplomatischen Dienste gefunden; seine weiteren Schicksale, die mit den schwersten Zeiten der preußischen Monarchie während der napoleonischen Kriegsstürme verflochten sind, liegen außerhalb des Rahmens dieser Studie.

Ueber Friedrich's politische Beziehungen zu Italien kann unser Bericht sich viel kürzer fassen. Der Grund ist ein sehr einfacher: Italien war, als Friedrich den Thron bestieg, kaum ein geographischer, jedenfalls kein politischer Begriff. Die mehrhundertjährige Fremdherrschaft, welche seit dem Zusammenbruche der nationalen Dynastien auf dem größten Theile des schönen Landes gelastet und dasselbe zum Tummelplatze französischer, spanischer und deutscher Kriegszüge gemacht hatte, war nicht ohne tiefe Spuren geblieben. Noch immer gehorchten weite Strecken der Halbinsel fremden Herrschern. Den Oesterreichern gehörte das Mailändische; Toscana war soeben, nach dem Erlöschen des einheimischen Fürstengeschlechts der Mediceer, dem Gemahl der habsburgischen Erbtochter, Franz von Lothringen, als Ersatz für sein Stammland überwiesen worden und damit, später als österreichische Secundogenitur, in jenes enge Abhängigkeitsverhältniß zum Kaiserstaat getreten, welches erst in unseren Tagen sein Ende gefunden hat; in beiden Sicilien, in Parma und Piacenza herrschten Nebenlinien der Bourbonen, die auf das Stärkste durch die Politik Frankreichs und Spaniens beeinflußt wurden. — Von den nationalen Staatengebilden hatten die beiden Republiken Venedig und Genua die Zeiten ihrer Handelsblüthe und ihrer politischen Machtstellung längst hinter sich. Nach langem, nicht unrühmlichen Kampfe hatten Beide ihre Besitzthümer in der Levante, Venedig seine Herrschaft über Griechenland an die Türken verloren; es schien, als ob sich die Kraft Beider damit völlig erschöpft hätte. Statt des venezianischen Marcuslöwen und der Greifenflagge Genua's war das Mittelmeer erfüllt von den Raubschiffen der Barbaresken; durch schimpfliche Capitulationen mit den Deys von Algier und von Tunis hatten die Nachkommen der Dandolo und der Doria sich für ihre Kauffahrer Sicherheit vor Beraubung und Sklaverei zu erkaufen. Der Kirchenstaat war nach der Anspannung, in welche er durch die kraftvollen Päpste der Gegenreformation, durch Paul Farnese und den fünften Sixtus versetzt worden war, in politische Lethargie zurückgesunken; er hatte soeben das classische Jahrhundert des Nepotismus durchgemacht und ging nun unter dem milden Regiment philosophisch angehauchter Päpste jenem dolce far niente zu, das uns Goethe's italienische Reise so anschaulich geschildert hat.

Der einzige Staat in Italien, welcher den Keim lebensvoller Entwickelung in sich trug, war Piemont. In den schlimmsten Zeiten der Fremdherrschaft hatte das an tüchtigen Kriegsmännern und an geriebenen Diplomaten reiche Geschlecht der savoyischen Grafen seinem Alpenländchen stets die Unabhängigkeit erhalten; aus den Kriegsstürmen des siebzehnten Jahrhunderts hatten sie durch geschickte Anlehnung bald an Oesterreich, bald an Frankreich wachsende Vortheile zu ziehen gewußt. In mannhaftem Widerstande gegen den Uebermuth und die Uebermacht Ludwig's XIV. hatte Piemont, unter der Führung ausgezeichneter Herrscher, ein heroisches Zeitalter erlebt; namhafte Gebietserweiterungen und der europäische Kriegsruhm, den sich die Herzöge Karl Emanuel und Victor Amadeus, mit ihrem Stammvetter Prinz Eugen „dem edlen Ritter" wetteifernd, erworben hatten, waren die Grundlage, auf welcher sich der neue Königsthron der savoyischen Dynastie aufbaute. Dem ersten Könige, den eine unglückliche Combination gezwungen hatte, das im Utrechter Frieden erworbene Sicilien

gegen das arme, aber näher gelegene Sardinien zu vertauschen, und der seitdem (1720) den Königstitel nach letzterer Insel führte, war 1730 in seinem Sohne Karl Emanuel III. ein Regiment von militärisch und politisch tüchtiger Begabung gefolgt, der unter den Herrschern Europa's, trotz der Kleinheit seines Landes, eine nicht unbedeutende Stellung einnahm.

Nach Westen von Frankreichs geschlossenem Gebiete begrenzt, nach Süden durch die Alpen und die Republik Genua noch immer vom Meere abgeschlossen, sah sich das neue Königreich für künftigen Zuwachs hauptsächlich auf das durch keine natürliche Grenze von ihm geschiedene Mailand hingewiesen. Vergrößerungen auf Kosten mailändischer Gebietstheile hatten von Alters her das Ziel der piemontesischen Politik gebildet; man muß, hatte einer jener savoyischen Fürsten gesagt, das Mailändische essen wie eine Artischocke, Blatt für Blatt. Als nun mit Kaiser Karl's VI. Tode der habsburgische Mannsstamm erlosch, hätte man glauben sollen, daß Sardinien sich mit dem größten Interesse an dem Liquidationsverfahren betheiligen würde, welches der junge Preußenkönig durch sein Einrücken in Schlesien so kühn eröffnet hatte. Preußische Truppen hatten während des spanischen Erbfolgekrieges neben den kaiserlichen als Bundesgenossen der Piemontesen tapfer gefochten; in der Entscheidungsschlacht bei Turin (1706) hatten sich die preußischen Grenadiere unter der Führung des — damals noch jungen — Dessauers besonders hervorgethan; das Andenken an diese Waffenthat, das in unserm Heere noch heute fortlebt, war in Piemont sicherlich noch nicht erloschen. Der gleiche Beruf schien den nahezu gleichzeitig erreichten Königskronen der Hohenzollern und der Savoyer bestimmt, das nächste Ziel, Minderung des österreichischen Uebergewichts, beiden gemeinsam zu sein.

Aus dem Ueberblick, den König Friedrich seinem Minister Podewils im November 1740 über die Chancen des eben begonnenen Krieges gab, geht hervor, daß er in der That den Anschluß Sardiniens an das Bündniß gegen Oesterreich erwartete. Viel hat sich indeß sein heller Blick von der Beihülfe Sardiniens von vornherein nicht versprochen. Er hatte von der Actionsfähigkeit dieses Landes keine eben hohe, wohl aber, wie der Erfolg bewies, eine richtige Vorstellung. Dem entsprachen auch die Mittel, deren er sich zu dem Versuche, Sardinien in sein Interesse zu ziehen, bediente. Directe diplomatische Beziehungen zwischen den Höfen von Berlin und Turin bestanden damals noch nicht. Durch eine während des Marsches nach Schlesien erlassene Cabinetsordre (aus Crossen vom 15. December 1740) wird der Minister Podewils beauftragt, den „Sieur Algarotti" in nicht amtlicher Eigenschaft nach Turin zu schicken, um dort als Landsmann einige Zeit zu verweilen und das Terrain zu sondiren; er möge, heißt es in dem Erlasse des Königs, sein savoir-faire anwenden, um herauszubekommen, ob der Turiner Hof sich nicht durch seine eigenen Interessen dazu bringen lassen wird, während der gegenwärtigen, so außerordentlich günstigen Conjunctur den Schild gegen Oesterreich zu erheben. — Die Art dieser Mission läßt deutlich erkennen, daß der König sich keinen sonderlichen Erfolg von ihr versprach. Er hatte die Sachlage ganz richtig beurtheilt. Algarotti fand am Turiner Hofe zwar eine angenehme Aufnahme, aber wenig Gelegenheit, sein savoir-faire geltend zu machen. So sehr man in Turin geneigt war, die Ge-

legenheit zu einer Gebietserweiterung zu benutzen, und so sehr man bereit war, diejenige Partei zu ergreifen, welche die bessere Aussicht dazu bieten würde, so waren die piemontesischen Staatsmänner, König Karl Emanuel an ihrer Spitze, doch lange zweifelhaft, ob sie für oder gegen Maria Theresia zu Felde ziehen sollten. „Die Geheimnisse der Cybele sind menschlichen Augen nicht verborgener gewesen, als die Politik dieses Hofes," berichtet Algarotti im Februar 1741, anscheinend in einiger Verzweiflung, nach Berlin. König Friedrich hat an den Rand dieses Berichts geschrieben: „es wird nichts herauskommen" und den Befehl ertheilt, ihn abzurufen.

Inzwischen hatte König Karl Emanuel sich schlüssig gemacht. Er bot seiner Schwägerin, der Königin von Ungarn, seine Hülfe an, falls sie sich zur Abtretung mailändischer Gebietstheile bis zum Ticino verpflichten wolle. Maria Theresia, in begreiflicher Erbitterung gegen den Preußenkönig, war viel eher geneigt, etwas von ihren italienischen Besitzungen an Piemont, als auch nur ein schlesisches Dorf an Preußen abzutreten; man kam zu einer Verständigung, kraft deren Sardinien im Bunde mit Oesterreich und England die Waffen gegen Frankreich und die bourbonischen Nebenlinien auf der Halbinsel ergriff. Der Kampf zwischen den Westmächten dauerte bekanntlich noch einige Jahre fort, nachdem Friedrich den zweiten schlesischen Krieg siegreich beendigt und sich durch den Dresdener Frieden aufs Neue im Besitz von Schlesien behauptet hatte. In dieser Lage war es Sardinien, welches eine Annäherung an den ruhmgekrönten preußischen Herrscher suchte. Im Jahre 1746 kam der sardinische Gesandte am chursächsischen Hofe, Graf Perrone, nach Berlin, um, wie Podewils dem in Potsdam weilenden Könige meldet, die Freundschaftsversicherungen seines Herrn zu überbringen. Der König erklärte sich bereit, den piemontesischen Diplomaten zu empfangen und schrieb seinem Minister: „Der König von Sardinien scheint Lust zu irgend welchem Bündniß mit uns zu haben; allein es ist zu weitab; wir können uns die Hand nicht reichen, um uns gegenseitig zu unterstützen." Und am nächsten Tage, nach der Audienz, schreibt er an Podewils: „Es ist nur von dem Ihnen Bekannten die Rede gewesen. Ich glaube, die Sardinier wollen eine feste Regelung des politischen Systems von Europa abwarten, bevor sie unsere Allianz suchen; *aber sie werden sicherlich darauf zurückkommen.*"

Das Eintreffen dieser Prophezeiung hat Friedrich der Große nicht erlebt. Seine politische Correspondenz, deren Sammlung die vorstehenden Angaben entnommen sind, legt auch Sardinien gegenüber vollgültiges Zeugniß von der Sorgfalt und der Umsicht ab, mit welcher er die wechselnde Gestaltung der europäischen Politik verfolgte; sie läßt aber auch voll erkennen, wie frei von Illusionen er seine Lage beurtheilte. „Gewiß," schreibt er einmal (im Jahre 1748) seinem treuen Podewils, „würde es meinen Interessen sehr entsprechen, wenn ich mir in Italien eine Partei bilden könnte, und ich bin mit derartigen Ideen gegenwärtig beschäftigt . . . Aber die besten Hülfsquellen, die mir gegen das Uebelwollen Oesterreichs zur Seite stehen, sind meine eigene Kraft, die Maßregeln, die ich nie unterlassen werde, um mich in den Stand zu setzen, daß ich Niemanden zu fürchten brauche, und ein gutes Einverständniß mit den Seemächten."

Auf seine eigene Kraft gestützt und mit Hülfe der größten Seemacht England hatte Friedrich demnächst den ungeheuren Kampf gegen das unnatürliche Bündniß Oesterreichs mit Frankreich und gegen die mit beiden Großmächten alliirten Russen, Schweden u. s. w. zu bestehen. Im schlimmsten Jahre des siebenjährigen Krieges griff der hartbedrängte König nochmals auf den Versuch zurück, Sardinien und andere italienische Staaten zu einer Diversion gegen Oesterreich anzuregen. Er sandte seinen Flügeladjutanten, Baron Cocceji, verkleidet und unter falschem Namen nach Turin, um Piemont im Einverständniß mit dem Cabinet von Neapel zu einer Oesterreich feindlichen Neuordnung der italienischen Staatenbildung zu bewegen. Gegenüber der festen Allianz, welche zwischen Oesterreich und Frankreich bestand, war der Versuch, Sardinien aus seiner Neutralität zu bringen, an sich ein hoffnungsloser; er wurde völlig vereitelt, als England, aus Gründen seiner Colonialpolitik, dem König von Sardinien abrathen ließ, auf die preußische Aufforderung einzugehen. So mußte Cocceji denn unverrichteter Dinge heimkehren, und Sardinien bewahrte während des ganzen Krieges die genaueste Neutralität.

Die einzigen Italiener, denen das gewiß unerwünschte Loos zufiel, am Kriege gegen den Preußenkönig Theil nehmen zu müssen, waren die Toscaner, als Unterthanen des Gemahls der österreichischen Herrscherin. Nachdem zu Regensburg im Jahre 1757 die Reichsexecution gegen den Churfürsten von Brandenburg beschlossen worden war, mußte auch Toscana auf Geheiß seines Kaiser-Großherzogs gegen den Reichsfeind rüsten. Er sollte ein Hülfscorps von 3000 Mann aufbringen, die sich denn nach langen Verhandlungen im Winter 1758 auch wirklich in Bewegung setzten, um zum kaiserlichen Heere zu stoßen. Ihr Ausmarsch wird in einem der letzten Briefe Algarotti's an König Friedrich mit dem Bemerken erwähnt, viel würden ihm diese Feinde wohl nicht zu schaffen machen. Das Einzige, was wir von ihnen erwähnt finden, ist, daß es ihnen in der Liegnitzer Schlacht besonders übel erging. Zur Ergänzung der dort erlittenen Verluste befahl Kaiser Franz neue Aushebungen. Wir hören, daß diese Anordnung in dem seit langer Zeit kriegsentwöhnten Lande die größte Unzufriedenheit hervorrief, und daß nicht wenige Gestellungspflichtige sich der verhaßten Einkleidung durch Entweichen in den benachbarten Kirchenstaat — während der ganzen Kleinstaaterei Italiens stets ein beliebtes Asyl, namentlich in dem schluchtenreichen Appennin — zu entziehen suchten.

So hat König Friedrich seinen Heldenkampf ohne Italiens Waffenhülfe ausfechten müssen. Aber nicht ohne den Beistand der italienischen Sympathie. Sie war ihm schon durch sein erstes Auftreten, durch seine Toleranz gegen Andersgläubige, durch die Humanität seiner Gesetzesreformen, durch seine glänzende geistvolle Persönlichkeit erworben worden. Dem König diese Sympathien zu erhalten, in Italien volles Verständniß für die Heldengröße zu erwecken, mit welcher der preußische Herrscher den Kampf gegen das verbündete Europa aufnahm: das war eine der vornehmsten Aufgaben, welche sein treuer italienischer Freund als Schriftsteller zu erhalten strebte. Unter den Oeuvres militaires der in Berlin 1772 erschienenen französischen Ausgabe der Werke des Grafen Franz Algarotti befindet sich eine Betrachtung über den Beginn des jetzt von Oester-

reich, Frankreich, Rußland u. s. w. gegen Preußen geführten Krieges, die als ein Zeugniß von der tiefgehenden Einwirkung, welche Friedrich's Persönlichkeit bereits vor der siegreichen Durchführung seines größten Kampfes auf seine italienischen Zeitgenossen ausübte, hier angeführt zu werden verdient.

Algarotti's Schrift kleidet sich in die Form eines Briefes an den Secretär der Accademia degli Indomiti — das achtzehnte Jahrhundert war bekanntlich das Blüthezeitalter jener zahllosen Akademieen in Italien —, zu Bologna. „Ich habe," schreibt er dem akademischen Collegen, „in meiner Einsamkeit die Kühnheit gehabt, für mich selbst die Gründe zu prüfen, welche dem Könige von Preußen so viel Festigkeit einflößen; unter den schattigen Rebengängen der Cavallina habe ich, von den grausamsten Feinden Preußens in Prosa und in Versen umringt, Kriegsrath gehalten, dessen Ergebniß ich Ihnen mittheilen möchte." Nun folgt ein Ueberblick über die politische und militärische Lage, der mit einer Heerschau über die Streitkräfte der Mächte beginnt, „welche diese neue Ligue von Cambray geschlossen haben". Ihnen gegenüber der König, an der Spitze seiner Armee, die in ihm weniger ihren Führer und Kriegsherrn als ihren Vater erblickt, vollkommen Herr seiner Entschlüsse und Handlungen, umringt von Generalen, die sein Zutrauen auf seine Kraft erhöhen und die ihn zu den verwegensten Unternehmungen befähigen. Der bewährte Lehwaldt, der ebenso unerschrockene als vorsichtige Schwerin, der bei Molwitz den Oesterreichern die erste Niederlage beigebracht und damit den Grundstein zur Größe Preußens gelegt hat. Dann die Brüder des Königs, die unter seinen Augen in Athen die Studien von Spartanern betrieben haben; sein Vetter, Markgraf Karl, der würdige Enkel des Großen Kurfürsten; Moritz von Anhalt, der Erbe der kriegerischen Begabung seines Vaters; Ferdinand von Braunschweig und Karl von Bevern, die Beide auf der Bahn ihrer Vorfahren einherschreiten, und von denen dem Ersteren das Hauptverdienst an dem bedeutenden Siege bei Soor im vorigen Kriege beizumessen ist. Sodann Winterfeldt, dessen Klugheit, Tapferkeit und Großmuth allgemein bewundert werden, und den ein gewisser Frohsinn niemals verläßt; Keith, der in russischen Diensten denselben Rang hatte wie Loewendal, aber diesen durch seine wissenschaftliche Bildung und die Weisheit seiner Rathschläge bei Weitem überragt. Endlich Friedrich selbst, das Alles beseelende, Alles belebende Princip, Friedrich, der seit seiner frühesten Jugend, während man ihn ausschließlich mit den schönen Wissenschaften beschäftigt glaubte, Staats- und Kriegsangelegenheiten zum Gegenstand seines Nachdenkens und seines Studiums erwählt hat, Friedrich, der noch nie einen Ort belagert hat, ohne ihn zu nehmen, noch nie eine Schlacht geschlagen hat, ohne sie zu gewinnen . . . . ."

Für ein friedfertiges Mitglied der Akademie der Unbezähmbaren wahrlich kein übles Bild von Friedrich und seinen Generalen. Man erkennt, daß der Maler nicht ohne Nutzen seinen Urbildern an dem runden Tische von Sanssouci so oft gegenübergesessen hatte, und man kann sich leicht vorstellen, welche Wirkung eine derartige, von einem Augenzeugen auf Grund langjährigen Verkehrs entworfene Schilderung auf seine italienischen Landsleute ausgeübt haben mag.

Wie sehr diese Wirkung sich erhöhte, als Friedrich der neuen Ligue gegenüber, anfangs in unerhörten Siegen, welche, wie die Tage von Roßbach und

Leuthen, die Gemüther der Zeitgenossen mächtig erregten, dann trotz schwerer Niederlagen unüberwindlich das Feld behauptete, wird des Nachweises kaum bedürfen. Die Gestalt des Preußenkönigs wurde auch in Italien eine durchaus volksthümliche. Mitten in Sicilien wurde dem Maler Philipp Hackert bei der Durchreise durch eine kleine Stadt von dem Magistrat ein Ehrengeschenk von Wein und Früchten überreicht, weil sie gehört hätten, daß er ein Preuße sei, Unterthan des großen Königs, dem sie dadurch ihre Ehrfurcht erweisen wollten. Und Goethe erzählt unterm 28. April 1787, ebenfalls aus Sicilien, wie er mit seinem Begleiter in Caltanisetta, während das Essen bereitet wurde, von seinem Wirth in der Stadt herum und endlich auf den Markt geführt worden sei, „wo die angesehensten Einwohner nach antiker Weise umhersaßen, sich unterhielten und von uns unterhalten sein wollten. Wir mußten von Friedrich dem Zweiten erzählen, und ihre Theilnahme an diesem großen König war so lebhaft, daß wir seinen Tod verhehlten, um nicht durch eine so unselige Nachricht unsern Wirthen verhaßt zu werden."

In Lucchesini's Aufzeichnungen wird eines Gespräches an König Friedrich's Tafel gedacht, in welchem der König falsche Vorstellungen über Italien und die Italiener, ihre Gemüthsart, Naturanlage und Tapferkeit entwickelt habe. „Es wurde viel von einem selbständigen Königreich Italien unter einem einheitlichen Herrscher gesprochen." Die Notiz läßt nicht erkennen, welche Ansicht Friedrich der Große über diese Frage entwickelt hat. Ist es jedoch nach dem Antheil, den der König an dem Gespräch seiner Tafelrunde zu nehmen pflegte, und nach dem Werthe, der seinen Aeußerungen naturgemäß von dem Aufzeichner beigelegt wurde, nicht unwahrscheinlich, daß Er es gewesen ist, welcher von einem Königreich Italien unter einem einheitlichen Herrscher gesprochen hat, so hat König Friedrich denselben Scharfblick, mit welchem er die politische Lage Italiens zu seiner Zeit beurtheilte, auch für die Zukunft bewährt. Und wie diese, so ist auch seine bereits oben erwähnte Prophezeiung, daß die Stunde kommen werde, in welcher die Dynastie Savoyen zu einem Bündniß mit Preußen gelangen würde, in unsern Tagen zum Segen beider Nationen eingetroffen.

Geistesstörung und Verbrechen.

Von

Otto Binswanger.

I.

Es war der unreife Glaube einer früheren Zeit, daß alles Verbrecherische und alle krankhaften Aeußerungen der Geistesthätigkeit übernatürlichen, dämonischen Gewalten ihren Ursprung verdankten. Wohl galt in einzelnen Fällen der Geistesgestörte, so lange sein wahnhaftes Empfinden, Denken und Handeln im Rahmen bestimmter religiöser Vorstellungen sich bewegte, für ein gottbegnadetes und erleuchtetes Wesen, das der höchsten Verehrung würdig war und demgemäß behandelt wurde; viel häufiger aber rief das krankhafte Gebahren die Anschauung wach, daß finstere Gewalten von seiner Seele Besitz ergriffen hätten. So fielen in der Mehrzahl der Fälle die Geisteskranken, gleich dem Verbrecher, dem Teufel anheim; wahrscheinlich erlitten Beide ein gleiches Schicksal. Beweisende Zeugnisse aus alter Zeit fehlen uns; für das Mittelalter bringen uns die Bücher und Rechnungen der Städte gesicherte Kunde. In den Jahren 1377—1397 bekam der Gefängnißhüter der Stadt Nürnberg Geld für die Verpflegung der Geisteskranken und hatten die Henkersgehülfen derselben Stadt im Jahre 1377 eine Geisteskranke nach Fürth zu führen. Ebenso behandelte man im 14. Jahrhundert in Basel die „tobsüchtigen Narren" als vom bösen Geist besessene Leute und ließ sie von dem Scharfrichter auspeitschen.

Auf diese Weise waren die Geisteskranken gleich dem Verbrecher dem Verderben preisgegeben; unsägliches Elend, unendliche Rohheit und Lieblosigkeit gegen die Aermsten und Unglücklichsten, die aller Führung beraubt, war die unabweisbare Folge dieses grausamen Aberglaubens, welcher sich in den Thatsachen der Hexenprocesse ein grauenhaftes bleibendes Denkmal der Irrwege des Menschengeistes errichtet hat.

Ich muß es mir an dieser Stelle versagen, weiter auf geschichtliche Zeugnisse einzugehen. Wohl aber verlohnt es sich, den tieferen, in der Entwickelung der

menschlichen Gesellschaft begründeten Ursprüngen nachzuforschen, welche zu diesem unheilvollen Zusammenketten von Geistesstörung und Verbrechen im Volksbewußtsein geführt haben.

Alle Lebewesen unterliegen den Gesetzen der Wechselbeziehung der erhaltenden und vernichtenden Einflüsse, welche bei der Bewahrung der Einzelexistenz und der Erhaltung der Art innerhalb der organisirten Materie unvermeidlich sind. Je vielgestalteter die Lebensbedingungen des Individuums und der Art, desto mannigfaltiger sind die Wirkungen der Umgebung auf dieselben und desto entwickelter sind auch die Beziehungen der Gesammtheit zum Einzelnen. Indem so das Einzelwesen mit unlösbaren Fäden an den Werde- und Lebensproceß seiner Umgebung geknüpft ist, muß jede Aenderung desselben seine Existenzbedingungen mit elementarer Gewalt umgestalten, und in der Möglichkeit der Anpassung an diese ist die Vorbedingung der Erhaltung und Weiterentwickelung des Einzelnen und der Art gegeben. Diese Einordnung aller Einzelnen in die Gemeinschaft bedingt aber auch den Zusammenschluß aller Glieder, welche diese Anpassung an gleichartige Lebensbedingungen erlangt haben. Und weiterhin drängt die Gemeinschaftlichkeit der Interessen die Gesellschaft zu gemeinsamen Schutzmaßregeln gegen alle Elemente innerhalb der Gemeinschaft, welche den Bestand derselben gefährden.

Diese Grundregeln der Gesellschaftslehre sind am klarsten nachweisbar im festgefügten Baue des heutigen Rechtsstaates, in welchem alle Glieder der Gesellschaft in bestimmte, gesetzmäßige Beziehungen zur Gesammheit treten. Je lockerer die gesellschaftliche Verknüpfung, je kleiner die sociale Einheit, desto weniger Schutzmaßregeln in der Form von Obrigkeiten und Gesetzgebung, desto stumpfer die Empfindung für alles Abweichende, Gesetzwidrige. Es wird so leicht verständlich, daß mit steigender Civilisation, mit fortschreitendem Wachsthum und Verdichtung der Gesellschaftseinheiten, mit verfeinerter Gliederung und innigerer Wechselbeziehung der Einzelwesen innerhalb derselben auch alle Störungen empfindlicher wahrgenommen werden und zu rascherer und ausgiebigerer Abwehr geführt haben. Die Gesellschaft wird demgemäß die Stellung ihrer Mitglieder zu ihr, unbeschadet der individuellen gesetzmäßigen Gestaltung der Lebensbedingungen des Einzelnen, in erster Linie nach der Nützlichkeit oder Schädlichkeit ihrer Thätigkeitsäußerungen in Beziehung auf die Lebensvorgänge der Gesammtheit beurtheilen. Alle Individuen, welche vermöge ihrer Lebensführung die Schranken der gesellschaftlichen Ordnung in regelloser oder verderblicher Weise durchbrechen und also durch ihre Lebensäußerungen der Gesammtheit zum Schaden gereichen, werden durch die Gleichartigkeit der Wirkung, auch bei ganz verschiedenartigen Ursachen, der Gesammtheit als zusammengehörige Schädlichkeiten gegenüberstehen.

Das Verbrechen und die Geistesstörung sind die vornehmlichsten Grundlagen solcher Auswüchse am Baume der Gesellschaft. Beide müssen bei schrankenloser Entfaltung ihrer Thätigkeiten die Existenz der Gesammtheit gefährden. Der Gleichartigkeit der Wirkungskreise entsprach die Gleichartigkeit der Schutzmaßregel, und daraus entsprang auch unmerklich die Verschmelzung beider zu gleichartiger Erscheinungsform menschlicher Entwickelung.

Es genügen wohl diese wenigen Sätze, um einer natürlichen Entwickelung der im Volksbewußtsein großgezogenen, durch den theokratischen Rechtsstaat geheiligten Anschauungen über die Zusammengehörigkeit beider socialen Erscheinungen das Wort zu reden. Sie weisen uns aber auch darauf hin, in diesen „primitiven Ideen" den Ausdruck einer unklaren, noch wenig entwickelten Gedankenreihe zu erkennen, welche ihren Urgrund in dem egoistischen Bestreben besitzt, Schädlichkeiten abzuwehren und auszumerzen. Jede geläuterte Erkenntniß, welche nicht aus der Wirkungsweise, sondern den ursprünglichen Bedingungen einer socialen Erscheinung die Unterscheidung socialer Formelemente anstrebt, wird diesen Boden der Betrachtung verlassen müssen.

Ein kurzer Rückblick auf die Geschichte der Irrenpflege, nur in absehbarer Zeit, lehrt uns, wie langsam und zögernd man sich von jenen Vorstellungen losgesagt hat. Noch mitten in unser Jahrhundert hinein ragen die Ausläufer jener Gewaltmaßregeln gegen Geisteskranke. Die rettende That des älteren Pinel, welcher zur Zeit der ersten französischen Revolution den Muth hatte, den Geisteskranken die klirrenden Ketten abzunehmen, ist in manchen deutschen Gauen erst in der Mitte dieses Jahrhunderts zur Ausführung gelangt. Noch in den vierziger Jahren verfocht ein deutscher Psychiater die alte Lehre, daß Geistesstörung ein Ausfluß der Sünde und krankhafter Leidenschaften sei, welche durch Gewalt und Züchtigungsmittel vertrieben werden müßten.

Gerade wenn wir die Geschichte des Irrenwesens betrachten, klingt es auf der einen Seite wie Hohn, von der guten alten Zeit zu sprechen; auf der anderen Seite aber darf uns berechtigte Freude erfüllen, wenn wir die tiefe und hoffentlich dauernde Kluft betrachten, welche die staatlichen Einrichtungen der Jetztzeit fast mit zauberischer Kraft im Laufe von wenigen Jahrzehnten zwischen der nackten Schutztheorie und der menschlich werkthätigen und heilenden Fürsorge für die Geisteskranken bewirkt haben. Es ist dies der erste Schritt zu einer geläuterten Erkenntniß des Wesens und die Erscheinungsformen geistiger Erkrankung, von dem wir einen befruchtenden Einfluß auf die Volksanschauung erhoffen dürfen. Erst seit dieser Zeit ist die ideale Forderung, den Geisteskranken ärztlich zu erkennen und zu behandeln, erfüllbar geworden.

II.

Die unendliche Vielfältigkeit der geistigen Entwickelung unter dem Einfluß natürlicher Veranlagung, der umgebenden Lebensverhältnisse und der Erziehung weist uns darauf hin, daß auch alle Abweichungen des geistigen Geschehens eine wechselvolle Reihe von Bildern darbieten werden. Es ist der neueren, naturwissenschaftlich beobachtenden Seelenheilkunde gelungen, eine Reihe von Zustandsformen geistiger Erkrankung klarzustellen, welche durch die Gleichartigkeit der Entwickelung, die Uebereinstimmung der Krankheitserscheinungen und den gesetzmäßigen Verlauf derselben als einheitliche Krankheitsbilder betrachtet werden dürfen. Nachdem diese Unterlage geschaffen worden war, gelang es auch mittelst einer genetischen Betrachtung aller seelischen Vorgänge, ein klareres Verständniß

über die Beziehungen der Geistesstörung zu verbrecherischer Handlungsweise anzubahnen.

So wenig wir ein absolutes Maß menschlicher Vollkommenheit und harmonischer Abrundung unsere Lebensführung anerkennen können, so wenig vermögen wir eine systematisch geordnete und unabweichbar festgefügte Stufenleiter von unsittlichen und krankhaften Verirrungen des menschlichen Strebens zuzugestehen. Krank und gesund, gut und böse sind also gleicherweise weder unwandelbar feststehende Begriffe, welche zu schablonenhaftem Maßstabe verwerthet werden könnten, noch sind wir im Stande, in jedem Einzelfalle den verschlungenen Pfaden nachzugehen, auf welchen Verbrechen und Geistesstörung zusammenfließen. Und gerade diese Grenzgebiete ebensosehr der menschlichen Erkenntniß, als der menschlichen Lebensäußerungen zwingen dem Arzte die verantwortungsreichsten Fragen auf. Die Schlüssel zu diesem Labyrinthe bieten uns die Psychologie und die klinische Erfahrung; ihre Forschungsergebnisse müssen in engster Anlehnung an die heute gültigen Strafrechtslehren betrachtet werden, falls wir eine praktische Verwerthung derselben überhaupt erreichen wollen. Denn hier, wo wir dem Richter bei der Beurtheilung des strafrechtlichen Werthes einer incriminirten Handlung und der Erkenntniß des geistigen Zustandes eines Angeschuldigten mit unserer Erfahrung zur Seite stehen sollen, ist es nicht angängig, die Rechtsnormen selbst — sie mögen vom Standpunkte des inductiv denkenden und naturwissenschaftlich folgernden Psychiaters noch so anfechtbar sein — einer Kritik zu unterziehen. Die Begriffe der Willensfreiheit, d. i. der freien Selbstbestimmung, und der Zurechnungsfähigkeit, d. i. der Einsicht in die Strafbarkeit der begangenen Handlung, werden mithin so lange vollgültige Werthe in der Criminalpsychologie bleiben müssen, als die geltende Rechtsanschauung dieselben zur Grundlage ihrer Thätigkeit macht.

Unsere ärztliche Aufgabe wird sich also darauf beschränken, den wissenschaftlichen Nachweis zu liefern, daß Willensfreiheit und Zurechnungsfähigkeit unter bestimmten krankhaften Vorgängen vorübergehend oder dauernd beeinträchtigt, beziehungsweise vernichtet werden können, wodurch die Strafbarkeit der Handlung des Angeschuldigten hinfällig wird. Wir werden also, dem Gesetzgeber folgend, zu untersuchen haben, ob der Thäter in einem Zustande von Bewußtlosigkeit oder krankhafter Störung der Geistesthätigkeit bei der Begehung der That sich befunden hat, durch welchen eine freie Willensbestimmung ausgeschlossen war.

In diesen wenigen Sätzen ist der individualisirende Charakter dieser gerichtsärztlichen Thätigkeit gekennzeichnet, welche nur auf dem Boden reichster Erfahrung über die innigen Wechselbeziehungen zwischen geistiger und sittlicher Entwickelung sich fruchtbringend gestalten wird. Durch die genauere klinische Erforschung der verschiedenen Erscheinungen des angeborenen und erworbenen Schwachsinns — letzterer vorzugsweise durch das grauenvolle Krankheitsbild der paralytischen Geistesstörung und den Altersschwachsinn gekennzeichnet — darf die Thatsache als gesichert erachtet werden, daß alle gemüthlichen Regungen, alles Vorstellen und jegliche Willensthätigkeit in inniger Verknüpfung unter einander in letzter Linie von dem Gesammtmaße des jeweiligen geistigen Besitzstandes beherrscht wird. Alles Empfinden, Denken und Handeln ist das Er-

gebniß langsamer, stetig fortschreitender Entwickelung, und alle Vervollkommnung in sittlicher und intellectueller Beziehung ist von dem Maße geistiger Thätigkeit abhängig. Die geistige Schwäche äußert sich vor Allem darin, daß die Beziehungen des Einzelnen zur Gesammtheit gelockert werden, daß alle Vorstellungen und Gefühle für die Mitwelt verkümmert sind und deshalb alle Willensthätigkeit ohne gesetzmäßige Berücksichtigung des Einflusses irgend einer Handlung auf die Umgebung aus einseitig selbstischen Strebungen hervorgeht. Gerade diese Schwachsinnszustände bieten die weitestgehenden Berührungspunkte mit den Aeußerungen verbrecherischer Lebensführung, und es ist heute eine kaum bestrittene Thatsache, daß unter den Insassen der Zuchthäuser und anderer Strafanstalten sich viele geistig unentwickelte oder durch Krankheit geistig herabgekommene Individuen finden. In der Schwierigkeit einer genauen Abgrenzung geringerer, noch als normal geltender geistiger Entwickelung und angeborener geistiger Verkümmerung liegen zum Theil die Gründe für die Verkennung derartiger Krankheitszustände durch Richter und Aerzte; zum Theil aber entspringen sie auch dem Mangel an Erkenntniß der durch die Psychiatrie gesammelten Erfahrungen über die verschiedenen Erscheinungsformen des Schwachsinns, welcher noch heute bei beiden Instanzen vorhanden ist. Diesen Zuständen einfacher Entwickelungshemmung aller geistigen Eigenschaften und Fähigkeiten steht eine Gruppe krankhaft veranlagter und krankhaft entwickelter Individuen zur Seite, bei welchen alle Probleme über die Beziehungen der sittlichen Gefühle und Vorstellungen zu den Verstandeskräften zu Tage treten, jene Gruppe geborener, durch erbliche Degeneration verkümmerter Defectmenschen, bei welchen die Entwickelungshemmung in hervorragender Weise durch den Mangel aller sittlichen Vorstellungen und durch das ausschließliche Vorwalten rohester egoistischer Gefühlsthätigkeit sich kundgibt. Diese merkwürdigen krankhaften Schößlinge der menschlichen Gesellschaft gelangen fast durchweg auf die Bahn des Verbrechens. Nirgends ist die Gefahr einseitiger, tendenziöser und voreingenommener Beurtheilung und Begriffsbestimmung näherliegend gewesen, als in der wissenschaftlichen Verarbeitung dieser Krankheitsform, die wir als eine Varietät des Schwachsinns und eine Theilerscheinung der erblich degenerativen Geistesstörung unter dem Begriffe des moralischen Schwachsinns aufzufassen gelernt haben, die aber unter der englischen Bezeichnung „moral insanity“ am bekanntesten geworden ist. Nirgends ist klarer zu erkennen gewesen, als gerade hier, daß der klinische Aufbau gesetzmäßig sich entwickelnder und verlaufender Krankheitszustände sich nicht an die ausschließliche Berücksichtigung bestimmter Krankheitsäußerungen binden darf. Es ist mit dem Begriffe „moral insanity“ viel Unfug getrieben worden, und noch heute ist die oben gegebene engere Fassung desselben nicht allgemein durchgedrungen. Ich habe an anderer Stelle darauf hingewiesen, daß man alle erworbenen moralischen Irreseinsbilder einfach auf ihre Grundursachen zurückführen und sie nach den Krankheitsformen, denen sie zugehören, also als epileptische, hysterische, traumatische, alkoholistische Geistesstörung u. a. m. benennen sollte. Für den angeborenen moralischen Schwachsinn, als Zweig der erblich degenerativen Geistesstörung, gelten dann ganz bestimmte Kriterien zu seiner Erkennung, die heute an der Hand der wissen-

schaftlichen Grundlagen der Lehre von der erblich degenerativen Geistesstörung überhaupt leicht erlangt werden können.

Es ist ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß gerade in unseren Tagen, in welchen der Kampf der Meinungen über die Bedeutung der erblichen Uebertragung erworbener Eigenschaften die Geister aufs Lebhafteste bewegt, von Seiten der Psychiatrie die Gesetze der erblichen Uebertragung von Geisteskrankheiten zur begrifflichen Unterscheidung der einfach verbrecherischen Lebensführung und der Krankheitsäußerung des moralischen Schwachsinns mit vollster Berechtigung herangezogen werden. Es beweist dies von Neuem, daß in der menschlichen Pathologie die mächtigsten Stützpunkte aller Forschungen über die Erblichkeitsfrage zu finden sind, die unbekümmert um didaktisch metaphysische Grübeleien die Summe reicher statistischer und genealogischer Forschungen vergegenwärtigen. So ist es eine Erfahrungsthatsache der psychiatrischen Wissenschaft, daß, je gehäufter verschiedener Generationen hindurch Geistesstörung oder schwere Nervenkrankheit in einer Familie vorhanden ist, desto verderblicher und gefahrdrohender diese erbliche Belastung für die späteren Generationen wird. Die psychischen Krankheitsformen werden verwickelter, und schließlich tritt die geistige Entwickelungshemmung an Stelle der einfachen psychischen Krankheitsbilder. Die geistige Entartung, welche den moralischen Schwachsinn („die moralischen Narren" oder „Idioten") darstellt, schafft also nicht Schuldige aus eigener Wahl, sondern birgt die Opfer unseliger krankhafter Veranlagung. Es ist eine der dankenswertheften Aufgaben unserer Wissenschaft von geistig abnormen Menschen, den verwickelten Krankheitserscheinungen dieser Krankheitsform nachzugehen. Ich kann hier nur einige allgemeine Gesichtspunkte zur Feststellung derselben mittheilen.

Die Krankheitsäußerungen bestehen hierbei weniger in einer Störung der Verstandesthätigkeit im engeren Sinne, in der Ausbildung bestimmter Wahnvorstellungen oder im Auftreten von Sinnestäuschungen, als in der oben erwähnten mangelhaften Entwickelung aller socialen, moralischen und ästhetischen Empfindungen und Vorstellungen des werdenden und fertigen Menschen. Diese Kranken sind von Kind auf lügenhaft, grausam, widerspruchsvoll, heftig, eigenwillig und voller Selbstüberschätzung; sie sind allen instinctiven leidenschaftlichen und lasterhaften Regungen, trotz aller Ermahnung und Strafe, widerstandslos verfallen und bilden deshalb den Schrecken der Familie, der Lehrer und der Gesellschaft. Die Unterscheidung derartiger krankhafter Geistesentwickelung von einfach lasterhafter, verkommener Lebensführung ist nur möglich einerseits durch den Nachweis der erblichen Veranlagung zu schwerer Nerven- und Geistesstörung, andrerseits durch die Beobachtung anderweitiger Krankheitserscheinungen, welche erfahrungsgemäß bei dieser erblich degenerativen Geistesstörung sich vorfinden. Zu diesen Krankheitserscheinungen gehören außer gewissen körperlichen Degenerationszeichen, auf welche wir an anderer Stelle zurückkommen werden: 1) ein unmotivirter und plötzlich auftretender Stimmungswechsel, der sich sowohl zu krankhaften Erregungszuständen kürzerer und längerer Dauer, als auch zu schwereren melancholischen Verstimmungen entwickeln kann; 2) schwere Krampfzustände, meist hysterischen und epileptischen Charakters, die oft schon in der Kindheit in der Form von Zahnkrämpfen, Veitstanz, Zuständen von nächtlichem

Aufschrecken und Aufschreien, Nachtwandeln und Schwindelerscheinungen auftreten; 3) anderweitige, von der Epilepsie unabhängige Zustände von Bewußtseinsstörungen mit dem Auftreten von unsinnigen und Gewalthandlungen, für welche nachher die Erinnerung des Kranken ganz oder theilweise geschwunden ist. In diesen rasch vorübergehenden Anfällen von Verrücktheit imponiren diese Individuen auch dem Laien als geisteskrank.

Ebenso mannigfaltig gestalten sich die Beziehungen der Epilepsie zum Verbrechen. Schon lange bekannt ist der verheerende Einfluß, welchen die Entwickelung und der Bestand der Epilepsie auf die geistigen Kräfte und insbesondere die Charaktereigenschaften und Affectäußerungen der erkrankten Persönlichkeit in der Mehrzahl der Fälle gewinnt. Ebenso sicher ist es, wie schon vorhin betont wurde, daß die Epilepsie sehr häufig nur eine Begleiterscheinung des angeborenen oder früh erworbenen Schwachsinns und der erblich degenerativen Geistesstörung darstellt und demgemäß die geistige Schwäche, die krankhafte Charakter- und Verstandesthätigkeit nur gleichwerthige Krankheitsvorgänge neben den epileptischen Insulten und deren Folgezuständen sein können. Die gemeinschaftliche Grundlage all dieser, in proteusartigem Wechsel verbundenen pathologischen Erscheinungen ist dann die krankhaft veränderte angeborene oder in der ersten Kindheit hervortretende Gehirnthätigkeit, welche auf die inneren Anregungen der Lebensvorgänge des Gesammtorganismus oder die äußeren Reize der Umgebung in dieser verzerrten Weise antwortet. Neben diesen allgemeinen Beziehungen der Epilepsie zu einer krankhaften Geistesbeschaffenheit, welche der Ausgangspunkt verbrecherischer Lebensführung werden können, liegen in ihren unmittelbaren Krankheitsäußerungen selbst noch zahlreiche Ursachen von Strafhandlungen. Die wunderbaren, durch die neueren Forschungen über die hypnotischen Zustände einigermaßen dem Verständniß näher gerückten Erscheinungen der epileptischen Bewußtseinsstörungen bieten den Schlüssel hierfür. Die einseitige Steigerung der Affectvorgänge, das Emporschießen isolirter Gedankenreihen in das umnachtete und an die Außenwelt nur locker gebundene Geistesleben, das Hervordrängen unklarer und unfertiger Willenserregungen, die aber häufig den Charakter grausamster Gewalthandlungen besitzen, all diese, dem einzelnen epileptischen Anfalle zugehörigen oder ihn ersetzenden psychopathologischen Vorgänge werden leicht Veranlassung zum einfachen Eigenthumsvergehen, aber auch zur Brandstiftung und zum Todtschlage.

Es würde zu weit führen, wollte ich hier all die verschiedenartigen Formen der Geistesstörung und deren Krankheitsäußerungen vor Augen führen, welche in nähere oder weitere Beziehung zum Verbrechen gebracht werden müßten. Es genügt hervorzuheben, daß überall, wo deutlich ausgeprägte Wahnvorstellungen, Sinnestäuschungen, Angstaffecte der Ausgangspunkt der Strafhandlung gewesen sind, heutzutage weder dem Richter noch dem Arzte irgend welche Schwierigkeiten bezüglich der Feststellung des krankhaften Charakters derselben und der Straflosigkeit des Thäters erwachsen werden. Wohl aber ist der Zusammenhang zwischen Geistesstörung und einer verbrecherischen Handlungsweise mühevoller aufzuhellen, wenn erstere nur gelegentlich deutlich nachweisbare Krankheitserscheinungen macht, deren Verbindung mit der incriminirten Strafthat nicht un-

mittelbar vorhanden ist, oder wenn die geistige Störung nach Ablauf aller acuten, in die Augen springenden Krankheitsvorgänge nur noch durch die für den Laien oft schwer verständliche Verminderung der geistigen Fähigkeiten, der Willenskraft und der Widerstandsfähigkeit gegen leidenschaftliche Antriebe gekennzeichnet ist. Für beide Erfahrungsthatsachen bietet die durch den Alkoholmißbrauch hervorgerufene Geisteszerrüttung die vielfältigsten Belege.

Man ist behufs Gewinnung einer kurzen zusammenfassenden Begriffsbestimmung übereingekommen, die verschiedenartigen Beziehungen des Geisteskranken zum Verbrecher vom Standpunkte des Psychiaters aus in zwei Gruppen zu sondern. Man unterscheidet nämlich verbrecherische Geisteskranke, also Angeschuldigte und Verurtheilte, welche die Strafhandlung im Zustande zweifelloser Geisteskrankheit begangen haben, und geisteskranke Verbrecher, welche nach der Ausführung von Verbrechen oder nach der Verurtheilung erst geisteskrank geworden sind. Für das Verständniß der ersten Gruppe bieten die obigen Ausführungen die nothwendige Begründung; die Betrachtung der zweiten Gruppe lenkt uns zu der schwierigen Aufgabe hinüber, die geistige und körperliche Organisation des Verbrechers einer genaueren Untersuchung zu unterziehen.

III.

Die nächstliegende und fast selbstverständliche Forderung bei solcher Fragestellung geht dahin, nachzuforschen, ob denn die Bezeichnungen „Verbrechen" und „Verbrecher" feststehenden einheitlichen Begriffsbildungen entsprechend sind, welche in dieser Allgemeinheit zur Unterlage naturwissenschaftlicher Forschung verwendet werden dürfen.

Ihre strafrechtliche und sociologische Bedeutung ist unschwer zu begreifen, sobald nur die äußere Form und Wirkung einer Handlung berücksichtigt werden soll. In diesem Sinne ist ein Verbrechen jede gesetzwidrige Handlung, die im Einzelnen vom Gesetzgeber mit einer genau abgewägten Strafe belegt wird, und folgerichtig ist ein Verbrecher ein gesetzwidrig handelnder Mensch, der bestraft werden soll. Hierbei wird sowohl die ethische und moralische Bedeutung der betreffenden Handlung, als auch die Individualität des Handelnden außer Acht gelassen. Beide Begriffe schwanken aber auch zeitlich und örtlich je nach dem Entwickelungsstande einer Gesellschaft, eines Volkes oder Staates. Heute ist bei uns Verbrechen, was im Alterthume selbst bei hochentwickelten Völkern als ein erlaubter und selbst gesetzlich gebotener Act der Selbsterhaltung galt (Kindermord); oder was nur zur Zeit ruhiger Arbeit des Friedens für verabscheuungswürdig gilt, ist bei tiefgreifender Erschütterung durch weltumwälzende Ereignisse eine Pflicht nationaler Selbsterhaltung und Selbstwürdigung. Also weder die herrschende Rechtsauffassung noch der Begriff des Verbrechens oder des Verbrechers ist etwas unabänderlich Festgefügtes.

Es wird also unmöglich sein, diese Sammelnamen zu naturwissenschaftlich berechtigten Eigenschaftswörtern zu stempeln, und müssen demgemäß alle Bestrebungen, ohne weitere Einschränkung Verbrecherschädel, Verbrechergehirne, Verbrecherphysiognomien oder überhaupt körperliche und geistige Verbrechertypen aufstellen zu wollen, für unzulässig erklärt werden. Das Verbrechen ist eine patho-

logische Erscheinung des Gesellschaftslebens in gleichem oder sogar erhöhtem Maße wie die Geistesstörung. Es liegt nahe, die hier gewonnenen Untersuchungsmethoden auch dort zu verwerthen und mittelst psychologischer und anatomisch-physiologischer Forschung die Ergebnisse der Strafrechtswissenschaften zu erweitern und zu vertiefen. Denn die Zerlegung des Verbrechens in eine Reihe von Strafhandlungen, in Diebstahl, Betrug, Fälschung, Brandstiftung, Todtschlag, Mord u. a. m. wird dem Forscher auf diesem Gebiete ebensowenig genügen, als uns Aerzte die alten Krankheitsbenennungen der Gelbsucht, der Wassersucht oder der Athemnoth auf die Dauer befriedigt hatten. Hier wie dort bringen diese Bezeichnungen nur das Endergebniß einer mehr oder weniger langen und verwickelten Reihe lebendiger Vorgänge zum Ausdruck, welche bestimmten Gesetzen ihre Entstehung und Entfaltung verdanken müssen. Die Biologie des Verbrechens und des Verbrechers wird also einerseits die Persönlichkeit des Thäters einer fachwissenschaftlichen Prüfung zu unterziehen und andererseits die sociologischen Vorbedingungen und Begleiterscheinungen des verbrecherischen Handelns zu erforschen haben. An dieser Stelle können wir nur die erstgenannte Aufgabe und auch nur insoweit, als sie den Zusammenhang zwischen Geistesstörung und Verbrechen betrifft, erörtern. Aber schon bei dieser einseitigen Betrachtungsweise, bei welcher wir nur den verbrecherischen Menschen an sich berücksichtigen, gelangen wir zu einer brauchbaren Auflösung des Verbrecherbegriffs in bestimmte, leichtfaßliche und doch zutreffende Abtheilungen. In erster Linie steht die Scheidung des Gelegenheits- vom Gewohnheitsverbrecher. Während bei Diesem die verbrecherische Thätigkeit eine nur durch die erzwungene Ruhe der Strafhaft unterbrochene Kette von gesetzwidrigen, das Eigenthum und Leben Anderer gefährdenden Strafhandlungen darstellt, ist Jener verbrecherischen Antrieben nicht dauernd unterworfen, sondern unterliegt nur ausnahmsweise dem Anpralle heftigster leidenschaftlicher Erregung oder der zwingenden Gewalt der Noth. Diese Scheidung ist praktisch und wissenschaftlich behufs Ergründung der psychologischen Unterlagen einer verbrecherischen Handlung und der Gemeingefährlichkeit des Thäters von großer Bedeutung; doch ist sie keineswegs erschöpfend, da die Entwickelung des letzteren aus ersterem bei verderblicher, für die Wiederholung des Verbrechens aber günstiger Gestaltung der Außenumstände nicht zu selten beobachtet wird. Ich weise hier nur auf die bekannte Schule des Gewohnheitsverbrechers, das moderne Nomadenthum des Vagabunden und Stromers, als fruchtbarste Brutstätte des Verbrechens hin.

Man war deshalb bemüht, andere unterscheidende Merkmale aufzufinden. Mittelst einer genetischen Betrachtung der Verbrecherindividualität gelangte man zu der Trennung des *geborenen* oder *instinktiven* und des *gewordenen* Verbrechers — letzterer vielfach fälschlich auch als *Leidenschaftsverbrecher* bezeichnet —. Diese Begriffe erklären sich selbst und würden jeglichen Eintheilungsbedürfnissen genügen, wenn es uns gelänge, in der Wirklichkeit, in der Erfahrung des täglichen Lebens sie ungeschmälert zur Verwerthung zu bringen. Aber hier treten uns gehäufte Schwierigkeiten entgegen. Der fertige, erwachsene Mensch und so auch der Verbrecher, der begutachtet werden soll, ist das Product seiner

Abstammung, der individuellen Entwickelung an der Hand der Erziehung und der socialen Lebensbedingungen.

Wie selten vermögen wir im Einzelfalle, besonders bei den verlorenen Kindern der Straße, eine wissenschaftlich befriedigende Abschätzung der genannten drei Factoren für die Entwickelung der verbrecherischen Lebensäußerungen durchzuführen! Wer unterrichtet uns über die Erblichkeitsverhältnisse, wer hat die ersten Regungen der Kinderseele belauscht, wer die Schulung der Geister überwacht, den Einfluß zufälliger Schädlichkeiten, erworbener Laster und Krankheiten im Buche der Schuld verzeichnet?

Aber diese Schwierigkeiten dürfen uns nicht schrecken; der Weg der Beobachtung ist richtig vorgezeichnet und mit dem Wachsthum der Wohlthätigkeits- und Schutzvorrichtungen für Findel- und Waisenkinder und jene armen verlassenen Abkömmlinge der Zuchthausinsassen wird auch das actenmäßige Material zur Lösung dieser Fragen entstehen. Haben wir doch auch bei der Feststellung der individuellen prädisponirenden Grundlagen der Geistesstörung, insbesondere bei den Erhebungen über die erbliche Uebertragung dieser Krankheiten die überraschendsten Fortschritte gemacht, seit wir eine staatlich geordnete Fürsorge für unsere Geisteskranken besitzen!

Wir werden also diese Begriffe festhalten, und ihr wissenschaftlicher Ausbau wird die Aufgabe der heutigen und künftigen Criminalpsychologie sein. Die Erforschung des angeborenen Verbrechers wird mit der Ergründung der Gesetze der sittlichen Entwickelung der ganzen Menschheit und des Einzelnen, mit der Klarlegung der diese Gesetze beherrschenden allgemeinen Naturerscheinungen — der physiologischen Anpassung und Vererbung — und der pathologischen Verkümmerung beginnen müssen. Welch' reichen, fast überwältigenden Inhalt, welche Schwierigkeiten bieten diese Aufgaben!

Ich kann hier die führenden Gedanken nur flüchtig berühren. In erster Linie steht die Ergründung der Beziehungen zwischen unsittlicher und verbrecherischer Lebensäußerung. In der Ethik von Wundt finden wir die folgenden treffenden Ausführungen über die individuellen Formen des Unsittlichen:

„Dem Imperativ des äußeren Zwanges entspricht die durch den Staatswillen repräsentirte Rechtsgemeinschaft. Die Auflehnung gegen sie führt zur schwersten Form des Unsittlichen, zum Bruch der äußeren Rechtsordnung, dem Verbrechen. Der Imperativ des inneren oder moralischen Zwanges wird getragen von dem Willen der gesitteten Menschheit, also von einem über die Grenzen der einzelnen Rechtsgemeinschaft hinausragenden Gesammtwillen, der aber als Sittengemeinschaft immerhin in gewisse historische Grenzen, wie sie durch gemeinsame Culturentwicklung und übereinstimmende Lebensverhältnisse bedingt werden, eingeschlossen ist. Die Auflehnung gegen diesen zweiten Gesammtwillen erzeugt die unsittliche Handlung. Das Verbrechen ist immer eine unsittliche Handlung, aber nicht umgekehrt .... Der Verbrecher und der Unmoralische unterscheiden sich hier (bei der Untersuchung der unsittlichen Motive) zumeist nur durch die äußeren Gelegenheitsursachen, die auf sie eingewirkt haben. Es gibt Lebenslagen, in denen es schwer wird, ein Verbrecher zu sein, und es gibt leider andere, in denen es beinahe schwer wird, keiner zu werden" ....

Wir lernen aus dieser Auseinandersetzung, daß die Betrachtung des Verbrechens uns nur über bestimmte augenfällige Aeußerungen der Unsittlichkeit Aufklärung bringt, und daß das Studium der durch das Gesetz verfolgten und bestraften Menschen uns keinen allgemeinen, statistisch verwerthbaren Maßstab

über das absolute Verhältniß der im heutigen Culturleben befindlichen sittlichen und unsittlichen Vorgänge darbieten kann. Oder mit anderen Worten, die Summe der sittlichen Entwickelung einer Volksgenossenschaft, einer Gesellschaft wird nur nothdürftig und unvollkommen durch den statistischen Nachweis der Summe der Bestraften gemessen. Die Erkenntniß des angeborenen Verbrechers setzt also diejenige des angeborenen unsittlichen Menschen voraus. Letzterer Begriff umfaßt alle, auch die früher als moralischer Schwachsinn erörterten Entwickelungshemmungen der sittlichen Persönlichkeit.

Aber wir dürfen bei diesen interessanten rechtsphilosophischen und moralstatistischen Erwägungen leider nicht verweilen; für unsere Zwecke genügt es, die Schwierigkeit hervorgehoben zu haben, welche alle Abschätzung der sittlichen Entwickelung einer Zeitperiode, einer Gesellschaftsklasse, eines Volksstammes im Vergleiche zu derjenigen vergangener Zeiten aufweist. Aus dieser Schwierigkeit entspringen auch die allergrößten Irrthümer, welche eine voreilig schließende, naturwissenschaftlich sich gebärdende Schule der Criminalpsychologie in neuerer Zeit begangen hat. Von der durch Nichts bewiesenen Annahme ausgehend, daß die „wilden" Völker der Jetztzeit — eine Erörterung dieses Begriffes ist uns diese Schule überhaupt schuldig geblieben — und der Vergangenheit körperlich und geistig, insbesondere sittlich geringer veranlagt und entwickelt sind und waren, folgern die Anhänger dieser anthropologischen Lehren mit einem kühnen Sprung der Phantasie, daß der angeborene Verbrecher des modernen Staates einem „Rückschlage" auf Menschen im Urzustande moralischer Beschaffenheit sein Dasein verdanke.

Welcher Mißbrauch bei der anthropologischen Verwerthung des Begriffes des Atavismus von den Anhängern dieser Schule getrieben wird, werde ich späterhin an einzelnen Beispielen vor Augen führen. Hier wollen wir die Nichtigkeit der obengenannten Voraussetzungen an der Hand eines maßgebenden Forschers auf dem Gebiete der Völkerkunde, derjenigen von Ratzel, nachweisen:

„Nicht anthropologische, d. h. im Baue des Menschen begründete, sondern culturliche, d. h. im Gange der Menschheitsentwicklung erworbene Abstufungen sind es hauptsächlich, welche aus der Menschheit das bunte, mannigfaltige Bild gestalten" . . . . Er scheidet „Naturvölker, die mehr unter dem Zwange der Natur oder in der Abhängigkeit von derselben stehen, als Culturvölker" — „es ist mehr ein Unterschied in der Lebensweise, in der geistigen Anlage, der geschichtlichen Stellung, als des Körperbaues" — Naturvolk ist also ein rein ethnographischer, kein Culturbegriff — „Naturvölker und culturarme Völker . . . . Alle Rassen vergleichenden Studien der letzten Jahre scheinen eher geeignet zu sein, das Gewicht der herkömmlich angenommenen anthropologischen Rassenunterschiede zu vermindern als zu verstärken, und geben jedenfalls der Auffassung keine Nahrung, welche in den sogenannten niederen Rassen der Menschheit einen Uebergang vom Thiere zum Menschen zu erblicken geneigt ist. Auf Züge, die thierisch zu nennen sind, stößt man beim Studium der Völker aller Rassen . . . . Die Naturvölker sind nach Rassenzugehörigkeit so verschieden wie möglich und bilden keine Völkergruppe in anatomischem und anthropologischem Sinne. Da sie an den höchsten Culturgütern der Menschheit in Sprache und theilweise Religion, Sitten und Empfindungen theilnehmen, kann man ihnen nicht als genealogische, anthropogenetische Gruppe ihre Stelle an dem Grunde des Stammbaumes der Menschheit anweisen und darf ihren Zustand keineswegs als Urzustand oder Kindeszustand auffassen . . . . Die geistige Minderbegabung ist sicher weniger schuld als die äußeren Verhältnisse (Kälte und heiße Gegenden, abgelegene Inseln, abgeschlossene Gebirge, arme wüstenhafte Länder) und die Unzuverlässigkeit ihrer unvollkommen entwickelten Hülfsmittel."

Ratzel gelangt demgemäß zu dem Schlußsatze:

„Culturlich bilden diese Völker eine Schicht unter uns, während sie nach natürlicher Bildung und Anlage zum Theile, soweit es sich erkennen läßt, uns gleichen. Aber diese Schichtung ist nicht so aufzufassen, daß sie die nächst niederen Entwicklungsstufen unter uns bilden, durch welche wir selbst hindurchgehen mußten, sondern so, daß sie ebensowohl aus stehengebliebenen oder bei Seite gedrängter und rückgeschrittenen Elementen besteht."

Wir sehen also, daß der heutige Standpunkt der Ethnographie einer entwickelungstheoretischen Anschauungsweise in Beziehung auf die Gestaltung der geistigen Errungenschaften eines Volkes nicht zugeneigt ist. Aber verlassen wir vorerst auch diese Frage und wenden wir uns einem anderen Zweige der zur Lösung unserer Aufgabe nothwendigen praktischen Arbeit zu. Es ist dies die Statistik, ein Versuch, beim Verbrecher mittelst Zählung eigenartiger, von der Norm in geistiger und körperlicher Beziehung abweichender Erscheinungen besondere, ihm ausschließlich zugehörige Merkmale nachzuweisen. Auch hier werden wir folgerichtig, insbesondere bei Festhaltung anthropologischer Unterscheidungsmerkmale, den angeborenen vom gewordenen Verbrecher trennen müssen. So natürlich dies klingt, so wenig ist dies bei den bis jetzt vorhandenen Arbeiten auf diesem Gebiete zur Anwendung gebracht worden. Die mühevolle Aufgabe, welche die Feststellung dieser Begriffe zur Voraussetzung hat, hindert die Gewinnung großer Zahlen und die unscheinbare Detailarbeit, Verbrecherstammbäumen im Einzelnen nachzuforschen und die Glieder derartig erforschter Familien einer anatomischen und psychologischen Analyse zu unterziehen, ist in den Augen Vieler wenig schmackhaft und für den Feuereifer gewisser Heißsporne der Criminalbiologie zu langsam zum Ziele führend. Deshalb hat man bisher vorgezogen, wieder mit den alten, für diese Aufgabe unbrauchbaren Begriffen, wie Diebe, Falschmünzer, Brandstifter, Bigamisten u. s. w. als anthropologischen Unterscheidungsmerkmalen zu operiren. Daß damit der Wissenschaft selbst keine Förderung gebracht werden konnte, ist nach dem früher Gesagten leicht erklärlich; die Aufstellung besonderer Verbrecherzeichen auf Grund dergestalt gewonnener Zahlenreihen muß deshalb als gescheitert betrachtet werden.

Und zum Schlusse dieser allgemeinen Betrachtungen noch ein weiterer Vorwurf gegen diese Apostel einer neuen Lehre vom Verbrecher. Ihr statistisches Material ist mit wenigen Ausnahmen nach den rein äußerlichen Merkmalen gesichtet, ob ein untersuchtes Individuum Insasse einer Strafanstalt oder einer Irrenanstalt oder einer Kaserne gewesen ist. Ich wiederhole hier den früher ausgesprochenen Satz, daß unter den Verbrechern in den Strafanstalten sich sehr viele geistig verkümmerte, schwachsinnige Kranke bergen, welche in anthropologischer Beziehung und vom Standpunkte der klinischen Psychiatrie bei einer Aufstellung der Verbrecher-, Irren- und Soldatenkategorien als Vergleichungsobjecte natürlich von der ersten zur zweiten Kategorie übertreten müßten, falls man den Staatsacten gerecht werden wollte. Daß aber eine solche Zählung an sich nur lückenhafte und wenig beweiskräftige Unterlagen schaffen kann, geht aus der folgenden, sehr naheliegenden Erwägung hervor.

Nur solche Untersuchungen und statistische Erhebungen, welche alle Schichten der Bevölkerung gleichmäßig umfassen, werden uns richtige Durchschnittswerthe bezüglich der körperlichen Organisation derselben geben. Statt dessen werden fast

ausschließlich Verbrecher, Irre und Soldaten in Parallele gestellt. So haben wir bei den letzteren nur den körperlich und geistig entwickelten Bruchtheil der jugendlichen Gesammtbevölkerung vor Augen, bei welchem voraussichtlich die günstigsten Zahlenwerthe bezüglich Körpergröße, Körpergewicht und der damit zusammenhängenden Verhältnisse von Schädelgröße, Schädelcapacität, Hirngewicht u. s. w. sich vorfinden werden. Und umgekehrt werden die Bewohner der Irrenanstalten, bei welchen sich die größten Zahlen geistig und körperlich entarteter Individuen zusammenfinden, die ungünstigsten Verhältnisse der Körperentwickelung vertreten. Zwischen beide Reihen findet sich bei der sogenannten anthropologischen Schule der Verbrecher gestellt. Das ganze Gros der Bevölkerung, welches nicht in Irrenanstalten oder als dienstauglich oder zum Dienst verpflichtet im Soldatenstand sich befindet, ist außer Acht gelassen. Und gerade diese Gruppen der Bevölkerung, welche weder geistig krank noch als Verbrecher stigmatisirt sind, würden den Arbeiten jener Schule ganz andere mittlere Zahlenwerthe verschafft und sie vielleicht darüber aufgeklärt haben, daß vielen ehrlichen Leuten die körperlichen Eigenthümlichkeiten ihres Verbrechertypus anhaften.

IV.

Wie weit wir noch von dem Ziele einer Biologie des Verbrechers in dem angedeuteten Sinne entfernt sind, und welche Irrwege die Außerachtlassung streng naturwissenschaftlicher Denkweise eröffnet, mag eine eingehende Betrachtung der Lehren der oft genannten anthropologischen Schule zeigen. Ich finde dabei die Gelegenheit, noch auf einige Fragen principieller Bedeutung aufmerksam zu machen. Die erste Aufgabe, welche diese Schule sich gestellt hat, in der körperlichen Organisation des Verbrechers bleibende Merkmale von der Norm abweichender Organentwickelung aufzuspüren, wird uns hier vornehmlich beschäftigen. Diese Bemühungen sind in der Jetztzeit so sehr in den Vordergrund getreten, daß die criminelle Anthropologie nicht allein in den Kreisen der Psychiater und Gerichtsärzte, sondern auch unter den Richtern und Gefängnißbeamten schon eine große Zahl von Anhängern zählt. Mit stolzem Sinne nennt sich die Schule, die von Italien ausgehend vorzugsweise in den romanischen Ländern ihre Mitarbeiter besitzt, die positivistische, wohl um von vornherein den Glauben zu erwecken, daß ihre Lehrmeinungen auf untrüglichem Grunde aufgebaut sind. Die Bewegung hat heute schon einen solchen Umfang gewonnen, daß sie nicht mehr auf die Gelehrtenstube beschränkt erscheint, sondern auch durch populäre Darstellungen der einschlägigen Wissenszweige weite Schichten der gebildeten Gesellschaft überfluthet. Es verlohnt sich deshalb auch, an dieser Stelle den Grundlagen ihrer Lehren nachzugehen, da diese von weittragendster Bedeutung nicht bloß für die wissenschaftliche Erkenntniß der Verbrechernatur, sondern auch für die wissenschaftlichen und praktischen Ziele der Strafrechtspflege sind. Die positivistische Schule ist bemüht, mittelst der Evolutionstheorie, die heute für alle naturwissenschaftliche Denkungsweise unentbehrlich erscheint, den Nachweis zu liefern, daß alle verbrecherische Neigung und Lebensführung der Ausfluß angeborener verbrecherischer Veranlagung sei. Ohne nochmals auf die allgemeinen Kriterien dieser Auffassung einzugehen, da dieselben in den früheren Darlegungen

genügend berücksichtigt worden sind, will ich versuchen, dem Leser an der Hand des Hauptwerkes dieser Schule, welches Cesare Lombroso, der Begründer und unermüdliche Agitator derselben, verfaßt hat, und das neuerdings auch in deutscher Uebersetzung erschienen ist, das bis jetzt vorhandene Beobachtungsmaterial zu unterbreiten.

„Die Keime des moralischen Irreseins und der Verbrechernatur finden sich," wie Lombroso sich ausdrückt, „nicht ausnahmsweise, sondern als Norm im ersten Lebensalter des Menschen vor, gerade so, wie sich beim Embryo regelmäßig gewisse Formen finden, die beim Erwachsenen Mißbildungen darstellen, so daß das Kind als ein des moralischen Sinnes entbehrender Mensch das darstellen würde, was die Irrenärzte einen moralisch Irrsinnigen, wir aber einen geborenen Verbrecher nennen."

Warum leitet er nicht den andern näherliegenden Schluß aus dieser, in solcher Allgemeinheit kaum zutreffenden Beobachtung ab, daß gerade, weil die Anlage Allen gemeinsam und nur die Unterdrückung der Entwickelung im Einzelnen für die Begriffsbestimmung des Verbrechens und der Krankheit entscheidend sind, der Verbrecher keine besondere Art des Menschen darstellen kann? Mit großem Sammeleifer sucht Lombroso weiterhin den Beweis zu führen, daß eine verbrecherische Veranlagung die ganze lebende Natur beherrscht. Wie wenig wählerisch er bei dieser Beweisführung ist, mag uns das Beispiel zeigen, welches gleich den Eingang seines Werkes ziert, daß bei den insectenfressenden Pflanzen das „erste Aufdämmern verbrecherischer Neigung" auftritt. Ich habe diese Entdeckung einem überzeugten Anhänger entwickelungstheoretischer Anschauungen und hervorragenden Arbeiter auf diesem Gebiete mitgetheilt, welcher gleich mir die inductive Kraft des Verfassers bewunderte, den seelischen Regungen der Pflanzenwelt ihr Geheimniß abgelauscht zu haben. Nach dieser Entdeckung in der stummen Pflanzenwelt kann es uns nicht Wunder nehmen, wenn innerhalb des Thierlebens die Defecte moralischen Handelns in bunter Reihenfolge der Beobachtungen klargestellt werden. Es ist von Interesse, diesen Irrgängen speculativer aprioristischer Denkweise nachzugehen, welche den Erscheinungen im Kampfe um die Erhaltung und Fortentwickelung der Einzelexistenz und der Art, im Sinne der natürlichen Zuchtwahl, ein metaphysisches Gepräge aufdrückt.

In größtem Maßstabe wird dasjenige Wissensgebiet, welches der Schule ihre Bezeichnung verleiht, die Anthropologie, zur Stütze der Lehrsätze herangezogen. Ich habe früher hervorgehoben, daß bei dem mühevollen Vorhaben, eine physische Anthropologie des angeborenen Verbrechers zu schaffen, die erste Aufgabe des Forschers in der Schaffung leitender Gesichtspunkte gefunden werden müßte, welche den von allen Seiten zusammengetragenen Einzelthatsachen und statistischen Zusammenstellungen eine gleichwerthige, gemeinschaftlichen Zwecken dienende Bedeutung verleihen könnten. Nichts von alledem ist hier der Fall. In erster Linie treffen diese Vorwürfe die craniologischen und craniometrischen Nachweise, sowohl diejenigen, die am todten, als die am lebenden Objecte gewonnen sind. Ueberall werden morphologische und physiologische, anthropologische und psychiatrische Erfahrungsthatsachen und Erwägungen vermengt, alte Methoden der Forschung werden in lockerem Zusammenhange herangezogen und ihre Ergeb-

nisse in einseitiger Weise verwerthet. Aber trotz der fast erdrückenden Fülle ziffermäßiger Belege und der im Gewande exacter Methodik einherschreitenden Schädelmessungen verräth der ganze Aufbau und die Verwerthung der Zahlenbataillone eine nur geringe Kenntniß der wirklich feststehenden Ergebnisse anthropologischer Forschung.

An Lombroso und seiner Schule ist der ganze ernste Kampf, welchen die heutige Anthropologie über die Aufgaben, die Methodik und die Zielpunkte der Craniometrie und deren Verwerthbarkeit zur Aufstellung von Rassen- und Artenbegriffen jahrelang geführt hat, spurlos vorübergegangen. Man glaubt sich in die Kinderjahre der Forschung zurückversetzt, wenn man die mit beneidenswerther Sicherheit vorgetragene Betrachtungsweise Lambroso's und seiner Jünger ins Auge faßt. Die Zusammenstellung der physischen Eigenthümlichkeiten seines Verbrechertypus, wobei der Begriff der Art zur Zusammenfassung einer Reihe krankhafter Erscheinungen und individueller Varietäten verwandt wird, gipfelt in der Beweisführung, daß es sich bei den Schädelverbildungen und der Aenderung der Schädelcapacität gewisser Verbrecher um Rückschlagsbildungen auf prähistorische Menschenrassen oder niedere Rassen der Jetztzeit handelt. Bei dieser Beweisführung spielen die vielbesprochenen Neanderthalschädel, die Schädel der Cro-Magnon-Rasse und andere hierher gehörige prähistorische Schädel eine Hauptrolle. Gerade an dieser Stelle, wo wir die Forschungsmethode des Begründers der „positivistischen" Schule am leichtesten zu verfolgen vermögen, kann der Nachweis geliefert werden, daß die Zahlenmittheilungen über die Schädelcapacität ungenau sind, sowie daß die Angaben von Rassenmerkmalen für die Aufstellung niederer Schädeltypen und ihre Verwandtschaft mit dem Verbrecherschädel ganz irrigen Anschauungen entspringen.

Lombroso berichtet nämlich über die Schädel von Eyzies: Die Schädel sind sehr geräumig, die Stirn bedeutend groß, aber sie sind stark prognath, der Unterkieferast mächtig und die Schädeläste einfach. Diese Angaben sind den Arbeiten Broca's entnommen und sollen den Leser darauf hinlenken, in diesen Schädeln die Vorbilder niederer Rassen anzunehmen. Vergleichen wir dagegen die Schilderung dieser Schädel, wie sie nach ausführlicherer Wiedergabe der Forschungsresultate von Broca durch Ranke dargestellt wird:

„Sehr charakteristisch sind die Schädel; sie sind groß, in allen ihren Verhältnissen vortrefflich entwickelt; sie übertreffen in ihren Durchmessern, ihrer Wölbung, in ihrem Gehirnraume sogar die Mittelwerthe der modernen Franzosen. Broca bestimmte die Schädelcapacität des alten Mannes zu 1590 (oder 1640) Cubikmeter, und schätzte die Frau zu 1490. Die Schädel sind dolichocephal; der Längen- und Breitenindex beträgt bei der Frau 71,72, bei dem alten Manne 73,76, bei dem jungen 74,75. Dabei sind aber die Schädel keineswegs schmal, wie die mancher niederer Rassen; sie sind lang, aber auch breit. Die Stirn ist breit, senkrecht ansteigend und gut gewölbt. Das Gesicht erscheint breit und niedrig, mit nur alveolarer Prognathie. Die Rassen von Eyzies, resp. von Cro-Magnon, sagt Broca, zeigen eine merkwürdige Vereinigung von hohen und niedrigen Merkmalen. Das große Stirnvolumen, die Entwicklung der Stirngegend, die schöne elliptische Form der vorderen Partie des Schädelprofils, die Orthognathie der oberen Gesichtsgegend sind unbestreitbare Merkmale einer hohen Stufe, die man sonst nur bei den civilisirtesten Rassen anzutreffen pflegt; andererseits erzeugen die große Breite des Gesichts, die Prognathie der Alveolargegend, die enorme Entwicklung der Unterkieseräste, die Ausdehnung und Rauhigkeit der Ansatzflächen der Kaumuskeln, das äußere Vorspringen der linea

aspera des Oberschenkels, die Abplattung der Schienbeine und andere Merkmale die Vorstellung einer körperkräftigen, rohen Rasse. Man sieht aus dieser Wiedergabe der Ausführungen Broca's, daß mit nichten durch den vorzüglichen französischen Gelehrten die Anschauung vertreten worden ist, daß es sich hier um Merkmale niederer Menschenrassen handele, sondern im Gegentheil er in diesen Worten ‚seiner Bewunderung der körperlichen Entwicklung dieser typischen Vertreter der europäischen Urrasse' Ausdruck gab."

Ranke weist außerdem darauf hin, daß diese charakteristische Schädelform der Cro-Magnon-Leute noch heute die typische Form der Schädel in Thüringen und in den thüringisch-fränkischen Gegenden Bayerns und ganz Mitteldeutschlands ist.

„An Stelle eines affenähnlichen, vielleicht noch als halbes Kletterthier auf Bäumen nistenden Geschöpfes mit überlangen Armen und kurzen Beinen, mit Kletterdaumen am Fuße, wie ihn die Phantasie mancher Schöpfungstheoretiker sich wohl ausmalte, tritt uns der Urmensch Europa's in seinen zahlreichsten Vertretern in der edelgeformten, merkwürdig schönen Rasse von Cro-Magnon entgegen. Ganz in gleicher Weise zeigen sich die Schädel aus der Pfahlbauperiode der Schweiz .... Nichts in den physischen Eigenthümlichkeiten dieser Seebewohner entspricht der Voraussetzung einer Inferiorität der körperlichen Anlage. Die prächtigen Schädel von Auvergnion können mit Ehren unter den Schädeln der Culturvölker gezeigt werden. Durch ihre Capacität, ihre Form und die Einzelheiten ihrer Bildung stellen sie sich den besten Schädeln arischer Rasse an die Seite."

Wie verschieden lauten diese Aeußerungen unserer besten Arbeiter auf anthropologischem Gebiete von den Schlußfolgerungen Lombroso's, und wir werden uns wohl gerne dem Urtheile Ranke's, dessen ausgezeichnetem Werke wir diese wissenschaftlichen Belege entnehmen, anschließen. Die Gehirnausbildung der Alten war wenigstens nicht schlechter, als die von uns Neuen. Die Angaben über den Neanderthal- und Engishöhlenschädel sind in gleicher Weise oberflächlich und ungenau. Bei letzterem citirt er Schmerling mit der Aeußerung: „Er gehört einem Individuum an, dessen Geistesfähigkeiten nicht entwickelt waren," vergißt aber das Urtheil Huxley's, daß dieser Schädel eines Diluvialmenschen ebensogut einem Philosophen zugehört haben könnte, oder das Ergebniß von Theodor Landgert, daß der Engisschädel seiner ganzen Entwicklung nach zu den besonders gut gebildeten Schädeln gezählt werden darf. In ganz gleicher Weise zieht er längst überwundene Anschauungen und Untersuchungen über die Beschaffenheit und Bedeutung des Neanderthalschädels für seine Theorie der niederen Schädeltypen heran und übersieht vollständig die entscheidenden Untersuchungen Virchow's, welcher jede Verwerthung dieses Schädels für atavistische Schlüsse zurückweist.

Ganz gleichen Irrthümern, weil gleicher Voreingenommenheit entstammend, unterliegt auch Bordier in seiner Bearbeitung von sechsunddreißig französischen Mörderschädeln, bei welchen er übrigens im Gegensatze zu Lombroso eine entschieden vergrößerte Schädelcapacität feststellte. Auch er glaubt den Nachweis geliefert zu haben, daß es sich bei den Verbrechen um Rückschlagsbildungen handle, und geht, um ihre Vorfahren aufzuspüren, auf die Zeiten der Merovinger und selbst bis zu den prähistorischen Schädeln aus den Höhlen von Polutré zurück.

Hierher gehören auch die Schädelmessungen von Manouvrier, welcher die Schädel von fünfundvierzig „hervorragenden" Männern (hommes distingués) aus der Gall'schen Sammlung, siebenzig Schädel der Broca'schen Sammlung und einhundertzehn von ihm gemessene Schädel mit einundsechzig Schädeln von Enthaupteten auf ihre Capacität geprüft hat. Er hat gefunden, daß die Verbrecher

und die gewöhnlichen Leute sich kaum von einander unterscheiden, erhöht sind aber die Maße bei den „hervorragenden" Männern. (Das Genie hat 1665 Cubikcentimeter, die honnêtes hommes haben 1560, die assassins 1571 Cubikcentimeter Schädelcapacität.)

Diesen Behauptungen gegenüber sind die vorurtheilslosen Schlüsse eines belgischen Forschers, Heger, außerordentlich wohlthuend, welcher die Schädel aller in Belgien hingerichteten Mörder untersucht und keine specielle Form des Schädels gefunden hat, welche in Beziehung zum Verbrechen gebracht werden könnte.

Aehnliche Bedenken müssen gegen die Studien Lombroso's erhoben werden, welche sich mit den „Maßen und dem Gesichtsausdruck von 3839 (!) Verbrechern" beschäftigen. Auch hier entbehrt man eine wissenschaftlich abgeklärte Betrachtungsweise, und bei dem Bestreben, aus der äußeren Formbeschaffenheit des Schädels und der physiognomischen Eigenthümlichkeiten die moralische und intellectuelle Veranlagung und Entartung des Menschen erkennen zu wollen, verliert sich der Verfasser und mit ihm verlieren sich die anderen Verfechter des Verbrechertypus in Erwägungen und Schlußfolgerungen, welche kaum über die gleichen Forschungen Gall's oder auch Lavater's hinausgehen.

Alle physiognomische Betrachtungsweise des Gesichts und Hirnschädels verlangt eine strenge Scheidung der gestellten Aufgaben. So werthvoll das Studium der Ausdrucksbewegungen für die Erkenntniß gewisser affectiver Vorgänge werden kann — ich erinnere hier an den Vortrag von Meynert auf der letztjährigen Naturforscherversammlung —, so unklar und verschwommen sind die Bestrebungen, aus der Symbolik der menschlichen Gestalt auf die geistige Beschaffenheit, auf Rassen- und Krankheitstypen schließen zu wollen. Wie Rieger in seinen Darlegungen über die Beziehungen der Schädellehre zur Physiologie mit Recht hervorhebt, handelt es sich hier um einen vorzugsweise ästhetischen, subjectiven Standpunkt. „Der Beschauer tritt vor die Form mit einem fertigen Ideale." Zu leicht wird man da von Erwägungen geleitet, welche bestimmter morphologischer, geschweige denn physiologischer Grundlagen entbehren. Wie bald aber die physiognomische Betrachtungsweise phrenologischen Speculationen einer vergangenen Zeit unterliegt, beweisen die Schlußfolgerungen von Lombroso und Bordier in reichem Maße.

Derartige Bestrebungen, ausschließlich in der körperlichen Organisation, d. h. in bestimmten sinnenfälligen Merkmalen der Körperbildung die Anzeichen einer angeborenen oder erworbenen sittlichen Verbildung und Verkümmerung erkennen zu wollen, bergen die größten Gefahren für eine wissenschaftliche Verarbeitung der Verbrecherfrage. Wie leicht verfällt der Untersucher bei der gerichtsärztlichen Begutachtung einem verhängnißvollen Schematismus und klammert sich an Stelle einer durchgearbeiteten Begründung seines Urtheils über die Beschaffenheit des Geisteszustandes seines Exploranden an mühelos erkennbare äußere Merkmale. Wie leicht wird dann vergessen, daß alle derartigen Zeichen einer gestörten Entwicklung im körperlichen Gebiete — in dieser Beziehung stehen alle Schädelverbildungen mit den Abweichungen der Entwicklung anderer Körpertheile auf einer Linie — keine bestimmten Schlüsse auf die Entwicklung des Gehirnes, geschweige denn auf die Ausbildung der geistigen Functionen erlauben. Dieselben

gewinnen nur dann eine Bedeutung, wenn sie mit deutlich ausgeprägten Merkmalen krankhafter Störung der Gehirnentwicklung einhergehen, die sich in den klinischen Bildern als unverkennbare Geistesstörung, Schwachsinn, Idiotie und in schweren, anatomisch greifbaren Entwicklungshemmungen des Gehirns, z. B. der Mikrocephalie oder Porencephalie, äußern. Ich stimme mit Rieger vollständig in dem Ausspruche überein: „Daß ein abnormer Schädel mit einem abnormen Menschen im concreten Falle zusammentrifft, muß immer noch durch besondere Beweise für jeden einzelnen Fall dargethan werden." Diese Einschränkungen beziehen sich auch auf alle Bestrebungen, aus diesen Studien über die „Degenerationszeichen" die wissenschaftliche Feststellung der Begriffe des Verbrechers und des Geisteskranken, der unterscheidenden und gemeinschaftlichen Merkmale beider erlangen zu wollen.

Ich komme damit zu der weiteren Frage, ob es möglich sei, bestimmte morphologische Abweichungen, d. i. der Formbeschaffenheit beim Gehirne des Verbrechers von dem Gehirne des unbestraften, deshalb a priori als sittlich normal zu betrachtenden Menschen nachzuweisen. Wie bekannt, hat diese Frage unter dem Einflusse der Untersuchungen von Benedict „über den confluirenden Windungstypus als charakteristisches Merkmal des Verbrechergehirns" viele Kreise der ärztlichen und juristischen Welt in Erregung versetzt. Karl Bardeleben hat schon auf der Naturforscherversammlung zu Eisenach im Jahre 1882 nachgewiesen, daß alle derartigen Schlußfolgerungen über ein gesetzmäßiges Verhältniß zwischen Anordnung der Windungen des Großhirns und verbrecherischer Lebensführung unhaltbare Annahmen sind. Auch andere Untersucher, wie Giacomini, Richter und ich, gelangten zu dem gleichen Ergebnisse. Ebenso unsicher sind die Befunde vergleichender Gehirnwägungen, bei welchen absolute Zahlen gar nicht beweiskräftig sein können, da für jeden Einzelfall die Körpergröße und das Körpergewicht von maßgebender Bedeutung sind. Nur dann, wenn solche individualisirende Forschungsarbeit, bei welcher alle früher erörterten Schwierigkeiten siegreich überwunden werden konnten, ein für den angeborenen Verbrecher ungünstigeres Gewichtsverhältniß nachgewiesen haben würde, dürfte von einer werthvollen Bereicherung unserer Kenntnisse über die Beziehungen des Hirngewichtes zur Gehirnentwicklung und zu seiner functionellen Ausbildung gesprochen werden.

So dürftig die Ausbeute auf morphologischem Gebiete, so wenig bedeutungsvoll sind auch die Ergebnisse pathologisch anatomischer Forschung bis heute geblieben. Alle Schlüsse, die Lombroso auf Grund der Untersuchungen von Flesch, Giacomini und seiner eigenen Forschungen bezüglich des überwiegenden Vorhandenseins von Erkrankungen der Schädelkapsel, der Hirnhäute und des Gehirnes selbst bei Verbrechern gegenüber gleichen Befunden bei Nichtverbrechern oder bei Geisteskranken gezogen hat, müssen als verfrüht bezeichnet werden. Denn ganz abgesehen von der statistischen Begründung derselben, werden alle jene pathologischen Befunde ebensosehr der Ausdruck der erworbenen, mit der verbrecherischen Lebensführung im engsten Zusammenhange stehenden Schädigungen, der Trunksucht, der Syphilis, der Kopfverletzungen u. s. w. sein müssen, als sie der Ausgangspunkt abnormer Geistesbeschaffenheit werden können. Einen noch geringeren Werth für eine specifische Verbrecherpathologie besitzen alle bisherigen Zusammen-

stellungen der Leichenbefunde für die übrigen Körperorgane der Sträflinge. Alles hierüber Gesammelte beweist weniger für einen eigenartigen causalen Zusammenhang zwischen solchen Organerkrankungen und der verbrecherischen Lebensführung, als für die leichtverständliche und a priori anzunehmende Thatsache, daß in der unsteten, regellosen und ausschweifenden Lebensweise der Mehrzahl der Verbrecher eine ausgiebige Quelle für Herz- und Lebererkrankungen gegeben sei.

Ich habe die Verpflichtung, diese oft herb klingenden Urtheile durch die Wiedergabe einiger Ausführungen Lombroso's zu begründen.

„Beim Verbrecher ist das Gesicht länger, Jochbeine und Kinnlade breiter, das Haar dichter und schwärzer, das Auge dunkler. Buckelige kommen selten unter Mördern, öfter unter Stupratoren, Fälschern und Brandstiftern vor. — Körperlänge und Gewicht sind bei diesen und den Dieben geringer als bei Mördern und Räubern, gleichwie die Körperkraft. Das Haar der Letzteren ist dunkel, das der Stupratoren oft blond. Die Verbrecherphysiognomie kommt bei 25 Procent aller Verbrecher vor, mit einem Maximum von 36 Procent bei den Mördern und einem Minimum von 6—8 Procent bei Bankroteuren, Betrügern und Bigamisten."

Für die letztgenannten geringen Procentzahlen gibt Lombroso die eigenthümlich klingende Erklärung, daß derartige Menschen einen Ausdruck von Bonhommie besitzen, um die Anständigen täuschen zu können. Weiter ausgeführt sind diese physiognomischen und phrenologischen Beobachtungen in folgenden Sätzen:

„Die Messungen an Lebenden ergeben für den Verbrecher größere Körperlänge, größere Spannweite, einen breiteren Brustkasten, die Wägung ein höheres Gewicht als bei Normalen und Irren. Das Haar ist dunkler als bei beiden Letzteren. Bei den Dieben, den Rückfälligen und den Unmündigen kommt eine größere Reihe von (Inb) Mikrocephalien vor als bei Normalen, dagegen ist dieselbe kleiner als bei den Irren. Kopf und Gesicht sind bei Verbrechern, besonders bei Wollüstlingen und Dieben, häufiger schief als bei Normalen, jedoch seltener als bei Irren. Bei Letzteren sind dagegen die Augen häufiger schräg; desgleichen häufiger Kopfverletzungen, Atherom der Schläfenarterien, falscher Ansatz der Ohren, Styftegmus, Pupillendifferenz, schiefe Nase und fliehende Stirn vorhanden .... Die Beobachtung an Lebenden bestätigt endlich, wenn auch weniger sicher und constant als die an den Leichen, das häufige Vorkommen von Mikrocephalie, Asymetrie, Schrägheit der Augenhöhlen, Prognathie, Auftreibung der Stirnhöhlen. Sie hebt neue Thatsachen von Aehnlichkeit zwischen Irren, Wilden und Verbrechern hervor. Die Prognathie, die Ueberfülle an schwarzem, krausem Haar, der spärliche Bart, der häufige braune Hautteint, die Oxycephalie, die schrägen Augen, der kleine Schädel, die großen Kiefer und Wangenbeine, die fliehende Stirn, die ungestalten Ohren, der verwischte Geschlechtsunterschied in der Gestalt, die größere Spannweite sind, zusammen mit den anatomischen ebenso viele neue Merkmale, welche dem europäischen Verbrecher fast den Stempel der australischen und mongolischen Rassen aufdrücken.

„Außerdem zeigen uns das Schielen, die Schädelasymetrie und die schweren histologischen Läsionen, die Knochenauswüchse, die Folgezustände von Meningitis, Herz- und Leberleiden u. a. m., daß wir es bei dem Verbrecher mit einem Menschen zu thun haben, den entweder Entwicklungshemmung oder erworbene Krankheit, besonders der Nervencentren, schon vor seiner Geburt in einen anomalen, dem des Irren ähnlichen Zustand versetzt hat, kurz mit einem wirklich chronisch kranken Menschen" ....

Die Untersuchung von achthundert ehrlichen Leuten hat nur ergeben, daß Degenerationszeichen in der Gesichtsbildung auch bei ihnen vorkommen, aber niemals so viele auf einmal wie bei Verbrechern, und daß, wenn es je der Fall ist, der Verdacht auf eine versteckte böse Leidenschaft oder auf eine cretinartige Degeneration gerechtfertigt erscheint."

Dies die eigenen Worte Lombroso's, welche den Schlußsätzen dieses Capitels seines Buches entnommen sind.

V.

Wenn schon die Untersuchungen der körperlichen Eigenthümlichkeiten des sogenannten Verbrechertypus die italienische Schule zu weitgehenden Schlüssen über den atavistischen und degenerativen Charakter dieser Erscheinungen geführt und dieselbe auch mannigfache Beziehungen mit den angeborenen Hemmungsmißbildungen, sowie erworbenen, pathologisch-anatomischen Befunden bei Geisteskranken aufgestellt hat, so geht die Betrachtung der psychologischen Grundlagen des Verbrecherdaseins noch vollständiger in das psychiatrische Gebiet hinüber. Indem Lombroso den Nachweis zu liefern strebt, daß alle verbrecherische Thätigkeit des geborenen Verbrechers mit den Krankheitsäußerungen des moralischen Schwachsinns, beziehungsweise Irreseins und der epileptischen Geistesstörung zusammenfallen, verwischt er alle unterscheidenden Merkmale, welche der klinische Ausbau der Psychiatrie zwischen diesen beiden Gruppen von Geistesstörung ergründet hat und verschmelzt das Arbeitsgebiet des Psychiaters mit dem des Criminalpsychologen. Die Schwierigkeiten dieser letztgenannten Wissenschaft sind gerade in der Neuzeit vollauf durch die Psychiatrie gewürdigt worden. Die größte Summe geistiger Arbeit und eindringlichster klinischer Forschungsweise ist auf den Ausbau der Lehre vom moralischen und epileptischen Irresein und auf die Auffindung gesetzmäßiger Grundlagen einer genetischen Betrachtungsweise verwandt worden. Und diese ganze mühevolle Arbeit wird leichten Sinnes über den Haufen geworfen und das klinische Beobachtungsmaterial in einseitiger Beleuchtung zur Aufstellung vorschneller Behauptungen verwerthet. Je jünger ein Wissenszweig, je unfertiger und verwickelter ein Arbeitsgebiet, desto vorsichtiger sollten alle Schlußfolgerungen zu Stande kommen. Wie oft sind fruchtbringende Errungenschaften wissenschaftlicher Forschung in falsche Bahnen gedrängt worden und für lange Zeit verloren gegangen, wenn sie zu früh zur Construirung allgemeiner Lehrsätze verwandt worden sind! Diesen Gefahren unterliegt die klinische Psychiatrie, wenn vollgesicherte Lehren derselben nur zu Theilerscheinungen der Verbrechernatur gestempelt werden. Also schon um unseren Besitzstand an wissenschaftlicher Begründung des psychiatrischen Lehr- und Wissensgebietes zu wahren und eine Ueberfluthung desselben mit unklaren und in ihrer Allgemeinheit nichtssagenden Begriffsbestimmungen zu verhüten, ist eine scharfe Hervorkehrung des wirklich Bewiesenen und eine Aufdeckung der Zweige der modernen criminal-psychologischen Schule von Nöthen. Der fundamentale Irrthum, welcher Lombroso und seine Anhänger beherrscht, läßt sich kurz folgendermaßen ausdrücken. Sie sinken auf eine frühere Stufe wissenschaftlicher Arbeit zurück, indem sie einzelne Krankheitsäußerungen als ausschließlich maßgebend für das Krankheitsbild betrachten und beim Zusammentreffen gleichartiger Symptome eine Gleichartigkeit der Krankheitszustände voraussetzen. Weil thatsächlich eine große Zahl von Geisteskranken verbrecherische Neigungen besitzen und durch ihre Handlungen mit dem Strafgesetz in Conflict gerathen, und weiterhin, weil viele Verbrecher in Folge ihrer Lebensführung und Lebensverhältnisse in Geisteskrankheit verfallen, gelangen diese Apostel einer neuen Lehre zu dem Schlusse, daß Geisteskrankheit und Verbrechen keine scharf zu trennenden Begriffe sind. Ich habe in der Einleitung angedeutet, wie sehr eine

solche Auffassung, welche aus den Lebenserscheinungen des Menschen in Beziehung auf die sociale Gestaltung ihre Schlüsse zieht, der ursprünglichen Denkweise am nächsten kommt. Wenn wir die bei Lombroso so beliebte entwicklungstheoretische Auffassungsweise einmal für uns in Anspruch nehmen dürfen, so kann man sagen, daß diese ganze Art der Betrachtung seitens der italienischen Schule einen krassen Rückschlag in die primitiven Ideen vergangener Zeiten darstellt.

Ich kämpfe also dagegen, daß die früher erörterten Begriffe des geisteskranken Verbrechers und des verbrecherischen Geisteskranken wieder zunichte gemacht werden. Die Schwierigkeiten, im Einzelfalle eine klare Entscheidung darüber herbeizuführen, ob ein für geisteskrank befundener verbrecherischer Mensch in die eine oder andere Kategorie gehörig, ist mir wohl bekannt. Und ebenso schwierig ist es, wenn diese erste Frage gelöst ist, den ursächlichen Zusammenhang zwischen der beim geisteskranken Verbrecher von früh auf bestandenen, ethisch und social betrachtet, abnormen Handlungsweise und der späteren Geistesstörung aufzufinden. Die erbliche Anlage, also die Abstammung von moralisch verkommenen Eltern, von Geisteskranken, von Trunkenbolden, kann sicherlich eine eigenartige geistige Beschaffenheit des Trägers dieser erblichen Belastung hervorbringen, welche die Keime zur moralischen Verkümmerung birgt. Bei Ungunst der Lebensverhältnisse, Mangel an Erziehung, schlechtem Beispiel u. s. w. werden dieselben zu üppiger Saat emporschießen und zur Geistesstörung führen. Wie schwer dann Ursache und Wirkung bestimmt werden kann, habe ich früher hervorgehoben.

Außerdem wird jeder Beobachter, welcher mit vorurtheilslosem Sinne die Verbrechernatur zu ergründen strebt, vor räthselvolle Fälle gestellt werden, in welchen alle Kriterien für eine bestehende Geistesstörung im Stiche lassen und dennoch die ganze analytische Betrachtung des Thäters und seiner Handlungsweise den Gedanken an eine krankhafte Veranlagung des Angeschuldigten oder Verurtheilten uns aufdrängt. Besonders jene rohen, gefühlsstumpfen, jeder sittlichen Regung baaren Gewaltmenschen, welche trotz mühevoller, erziehlicher Thätigkeit in Haus und Schule, und trotz strengster Bestrafung immer wieder zu Eigenthumsvergehen, zu grausamster Gewalthandlung, zur Verstümmelung und Vernichtung ihrer Opfer getrieben werden, erregen das größte Interesse. Sobald sich die schützende Pforte des Zuchthauses für sie geöffnet hat, sind sie widerstandslos allen leidenschaftlichen Antrieben preisgegeben; dem Sinnenreiz folgt die Begierde, der Begierde die That, und Ruhe und Ueberlegung kehrt erst in den Mauern des Gefängnisses wieder, wo dann das eiserne Gebot der Strafhausordnung diese Menschen aller eigenen Entschließung enthebt und in willenlose Werkzeuge einer festgefügten Macht umwandelt. Ruhig und folgsam, trotzig und finster, geschmeidig und tückisch, gewaltthätig und aufbrausend, alle Regungen der menschlichen Seele, vom stumpfen Gleichmuth bis zur sinnlosen Wuth, treten in bunter Reihe dem Beobachter dieser Zuchthäusler entgegen. Wie leicht sind wir geneigt, in solchen Fällen, in welchen uns alle Erfahrungen über die gesetzmäßigen Wechselbeziehungen zwischen Wunsch und Wille, Vorstellung und Handlung, Antrieb und Widerstand im Stiche lassen, zu Gunsten unserer erhöhten Auffassung über die sittliche Veranlagung des Normalmenschen, hier an krankhafte Vorgänge zu glauben! Krankhaft sind sie gewiß im Sinne unserer

Auffassung über die moralischen und socialen Anlagen und Pflichten des Menschen; ob aber krankhaft im Sinne des Gesetzgebers, das ist eine andere Frage.

Aus den früheren Darlegungen geht hervor, daß sich gerade unter diesen Menschen eine große Zahl von Individuen vorfinden, welche in ihrer geistigen und körperlichen Organisation defect sind; aber nur der Nachweis mangelnder geistiger Entwicklung in der Form des Schwachsinns oder ausgeprägter geistiger Störung wird der Maßstab für die Beurtheilung der gesetzlich geforderten Kriterien über die Strafbarkeit oder Straflosigkeit des einzelnen, zur Untersuchung stehenden Individuums sein können. Gelingt dieser Nachweis nicht, so tritt der ärztliche Berather des Richters aus dem Rahmen seiner Thätigkeit heraus, sobald er aus anderen Wissensgebieten die Gründe für die psychiatrische Begutachtung herbeiholt.

Die naturwissenschaftliche Bearbeitung der Verbrecherfrage wird aus dieser praktisch und theoretisch gebotenen Abgrenzung der Arbeitsgebiete sicher nur Nutzen ziehen können; allen Bestrebungen, dieselbe ausschließlich mittelst entwicklungstheoretischer Anschauungsweise fördern zu wollen, halte ich das Wort Virchow's entgegen: „In Bezug auf den Transformismus (Darwinismus) ist die Anthropologie ein fast verschlossenes Reich mit lauter Prohibitiveinrichtungen."

Je mehr wir von der schöpferischen Kraft der darwinistischen Beobachtungsmethoden und Schlußfolgerungen überzeugt sind, desto energischer werden wir die Auswüchse derselben zu bekämpfen haben.

Tokio-Igaku.

Skizzen und Erinnerungen aus der Zeit des geistigen Umschwungs in Japan, 1871—1876.

Von

Dr. **Leopold Müller,**
Oberstabsarzt I. Classe.

III.

Es ward — und der Leser wird es nach dem in den vorangegangenen Abschnitten Gesagten begreifen — sowohl Herrn Dr. Hoffmann, als mir sehr bald klar, daß unser Beider Herauskommen eigentlich ein verfrühtes sei; es würde vollständig genügt haben, wenn zu der Zeit Einer von uns in Tokio gewesen wäre, womöglich gleich mit einer Anzahl Elementar- und Gymnasiallehrer, um erst die Schüler systematisch vorzubereiten, um Schul- und Hospitalräume einzurichten und dann, nach etwa zwei bis drei Jahren, die wirkliche Medicinschule zu eröffnen. Da wir aber die Sachlage nicht ändern konnten und es galt, das Vertrauen der Japaner durch sichtbare Leistungen rasch zu gewinnen, so beschloß ich, wie gesagt, im Anfange ohne die Mitwirkung des noch in Yokohama weilenden Dr. Hoffmann, die Thätigkeit an der Schule zu beginnen.

Auf die Forderung der Japaner, die Schüler je nach dem, was sie „durchlaufen" hätten, in verschiedene Classen zu theilen, die verschiedenen Unterricht erhielten, gab ich die bestimmte Erklärung ab, ich könne das nur thun, wenn ich den Bildungsgrad jedes Einzelnen durch ein Examen constatirt hätte, wobei ich gleich bemerkte, daß ich mich durchaus nicht auf eine Prüfung etwa in Pathologie oder Chirurgie allein einlassen würde, ohne mich vorher überzeugt zu haben, daß der Betreffende gründliche anatomische und physiologische Kenntnisse besitze. Ein solches Vorgehen suchten die Japaner durch alle möglichen Entschuldigungen und Ausflüchte zu hintertreiben; als sie aber sahen, daß ich unweigerlich auf meiner Meinung bestand, entschlossen sie sich am 31. August (am 23. war ich angekommen), die neunzehn „besten" Schüler (von etwa dreihundert) zu einem Examen vorzuführen. — Ich stellte nun, selbst für die Japaner augenscheinlich, fest, daß die Schüler zwar mancherlei aphoristische Kenntnisse besäßen, die zum

Theil erst in späteren Semestern erworben werden sollten, daß aber nicht Einer von ihnen irgendwie genügend in der Anatomie und Physiologie vorbereitet sei; konnte mir doch kein Einziger ein Bild des Kreislaufs geben (obgleich mehr als Einer Herzkrankheiten studirte); Keiner vermochte mir mit Sicherheit zu sagen, ob und warum ein ihm gezeigter Oberschenkel ein rechter oder ein linker sei. Ferner kannten sie weder die lateinischen, noch irgend welche fremdländischen Bezeichnungen für die einzelnen Theile, sondern nur die chinesischen; diese aber entsprechen nicht bestimmten anatomischen Begriffen, sondern nur vagen, auf Speculation basirten, allgemeinen Anschauungen. Zum Beispiel bezeichnet das Wort kin-miaku (wörtlich Sehnengefäße), überhaupt alle fühlbaren Stränge im Körper, gleichviel, ob dieselben Sehnen, Gefäße, Nerven u. dgl. sind. Man denke also, was die Lehre der ersten Hülfe bei Verletzungen eines „kin-miaku" für Verwirrungen anrichten würde! — Hätten die Dolmetscher selbst die Fragen beantworten können, so würden sie wahrscheinlich versucht haben, mich über den Bildungsgrad der Schüler zu täuschen; zum Glück aber wußten sie selber nichts. Ich erklärte daher ganz positiv, für mich besäße überhaupt keiner irgend welche medicinischen Kenntnisse, vielmehr müßten alle gleichmäßig vom Anfang an, d. h. mit der Lehre von den trockenen Knochen, beginnen und den vorgeschriebenen Studienplan durchmachen. Für Viele war das ein sehr harter Schlag; Manche waren schon drei bis vier Jahre in der Schule und hatten gehofft, nachdem sie noch ein, höchstens zwei Jahre von uns möglichst profitirt, als besonders gelehrte Aerzte heimkehren zu können. Eine bedeutende Anzahl verließ daher sogleich die Schule, während ich, wie gesagt, am 4. September meine erste Vorlesung über Anatomie vor etwa 140 Schülern hielt, die, ihre Hibatchis an der Seite, auf der Erde kauerten und niedrige vor ihnen stehende Bänke als Tische benutzten. Ich hatte wöchentlich sechs Stunden Anatomie festgesetzt, zu welchen, sowie ich nur mit der allgemeinen Einleitung und der Knochenlehre fertig war, noch sechs Stunden Anatomie bei Dr. Hoffmann kamen, im Ganzen also zwölf Stunden wöchentlich. Da wir uns, trotzdem unsere Meinung von dem Bildungsgrad unserer Schüler eine höchst geringe war, immer noch täuschten, so fügten wir alsbald einige Vorlesungen hinzu, die eigentlich erst später hätten kommen sollen, namentlich Untersuchungsmethoden, Verband- und Arzneimittellehre, um, wenn irgend möglich, ein Jahr an der Studienzeit der ersten Schüler zu gewinnen; doch sahen wir sehr bald die Nutzlosigkeit dieses Versuchs ein und ließen den Unterricht wieder fallen.

Um ein einigermaßen geordnetes und organisch gegliedertes Studium zu ermöglichen, waren Dr. Hoffmann und ich von vornherein übereingekommen, daß er die innere Medicin übernehmen sollte, ich die Chirurgie, Augenheilkunde und Geburtshülfe, daß wir die Vorbereitungswissenschaften gemeinsam vortragen, uns darin aber so theilen wollten, wie dieselben für unser specielles Gebiet besondere Wichtigkeit besäßen.

Der Unterricht selbst verlief in folgender Weise: Ich trug je nach dem zur Verfügung stehenden Dolmetscher deutsch oder englisch vor, wobei ich alle Namen und Ausdrücke mit lateinischen Lettern an die Tafel schrieb; der Vortrag wurde dann durch den Dolmetscher Satz für Satz übersetzt, und erst nachdem ich ihn für

hinlänglich verstanden hielt, gab ich dem Dolmetscher und später dem Repetenten meine schriftliche Ausarbeitung. Diese schriftlichen Ausarbeitungen, während der ganzen Zeit meiner Lehrthätigkeit und für jede der von mir vorgetragenen Disciplinen fortgeführt, ergaben zuletzt vollständige Leitfäden, welche, ins Japanische übersetzt und zuerst Schülern dictirt, später aber durch den Druck vervielfältigt, nicht nur diesen gute Dienste leisteten, sondern auch von den japanischen Aerzten im Lande vielfach gekauft und studiert wurden. Sogar wurden unsere klinischen Vorträge in einer besonderen japanischen illustrirten Zeitung veröffentlicht; aber da das ohne unser Zuthun geschah, so kann man sich denken, wie diese Publication ausfiel, und da wir kein Mittel hatten, sie zu verhindern, so mußten wir uns damit begnügen, jede Verantwortlichkeit für dieselbe abzulehnen.

Nachmittags wurde das von mir Vorgetragene von eigens dazu angestellten Repetenten, denen ich mich während des Unterrichts bestrebte, die Sachen besonders klar zu machen, und die auch außerhalb des Unterrichts im Verständniß etwa gebliebene Lücken durch wiederholtes Nachfragen auszufüllen trachteten, mit den Schülern nochmals gründlich und detaillirt wiederholt, und jeden Sonnabend suchte ich mich durch ein Examen davon zu überzeugen, wie weit das Vorgetragene gelernt und namentlich begriffen sei, wobei ich es mir zur hauptsächlichen Aufgabe stellte, durch Kreuz- und Querfragen, sowie durch Aufstellung von Paradoxen die Denkkraft der Schüler nach Möglichkeit zu üben. Als Resultat dieses Verfahrens ergab sich, daß etwa ein Drittel der Schüler in der That sehr gute Fortschritte machte und zu schönen Hoffnungen berechtigte; daß aber zwei Drittel durch ihre Antecedentien, namentlich durch das Studium „nach chinesischer Methode" und durch ihr vorgerücktes Alter absolut unfähig seien, sich in den neuen Studienplan zu finden. Es wurde daher, gegen Ende December, in Uebereinstimmung mit dem Unterrichtsminister, Herrn Ooki, mittels eines allgemeinen Examens eine Sichtung vorgenommen, in Folge deren nur 59 Schüler übrig blieben. Aber auch von diesen mußten später noch etwa sechs zurücktreten, während Krankheit, Tod und besondere Verhältnisse die Zahl der zuerst von uns Aufgenommenen bis zu unserm Abgange auf 35 reducirten.

Diese Methode nahm auch Dr. Hoffmann bei seiner Lehrthätigkeit an, und sie ist seitdem an der Akademie und Vorbereitungsschule von allen Lehrern befolgt worden, nur daß bei den späteren Schülern wegen Kenntniß der deutschen Sprache die Dolmetscher entbehrlich wurden und denselben statt geschriebener Memoranda zum Theil gedruckte deutsche Leitfäden in die Hand gegeben werden konnten.

Zur wirksamen Durchführung des also in seinen Grundzügen dargestellten Unterrichtsplans galt es nun aber vor Allem, das erforderliche Unterrichts- und Hülfspersonal zu beschaffen. Das nächste Bedürfniß waren Dolmetscher und Repetenten, welche Deutsch verstanden. Zu diesem Behufe suchte ich mir unter den zur Disposition Gestellten sechs der Intelligentesten aus und gab denselben täglich anderthalb bis zwei Stunden deutschen Sprachunterricht, der allerdings zu den wunderlichsten Lectionen gehören mag, die jemals ertheilt worden sind. Ich legte nämlich von der mir gerade in mehreren Exemplaren zu Gebote stehenden Ollendorff'schen Grammatik die zum deutschen Unterricht für Engländer bestimmte Ausgabe zu Grunde, und der Cursus bestand nun darin, daß der englisch

sprechende Dolmetscher zuerst die englischen Sätze ins Japanische, und meine Schüler dann diese japanischen Sätze der Reihe nach laut und schriftlich ins Deutsche übertragen mußten. Jene Unfähigkeit der Japaner, einzelne Buchstaben, besonders r und l zu unterscheiden, bot eine große Schwierigkeit, die ich durch Erfindung besonderer Sätze, wie z. B.: „der Hammer zerschlägt das Glas, und der Hammel frißt das Gras" u. dgl. zu überwinden suchte, aber freilich nur mit unvollkommenem Erfolge.

Wenn ich gehofft hatte, bei Gelegenheit dieses Unterrichts selbst etwas Japanisch zu lernen, so sah ich mich getäuscht; die japanische Ausdrucksweise ist in den verschiedenen Verhältnissen des Lebens eine so verschiedene, sie beruht so sehr auf der gegenseitigen Stellung des Sprechenden und Angeredeten zu einander, daß eine allgemeine Uebersetzung eines Satzes unmöglich ist; z. B. wird der Satz: „ich gebe Ihnen Etwas" in dem Sinne gebraucht: „ich reiche (Ihnen) Etwas" und zwar je nach der Lebensstellung, ich reiche den Gegenstand horizontal, hinauf oder herunter, und dabei differiren die Ausdrucksweisen wieder, je höher oder tiefer ich es reichen muß, und weiter, je nachdem ich etwas Gutes, Gleichgültiges oder Schlechtes reiche. Man müßte sich also zehn, zwölf oder mehr Ausdrucksweisen nur für diesen einen kurzen Satz merken und wäre doch noch nicht sicher, das Richtige zu treffen. Die Japaner, die ich um Rath fragte, konnten sich nie hinsichtlich einer bestimmten Uebersetzung einigen, noch viel weniger waren sie im Stande, mir zu erklären, warum dieser oder jener Ausdruck gebraucht würde; kurz, ich gab den Versuch, die Sprache auf diese Weise zu erlernen, bald auf und nahm mir einen professionirten Lehrer. Aber auch jetzt, nachdem ich anderthalb Jahre lang, erst täglich, dann dreimal wöchentlich Unterricht genommen und außerdem fleißig schriftlich übersetzt hatte, fand ich, daß ich meinem eigentlichen Ziele, dem Sprechen, nicht näher gerückt sei.

Namentlich hatte ich mich in der sonst so berühmten Hoffmann'schen Grammatik arg vergriffen; ich lernte wohl eine Sprache, aber eine, die kein Mensch verstand, denn es war die nur bei gelehrten Abhandlungen übliche Schriftsprache. Man denke, daß Jemand bei uns ausschließlich den hochtrabenden Gerichts-Curial-Styl des vorigen Jahrhunderts gelernt hätte und desselben sich im gewöhnlichen Leben bedienen wollte! Nach so langem Bemühen hatte ich es denn auf diesem Wege nur so weit gebracht, daß meine Diener, wenn ich ihnen in meinem erlernten Japanisch etwas befahl, zu meiner Frau gingen, um sie zu fragen, was ich denn eigentlich wolle? Diese hatte sich, wie die meisten Fremden, darauf beschränkt, im täglichen Verkehr einen und den andern Ausdruck praktisch zu erlernen. Es hat sich auf diese Weise zwischen den Ausländern und den mit ihnen verkehrenden Einheimischen eine von vielen Gesten und Zeichen begleitete, mit deutschen, französischen und englischen corrumpirten Wörtern vermischte Conventionssprache gebildet, die Jeder versteht, die aber eben kein Japanisch ist[1]). Ich

[1]) Wie solche Ausdrücke entstehen, mag folgendes interessante Beispiel zeigen: Alle japanischen Bouquets sind kegelförmig spitz zulaufend; Herr von Brandt ließ aber durch seinen Gärtner nach europäischer Manier flache Bouquets binden, und diese wurden von den Japanern „teburu hana" genannt. Wir zerbrachen uns den Kopf, was das bedeuten solle; „hana" heißt die Blume, das Bouquet aber „teburu"? Te, die Hand, schien auch noch klar, aber buru ließ sich durchaus nicht

sah ein, daß zur Erlernung der Sprache ein sechs- bis zehnjähriges, ausschließliches Studium dieser, sowie der chinesischen Sprache, nöthig sei — mehr, als ich dafür zur Verfügung hatte. Der einzige Vortheil, den ich davon gehabt, bestand darin, daß ich eine oberflächliche Einsicht in die Denk- und Ausdrucksweise der Japaner erhalten hatte, was meinen Vorträgen und Memoranden insofern zu gute kam, daß sie sich leichter ins Japanische übersetzen ließen. — Soviel indessen hatte ich mir angeeignet, daß ich ohne Dolmetscher ein Krankenexamen anstellen oder eine Reise ins Innere unternehmen konnte; das aber, wie gesagt, hatte ich dem täglichen Verkehr, und nicht dem Unterricht zu verdanken. Mit den nothwendigen Unterärzten und Assistenten sah es sehr traurig aus. Zwar waren uns, außer den oben erwähnten „Schülern", eine Anzahl „ausgebildeter" und im Hospital angestellter Aerzte zugewiesen worden, in welche Herr Dr. Hoffmann und ich uns theilten; doch bemerkten wir bald, daß auch sie jeder gründlichen Vorbildung ermangelten. Nur bei einzelnen wenigen von ihnen gelang es uns, sie für unsere Zwecke brauchbar zu machen; so wurde z. B. der Assistent für Anatomie, Herr Taguchi[1]), ein ganz ausgezeichneter Prosector, der in neuerer Zeit auch für europäische medicinische Zeitschriften recht werthvolle Beiträge geliefert hat.

Was gleich von Anfang an erkannt worden war, das machte sich jetzt immer mehr geltend, daß es nämlich unumgänglich nothwendig war, sowohl den bereits vorhandenen Schülern erst einigen Unterricht in Physik, Chemie und Latein durch europäische Lehrer ertheilen zu lassen, als auch überhaupt für einen besser vorbereiteten Nachwuchs zu sorgen. Für den Herbst 1871 wurde wegen mangelnder Lehrkräfte und wegen Kürze der Zeit auf die Aufnahme neuer Schüler Verzicht geleistet; dagegen gleich im Januar 1872, also fünf Monate nach unserer Ankunft, eine Vorbereitungsschule in zwei Classen geschaffen. Hierbei machten nun die Japaner die seltsamsten Vorschläge hinsichtlich der Besetzung der Lehrerstellen; bald war es ein Bierbrauer, bald ein Commis u. dgl., die sie, wie sie es bei den anderen Schulen gewohnt, engagiren wollten, und erst nach sehr heftigen Auftritten gelang es, bis auf Weiteres das Engagement des schon erwähnten Dr. Simmons für Deutsch und Latein und des Herrn Dr. Wagner, eines der tüchtigsten Fremden, die Japan besaß und dessen Kräfte in einer ganz unverantwortlichen Weise in einer untergeordneten Schule vergeudet wurden, für Physik, Chemie und Mathematik durchzusetzen. Gleichzeitig wurde Herr von Brandt amtlich gebeten, bei seiner Rückkehr aus Europa drei deutsche Lehrer zum Ersatz der eben Genannten mitzubringen, da wir von vornherein erklärt hatten, daß Herr Dr. Simmons, der kein Lehrer von Fach sei, nur als Nothbehelf gelten, und Herr Dr. Wagner im Interesse des Landes besser verwerthet werden könne; es wurde ihm in der That auch die japanische Abtheilung der Wiener Ausstellung anvertraut und der große, man könnte sagen bahnbrechende Erfolg, den Japan dort errang, ist wesentlich seinem Verdienste zuzuschreiben. Nach seiner Rückkehr aus Wien wurde er mit der Gründung und Leitung einer Gewerbeschule beauftragt.

unterbringen. Endlich fanden wir, daß „teburu" bei dem Mangel eines l das englische table vorstellen sollte, also tafelförmiges Bouquet. — Mein Name wurde japanisch Mi-ye-rü-rē-rü geschrieben, was ihnen dann ungefähr wie „Müller" klang.

[1]) Zur Zeit in Berlin.

Es war damals meine Absicht, neben der Vorbereitungsschule, die doch immer nur eine Art „Presse" werden konnte, die Sexta eines Realgymnasiums zu errichten und dieser in aufsteigender Linie von Jahr zu Jahr eine Classe hinzuzufügen, bis endlich nach sechs Jahren die zweijährige Schule aufgehoben werden könnte. Es sollte das Studium in der Vorschule dann sieben, das in der Akademie fünf Jahre dauern, worauf je nach Befähigung und den Bedürfnissen der Akademie einzelne ausgebildete Schüler für drei Jahre nach Deutschland geschickt werden sollten, um sich dort zu Docenten auszubilden. Die Japaner erklärten jedoch unter lauten Ausbrüchen der Verwunderung und Heiterkeit, auf so lange — fünfzehn Jahre — voraus könne man nicht denken. In der That hat sich dann aber doch die Sache fast genau so gemacht, wie ich es gewollt, und seit 1886, also genau fünfzehn Jahre nach meinem Vorschlage, gehen die Japaner damit um, alle fremden Lehrkräfte durch Einheimische zu ersetzen; daß dies indessen bedeutend verfrüht, leuchtet Jedem ein, der mit den dortigen Verhältnissen vertraut ist.

Das für Japan neue Princip, welches ich aufstellte, daß nämlich für die Akademie nur Lehrer engagirt werden sollten, die als solche jeder für sein Fach ausgebildet seien, erregte nicht nur den Widerstand der Japaner, sondern auch den zahlreicher Fremder, die sich dadurch in ihrer Existenz bedroht sahen. Um diesen allgemeinen Aufruhr verständlich zu machen, muß ich noch einmal auf die bei unserer Ankunft bestehenden oder bald darauf gegründeten Schulen zurückgreifen. Da war vor Allem das sogenannte Kaisedjo, eine Anstalt, das ein Gymnasium repräsentiren sollte und aus einer englischen, einer französischen und einer deutschen Abtheilung bestand. Als Director functionirte ein amerikanischer Missionar, seines Zeichens ein Schlosser, der keine andere hervorragende Eigenschaft hatte, als seine grenzenlose Willfährigkeit gegen jede Laune der japanischen Behörden. Das Lehrercollegium war aus allen möglichen Ständen und Nationen zusammengewürfelt; es waren darin, außer dem bereits genannten Commis und Bierbrauer, Apotheker, Landleute, Seemänner, Schiffbauer ꝛc.: ja einmal war sogar die Rede davon, den Clown eines Circus als Turnlehrer in jene Körperschaft aufzunehmen, was übrigens gar nichts so Ungeheuerliches hatte, wenn man erfährt, daß bereits ein Mensch, der bei demselben Circus eine Zeitlang aufgetreten, als Sprachlehrer angestellt worden war. Eine Auswahl wurde nicht getroffen; wer nach Japan kam, durchaus sonst zu Nichts zu brauchen war und nirgends ein Unterkommen finden konnte, der war noch immer ziemlich sicher, eine Stellung als Lehrer am Kaisedjo oder einer ähnlichen Anstalt zu erlangen, die ihm dann erlaubte, etwas Besseres abzuwarten, so daß die Anstalt unter den Fremden scherzweise das „Asyl für Obdachlose" genannt wurde. — Der Unterricht im Deutschen wurde z. B. einmal durch einen Schweizer und einen Dänen ertheilt, von denen der erste weder richtig lesen noch schreiben konnte, beide aber das Deutsch in dem sehr markirten, specifischen Dialekt ihrer Heimath sprachen. — Ebenso ungeregelt, wie das Lehrercollegium, war der Lehrplan; es wurde je nach dem Belieben der Japaner und neben einander denselben Schülern vorgetragen: das A B C und Moralphilosophie, die vier Species (die Japaner rechneten bis dahin nur mit der Rechenmaschine) und Nationalökonomie,

letztere speciell durch den mehrerwähnten Bierbrauer; ja, die ganze Bestimmung der Anstalt wechselte vielfältig — binnen nicht ganz dreier Jahre war sie nacheinander: Hochschule, Dolmetscherschule, Gewerbeschule, höhere Mittelschule und Bergschule, und das Alles, ohne daß weder ihr Stundenplan noch ihr Lehrercollegium wesentlich modificirt worden wäre! Nach diesen Beispielen, bei denen ich wahrlich nicht übertrieben habe, mag man ermessen, welcher Energie es bedurft und welche Kämpfe es gekostet hat, um in der Medicinschule, wie sie damals noch hieß, ein anderes System planmäßig und consequent durchzuführen; und ohne die eminent unabhängige Stellung, die mir Herr von Brandt contraktlich gesichert hatte, wäre es in der That auch nicht gelungen.

IV.

Hatten wir also von Seiten der älteren Aerzte, der oberen Schul- sowohl wie der sehr mächtigen Subalternbeamten des Unterrichtsministeriums nur auf Widerstand zu rechnen, so trat der Minister jenes Ressorts, Herr Ooki, selbst uns doch mit dem größten Wohlwollen entgegen; seiner kräftigen Unterstützung vor Allem war es zu danken, wenn die Anstalt wirklich den gewünschten Fortgang nahm und die geschilderten Schwierigkeiten allmälig überwunden wurden. Zur Communication mit ihm bedienten wir uns stets nur des Herrn Kempermann, um überzeugt zu sein, daß die beiderseitigen Mittheilungen nicht zufällig oder absichtlich entstellt würden. Auf mein Betreiben erhielt auch Dr. Hoffmann den Japanern gegenüber die gleich unabhängige Stellung des Vorgesetzten, wie sie mir contractlich zustand, so daß wir Beide fortan in Allem, was die Organisation und Leitung des Unterrichts, Aufnahme der Schüler u. s. w. betraf, absolut maßgebend waren, indeß die ökonomische und finanzielle Verwaltung, die Beaufsichtigung und Disciplin der Schüler und Beamten eigens dazu designirten japanischen Directoren überlassen blieb. Wir hätten auch, als mit den japanischen Sitten zu wenig vertraut, zu einem solchen Amte nicht getaugt. Ein älterer, sehr guter Schüler, hatte irgend etwas peccirt; in Anbetracht seiner sonstigen Vortrefflichkeit und weil er mehr aus Unbedachtsamkeit als vorsätzlich gefehlt hatte, baten wir, ihm die Strafe zu erlassen. Da jedoch kam er zu uns und bat fast unter Thränen um seine Bestrafung; wie könnte er sich anders vor seinen Freunden und Mitschülern wieder sehen lassen, sagte er, wenn er sein Vergehen nicht vorher durch Buße gesühnt hätte?

Im Hinblick auf die zu erwartende Ankunft des in Deutschland theils durch Herrn von Brandt, theils durch die japanische Gesandtschaft in Berlin engagirten Lehrerpersonals wurde Januar 1873, nach vielerlei Hindernissen und Zwischenfällen, die Medicinschule (Igakuzo) durch Gesetz organisirt und erhielt den Namen „Kaiserliche medicinisch-chirurgische Akademie zu Tokio" (Dai-Ichiban-Gakka-Igakku, gegenwärtig Tokio-Daigakku-Igakubu). Im März langten zunächst an mit Herrn von Brandt: die Herren Dr. Cochius (jetzt Director der Margarethenschule in Berlin) für Mathematik, Physik und Chemie, Dr. Hilgendorf (jetzt Custos des Zoologischen Museums in Berlin) für Mathematik und Naturwissenschaften, Dr. Funk († als Lehrer in Ostrowo) für Deutsch und Latein; im Juli folgten Herr Professor Dönitz (jetzt in Berlin) für Anatomie, Physiologie und Mikroskopie; im Herbste wurde der schon im japanischen Dienste

stehende Seminarlehrer Herr Holtz (jetzt Kreis-Schulinspector in Prüm) für die Elementarfächer übernommen, und später kamen noch zur Entlastung der Erstgenannten für Sprachen und Mathematik die Herren Dr. Lange und Dr. Schendel (beide gegenwärtig wieder in Berlin) hinzu. — Da vorläufig die eigentlich medicinischen Fächer nur in der zuerst (1871) gebildeten Classe gelehrt wurden, so waren die oben erwähnten Kräfte zur Organisation der Vorschule ausreichend, und es konnte gleichzeitig den ersten Schülern noch Unterricht in Deutsch, Latein und Naturwissenschaften ertheilt werden.

Auf Grund des gesetzlich festgestellten Studienplans wurde nunmehr ein acht-, respective siebenjähriges Studium nach folgendem Modus angeordnet:

Erstes Jahr, dritte Vorbereitungsclasse:

Deutsch, Rechnen, allgemeine Geographie, weitere Ausbildung in chinesischen und japanischen Wissenschaften. — Die Classe konnte von Denjenigen übersprungen werden welche bereits anderweitig deutschen Unterricht erhalten hatten.

Zweites Jahr, zweite Vorbereitungsclasse:

Deutsch, Rechnen und Geometrie, Geographie und Geschichte; Anfangsgründe des Latein, wobei zum Decliniren und Conjugiren gleich medicinische und naturwissenschaftliche Ausdrücke gewählt wurden, ebenso wie später als Uebungsbuch zum Uebersetzen die Pharmacopoea germanica diente; Einleitung in die allgemeine Naturlehre.

Drittes Jahr, erste Vorbereitungsclasse:

Deutsch; speciell: die deutsche Sprache in ihrer Anwendung auf Beschreibung naturwissenschaftlicher Gegenstände; Latein, Mathematik, Physik, Chemie, Naturwissenschaften.

Viertes Jahr, erstes und zweites Semester der Akademie:

Anatomie, Deutsch, deutscher Aufsatz, Latein, Mathematik, Physik, Chemie, Naturwissenschaften.

Fünftes Jahr, drittes und viertes Semester der Akademie:

Secirübungen, Physiologie, allgemeine Chirurgie, Deutsch, Physik und Chemie, theilweise selbstexperimentirend, Naturwissenschaften, mikroskopische Uebungen.

Sechstes Jahr, fünftes und sechstes Semester der Akademie:

Allgemeine und specielle Pathologie und Therapie, Arzneimittellehre, specielle Chirurgie, chirurgische Operationen, klinische Untersuchungsmethoden.

Siebentes Jahr, siebentes und achtes Semester der Akademie:

Chirurgische und innere Klinik zur Auscultation, ausgewählte Capitel aus der speciellen Chirurgie und Pathologie, Augenheilkunde, Gelegenheit zu Sections- und Operationsübungen.

Achtes Jahr, neuntes und zehntes Semester der Akademie:

Besuch aller Kliniken zu ärztlicher Praxis, praktische Thätigkeit im Hospital und in der Poliklinik, recapitulirende Vorträge, Examen.

Nach jedem Studienjahr werden Specialexamina absolvirt, von deren Ausfall das Weiterstudium abhängt: wer sie nicht besteht, wird ein Jahr zurückversetzt. Wer das große Examen nach beendetem Studium besteht, erhält ein Zeugniß, welches ihn zu allen medicinischen Staatsämtern für befähigt erklärt; tritt ein Schüler aus irgend welchem Grunde im Laufe seines Studiums aus, so erhält er überhaupt kein Zeugniß. Diese Maßregel hatte sich als sehr nothwendig herausgestellt; denn im Anfange war es vorgekommen, daß ein Student von zweiundeinhalb Semestern als „unser Schüler" sogleich mit einem Monatsgehalt von 600 Mark angestellt worden, und natürlich nur geeignet war, uns Schande zu machen.

Faßt man den mitgetheilten Studienplan näher ins Auge, so fällt zunächst der außerordentlich breite Raum auf, welcher der Erlernung der deutschen Sprache darin mit Ausschluß aller anderen modernen Sprachen vorbehalten ist. Ich hielt darauf, daß jeder Schüler am Ende des dritten Jahres im Stande sei, deutsche Vorträge ohne Dolmetscher zu verstehen, und am Ende des fünften Jahres sich klar und präcise mündlich und schriftlich deutsch auszudrücken. Nur so konnte, wie die Dinge lagen, die Einheit des Studiums gewahrt und auf einen Erfolg desselben gerechnet werden. Die Erlernung mehrerer Sprachen nebeneinander würde zu einer Ueberbürdung der Schüler geführt und sie verwirrt haben. Denn man bedenke, wie himmelweit verschieden der Geist der japanischen Sprache von dem Geiste aller europäischen alten und neuen Sprachen ist, und wie selbst der Geist dieser Sprachen untereinander noch differirt!

Es war daher im eigensten Interesse der Japaner, wenn auch freilich gegen ihre sonstigen cosmopolitisch-internationalen Liebhabereien, daß der Unterricht streng einheitlich in einer Sprache gegeben wurde. Hiermit soll nicht gesagt sein, daß dies nicht vielleicht eben so wohl in französischer oder englischer Sprache hätte geschehen können; aber die Zahl der guten wissenschaftlichen Stätten, wo in Europa das Studium in deutscher Sprache fortgesetzt werden kann, ist jedenfalls größer als die anderer Sprachgebiete und kein Land so reich an trefflichen Uebersetzungen werthvoller fremder Werke als gerade Deutschland. Wie sehr die Japaner selber dies mit der Zeit eingesehen haben, geht u. A. aus dem in deutscher Sprache erschienenen Calender der medicinischen Facultät zu Tokio für 1883—84, S. 4 hervor, wo es wörtlich heißt: „Da jetzt nämlich die naturwissenschaftlichen und literarischen Fächer unter den europäischen Ländern in Deutschland am Besten und Genauesten erforscht werden, so sollen die Studenten diese Sprache lernen, um später in deutschen Büchern jene Wissenschaften genauer studieren zu können." — Aber dieses Monopol der deutschen Sprache hatte noch einen anderen sehr triftigen Grund: das ganze geistige und materielle Leben der Anstalt, ihr Besitzthum an Büchern und Personal war dergestalt deutsch, daß das Eindringen eines fremden Elements unbedingt die größten Störungen verursacht haben würde. Zweimal hat man, meines Wissens, nach 1875 versucht, nichtdeutsche Lehrer an die Akademie zu berufen, aber bald davon wieder Abstand genommen. — Andrerseits ist die Wichtigkeit dieses Verhältnisses auch für Deutschland nicht zu unterschätzen. Diese deutsch erzogenen Aerzte und Apotheker mußten sich allmälig über das Land verbreiten und die besten Pioniere für die Beziehungen zwischen beiden Ländern bilden. Man ließ zunächst Bücher, Instrumente, Droguen und Chemikalien für die Bedürfnisse der Schule, dann für den weiteren, eigenen Bedarf kommen; sah sich gut bedient, knüpfte weitere Verbindungen an, und ein immer regerer Verkehr entwickelte sich. Welch wichtige Folgen auch auf merkantilem Gebiet die Gründung der medicinischen Akademie gehabt hat, ist beispielsweise in dem Centralverein für Handelsgeographie mehr als einmal rühmend hervorgehoben worden.

Nach dieser Abschweifung, deren Gegenstand sie rechtfertigen wird, kehre ich zu der Organisation der Akademie zurück. Zur Aufnahme in die unterste Classe war erforderlich:

1. Ein Alter von vierzehn bis sechzehn Jahren; da aber in Japan irgend welche Actenstücke über die Geburt absolut nicht geführt wurden, so waren wir darauf angewiesen, uns lediglich nach der körperlichen und geistigen Entwicklung der Aspiranten zu richten. Wobei außerdem noch Folgendes zu berücksichtigen ist: das Kind in Japan wird am Tage seiner Geburt als ein Jahr alt betrachtet und rückt beim Beginne jeden Kalenderjahres um ein Jahr weiter, so daß ein am 31. December 1873 geborenes am 1. Januar 1874 zwei Jahre alt ist und am 1. Januar 1876 vier Jahre. Daß ich der Einfachheit wegen das europäische statt des japanischen Neujahrs, das etwa acht bis zehn Wochen später fiel, genommen habe, ändert an der Sache wenig; es galten noch die Mondmonate, so daß drei Jahre siebenunddreißig Monate hatten.

2. Ein kräftiger, auch hinsichtlich der Sinnesorgane fehlerfreier Körper. Diese Vorschrift war um so wichtiger, als bisher gerade körperlich und geistig Unbrauchbare sich mit Vorliebe dem ärztlichen Studium gewidmet hatten.

3. Eine dem Alter entsprechende chinesisch-japanische allgemeine Bildung. Es erschien nämlich, wenigstens für den Anfang, nothwendig, daß die Aerzte auch ihren Landsleuten gegenüber als in ihrem Sinne „Gebildete" gelten konnten; daher die Weiterführung der chinesisch-japanischen Studien im ersten Jahre des akademischen Unterrichts.

Um nun befähigten jungen Leuten aus allen Classen der Bevölkerung den Zutritt in die Anstalt zu ermöglichen, wurden die Schüler in die beiden Kategorien der zahlenden und nichtzahlenden Schüler getheilt. Erstere hatten monatlich eine bestimmte Summe (etwa 40 Mark) für Wohnung in der Anstalt, Kleidung, Licht, Heizung, Beköstigung, Unterricht und Benutzung des Lehrmaterials (Bücher, Instrumente u. s. w.) zu entrichten. Ich bemerke hierzu, daß die Ernährung eines Japaners der mittleren Classen auf etwa 8—10 Mark monatlich anzuschlagen ist. Bei einem großen Diner, welches zu Neujahr 1872 allen Lehrern, Beamten und Schülern gegeben ward, war das Couvert für die fremden Lehrer und einen, die japanischen Behörden repräsentirenden Beamten auf je 24 Mark angesetzt, für alle übrigen Japaner auf je 12 Pfennige, wofür sie noch obendrein, nach ihren Begriffen, ein recht gutes, wenn auch nicht übermäßig reichliches Festmahl erhielten. Seitdem mögen sich freilich auch in Japan die Verhältnisse sehr geändert haben! — Die zahlenden Schüler sind nach Absolvirung ihrer Studien ganz ihre eigenen Herren und können über ihren ferneren Wirkungskreis durchaus frei verfügen. Den nichtzahlenden Schülern dagegen, welche während ihres Aufenthaltes in der Akademie die gleichen Pflichten und Rechte haben wie die zahlenden, wird der Monatsbetrag, ohne Zinsen, zur Last geschrieben und am Schlusse ihrer Studienzeit treten sie, und zwar gegen das übliche Gehalt von damals mindestens 600 Mark pro Monat, in den Staatsdienst, in welchem sie so lange verbleiben müssen, bis die ihnen debitirte Summe abgetragen worden ist. Es darf ihnen zu diesem Zwecke nicht mehr als ein Fünftel ihres Gehaltes abgezogen werden, dagegen steht es in ihrem Belieben, jederzeit ihre ganze Schuld abzutragen und sich auf diese Weise frei zu machen. — Hier stießen wir abermals auf eine „berechtigte Eigenthümlichkeit" der Japaner. Ein zahlender

Schüler trug nach einigen Semestern die Bitte vor, unter die nichtzahlenden Schüler aufgenommen zu werden, was ihm jedoch mit dem Hinweis darauf abgeschlagen wurde, daß seine Eltern reich genug seien. Nach einiger Zeit meldete er, er habe sich jetzt von armen Eltern adoptiren lassen, und nun stand allerdings der Gewährung seiner Bitte nichts mehr im Wege. Diese Adoptionen sind in Japan sehr gebräuchlich und erklären unter Anderem die merkwürdige Thatsache, wie dieselbe Kunst oder Gewerbethätigkeit durch Jahrhunderte sich vom Vater auf den Sohn vererben könne; es sind eben geeignete Adoptivsöhne.

Endlich wurde durch das Gesetz bestimmt, daß befähigte Schüler nach Vollendung ihres Studiums und Ablegung des Examens nach Europa geschickt werden sollten, um je nach ihrer Neigung und den Bedürfnissen der Anstalt zu Specialisten und Lehrern herangebildet zu werden.

Gleichzeitig mit dieser inneren Organisation war die bessere Einrichtung der Unterrichtslocalitäten Gegenstand unserer Fürsorge. Das Papier in den verschiebbaren Wänden wurde durch Glas ersetzt und eine größere Helligkeit erzielt; es wurden Tische und Bänke angeschafft, so daß die Schüler nicht mehr auf der Erde zu hocken brauchten; die Räume wurden durch Oefen erwärmt, anatomische und klinische Amphitheater erbaut — kurz, wir brachten Alles dem europäischen Muster so nahe, wie möglich.

Unserem Streben nach Europäisirung kamen die japanischen Behörden aus eigener Initiative dadurch entgegen, daß sie für die Schüler eine Uniform einführten, bestehend aus Hose und Joppe aus grauem Tuche, blauem Käpi und Lederstiefeln, dazu kurz geschorenes Haar.

Es würde ein eigenes, langes und zum Theil höchst drastisches Capitel füllen, wenn ich die Einführung der europäischen Tracht in Japan schildern wollte. Einige *streng wahre* Notizen, auf die ich mich beschränke, mögen genügen. Im Vergleich zu ihrer weiten, bequemen und luftigen Kleidung kam ihnen die europäische Tracht unbequem, beengend vor; sie suchten daher das Wesen des europäischen Anzuges in dieser Beengung, ließen ihre Kleider noch knapper machen als gerade nöthig, und sahen bei ihrer kleinen Statur und schmalen Brust unendlich komisch und ungeschickt darin aus. An ihre bunten, theilweise sehr weichen Gewänder gewöhnt, fanden sie ferner das neue Costüm zu nüchtern und zu einfach, fütterten deswegen ihre Fracks mit blauer, violetter oder weißer Seide oder verzierten die Kragen ihrer Röcke mit einem Besatz von farbigen Borten. Ich habe Neujahr 1874 einen Beamten gesehen, der zur Gratulation bei Hofe in dem vorgeschriebenen Anzug gewesen war; beim Heraustreten aus dem Schloß fand er, daß es geregnet hatte und schmutzig war; er entledigte sich also kurz entschlossen der gefährdeten Kleidungsstücke und schritt würdevoll weiter im schwarzen, mit weißem Atlas ausgeschlagenen Frack, weißer Weste, schwarzem Cylinder, einen Regenschirm in der Hand, unterhalb aber nur bekleidet mit dem, bei schwerer Strafe vorgeschriebenen Lendengürtel und hohen Holzschuhen. *Ich habe es gesehen!* Doch ließen diese Ausschreitungen bald nach; es fragt sich auch, ob wir nicht ebenso grobe Verstöße begehen würden, wenn wir plötzlich japanische oder chinesische Kleidung anlegen sollten. Die Nacktheit der unteren Gliedmaßen erregte damals in Japan noch keinen Anstoß. Ganz oder theilweise

nackte Menschen beiderlei Geschlechts wurden mit derselben Harmlosigkeit betrachtet wie bei uns die griechischen Statuen. Als aber später, namentlich das weibliche Geschlecht, bemerkte, daß die Blicke der Fremden nicht immer so harmlos waren, verhüllten sie sich beim Annähern derselben auf das Züchtigste. — Unsere Dolmetscher hatten von Anfang an den Befehl erhalten, sich europäisch zu kleiden, wenn sie uns begleiteten. Als nun der eine von ihnen am ersten Tage zu mir kam, um mich abzuholen, benutzte er die Zeit, wo ich in ein Nebenzimmer gegangen war, um sich's für einen Moment wenigstens bequem zu machen. Er hatte den Rock ausgezogen, konnte nun aber auf keine Weise wieder hineinkommen. Er hielt ihn vor sich, war mit den Armen in beide Aermel gefahren, und im vergeblichen Bemühen, ihn über den Kopf zu bringen, waren die Schöße nach oben, der Kragen nach unten gerathen. So fand ich ihn, schwebend in der größten Angst und Noth, aus der ich ihn dann befreite. — Später sahen unsere Schüler in ihrem sauberen Costüm ganz hübsch und manierlich aus.

Unsere nächste Fürsorge war die für ein besseres Lehrmaterial durch Anschaffung von Modellen und Anfertigung zahlreicher Präparate; besonders zeichneten sich durch rasches Wachsthum aus das anatomische Museum und die Sammlung physikalischer und chemischer Instrumente und Apparate, welche sämmtlich in feuerfesten Gebäuden nutzbar aufgestellt wurden. Dagegen offenbarte sich bei der beabsichtigten Gründung einer Bibliothek wieder die ganze japanische Unzuverlässigkeit. Eines Tages, im Jahre 1874, besuchte mich der Verwaltungsdirector der Anstalt, um mir voll Freude zu melden, es seien soeben 20 000 Mark zu genanntem Zweck bewilligt worden; wir möchten daher so bald wie möglich eine Liste derjenigen Bücher aufsetzen, die wir zu haben wünschten. Diese Liste reichten wir nach wiederholten sorgfältigen Berathungen in der Lehrerconferenz ein, und mit freudigem Danke und dem Versprechen sofortiger Ausführung wurde sie entgegengenommen. Aber wir warteten vergebens, und erst allmälig wurden wir inne, daß die genannte Summe nie zur Disposition gestellt worden war, sondern daß die Japaner nur eine Liste hatten haben wollen, nach der sie vielleicht später einmal „aus eigener Initiative" und „ohne Mitwirkung von Fremden" eine Bibliothek zu Stande bringen könnten. — Von dieser Neigung, die Fremden zu überlisten, resp. sich mit ihren Federn zu schmücken, sollte ich bald noch ein anderes Beispiel erhalten. Ich hatte schon früher, während meines Aufenthaltes in den Tropen und bei Gelegenheit der Belagerung des Cap Haytien, die Idee gefaßt, aus tropischen Pflanzen und anderen Producten das Material zu einem Feldlazareth zusammenzustellen; es hatten mir aber damals die geeigneten Arbeiter gefehlt. Nun ließ ich 1874 durch meinen Dolmetscher dem japanischen Comité für die Ausstellung zu Philadelphia diese Idee mittheilen und gleichzeitig anbieten, daß die Arbeiten unter meiner Leitung angefertigt werden sollten. Den Gedanken, auf dem Gebiete des Sanitätswesens etwas Neues auszustellen, nahm das Comité mit Enthusiasmus auf, und ich ward ersucht, ihm durch ein Beispiel meine Absicht näher zu erläutern. Ich producirte nun den Entwurf einer Tragbahre aus Bambus, die neben großer Leichtigkeit die Eigenthümlichkeit hatte, daß die Hohlräume der Längsstäbe zur Bergung von Labe- und Verbandflüssigkeiten benutzt waren, so daß das Vehikel nach und nach beim Gebrauche

immer leichter und handlicher wurde. Die Anfertigung, wiewohl zugesagt, unterblieb, und erst durch Zufall erfuhr ich zwei Jahre später, daß in Philadelphia eine „originelle" japanische Krankentrage aus Bambus ausgestellt gewesen sei: der Beschreibung nach die von mir projectirte! Ohne daß man mir das Mindeste davon mitgetheilt, hatte man sie hinter meinem Rücken machen lassen und ohne meinen Namen ausgestellt.

Als letztes nothwendiges Bedürfniß für das Aufblühen der europäischen Medicin in Japan hatten wir die Reorganisation des Apothekenwesens erkannt. Bei unserer Ankunft fanden wir die Apotheken in einem unbeschreiblichen Zustande — alle Präparate wüst durcheinander, die Standgefäße zum Theil gar nicht oder falsch etiquettirt, und unter den Apothekern nicht Einen, der nur das einfachste, nichtjapanische Recept hätte lesen können, der die mindeste Droguenkenntniß besaß oder sich auf eine Arzneiuntersuchung verstand. Sie kauften ihre Waare bei dem Droguenhändler, wo sie am billigsten war, bekamen demgemäß vielfach auf das gewissenloseste gefälschte Präparate, und bei keinem Recepte konnte man daher sicher sein, das verlangte Medicament zu erhalten. Selbst die einzige in Yokohama vorhandene englische Privatapotheke bot nicht die nöthige Garantie, da sie nicht von einem gelernten Apotheker geleitet wurde. Die schleunige Berufung eines Apothekers (Dr. Niewerth, gegenwärtig in Rostock), konnte hier allein Abhülfe schaffen. Der genannte Herr organisirte in kürzester Frist die erste wirkliche Apotheke in Japan und bildete zugleich theoretisch und praktisch eine Anzahl Gehülfen aus; für bessere Qualität der Medicamente wurde theils durch sorgfältige Prüfung, theils durch directen Bezug aus renommirten deutschen Firmen Sorge getragen.

Ich übergehe die Versuche, eine Apothekerschule zu gründen und eine aus fremden Sachverständigen und japanischen Beamten zusammengesetzte Prüfungscommission zur staatlichen Controle über den Import und Verkauf von Medicamenten zu organisiren; sie scheiterten, wiewohl ihre Durchführung sicher von großem Nutzen gewesen wäre. Indessen war man, Alles in Allem, auf gutem Wege.

Entsprechend dem jetzt verlangten Ernste des Studiums wurde eine bis dahin in Japan unbekannte Pünktlichkeit und Beharrlichkeit im Studium durchgeführt. Eine geregelte Thätigkeit existirte früher nicht. Der Japaner aß, trank seinen Thee, schlief und studirte, wie der Augenblick es ihm eingab und ohne Rücksicht auf Tag und Nacht; mancher Fremde wurde plötzlich aus dem Schlafe dadurch aufgeweckt, daß ein in seiner Nähe wohnender Schüler anfing, seine Lection laut herzusagen und unzählige Male zu wiederholen. — Sich an feste Stunden zu binden, war schon durch die eigenthümliche Berechnung derselben nicht wohl möglich. Die Zeit von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang und die zwischen Sonnenuntergang und Sonnenaufgang war in je sechs gleiche Theile (toki) getheilt; die Länge der Toki wechselte officiell alle vierzehn Tage, war aber auch zugleich nach der geographischen Breite verschieden: in Yedo variirte sie zwischen $1^1/_2$ und $2^1/_2$ Stunden. Einen kleineren Zeitabschnitt als eine halbe Toki kannte man überhaupt nicht, und zwei Japaner, die sich zu einer bestimmten Stunde treffen wollten, konnten im günstigsten Falle um fünf Viertelstunden auseinander und doch ganz pünktlich sein. — Im Anfange verloren wir auf diese Weise

viel kostbare Zeit; wir bestanden aber auf der Einführung europäischer Uhren und damit auf strengere Beobachtung der Stunden. Hatte man bisher auf alle Anfragen die Antwort „tadeima“ (sofort!) erhalten, wobei man aber lange warten konnte, so ward jetzt mit einem internationalen Witzwort zwischen der „tadeima japonica“ und der „tadeima germanica“ unterschieden; mit letzterer war nicht zu spaßen. — Auch die sonstige Zeiteintheilung war der Entwerfung eines geordneten Lehrplanes nicht eben günstig; als japanische Ruhetage galten, abgesehen von den sehr zahlreichen Feiertagen, der erste, siebente, dreizehnte, neunzehnte und fünfundzwanzigste jedes japanischen Monats (29—30 Tage, mit einem Schaltmonat alle drei Jahre), so daß zwischen zwei Ruhetagen immer fünf Arbeitstage lagen. Daß dies Verhältniß aber der Feststellung eines Planes für alle nicht täglich zu gebenden Stunden sehr hinderlich ist, leuchtet ein, um so mehr, als die Zeit zwischen dem fünfundzwanzigsten und ersten abwechselnd vier und fünf Tage betrug und einzelne Stunden daher regelmäßig auf Kosten anderer begünstigt wurden. Auch hier wurde mit der europäischen Wocheneintheilung eine größere Regelmäßigkeit eingeführt. Die Japaner gingen um so williger darauf ein, als wir bei der Neuerung offenbar unsere Bequemlichkeit dem Interesse der Schule opferten.

Das willkürliche Ab- und Zugehen der Schüler war zwar, wie bereits bemerkt, durch Gesetz verboten worden; aber immer noch blieben sie, wenn auch nur für kürzere Fristen, nach Belieben ganz weg und gaben dann als Grund theils eigene Krankheit, theils, wenn die Abwesenheit länger dauerte, Krankheit oder Tod ihres Vaters oder ihrer Mutter an. Da nun jeder nicht ganz alte Japaner, sobald sein Vater stirbt, sich einen anderen adoptirt, so konnte es leicht vorkommen, daß demselben Schüler in nicht zu langer Zeit der Vater zwei- bis dreimal starb. Auch diese Unregelmäßigkeit wurde abgestellt: wegen Krankheit durfte ein Schüler nur wegbleiben, wenn dieselbe durch uns constatirt war, wegen anderer Ursachen nur nach erhaltenem Urlaub, der sehr selten ertheilt wurde.

Von den Resultaten der Akademie wurde alljährlich Zeugniß abgelegt durch ein öffentliches Examen, dem nicht nur die Spitzen der japanischen Behörden, sondern auch die Mitglieder der deutschen Legation beizuwohnen pflegten. Sogar Se. Majestät der Tenno erwies der Akademie einmal die Ehre seines erlauchten Besuches.

V.

So lange Herr Ooki Unterrichtsminister blieb, hatte, trotz mannigfacher kleiner Zwischenfälle, die Akademie einen sehr erfreulichen Fortgang; man sah den guten Willen von oben her, und wir erkannten, daß nur wirklich unübersteigliche Hindernisse, besonders finanzielle, die strengere Durchführung unserer Vorschläge hier und da vereiteln konnten. Von dem Augenblicke jedoch, wo Herr Ooki im Frühjahr 1873 auf einen anderen Posten berufen ward, machte sich wieder das Streben der Unterbeamten geltend, die Leitung der Akademie in die Hände zu bekommen, und nur der mit der deutschen Legation abgeschlossene Contract, auf dessen stricter Innehaltung Herr von Brandt mit aller Energie bestand, sicherte mir meine unabhängige Stellung und der durch mich vertretenen

Lehrerconferenz ihre Wirksamkeit. — Im August 1874 lief dieser Contract jedoch ab, und schon im März desselben Jahres wandte sich das Ministerium unter sehr schmeichelhaft anerkennenden Worten an uns und drückte den Wunsch aus, daß wir unser begonnenes Werk zu Ende führen möchten. Nur wünsche die japanische Regierung jetzt, wo sie uns kenne, nicht wieder mit der deutschen Regierung, sondern mit uns persönlich zu contrahiren. Nach Besprechung mit Herrn von Brandt antwortete ich, daß ich bereit sei, ein solches Verhältniß direct einzugehen, in der Voraussetzung, daß mir kein unannehmbares Anerbieten gemacht werde und mit der Bedingung, daß mir die japanische Regierung selbst den nöthigen Nachurlaub verschaffe. Als nun aber der Contract mir vorgelegt wurde, stand darin, daß ich als Lehrer an der Anstalt angestellt werden solle und mich betreffs aller Anordnungen mit dem japanischen Director derselben ins Einvernehmen zu setzen hätte. Als Motiv für diese Zumuthung ward angegeben, daß nach einem neuen japanischen Gesetze an der Spitze jeder Anstalt ein japanischer Director stehen müsse. Dies Ansinnen wies ich ohne Weiteres zurück, obgleich mir mündlich versichert wurde, es sei nur eine Form, es werde doch Alles beim Alten bleiben u. s. w. Allein ich kannte den Werth solcher mündlicher Versicherungen, und wie recht ich mit meiner Weigerung hatte, zeigte der Umstand, daß schon im Jahre 1876 ein junger Japaner, der in Berlin studirt und das Doctorexamen (nicht das Staatsexamen) bestanden hatte, zum Generalarzt und Director der Akademie ernannt wurde; der junge Mann, den ich in Europa höchstens als Unterarzt bekommen hätte, wäre dann mein Vorgesetzter gewesen! — Mit meiner Weigerung wurden die Verhandlungen als abgebrochen angesehen, und die Besprechungen mit Herrn Dr. Hoffmann hatten einen analogen Erfolg.

Nun aber trat eine neue Wendung ein. Nicht nur wären die Japaner durch unseren Abgang wirklich in Verlegenheit gerathen, da sie augenblicklich keinen Ersatz für uns hatten; es kamen noch die nachbezeichneten Umstände hinzu: der sehr einflußreiche Staatsrath Kiddo war in Folge eines Schlagflusses schwer erkrankt, durch die Behandlung des Dr. Hoffmann zwar gebessert, aber noch nicht geheilt; ebenso hatte Herr Iwakura, der zweite Chef des Staatsraths, bei Gelegenheit eines kürzlich gegen ihn verübten Attentats plötzlich meiner Hülfe bedurft, und endlich waren die meisten hochgestellten Persönlichkeiten bereits gewohnt, für sich oder ihre Familien unsere Kunst in Anspruch zu nehmen. Alle diese wären, für den Moment wenigstens, rath- und hülflos geblieben. Es wurde daher kurz vor unserem beabsichtigten Abgange der Ausweg gefunden, uns bis zum November 1875 zu Leibärzten Sr. Majestät des Tenno und der kaiserlichen Familie zu ernennen, wodurch wir direct dem Ministerium des kaiserlichen Hauses unterstellt wurden und eine vom Unterrichtsministerium ganz unabhängige Stellung erhielten. Zwar hatten wir schon früher den Tenno und seine Familie wiederholt untersucht und behandelt, aber ohne officiellen Titel, während er fünfzehn japanische Leibärzte hatte.

Bei Ablauf unseres ersten Contractes wurde Jedem von uns, außer anderen sehr werthvollen Geschenken, vom Tenno sein Privatkriegsschwert als Ehrensäbel verliehen, zu dessen Annahme und Anlegung zur Uniform während unseres Aufenthaltes in Japan Se. Majestät der deutsche Kaiser uns Allergnädigst die

Erlaubniß zu ertheilen geruhte. — Ohne daß dessen Erwähnung geschah, ward doch von allen Betheiligten stillschweigend angenommen, daß der eigentliche Zweck unserer Ernennung war, der Akademie in einer für uns ehrenvollen Weise unsere weitere Thätigkeit bis zur Ankunft unserer in Aussicht genommenen Nachfolger zu erhalten. Als daher nach unserer Installation ein darauf gerichtetes Gesuch uns vorgetragen wurde, glaubten wir ohne Weiteres einwilligen zu sollen. Wir begriffen und würdigten auch ganz gut die Absicht der japanischen Behörden, daß der Uebergang der Akademie und der Schüler aus unserer Hand in die unserer Nachfolger nicht ein plötzlicher, unvorbereiteter sein möge, sondern daß die neuen Lehrer erst gemeinschaftlich mit uns wirken und dann ihren selbstständigen Unterricht noch während unserer Anwesenheit beginnen möchten. Unsere Nachfolger langten Ende des Jahres 1874 in den Personen der Herren Doctoren Wernich (jetzt in Köslin) und Schultze (jetzt in Stettin) an, übernahmen den Unterricht erst zum Theil und von Ostern 1875 an gänzlich, während die Direction in japanische Hände überging. Von Ostern bis November verblieben wir nur in unserer Stellung als Leibärzte.

Fragen wir nun nach dem, was durch unser Wirken definitiv und unwiderruflich erreicht worden ist, so tritt uns als erstes vornehmstes Resultat die Verdrängung der seit Jahrtausenden im Besitz der Alleinherrschaft gewesenen chinesischen Methode aus dem Studium der Medicin und Naturwissenschaften entgegen. Zum ersten Male war den Japanern in ihrem Lande ad oculos demonstrirt worden, daß eine Wissenschaft nicht durch aphoristisches Auswendiglernen, sondern nur durch ein festgeordnetes und organisch gegliedertes, ernstes Studium erworben werden könne. — Sie hatten eingesehen, daß der lebendige, sich den Fähigkeiten der Schüler anpassende Vortrag des Lehrers nicht durch bloßes Lesen in noch so dicken Büchern zu ersetzen sei, daß im Gegentheil, um ein Buch mit Nutzen gebrauchen zu können, schon eine solide Basis vorhanden sein müsse; mit Einem Wort: an die Stelle starrer, todter Gedächtnißarbeit war ein vernünftiges und systematisches Denken, und an die Stelle der überlieferten Formel das geregelte Wissen getreten. Meine Abneigung, zwecklosem oder gar verderblichem Halbwissen auch nur den mindesten Vorschub zu leisten, war der Grund, aus welchem ich mich stets geweigert habe, japanischen Aerzten, Leibärzten ꝛc., mochte es nur ein Einzelner oder mochten es mehrere sein, Vorlesungen zu halten, wogegen ich ihnen allerdings gern erlaubte, meinen Operationen zuzusehen und meinen klinischen Vorträgen beizuwohnen. Trotzdem konnten wir es nicht hindern, daß die Japaner auf eigene Hand und hinter unserem Rücken unsere Lehrthätigkeit auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen suchten; sogleich nach unserem Abgang errichteten sie, neben der von europäischen Lehrern geleiteten, eine zweite, rein japanische Akademie in denselben Räumen und mit denselben Hülfsmitteln. Hier gaben nämlich des Nachmittags die Dolmetscher und Repetenten selbständig ein paar hundert Schülern Unterricht, indem sie das wiederholten, was sie am Morgen gehört hatten — ein verfehltes Unternehmen freilich, da es ihnen an der erforderlichen Vorbildung gebrach. Der illustrirten medicinischen Zeitschrift, in welcher die Redacteure nach eigener Wahl und ohne alle Controle unsererseits veröffentlichten, was ihnen das Mittheilungswürdigste aus unseren Vorträgen schien, habe ich schon früher Erwähnung gethan, ebenso

wie der durch den Druck veröffentlichten Uebersetzungen unserer Leitfäden. — Ueberhaupt zeigten die japanischen Aerzte ein Bestreben, es uns wenigstens äußerlich gleich zu thun. Als Dr. Hoffmann anfing, über Percussion und Auscultation zu lesen, verkaufte ein japanischer Instrumentenmacher in ganz kurzer Zeit zweitausend Stethoscope, und als ich begann, den Gebrauch des Augenspiegels zu erläutern, reichten mehrere hundert Exemplare für die Nachfrage nicht aus, während doch fast keiner der Käufer eine Idee von dem Gebrauche weder damals hatte noch später erwarb.

Und wenn ich zum Schluß einen Blick auf unsere Gesammtthätigkeit während unseres mehr als vierjährigen Aufenthaltes in Japan zurückwerfe, so glaube ich, daß wir, trotz der mannigfaltigen Mängel und unerfüllt gebliebenen Wünsche, mit einer gewissen Genugthuung auf die erzielten Erfolge sehen dürfen; es ist erreicht worden, was weder wir noch irgend Jemand in Japan zur Zeit unserer Berufung hoffen konnten. Mag vieles von dem Geschaffenen wieder zu Grunde gegangen oder im Laufe der Zeit modificirt worden sein: ganz untergehen werden die Spuren unseres Wirkens nicht, und man wird immer auf den von uns vorgezeichneten und angebahnten Weg mehr oder weniger zurückkommen, wie ja factisch die Akademie bis heute im Wesentlichen nach dem Muster der ersten Einrichtung geleitet wird. Nur die Vorschule ist in Folge der Gründung zahlreicher höherer Schulen inzwischen aufgehoben worden. Allerdings war, namentlich im Anfang, unsere Thätigkeit eine sehr anstrengende; während des ganzen ersten Jahres hatte ich täglich, neben vier Stunden Vorlesung und Klinik, anderthalb Stunden Dolmetscherunterricht zu ertheilen, anderthalb Stunden auf das eigene Studium der japanischen Sprache zu verwenden, bedurfte drei, vier und mehr Stunden zur Vorbereitung auf die Vorlesungen, zur Anfertigung von Leitfäden, Zeichnungen und Präparaten, sowie zu den nöthigen Organisations- und Directionsgeschäften, so daß mein Tagespensum im Durchschnitt sich auf nicht weniger als zehn bis zwölf Stunden belief, ungerechnet die Zeit, welche die oft unabweisbare Praxis erforderte. Jedoch that ich meine Arbeit mit Lust und Liebe angesichts der erfreulichen Fortschritte der Schüler und der Erfolge auch auf weiteren Gebieten.

Zunächst stieg das Ansehen der Medicin in Japan derart, daß sich nun auch schon eine Anzahl junger Leute aus den vornehmsten und reichsten Familien zum Studium derselben bereit fand.

Ferner war ein nicht zu unterschätzender nationaler Vortheil errungen, indem die deutsche Wissenschaft nunmehr ihren berechtigten Platz neben dem der anderen Nationen in Japan erobert und gleichzeitig dem Vordringen deutschen Einflusses auch auf anderen Gebieten vorgearbeitet hat. Bei unserer Ankunft fanden sich Technik und Seewesen ganz in den Händen der Engländer, Finanzen und Unterricht vorwiegend in denen der Amerikaner, das Militärwesen in denen der Franzosen. Das ist Alles sehr viel anders geworden seitdem. Immer mehr hat das Vertrauen zu dem deutschen Wesen sich befestigt, und ich brauche wohl nicht zu erwähnen, für wie viele Fächer (Polizei, Verwaltung, Bauwesen u. s. w.) die japanische Regierung sich an die deutsche Regierung und privatim an Deutsche überhaupt im Laufe der Zeit gewendet hat.

Endlich muß ich hier noch einer Institution gedenken, die gleichfalls bis heute weiter besteht, wenn auch vielleicht nicht ganz mehr in dem ursprünglichen Glanze, und deren Gründung und Gedeihen mit der durch die Akademie bedingten Vereinigung tüchtiger Kräfte aus allen Fächern der Wissenschaft wesentlich zusammenhing; ich meine die deutsche Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens, die am 22. März 1873 unter den Auspicien des Herrn von Brandt und den meinigen feierlich eröffnet wurde, und deren Zweck in dem Namen ausgesprochen ist. Dieser Zweck wird sowohl durch monatliche Sitzungen mit Vorträgen und Demonstrationen, als namentlich auch durch Publication der „Mittheilungen" erreicht. Bis 1875 waren neun stattliche Hefte mit einem Durchschnitt von fünfzig Bogenseiten, zahlreichen Aufsätzen in verschiedenen Sprachen, vielen Tafeln, Abbildungen und Musikbeilagen erschienen, und vierundfünfzig wissenschaftliche Gesellschaften aller Nationen tauschten ihre Publicationen mit der unsrigen aus. Die Bibliothek umfaßte damals schon über fünfhundert Bände europäischer und zweitausend Bände zum Theil sehr werthvoller japanischer und chinesischer Werke, werthvoll besonders durch ihre Abbildungen. Außerdem hatte die japanische Regierung die von Sieboldt'sche Bibliothek, welche ihr von dem früheren Besitzer geschenkt worden war, in höchst dankenswerther Weise der Gesellschaft zur Benutzung und Verwaltung übergeben. Nichtsdestoweniger blieb der Opferwilligkeit der in Japan residirenden Deutschen, welche bei dieser Gelegenheit rühmend hervorzuheben meine Pflicht ist, noch genug zu thun übrig. Den hohen Einnahmen — jedes der etwa 130 Mitglieder hatte einen Jahresbeitrag von 100 Mark zu zahlen — standen nicht minder beträchtliche Ausgaben gegenüber: für Herstellung der „Mittheilungen" 4000 Mark, für Jahresmiethe 2400 Mark u. s. w. Dieser Umstand, sowie die Besorgniß vor der in Japan immer drohenden Feuersgefahr führte dazu, daß das mit unendlichen Kosten und Mühen zusammengebrachte Museum — wohl das vollständigste seiner Art, und ebenso wie die Bibliothek sogar von japanischen Forschern und Gelehrten häufig aufgesucht — nachmals dem Völkermuseum in Leipzig geschenkt worden ist, wo sich aber bis jetzt für dasselbe leider noch kein Platz zur Aufstellung gefunden zu haben scheint. — Mein Nachfolger als Präsident der Gesellschaft wurde der deutsche Ministerresident in Tokio, Herr von Eisendecher.

Als wir zu Ostern 1875 unsere Thätigkeit an der Akademie schlossen, wurden uns von Seiten des Unterrichtsministeriums einige sehr kostbare Geschenke (für Jeden von uns im Werthe von etwa 5000 Mark) überreicht, und bei dem uns zu Ehren gegebenen Festmahl sprach der Unterrichtsminister selber uns noch einmal den Dank der Regierung und aller japanischen Studenten der Medicin aus. — Dieses Diner hatte auch insofern eine gewisse Bedeutung für Japan, als bei demselben zum ersten Male die Frauen der Beamten des Ministeriums und der Akademie erschienen. Unsere Frauen waren zwar öfter bei den hohen Würdenträgern mit uns eingeladen gewesen und auch von ihren Damen empfangen worden, aber diese hatten sich immer zurückgezogen, sobald es zu Tische ging, wogegen sich während der Mahlzeit häufig Tänzerinnen und Sängerinnen producirten. Nun hatten wir die Freude, japanische Damen an der Tafel selbst zu sehen; sie aßen ganz correct nach europäischer Art mit Messer und Gabel statt

der Stäbchen, ließen es sich vortrefflich schmecken und sprachen Allem zu, mit Ausnahme des Käses, den sie nicht über die Lippen zu bringen vermochten. Vielleicht interessirt es einen oder den anderen Leser, das Menu dieses Diners kennen zu lernen. Es war auf Cartons mit breitem Goldrand in französischer (blau) und japanischer (grün) Sprache gedruckt und enthielt: Printannier aux œufs; Saumon sauce crevettes; Galantine de faisan; Chevreuil sauce poivrade, Filet de bœuf duchesse; Chouxfleurs, Asperges; Dindonneau truffé; Vacherin à la Nantilly, Gelée aux fruits; Fromages; Glace Vanille; Pièce montée — man sieht, eine ganz achtbare Leistung, und nicht etwa Conserven, Alles Landesproducte[1]) und von japanischen Köchen zubereitet, die bei einem Franzosen in der Lehre gewesen waren.

Auch Se. Majestät der Tenno gab uns gemeinschaftlich mit unseren Frauen ein Abschiedsdiner in seinem prächtigen Lustschloß Hamagodén, und sowohl er als die Kaiserin dankten uns persönlich bei der Abschiedsaudienz für die ihnen und dem Lande geleisteten Dienste. In beider Namen überreichte uns dann der Hausminister ein paar sehr kostbare Vasen und mehrere Stücke Gold- und Seidenbrokat, da wir die Bilder Ihrer Majestäten schon bei einer früheren Gelegenheit und den Orden der aufgehenden Sonne sogleich nach dessen Stiftung erhalten hatten.

Was von Seiten meiner Schüler, namentlich der älteren unter ihnen, mir an unzweideutigen Beweisen jener Dankbarkeit und Anhänglichkeit, die sie mir stets gezeigt hatten, zu Theil ward, werde ich ebenso wenig jemals vergessen wie die vielfachen sonstigen Manifestationen der Freundschaft und des Bedauerns bei meinem Scheiden, die mir unter Anderem auch die „deutsche Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde" darbrachte, als ich das Präsidium derselben niederlegte. Diese Reihe schöner Tage endete am 23. November mit einem Fest, welches die gesammte deutsche Gesellschaft Yedo's und Yokohama's in den reichgeschmückten Sälen des Clubs „Germania" noch einmal um mich versammelte. Ich hätte mich in die Heimath versetzt glauben können, als draußen plötzlich ein langer Fackelzug erschien, dessen Führer die schwarz-weiß-rothe Schärpe trug, und nun, als die Fackeln zusammengeworfen wurden, das Gaudeamus erklang, während vorher die Musikcorps Sr. Majestät Schiff „Hertha" und des kaiserlich russischen Schiffs „Vsadnik" abwechselnd concertirt hatten.

Am Abend des 25. Novembers schifften wir uns, meine Frau und ich, unter den herzlichsten Abschiedsgrüßen und Hochs einer Menge Deutscher und Japaner und dem Abbrennen zahlreicher chinesischer Feuerwerkskörper ein, und langten nach längerer Fahrt (Dr. Hoffmann war schon früher über Suez zurückgereist) über San Francisco, Panama, Venezuela, St. Thomas, London am 8. April 1876 wohlbehalten wieder in Berlin an.

Noch oft denke ich mit Freuden an die Zeit frischer Arbeit, frohen Schaffens und bewegten Lebens in Japan. Möge man auch meiner sich dort freundlich erinnern!

[1]) Die Fasane z. B. sind so billig, daß ein Exemplar, schon sehr schön sein muß, wenn es 75 Pf. kosten soll.

Lord Shaftesbury.

(1801—1885.)

Von

Gustav Cohn (Göttingen).

The Life and Work of the Seventh Earl of Shaftesbury, K. G., by Edwin Hodder. Popular edition, with eight fullpage illustrations. Cassell and Company, London, Paris, New-York and Melbourne. 1888.

Speeches of the Earl of Shaftesbury, K. G., upon subjects having relation chiefly to the claims and interests of the Labouring Class. With a preface. London, Chapman and Hall. 1868.

Speeches of Lord Macaulay. Corrected by himself. London, Longmans, Green and Co. 1875.

Die englische Fabrikinspection. Ein Beitrag zur Geschichte der Fabrikgesetzgebung in England. Von Otto W. Weyer. Tübingen, H. Laupp'sche Buchhandlung. 1888.

„I am making enemies on all sides, and God, as ever, is my only friend. Nevertheless, I have the prayers of all the children of poverty and sorrow, and I value them much beyond the opinion of all the literary, scientific, political and social magnates that the world possesses."

Aus einem Briefe Lord Shaftesbury's an seine Gemahlin vom 14. März 1872.

I.

Pairswürde und Grafentitel der Shaftesbury's schreiben sich von der Restauration Karl's des Zweiten her, deren hervorragendes Werkzeug der erste Shaftesbury war. Sein Enkel, der dritte Graf Shaftesbury, persönlicher Schüler von John Locke, macht den Namen in der Literatur bekannt, und Voltaire nennt ihn den kühnsten unter den englischen Philosophen. Dann vergehen anderthalb Jahrhunderte, bis wieder ein Shaftesbury auftritt, den die Welt kennt: nicht ein verschlagener Politiker, wie der erste; auch nicht ein Philosoph, wie der dritte; sondern ein werkthätiger Menschenfreund von einziger Größe. Dieser, der siebente in der Reihe, ist es, auf den sich unsere Blicke richten.

Das Räthsel seiner Individualität, aus welchen Anlässen sie entsprungen, — welche Gründe der Vererbung, der Umgebung, der Erziehung sie geschaffen haben, —

ist ein so schwieriges hier wie in irgend einem anderen Falle. Ganz unähnlich den beiden Eltern[1]), die den Knaben in Furcht und Schrecken halten, in trauriger, liebeloser Kindheit heranwachsend, empfängt er die ersten und entscheidenden Eindrücke von einer alten Dienstmagd, die ihm das gibt, was den Eltern fehlt: Mitgefühl und Anleitung für sein zart empfindendes Herz. Als er dann sieben Jahre alt in eine Erziehungsanstalt gebracht ist (an welche er noch in späten Jahren mit Entsetzen zurückdenkt), stirbt die einzige Freundin seiner Kindheit, und in den Schulferien findet er das Elternhaus kalt und trostlos wie die Schule. Im Alter von zwölf Jahren kommt er auf die Lateinschule von Harrow, später nach Oxford, wo er im Jahre 1822 mit Auszeichnung graduirt. Vier Jahre später wird er ins Parlament gewählt und genießt als junges Unterhausmitglied die Anleitung der Parteihäupter, denen er sich als Sohn eines Toryhauses angeschlossen hat, — des Herzogs von Wellington, Canning's, Peel's. Erst ein Jahr im Parlament (1827), ist er bereits in der Lage, von Canning das Anerbieten einer Stelle in der Staatsverwaltung zu erhalten, das er ablehnt. Wellington und Peel sind eben aus dem Ministerium ausgetreten, und obwohl mit Canning häuslich befreundet, fühlt er sich doch zu Wellington mächtig hingezogen: „ich halte Canning an der Spitze der Regierung für gefährlich," schreibt er in sein Tagebuch, „unüberlegt, hastig, mehr den Schein liebend als das Wesen, sich anklammernd an seinen Posten und doch so schwach, daß es ihm nur gelingen wird, sich zu halten durch unerlaubte Nachgibigkeit an die einflußreichen Leute." Die Verbindung Canning's mit den Whigs bringt ihn gegen Canning auf. Um so begeisterter verehrt er Wellington, diesen „wundervollen Mann, der so einfach ist, daß er von seiner eigenen Größe nichts zu wissen scheint."

Der Ehrgeiz regt sich in dem jungen Parlamentsmitgliede. An seinem sechsundzwanzigsten Geburtstage vergleicht er sich mit den großen Männern der Geschichte und bemerkt, daß diese, nur eben so alt wie er, es viel weiter gebracht haben: Pitt war Premier-Minister im Alter von dreiundzwanzig Jahren — Peel, Canning haben früher als er von sich reden gemacht. Er kann nicht begreifen, warum seine Zeit weniger ersprießlich angewandt wird als die Zeit der Andern.

Da Canning wenige Monate nach der Uebernahme des Ministeriums gestorben ist, wird im Januar 1828 Wellington Nachfolger und bietet Lord Ashley (so heißt Shaftesbury, bis er im Jahre 1851 von dem Vater die Pairswürde erbt) eine Stelle in dem Aufsichtsrathe für Indien an. Hier wirkt er zwei Jahre, bis zum Wechsel des Ministeriums, und zeigt gleich vom Anfang diejenige Richtung seines Geistes, welche von da ab zwei Menschenalter lang ihn beherrscht hat — eine thatkräftige Religiosität, die für die Unglücklichen und Unterdrückten sich einsetzt. Dem Hinduvolke gegenüber will er Grundsätze christlicher Liebe wirksam werden lassen; er will ein Verhältniß Englands zu dem fremden Volke herbeiführen, welches innerlich gefestigt, auf wechselseitigem

[1]) Im Tagebuche bemerkt Shaftesbury (am 13. November 1828): The history of our father and mother would be incredible to most men, and perhaps it would do no good if such facts were recorded.

Vertrauen und nicht bloß auf der Gewalt beruht. Der Gesetzgebung zum Schutze der Geisteskranken widmet er seine thätige Theilnahme, wird Vorsitzender der neuen Aufsichtsbehörde, die aus dem Gesetze vom 15. Juli 1828 hervorgeht, und bleibt an diesem Posten bis zu seinem Tode. Vor Allem aber sind es die Zustände der arbeitenden Fabrikbevölkerung, welche seine Aufmerksamkeit erregen und ihn unwiderstehlich in eine Wirksamkeit hineinziehen, in welcher der Schwerpunkt seiner Lebensarbeit liegt.

II.

Er trat in jenen Jahren in brieflichen Verkehr mit Robert Southey. Dieser schreibt ihm eines Tages: „Sie haben ganz Recht; der Zustand der ärmeren Classen kann nicht genug erörtert werden; denn so lange derselbe nicht in physischer, moralischer und religiöser Hinsicht gebessert ist, werden sie uns mit größerer Gefahr bedrohen als die westindischen Sclaven ihre Herren." Es herrschte damals ein Geist der Gesetzlosigkeit und Empörung unter den Arbeitern, der bei jedem Anlaß losbrach und sich in Gewaltthätigkeiten Luft machte. Als im Jahre 1829, während einer geschäftslosen Zeit, die Fabrikanten ihren Arbeitern eine Herabsetzung des Lohnes vorschlugen, versammelten sich diese in aufrührerischen Haufen, zerbrachen die Fenster der Fabriken, zertrümmerten die Maschinen und schritten zu Brandstiftungen. Tausende der Fabrikarbeiter von Manchester waren im Jahre 1832 im Begriffe, bewaffnet auf London loszubrechen, für den Fall, daß die Reformbill nicht zur Annahme gelangte: das eigene Zeugniß, welches nachmals der Arbeiterführer Lloyd Jones abgelegt[1]), hat das bestätigt.

Solche Erscheinungen pflegen mit bloßen Repressionsmitteln nicht bewältigt zu werden. Sie sind das Symptom tiefer liegender Mißstände, welche der Heilung bedürfen. Wer den damaligen Zustand der Erziehung in den arbeitenden Schichten Englands betrachtete, mußte die Verwilderung der Bevölkerung als die unvermeidliche Folge derselben erkennen. Zumal die neuerdings zur Blüthe gelangte Baumwollindustrie hatte eine Ausbeutung der Kinderarbeit befördert, welche jeder menschlichen Erziehung feind war. Indessen nicht nur, daß analoge Mißbräuche sich in den anderen großen Industrien zeigten; auch von der alten Zeit her, in Stadt und Land und gerade in der landwirthschaftlichen Arbeit, redeten die Zustände der Arbeiter von schweren Unterlassungssünden der herrschenden Classen.

Die Geschichte der englischen Fabrikgesetzgebung ist öfter erzählt worden, zuletzt von dem jungen Deutsch-Amerikaner, dessen Schrift im Eingange genannt ist. Die Anläße, die treibenden Kräfte, der Fortgang der gesetzgeberischen Maßregeln und ihre Erfolge, die allmälige Ausbreitung auf die Gesammtheit der erwerbenden Arbeit, der Kampf wider das Elend der Arbeiterfamilien und wider die Interessen, denen dasselbe diente — Alles das ist in den Kreisen der Fachmänner und außerhalb derselben zur Genüge erörtert worden. Auch des Grafen Shaftesbury Antheil an diesem Werke ist bekannt. Wie denn bereits vor zwanzig Jahren eine Sammlung seiner Reden erschienen ist, die den literarischen Abschluß

[1]) J. M. Ludlow and Lloyd Jones, Progress of the working class, 1832—1867. London 1867. p. 22.

dieser Wirksamkeit bildete. Jedoch der Einblick in die inneren Zusammenhänge der Socialpolitik und des Parteiwesens, aus welchen heraus dieser englische Staatsmann in jene Bewegung eingegriffen hat, ist erst durch die Veröffentlichung seiner Tagebücher ermöglicht worden. Manche beliebte Irrthümer werden dadurch beseitigt; manches neue Licht, wenn auch nicht gerade ein freundliches, fällt auf die Haltung der leitenden Staatsmänner, die ihm nahe standen.

III.

Im Jahre 1830 begann in den industriellen Bezirken von England, unter Leitung von Richard Oastler, John Wood, dem Geistlichen G. S. Bull und Anderen, eine energische Agitation für die Abkürzung der Arbeitszeit der Kinder in den Textilfabriken. Arbeiterversammlungen wurden veranstaltet, die Zeitungspresse wurde in Bewegung gesetzt, Petitionen an beide Häuser des Parlaments wurden abgesendet. Im Unterhause war seit Jahren Sir John Hobhouse (der spätere Lord Broughton) in gleichem Sinne thätig; ihm zur Seite trat Michael Thomas Sadler, welcher durch sein feuriges Temperament der Vertrauensmann jener Agitation wurde. In der Session von 1831 brachte er zum ersten Male seine „Zehn-Stunden-Bill" ein, beantragte am 18. März 1832 deren zweite Lesung, erreichte aber bloß die Niedersetzung eines Untersuchungs-Ausschusses behufs Feststellung der Thatsachen, auf welche der Gesetzentwurf sich stützte. Bei der Neuwahl zum Parlamente (in Folge der Reformbill von 1832) gelang es Sadler nicht wieder, einen Sitz zu erhalten, und jetzt wandten sich die Führer der Agitation an Lord Ashley, der ihnen nach kurzer Ueberlegung versprach, an Stelle von Sadler ihre Sache im Unterhause zu vertreten. Bereits am 5. Febr. 1833 kündigte Ashley dem Unterhause an, er werde am 5. März die von Sadler im Jahre zuvor eingebrachte Bill erneut einbringen.

So stand er jetzt plötzlich mitten in der Bewegung drinnen, der er durch lange Jahre die beste Kraft seines Lebens weihen sollte. Noch wenige Monate zuvor hatte er von der ganzen Angelegenheit nichts gewußt; selbst Sadler's Antrag war ihm unbekannt geblieben. Die Bedenkzeit war kurz, die er sich ausgebeten; aber freilich, einen Kampf hatte es ihn gekostet. Denn auf der einen Seite lag für ihn der bequem emporsteigende Weg des Staatswürdenträgers — lockend auch wegen der Dürftigkeit seiner Vermögensverhältnisse —; auf der anderen Seite zeigte sich ihm eine unpopuläre Sache mit unablässiger Mühsal, endlosen Kämpfen und Feinden ringsum. Den letzten Ausschlag gab seine Gattin: „Thu' es, es ist Deine Pflicht!"

Bald darauf fand in London eine öffentliche Versammlung statt, veranstaltet von der Londoner Gesellschaft zur Verbesserung der Lage der Fabrikkinder, deren Vorsitzender der Herzog von Sussex war. Lord Ashley erschien darin, von enthusiastischem Beifall begrüßt und redete. Es handle sich um eine große politische, sittliche und religiöse Frage: eine politische — denn es solle entschieden werden, ob Tausende von Bürgern ihrer gerechten Unzufriedenheit überlassen werden sollten; eine sittliche Frage — denn es sei zu entscheiden, ob die heranwachsende Generation den Unterschied von Gut und Böse kennen lernen solle; eine religiöse Frage — denn es frage sich, ob sie in dem Glauben und der Furcht ihres Schöpfers

erzogen werden solle, statt einem thierischen Dasein überlassen zu werden. Jene heidnischen Kindesopfer, die man dem Moloch dargebracht, seien minder grausam gewesen als die Kindesopfer, welche England im neunzehnten Jahrhundert darbringt: jene Heiden zerstörten doch sogleich das Kinderleben und verhinderten dadurch eine lange Laufbahn von Leiden und Verbrechen; wir Engländer aber saugen erst die Kraft aus Leib und Seele und stoßen sie dann in die Welt hinaus. Freilich werde der Widerstand im Parlament gegen die Bill gewaltig sein; aber er werde nicht einen Schritt zurückweichen, und wenn er in dieser Session nicht durchdringe, werde er in der folgenden damit kommen und so immer weiter.

Neben Anderen, die ihm Beifall zollten, war der Nationalökonom J. R. Macculoch, welcher am 28. März 1833 ihm schrieb, er wünsche seinem Gesetzentwurfe guten Fortgang und würde, falls er selber Mitglied des Parlaments wäre, dafür stimmen; es sei eine irrthümliche Vorstellung, daß die Vertreter der politischen Oekonomie in jedem Falle Gegner der Staatseinmischung seien; er würde nicht zwischen erwachsenen Arbeitern und Unternehmern eingreifen; aber es sei abgeschmackt zu behaupten, daß Kinder zu einem selbständigen Urtheil im Arbeitsvertrage fähig seien. Er wies auf die gesetzliche Schulpflicht der deutschen Staaten hin und bezeichnete dieselbe als das zu erreichende Ziel für England.

Im Unterhause erfolgte, was öfter geschehen ist. Um die Reform hinzuhalten, wurde die Regierung um Niedersetzung einer königlichen Untersuchungs-Commission gebeten. Da bereits im Jahre zuvor ein Ausschuß des Unterhauses zu dem gleichen Zwecke gesessen und himmelschreiende Thatsachen der Kinderarbeit an das Tageslicht gefördert hatte, so erregte diese (obenein mit geringer Mehrheit angenommene) Maßregel den lebhaften Unwillen der Arbeiterkreise, welche in der That der Untersuchungs-Commission Widerstand entgegensetzten und durch demonstrative Aufzüge mit Tausenden zerlumpter Fabrikkinder in Manchester, Leeds u. s. w. ihr Zeugniß ablegten.

Gleichwohl war der Bericht der Untersuchungs-Commission im Wesentlichen eine Bestätigung dessen, was zuvor der Unterhausausschuß Sadler's veröffentlicht hatte, und sprach sich für eine gesetzliche Schutzmaßregel aus. Auch sah sich die Regierung widerwillig genöthigt, einen Schritt zu thun, freilich nur ein theilweises Entgegenkommen gegen die Bill Lord Ashley's. Das große Princip, daß Arbeit und Schulbesuch combinirt sein sollen, wurde darin zum ersten Male anerkannt.

IV.

Im Winter von 1833 auf 1834 hielt sich Lord Ashley mit seiner Familie in Italien auf, dessen Volk und Land ihm lieb und werth wurde. Am 22. Februar 1834 schreibt er in sein Tagebuch: „Ich liebe das italienische Volk. Wir schmähen es, wir verachten es und werfen ihm Feigheit und Entartung vor, und vielleicht mit Recht; aber sind sie unverbesserlich und wer hat sie dazu gemacht? Zerspalten, uneinig, unterdrückt, ohne nationale Gemeinschaft, ohne einen Gegenstand ihrer Liebe und Verehrung, ohne ein Object des Patriotismus — was kann man von ihnen verlangen? Und doch welche großen Gaben haben sie; in Kunst,

Wissenschaft, Gewerbe, Literatur und Politik waren sie einst die Lehrer Europa's. Kann unter so vielen Millionen nicht Aehnliches sich erneuern . . . Das Millenium der europäischen Staatskunst wäre ein Königreich Italien; doch das ist ein Traum, von dem man nicht reden darf; denn viel Zerstörung und Blutvergießen müßte voraufgehen."

Zu Ende des Jahres 1834 trat das Ministerium Melbourne zurück, und Sir Robert Peel unternahm die Bildung eines neuen Ministeriums. Er bot Ashley einen Posten in der Admiralität an, den dieser, anfangs damit nicht zufrieden, auf Zureden annahm. Doch behauptete sich Peel nur zwei Monate und machte dem zweiten Ministerium Melbourne Platz, welches dann weitere sechs Jahre regierte.

Die Agitation für die Zehn-Stunden-Bill ruhte nicht; namentlich der stürmische Richard Oastler, welcher einen großen Einfluß unter den Fabrikarbeitern besaß, sorgte dafür, daß die Bewegung im Gange blieb, unbefriedigt durch das Fabrikgesetz von 1833 und durch die lückenhafte Art seiner Durchführung. Wurde doch im März 1836 Seitens des Ministeriums ein Versuch gemacht, das Gesetz von 1833 noch zu verschlechtern, indem man den Kindern von 12—13 Jahren den Schutz des Gesetzes entziehen wollte, der so eben erst in Wirksamkeit getreten war: Kindern im Alter von 12 Jahren, meinte der Minister, müßte man die Reife zutrauen, für sich zu entscheiden, daß 69 Stunden wöchentliche Arbeitszeit ihnen nichts schaden könne. Aber der Opposition gelang es, diesen Schritt zu vereiteln, da die Mehrheit für die Regierung nur um zwei Stimmen stärker war als die Minderheit. Auch wurde auf die widerwillige und mangelhafte Handhabung des Fabrikgesetzes hingewiesen und der Regierung das Versprechen größerer Strenge abgerungen.

Zu Denjenigen, welche im Anfange der Fabrikgesetzagitation deren bittere Feinde gewesen waren, aber danach ihre Ansicht änderten, gehörte Richard Cobden: er erklärte damals vor seinen Wählern, daß er alle Arbeit von Kindern im Alter von dreizehn Jahren in den Baumwollfabriken aus einfachen Gründen der Gesundheit beseitigt wünsche und trotz seiner Abneigung gegen gesetzliche Eingriffe in den Arbeitsvertrag erwachsener Leute doch den weitestgehenden Schutz der Gesetzgebung für Kinder gewähren würde. Auch die „Times" trat wacker für Lord Ashley ein, als derselbe am 22. Juni 1838 eine neue Anregung im Unterhause gemacht hatte, die von der Regierung mit schwacher Mehrheit abgeschlagen wurde. „Die öffentliche Aufmerksamkeit," sagte sie, „kann nicht eindringlich genug auf das scandalöse Verhalten des Ministeriums Melbourne gegenüber der Fabrikgesetzgebung gelenkt werden, und nicht nur, daß der edle Lord, dem Eltern und Kinder und die Sache der Humanität so tief verpflichtet sind, durch die Wortbrüchigkeit der regierenden Clique betrogen worden, auch ihre eigenen Gesetze sind unbefolgt geblieben und die unglücklichen Kinder schutzlos wie bisher."

In der Session von 1838 brachte Ashley die Angelegenheit unermüdlich zu dreien Malen vor das Parlament. Er erlangte keine Mehrheit, aber es gelang ihm, die öffentliche Aufmerksamkeit mit der Sache zu beschäftigen. Am 20. Juli gab er dem Ministerium die Versicherung, er werde sich nicht zum Schweigen

bringen lassen und immer wieder mit seinen Anträgen kommen. Und wenn er selber schweigen wollte, so würden die Steine reden!

In jenen Tagen war es, da Charles Dickens sich der Sache anschloß und einer der wärmsten Bewunderer Ashley's wurde. Er versprach, seine Studien in dem Elend der Baumwollfabriken von Manchester für einen seiner nächsten Romane zu verwerthen, und hielt Wort.

V.

Das Ministerium Melbourne erlitt im Mai 1839 eine Niederlage im Parlament, welche wieder einmal Robert Peel an die Spitze der Staatsgeschäfte zu rufen schien. Auch dieses Mal sollte ihm Lord Ashley dabei Dienste leisten. Das Ministerium Peel's scheiterte an der Besetzung der Hofämter, welche die unmittelbare Umgebung der jungen Königin bildeten, die ihrerseits abgeneigt war, sich von ihrer bisherigen Umgebung zu trennen. Ashley war von Peel ausersehen, eine solche Stelle einzunehmen. „Ich schäme mich," sagte Peel zu ihm, „so Etwas von Ihnen zu verlangen; denn ich weiß, wie unwürdig Ihrer Persönlichkeit jedes Amt bei Hofe ist; aber Sie sollen hier der Königin und dem Lande einen großen Dienst erweisen." Ashley empfand einen tiefen Abscheu gegen das Hofleben „mit seiner Trivialität und seinen Ränken und seiner Verlogenheit; er sollte alle politischen Interessen hintansetzen, zu denen ihn ein rechtschaffener Ehrgeiz hingezogen hatte; statt ein Staatsmann sollte er eine Puppe sein"[1]). Er sagte das Peel; aber er schloß mit den Worten: „Wenn Sie wirklich glauben, daß ich Ihnen nützen kann, so will ich meinethalben das Amt des Oberkochs annehmen."

Indessen das ganze Ministerium scheiterte an der ungeschickten Behandlung jener zarten Frage durch Peel's Hände. Lord Ashley sah sich seinem wahren Berufe wiedergegeben und fand sich damals bereits inmitten einer weit verzweigten gemeinnützigen Wirksamkeit. Am 1. Juli 1840 bemerkt er in seinem Tagebuch: „Nur Muth und Beharrlichkeit; es geht vorwärts. Jahrelang habe ich in der Sache der Fabrikgesetzgebung gearbeitet; einige Wenige sympathisirten mit mir, weit Mehrere verlachten mich, ebenso Viele leisteten mir Widerstand und noch viel Mehrere verhielten sich gleichgültig; aber wie steht die Frage jetzt? Viele bekennen das Gute, welches gethan ist, und Niemand wagt es zu leugnen; die Widerlegten verhalten sich schweigend, und die Spötter sind beschämt; ein Pfad ist geöffnet für die künftigen Bestrebungen im Großen, der Gesichtskreis erweitert sich, u. s. w."

Wie nun je länger je mehr in diesem Zusammenhange sich neue Aufgaben zudrängten, so war es jetzt die Sache der kleinen Kaminfeger. Ein Jahrhundertlang war das Elend dieser Arbeiterclasse durch philanthropische Bemühungen vor die Oeffentlichkeit gebracht worden, und dennoch war zur Beseitigung desselben so gut wie nichts geschehen. Im Jahre 1773 bildete sich in London eine Gesellschaft, welche für den Schutz der Kaminfegerjungen thätig war; im Jahre 1788 erläßt das Parlament endlich ein Gesetz, welches den Kaminfegermeistern verbietet, mehr als sechs Lehrburschen zu nehmen und diese jünger als acht (!) Jahre.

[1]) Worte seines Tagebuches vom 11. Mai 1839.

Dabei blieb es ein halbes Jahrhundert, und selbst dieses Gesetz wurde vernachlässigt. Es folgen erneute Bemühungen der freien Gemeinnützigkeit und Agitation; darunter eine Gesellschaft, an deren Spitze der damalige Prinz von Wales stand, welche die Maschinen zum Kaminfegen den ärmeren Meistern unentgeltlich lieferte und für deren Einführung überhaupt wirkte, um die Jungen von ihrer Qual zu befreien. Das Parlament widerstand allen Anläufen, bis im Jahre 1817 ein Untersuchungsausschuß niedergesetzt wurde und furchtbare Mißstände enthüllte. Da wurde bezeugt, daß kleine Kinder gestohlen oder von ihren Eltern verkauft oder aus den Armenhäusern in die Lehre gegeben wurden, um unter grausamen Mißhandlungen in die Kamine hinaufgezwängt zu werden; die schlechte Ernährung, die eigenthümlichen Krankheiten und Verstümmelungen wurden ans Licht gezogen zur Belehrung der beiden Häuser des Parlaments. Auch nahm das Unterhaus einen Gesetzentwurf zur Verbesserung des Gesetzes von 1788 an, aber das Oberhaus verwarf denselben. Erst 1834 erfolgte eine geringe Verschärfung, indeß nicht ohne Widerstand im Parlament unter Hinweis auf die Feuersgefahr, welche jetzt die Hauptstadt bedrohen würde. Dann versuchte man 1840 einen energischeren Schritt, und hiebei war Lord Ashley in erster Reihe betheiligt.

Nicht die Bedeutung dieser Frage an sich, sondern ihre typische Bedeutung für die Kenntniß der englischen Socialpolitik und die Einflüsse der herrschenden Parteien, welche dieselbe förderten oder hemmten, ist es, was uns den Gegenstand interessant macht.

Die Bill von 1840 verlangte, daß kein Kaminfegerlehrling jünger sein dürfe als achtzehn Jahre, und daß kein Kaminfeger unter einundzwanzig Jahren in den Kamin hinaufsteige. Die Bill kam von dem Ministerium, dem liberalen Ministerium Melbourne. Ashley dankte der Regierung: das Parlament habe schon den Fabrikkindern Gutes gethan; aber die Lage der Kaminfeger sei zehnmal schlimmer. Er bezeugte aus eigener Anschauung den Fall, das ein Kind von $4^1/_2$ Jahren in den Kamin habe hinaufsteigen müssen. Die Bill wurde am 7. August 1840 Gesetz, aber erst nach einem sehr starken Widerstande des Oberhauses. Die Aufzeichnungen Ashley's bei dieser Gelegenheit sind bemerkenswerth. In den Tagen, da die Bill im Oberhause ist, schreibt er: „Besorgt, sehr besorgt um meine Kaminfeger; die conservativen Lords drohen mit einem erbitterten Widerstande, und die radicalen Minister unterstützen die Bill aufs Wärmste ... ich überzeuge mich davon, daß die strenggläubigen Leute (evangelical religionists) nicht diejenigen sind, auf welche ich mich verlassen kann, ... ich wundere mich nicht über den Herzog von Wellington: ich habe niemals von ihm etwas in der Richtung der Herzensgüte erwartet; mögen die Leute sagen, was sie wollen, er ist ein harter Mann ..."

Das schreibt der Mann, welcher sein Leben lang ein Conservativer vom Scheitel bis zur Zehe und ein strenggläubiger Christ wie irgend einer war.

VI.

Ueberhaupt bewies jetzt das liberale Ministerium ein größeres Entgegenkommen für Ashley's Bestrebungen. In der Session von 1839 hatte Lord John

Russell einen Entwurf zur Verbesserung des Fabrikgesetzes eingebracht, welcher allerdings nicht Gesetz wurde. Ein Antrag Ashley's auf Niedersetzung eines Untersuchungsausschusses zur Prüfung der Wirksamkeit der bestehenden Fabrikgesetzgebung wurde ohne Widerspruch angenommen. Die Arbeiten dieses Ausschusses, welchem Ashley präsidirte, waren äußerst umfassend und reichten bis zum Jahre 1841. Sie gelangten zur Erkenntniß des Nutzens der neuen Gesetzgebung und der Nothwendigkeit von Ergänzungen.

Ganz am Schluß der Session von 1840, am 4. August, lenkte Ashley die Aufmerksamkeit des Parlaments auf ein neues Gebiet der socialen Reform, welches sich an die Fabrikgesetzgebung anschloß. Man habe ihm oft, sagte er, von Seiten der Fabrikherren den Vorwurf gemacht, daß es andere reichlich ebenso dringende Mißstände in der Arbeit des Landes gebe, wie diejenigen in den Fabriken; daß er doch auch diesen seine Theilnahme zuwenden möge. Und das sei wirklich seine Absicht gewesen. Nur mußte erst Eines gethan sein, ehe das Andere an die Reihe kam . . . Nun ging er dazu über, die Leiden der Kinder in den alten Gewerben zu schildern, ihre gesetzlich anerkannte Sclaverei und Mißhandlung, und um dieses klar zu legen, forderte er eine königliche Untersuchungscommission.

Es kostete ihm große Mühe, so kurz vor dem Schlusse der Session eine hinreichende Zahl von anwesenden Mitgliedern im Unterhause für seine Motion festzuhalten. „Conservative," schreibt er in seinen Aufzeichnungen, „waren etwa drei oder vier da; warum überließ man mich der Gnade der Whigs und der Radicalen? Und doch war es so, und ich werde es niemals vergessen, wie freundlich und nobel das Benehmen des Ministeriums gegen mich war."

Im December 1840 veröffentlichte er in der „Quarterly Review" einen Artikel „über die Kinderarbeit". Er zeigte, daß die schlimmen Folgen, welche vor sieben Jahren bei Erlaß des Fabrikgesetzes vorausgesagt waren, von dem Ruin der Industrie und der Brotlosigkeit der arbeitenden Bevölkerung, nicht eingetreten seien. Jetzt handle es sich um die Ausdehnung desselben Arbeiterschutzes auf die zehnfache Anzahl von arbeitenden Kindern, die sich nur der Aufmerksamkeit entzögen, weil sie nicht in großen Fabriken zusammengedrängt seien, sondern in allen möglichen Gewerben über das ganze Land zerstreut. Mit warnendem Finger wies er auf die beiden großen Dämonen, die durch das Land gingen: den Socialismus und den Chartismus; sie seien Symptome einer verbreiteten Krankheit, welche durch weite Massen des Volkes geht. Es sei nutzlos, wenn man einwendete, daß die Führer in diesen Verschwörungen gegen Gott und die bürgerliche Ordnung Leute seien, die niemals von den Uebeln gelitten haben, denen ein so mächtiger Einfluß zuzuschreiben ist; das mag sein; aber die vorhandenen Zustände der Arbeit erzeugen die ungeheure entzündbare Masse, welche Tag ein Tag aus auf den Funken wartet, der sie zur Explosion bringt. „Wir bedecken das Land mit Bildern des Jammers; der Reichthum wird empfunden bloß an der Unterdrückung, die er übt; wenige, sehr wenige Industrielle bleiben in den industriellen Bezirken, um den erworbenen Reichthum liberal zu verwenden; die Erfolgreichen überlassen das Feld neuen Speculanten, die, gleich ihren Vorgängern, das Maximum der Arbeit für das Minimum des Lohnes heischen." Kein Wunder, daß Tausende von Herzen sich gegen ein System

wenden, welches die Beziehungen von Capitalisten und Arbeitern alles menschlichen Inhalts beraubt und daraus allein den Kampf feindlicher Interessen macht . . „Und diese großen Arbeitermassen, unwissend und erregbar, werden ohne Gegenwehr der experimentellen Philosophie der Ungläubigen und Demokraten überlassen . . . Die Hülfe dagegen liegt in der Erkenntniß der Ursache. Laßt eure Gesetze, rufen wir dem Parlamente zu, die wahre Aufgabe der Gesetze erfüllen, beschützt Diejenigen, für welche weder Wohlstand noch Stellung, noch Alter ein Bollwerk gegen Tyrannei errichtet hat; aber vor Allem öffnet eure Taschen, baut Kirchen und sendet die Diener der Religion unter das arbeitende Volk."

Die geistliche Hülfe, welche Ashley hier forderte, hatte er freilich in der vorhandenen Geistlichkeit Englands bisher schmerzlich vermißt. In eben jenen Tagen klagt er darüber in seinen Aufzeichnungen. „Von wem hätte ich die meiste Unterstützung erwarten dürfen? Doch unzweifelhaft von der Geistlichkeit und zumal derjenigen in den industriellen Gegenden: aber gerade das Gegentheil; nichts derart ist mir zu Theil geworden — mit äußerst seltenen Ausnahmen; und doch haben wir in unserer Kirche sechzehntausend ordinirte Pfarrer außer den hohen Würdenträgern."

Für Lord Ashley war das Christenthum nichts, wenn es nicht eminent praktisch war. Ein so treues Mitglied der englischen Staatskirche er war, so rückhaltlos seine bibelgläubige Frömmigkeit, so sehr bei ihm selber die innige Kraft der Menschenliebe in dem Grunde des Evangeliums wurzelte: er war doch niemals im Zweifel, wenn er die Wahl hatte zwischen der conventionellen Rechtgläubigkeit und den Früchten, an denen ihr Werth zu erkennen war. Und so erlebte der fromme Aristokrat im Laufe seines Lebens es immer öfter, anfangs zu seiner Verwunderung, daß seine wahren Gesinnungsgenossen und Helfer sich nicht da fanden, wo er sie am meisten erwartet hatte.

So ging es ihm auch mit der politischen Parteistellung. Früh kommt er durch bittere Erfahrungen zu der Einsicht, daß bei den Conservativen, und gar im Hause der Lords, für seine Bestrebungen am wenigsten Sympathie vorhanden ist. Das Tagebuch ist voll von Aeußerungen dieser Art. Zu Anfang des Jahres 1841, da die Fabrikanten gegen den neuen Gesetzentwurf, behufs besserer Controle der Kinderarbeit in Fabriken, im Unterhause nichts ausrichten zu können glauben, wenden sie sich ans Oberhaus, wo „es gar zu leicht ist, den status quo aufrecht zu halten, wie sehr derselbe auch gegen Wahrheit, Gerechtigkeit und Menschlichkeit verstoßen mag" . . . . „Die Schäden des Oberhauses", fügt Ashley hinzu, „überwiegen seine Vorzüge . . . die Pairs haben einen langsamen Verstand, ein starkes Gefühl des persönlichen und politischen Interesses, nur selten einige Funken von Edelmuth und gar kein Herz! . . ." Und als das liberale Ministerium in diesen Tagen erschüttert ist, wünscht er, daß es so lange bleibe, bis das Fabrikgesetz gesichert ist; denn er hat die Ueberzeugung, er werde, wie bisher, von den Whigs mehr erlangen als er jemals von seinen Parteifreunden erreichen wird[1]).

[1]) And sure I am (tell it not in Gath) that I have got more and may get more from the Whigs than I shall ever get from my own friends. 13. Februar 1841.

VII.

Die Neuwahlen im Juli 1841 brachten den Conservativen eine ansehnliche Mehrheit (368 gegen 292), und Peel wurde zur Bildung eines conservativen Ministeriums von der Königin berufen. Ashley stand fortdauernd in äußerlich freundlichem Einvernehmen mit Peel, obwohl seine innere Ueberzeugung von der einstigen Bewunderung des Parteihauptes noch mehr zurückgekommen war, als gegenüber dem Herzog von Wellington.

Peel bot ihm abermals bei diesem Anlaß einen Posten an, aber Ashley empfand, wie viel ihn von Peel trennte und wie wenig dieser geneigt sein konnte, ihm eine hervorragende Stelle anzuvertrauen. Immer deutlicher erwies sich Ashley als ein unbequemer Mann für das herrschende Parteiwesen; immer größer wurde die Entfremdung, je mehr er an großen Grundsätzen und den daraus fließenden Reformgedanken festhielt, während dieses Parteiwesen immer mehr zu einem Wettrennen der Parteigrößen um die Majorität der Stimmen herabsank, so daß der unbefangene Betrachter der englischen Parlamentsgeschichte dieses Jahrhunderts in Verlegenheit geräth, einen tiefern Grund zu erkennen für das, was die sogenannte conservative Regierung Robert Peel's von der gegnerischen Partei unterschieden hat.

Gleich in den Tagen, da Peel sein Ministerium bildet, sagt sich Lord Ashley, daß Peel dem Druck der Fabrikanten nachgeben und seinen Fabrikgesetzentwurf verwerfen werde. Er ist sofort entschlossen, denselben nicht zu opfern und daher auch keine Stelle in Peel's Regierung anzunehmen. Was ihm Peel bietet, ist ohnehin nicht verführerisch für seinen Ehrgeiz, doch einigermaßen für die Dürftigkeit seiner ökonomischen Verhältnisse, die ihn von Anfang an und bis an sein Ende niemals aus den Schulden herauskommen lassen. Peel erneuert das alte Anerbieten eines Postens im königlichen Haushalt, und Ashley sagt sich, man wolle ihn dadurch unschädlich machen. Diesmal entschuldigt sich Peel nicht einmal wegen der Geringfügigkeit der Stellung bei Hofe, was er 1839 doch gethan. „Peel hat von jeher," schreibt er, „Grundsätze vermieden, und so ist es auf allen Seiten: es gibt zwei Sorten von Wahrheit, die je nach Umständen gebraucht werden — die eine für die Regierung, die andere für die Opposition; ich verabscheue diese Art von politischer Moral."

Die Stelle des Hofkämmerers wird darauf einem anderen Lord angeboten, dem bekannten Liebhaber der Sängerin Grisi, und dieser lehnt ab, weil sein Charakter „Gott sei Dank nicht moralisch genug ist" für ein Hofamt bei der jungen Königin. Zu Ashley aber hatte Peel gesagt, gerade er sei dafür nöthig wegen seiner „hohen Moralität". — „Welche Unwahrheit!" meint Ashley.

In einer längeren Unterredung mit Peel sagt er zu diesem: „Ich habe zehn Jahre lang diese Principien der Fabrikgesetzgebung vertreten; ich habe den Männern der Regierung als Mitglied der Opposition gesagt, daß sie die Rechte und Interessen der arbeitenden Klassen nicht kennen, daß sie gleichgültig sind gegen deren Wohlergehen, daß es sich um eine fundamentale Frage handle für den Bestand der Gesellschaft; daß ich niemals die Sache durch Parteirücksichten würde verkümmern lassen und sie unentwegt durch das Parlament treiben würde, wer auch der Führer des Hauses und welches auch die Partei, die am Ruder

ist — und wenn ich jetzt dem untreu würde, wenn ich die arbeitenden Klassen betröge, der einzige Vertreter der ganzen Aristokratie, der sich ihrer annimmt, sie würden niemals in Zukunft glauben, daß sie einem einzigen Manne von Rang und Stellung trauen können."

Als er dann in den nächsten Tagen nach seiner Gewohnheit in den Armenvierteln von London das Elend, den Schmutz, die Krankheit in furchtbarer Gestalt aufsucht, das keine Feder, kein Pinsel beschreiben könne, da bemerkt er, daß die Bill des liberalen Ministeriums zur Verbesserung der Armenwohnungen von Peel's Ministerium nicht aufgenommen werden solle, und wünscht sich Glück, daß er nicht dazu gehört.

Am 22. Januar 1842 erwidert ihm Peel auf eine briefliche Anfrage, daß er sich nicht verpflichten könne, die Zehnstundenbill zu unterstützen. Ein Freund erklärt ihm die Haltung des Ministeriums als sehr natürlich: „So lange wir Conservativen uns in der Opposition befanden, unterstützten wir Dich, um die Regierung zu ärgern; jetzt, da wir in der Regierung sind, sehen wir uns freilich die Sache etwas genauer an, ehe wir sie aufnehmen."

Und als am 23. Februar Peel im Unterhause gegen die Bill geredet hat, klagt Ashley: „Alle Sympathien Peel's gehen nach der Seite des Capitals; sein Herz ist bei den Fabrikanten, seine Lippe wohl einmal für die Arbeiter: was hat er je für die Arbeiter gethan oder angeregt? Seine gestrige Rede unterdrückte alle Sünden der Industriellen, lobpries die Maschinen und bezeichnete das Elend als bloß vorübergehend; sie war ein Ausdruck seines innersten Wesens — Baumwolle ist Alles, der Mensch nichts!"

Mit Besorgniß sieht er die Jahre verfließen, sieht die Zeit herankommen, da er als Erbe seines Vaters ins Oberhaus treten muß. Er sieht darin die gänzliche Vernichtung aller seiner Reformbestrebungen zum Wohle der arbeitenden Klassen, weil im Oberhause es unmöglich ist, eine Maßregel zum Wohle der arbeitenden Klassen anzuregen: die Pairs dienen als Wellenbrecher und haben eine entsprechende Gesinnung; darüber erheben sie sich niemals. Das Unterhaus ist der Inhaber der Macht; jeder Einfluß, den man in diesem gewinnt, ist wirksamer als das Zehnfache im Oberhause.

Auch in der Handhabung der bestehenden Fabrikgesetzgebung zeigt sich die Widerwilligkeit der conservativen Regierung. Der Staatssecretär des Innern, Sir James Graham, der Vorgesetzte der königlichen Fabrikinspectoren, schüchtert diese ein. Und obwohl dieselben Ashley zustimmen, wagen sie es nicht offen zu erklären.

VIII.

Im Mai 1842 erschien der erste Bericht der königlichen Commission, welche Lord Ashley im August 1840 beantragt hatte, behufs Untersuchung der Kinderarbeit in Bergwerken und Kohlengruben. Bereits die argen Mißbräuche in dem Kaminfegergewerbe hatten bewiesen, daß die Ausbeutung der Kinderarbeit keineswegs in der modernen Großindustrie der Textilgewerbe sich entwickelt habe, daß vielmehr die „schlechte alte Zeit" von lange her Mißstände geduldet habe, die erst von dem regeren Gewissen des neuen Jahrhunderts ans Tageslicht gezogen wurden. So sollte es sich jetzt bei den alten Gewöhnungen der Berg-

werksarbeit zeigen; so sollten weiterhin die verkommenen Sitten der ländlichen Tagelöhnerarbeit, so die Gewohnheiten der alten Klein- und Hausgewerbe, der alten Hausindustrien und Manufacturen zum Erstaunen und zur Beschämung der höheren Klassen aufgedeckt werden.

Wenige Blaubücher derart haben solches Aufsehen erregt, wie der Bericht über die Kinderarbeit in den Bergwerken. Man hat diese Greuel, um sie anschaulicher und vielleicht um sie glaublicher zu machen, öfter in Zeichnungen dargestellt; auch die neue Publication über Shaftesbury, welche vor uns liegt, enthält ein Blatt derselben. Ein Führer der englischen Bergleute, welcher im Jahre 1873 ins Parlament gewählt wurde, Alexander Macdonald, hat dem Schreiber dieser Blätter einst bei seinem Aufenthalte in Schottland aus der eigenen Kindheit die bösen Erinnerungen an diese Zustände erzählt und diejenigen gesegnet, welche für die Reform gewirkt hatten. Ein sehr großer Theil der Arbeiter unter der Erde war jünger als 13 Jahre; manche begannen im Alter von 4—5, viele zwischen 6 und 7 Jahren, die meisten nicht später als 8 oder 9 Jahre alt, Mädchen sowohl als Knaben. Täglich 12—14 Stunden hatte solch' ein Kind in der entsetzlichen, dunkeln, feuchten Tiefe zu arbeiten, vielfach mit drohender Lebensgefahr. Außer am Sonntag sahen sie niemals die Sonne; die täglichen Mahlzeiten nahmen sie in dem Schachte zu sich. Die gröbsten und schwersten Arbeiten, so das Hinaufschleppen der Kohlen aus der Grube, wurden von Mädchen und Frauen verrichtet, selbst von kleinen Kindern. Und wenn man die Unternehmer zur Rede stellte, so hieß es: ohne die wohlfeile Arbeit der Kinder werfen die Gruben keinen Gewinn ab, und die Kinder müssen frühzeitig an die Arbeit gewöhnt werden, weil später der Körper nicht mehr biegsam genug sei, und weil ein guter Grubenarbeiter früh an das Abschreckende der Arbeit gewöhnt sein müsse.

Am 7. Mai 1842 wird der erste Bericht der königlichen Commission im Parlamente bekannt, früher als das Ministerium gewünscht (dieses hatte sich bemüht, ihn zurückzuhalten). Schon eine Woche später weiß Ashley zu melden, daß die Stimmung ganz enthusiastisch sei, daß die Presse aller Parteien ihm zustimme und daß die Regierung seine Bill zur Beseitigung der Frauen- und Kinderarbeit in den Kohlengruben unmöglich ablehnen könne. Am 7. Juni hält Ashley eine zweistündige Rede für die Bill im Unterhause, welche selbst die hartgesottensten Manchestermänner erweichte, und ihm Glückwünsche von allen Seiten des Hauses eintrug[1]).

Es ging bei dieser Bill wie gewohnt. Peel's Ministerium verhielt sich kühl. „Die „Sünder" waren mit mir" — schreibt er in sein Tagebuch — „und die „Heiligen" gegen mich". Einen wackeren Helfer fand er an Lord Palmerston, dieses Mal wie später noch so manches Mal: er war durch Verwandtschaft und Freundschaft mit ihm nahe verbunden. Indessen auch Palmerston gehörte viel

[1]) Cobden kam zu ihm und sagte: „You know how opposed I have been to your views, but I don't think I have ever been put into such a frame of mind, in the whole course of my life, as I have been by your speech." Und wirklich hat Cobden seitdem die Persönlichkeit und die Wirksamkeit Lord Ashley's trotz mancher Zwischenfälle gerechter beurtheilt als zuvor; ja allmälig entwickelte sich ein freundschaftliches Verhältniß zwischen Beiden.

mehr zu den „Sündern" als zu den „Heiligen". Die größte Beschwerde bereitete wieder das Haus der Lords. Ashley konnte unter allen seinen Bekannten kein Mitglied des Oberhauses finden, welches die Bill einbringen wollte; Einer nach dem Andern entschuldigte sich; der Herzog von Wellington versprach, die Bill zu unterstützen, und sprach dann dagegen: die Bischöfe gingen fort bis auf wenige; die Regierung ließ erklären, sie werde die Bill nicht unterstützen. Nach mehreren Verstümmelungen wurde der Entwurf endlich angenommen. Ashley bat Gott, der Tag möge fern sein, wo er in diese Gesellschaft versetzt werde.

Es brach damals unter den Arbeitern ein Sturm los. Er erhob sich unter den Grubenarbeitern von Staffordshire, über welche eben noch eine ans Parlament gesandte Deputation zur Bekämpfung der neuen Bill behauptet hatte, die Leute seien moralisch und religiös und hätten guten Schulunterricht genossen. Der Anlaß war eine Lohnherabsetzung und der Widerstand der Arbeiter dagegen fand Anklang in den Manufacturdistricten: nicht sowohl eine gemeinsame Organisation, als die gemeinsame Empfindung der traurigen Lage breitete die aufständische Bewegung aus, und dieselbe nahm alsbald die Züge einer politischen Empörung an, im Sinne der damals populären Chartistenbewegung. „Dafür sind wir," bemerkte damals Ashley, „Sir R. Peel zu Dank verpflichtet: bei der Auflösung des Parlaments war die Masse der arbeitenden Klassen für Peel, weil sie von ihm etwas hofften; jetzt sind sie gegen ihn, weil sie die Hoffnung verloren haben; sein Verhalten zu der Zehnstundenbill war der Prüfstein seiner Sympathie für die Arbeiter; sein ewiges Gerede von Import und Export, über welche Begriffe seine Vorstellung von den Aufgaben einer Regierung nicht hinauskommt, täuscht sie nicht, weil sie sehr wohl wissen, daß ein lebhafter Geschäftsgang ihre Lage nicht bessern würde. Sie finden bei der Regierung kein Interesse für die Arbeiter, und daher haben sie auch kein Vertrauen zu ihr." — „Hätten wir," sagten damals die Chartisten von Leeds zu Ashley, „mehrere vornehme Herren, die zu uns so sprechen, wie Sie eben gesprochen haben, so würden wir nie wieder an die Charte denken[1])"

Im September besuchte Ashley wiederholt die industriellen Bezirke und suchte die Arbeiter durch freundlichen Zuspruch von Gesetzwidrigkeiten abzuhalten und zu friedlichem Ausharren in ihren Reformbestrebungen zu ermuntern. Er durchwanderte die Arbeiterviertel von Manchester und fand die Zustände so entsetzlich, daß er meinte, in dieser Weise könnten die Dinge keine zehn Jahre weitergehen.

Zu Anfang des Jahres 1843 erschien der Bericht der königlichen Commission zur Untersuchung der Kinderarbeit in den noch nicht geschützten Gewerben, und enthüllte seinerseits ähnlich wie zuvor der Bericht über die Kohlengruben, weit ärgere Mißstände als die bisher über die großen Textilgewerbe bekannten, die zum Gegenstande der Fabrikgesetzgebung gemacht worden waren. In der Töpferei, der Tabakmanufactur, der Spitzenklöppelei, Strumpfwirkerei, wurde die Kinderarbeit unter den fürchterlichsten Mißbräuchen verwendet; Eltern, die ihre Kinder vom fünften Jahre ab förmlich verkauften, Armenbehörden, welche die Gemeinden

[1]) Tagebuch vom 18. August 1842.

von der Armenlast befreien wollten, elende Nahrung, kein Schulunterricht oder so gut wie keiner u. s. w. So traurig diese Zustände waren und so groß die Anstrengungen Lord Ashley's für ihre Besserung, hat die Gesetzgebung doch erst im Jahre 1864 den entscheidenden Schritt gethan, die Wohlthaten der Fabrikgesetzgebung auf dieses Gewerbe auszudehnen.

Unter dem Eindrucke dieses Commissionsberichts beantragte Lord Ashley am 28. Februar 1843 eine Adresse an die Krone behufs „ernster Erwägung der besten Mittel zur Ausbreitung der Segnungen einer sittlichen und religiösen Erziehung in den arbeitenden Klassen". Er wies auf die Ueberhandnahme der Verbrechen hin, auf die Unwirksamkeit der Strafmittel, auf die Nothwendigkeit, mit dem Zwecke der Besserung zu beginnen in dem Alter, da es noch Zeit ist — in der Kindheit. Er mahnte an die drohenden Gefahren: nicht zwanzig Jahre werde es dauern, daß eine gewaltige Erschütterung erfolge und das ganze System der Gesellschaft aus den Fugen gehe. „Wir schulden den Armen unseres Landes viel: der Leichtsinn und die Unsittlichkeit, die wir ihnen vorwerfen, sind zum großen Theile die Folgen unserer Vernachlässigung und auch unseres Beispiels." Ashley's Rede fand die allgemeine Zustimmung des Hauses, und die Adresse wurde beschlossen. Er freute sich dieses Erfolges mit dem Bewußtsein, daß die Empfindung für diese Angelegenheiten sich mächtig gehoben habe: noch wenige Jahre früher würde man solche Rede mit kühler Gleichgültigkeit aufgenommen haben.

IX.

Immer aber wird derjenige, welcher mit so kühner Unbefangenheit die vorhandenen Mißstände aufdeckt und die damit verknüpften Interessen verletzt, auf Angriffe gefaßt sein, welche die von ihm ausgesandten Pfeile auf seine Person zurücklenken. Sind es keine Blößen, welche seine Person in Wahrheit bietet, so tritt dafür eine gefällige Wahrscheinlichkeit ein.

Die Fabrikherren und ihre Wortführer, die Freihandelsdoctrin und die mächtige Liga von Manchester für die Aufhebung der Kornzölle — sie setzten Ashley's Bemühungen mit vielem Scheine des Rechts die Forderung entgegen: wenn die Herren von der Landaristokratie so humane Absichten für die Arbeiter haben, so könnten sie nichts Besseres thun, als vor allen Dingen den Arbeitern wohlfeiles Brot geben, indem sie den Kornzoll aufheben; und wenn sie von den Mißständen in der Lage der Fabrikarbeiter reden, so sollten sie doch auf die weit größeren Mißstände in der Lage der landwirthschaftlichen Arbeiter ihr Augenmerk richten. In einem vielgelesenen Werke[1]) hat Harriet Martineau diesen Gesinnungen Ausdruck gegeben mit einer besonders bitteren persönlichen Wendung gegen Lord Ashley. „Er lebte," heißt es da von ihm, „in einer ländlichen Grafschaft, wo die Arbeiter sich in der schlechtesten Lage befanden, die überhaupt damals in England vorkam: so war es auch auf seines Vaters Gütern, die er einstmals erben sollte. Jedoch er nahm nicht unter seinen Schutz seine nächsten Nachbarn, deren Noth er am besten kennen mußte, sondern er warf sich statt dessen zum Anwalt der Fabrikarbeiter von Lancashire auf, deren Familien sechzig Schilling die Woche verdienten, während seine Nachbarsleute nur

[1]) Thirty Years Peace, vol. II p. 553.

acht bis zehn Schilling verdienten. Er agitirte für die Erziehung derjenigen Arbeiterklasse, die thatsächlich die gebildetste und selbständigste in ganz England ist, während die ländlichen Arbeiter seiner eigenen Grafschaft in einem Zustande verzweifelter Unwissenheit und Verkommenheit sich befinden, deren Abhülfe seine ganzen Anstrengungen hätte wachrufen sollen. Da er selber von dem Fabriksystem nichts verstand, so verließ er sich auf Mittheilungen von unzuverlässigen Persönlichkeiten, während er bloß in die Hütten der Tagelöhner seines Vaters zu gehen brauchte, um ein Maß des Elends zu beobachten, das in den schlimmsten Winkeln der industriellen Bevölkerung nicht seines Gleichen fand."

Wie wenig dieser Vorwurf verdient, wie die Wahrheitsliebe des Mannes auch unter Verhältnissen, die freilich besonders schwierige für ihn waren, schonungslos hervorbrach — das beweisen jetzt namentlich seine Aufzeichnungen.

In der heimathlichen Grafschaft Dorset hielt er bei einem Festessen der Ackerbaugesellschaft von Sturminster am 30. November 1843 eine Rede, in welcher er auf die Verpflichtungen hinwies, die allein den Besitz von Vermögen rechtfertigen und zu einem Segen für alle Klassen der Gesellschaft machen können. Er hob ausdrücklich hervor, die Grafschaft Dorset sei jetzt in Jedermanns Munde, alle Zeitungen seien voll von Anklagen wegen der Armuth und Unterdrückung der ländlichen Arbeiter: „als Engländer, als Menschen und als Christen sind wir verpflichtet, diese Anklagen zu prüfen, das Unrichtige zu widerlegen, das Unwiderlegbare zu bessern.... Ist es richtig, daß der Arbeitslohn in dieser Gegend schmählich niedrig ist und außer Verhältniß zu dem Reinertrage des Bodens? Wohlan, dann wollen wir keine Stunde verlieren, diesen Vorwurf von uns abzuwälzen, und wenn eine Verkürzung des Genusses der wohlhabenden Klassen dazu erforderlich ist, wohlan, beginnen wir sofort damit; es ist weder Ehre noch Sicherheit, noch Freude in einem Hause, wie schön es auch von außen scheine, wenn es auf so morschem Grunde ruht..."

Er warnte ausdrücklich davor, für die Mißbräuche in den Fabriken ein scharfes Auge zu haben und für die eigenen Fehler blind zu sein; er ermahnte zu einer milden Handhabung des strengen neuen Armengesetzes und zur Erneuerung des alten vertraulichen Verhältnisses zwischen dem Landwirth und seinen Arbeitern; insbesondere forderte er die Aufrechterhaltung des alten biblischen Rechtes für die Armen, des Rechts der Nachlese bei der Ernte.

Aber diese Rede zog ihm den großen Unwillen seines Vaters zu, mit dem ohnehin die Beziehungen niemals freundliche waren. Es ist eine rührende Stelle seines Tagebuchs. „Ich bin furchtbar eingekeilt," schreibt er am 11. December 1843 (als er im Hause seines Vaters zu Besuch ist), „zwischen die Kornzollliga auf der einen Seite und meinen Vater auf der anderen Seite: heute Abend brach er damit heraus; ich reize ihm die Leute auf, verleite sie zu erpresserischen Forderungen; sechs Schillinge wöchentlich sei ganz genug; sie befänden sich sehr wohl; er wenigstens könne nicht mehr thun..."

Und als es nun bekannt wurde, wie dieser edle Mensch rücksichtslos nach allen Seiten hin für das Rechte eintrat, da sagte die radicale Wochenschrift „Examiner" mit höhnischer Genugthuung: „Wenn dieser Lord so fortfährt und Jedem die Wahrheit sagt, so wird er sich bald bei Allen verhaßt machen."

X.

Am 5. Februar 1844 legte der Staatssecretär des Innern, Sir James Graham, einen Gesetzentwurf zur Verbesserung des Fabrikgesetzes vor, welcher bestimmte, daß Kinder von 9—13 Jahren nicht mehr als 8 Stunden täglich, junge Personen von 13—18 Jahren nicht mehr als 12 Stunden täglich arbeiten sollten.

Die Antwort war auf Seiten der Freunde des Fabrikgesetzes durch die Zehnstundenbill gegeben, für welche sie seit Jahren agitirten: Personen, von 13—18 Jahren sollten nicht mehr als 10 Stunden täglich arbeiten. Es wurden öffentliche Versammlungen gehalten, Flugblätter verbreitet und die Agitation mit allen Mitteln betrieben. Zwölf Delegirte wurden nach London geschickt, um Lord Ashley in seinen Arbeiten für das Gesetz zu unterstützen und zumal die Parlamentsmitglieder über die Fabrikverhältnisse aufzuklären.

Bei der Debatte über den Entwurf am 15. März stellte Ashley den Antrag, die Stundenzahl auf zehn zu beschränken, und unterstützte denselben durch eine mehrstündige Rede. Er wendete sich zuvörderst gegen den Vorwurf, auf welchen er neuerdings beständig stoße, daß er von einer besonderen Feindseligkeit gegen die Fabrikherren beseelt sei: er habe sich allerdings zuerst diesem Gebiete der Arbeit zugewendet, aber nicht, weil er es für vorzugsweise verderblich gehalten, sondern weil dasselbe vor dem öffentlichen Auge gelegen und am leichtesten sich zu einer Reformgesetzgebung geeignet habe. Inzwischen hätten seine Anregungen nach anderen Richtungen bewiesen, wie unparteiisch seine Bestrebungen seien. Auch habe ihn ein Jahrzehnt die Erfahrung gelehrt, daß Habsucht und Grausamkeit nicht die eigenthümlichen Eigenschaften einer besonderen Klasse oder Berufsart seien: „Wir sind Alle gleich in Stadt und Land — in Gewerbe und Landwirthschaft." Er ging dann auf das Princip des gesetzlichen Arbeiterschutzes ein, zeigte wie dasselbe ebensowohl im Auslande wie in England durch die Gesetzgebung längst anerkannt sei; er deutete auf die Zunahme, ja das allmälige Ueberwiegen der Frauen- und Kinderarbeit in der Baumwollindustrie, auf die Gefahren für die Gesundheit und für das häusliche Leben. Lauter Auseinandersetzungen, die heutzutage mehr und mehr in die allgemeine Ueberzeugung übergegangen sind, während sie damals mit mühsamen Einzelheiten sich waffnen mußten. Wir wissen, daß auch damals bereits erfreuliche Erfolge herbeigeführt waren. „Als ich zuerst im Jahre 1833 die Sache vor das Parlament brachte," sagte Ashley, „konnte ich kaum ein Dutzend Fabrikanten auf meiner Seite zählen, — jetzt zähle ich sie nach Hunderten. Aus Yorkshire ist eine Petition ans Parlament gelangt, unterzeichnet von dreihundert Fabrikherren, welche um Begrenzung der Arbeitszeit auf zehn Stunden bitten." Er schloß, wie er begonnen, mit einer Versicherung, daß es ihm fern liege, die ländliche Aristokratie zu preisen, und die industrielle Aristokratie herabzusetzen. „Wenn ich schlecht genug wäre zu einer so gehässigen Politik, hält man mich auch für einfältig genug dazu? Kann am heutigen Tage ein verständiger Mensch bezweifeln, daß die dauernde Blüthe der Gewerbe in jeder Hinsicht unentbehrlich ist, nicht bloß für die Wohlfahrt, sondern geradezu für die Existenz des britischen Reiches? Nein, wir fürchten nicht den Zuwachs Ihrer politischen Macht, noch beneiden

wir Ihren staunenswerthen Reichthum: wir bitten nur um eine mäßige Erleichterung der Mühsal, um eine Zeit zu leben und eine Zeit zu sterben; eine Zeit für jene Genüsse, die das Leben versüßen, und eine Zeit für jene Pflichten, die es verschönen."

Nach dem Schlusse dieser Rede erhob sich der Staatssecretär des Innern und erklärte, daß Ihrer Majestät Regierung beschlossen habe, dem Vorschlage des edlen Lords ihren entschiedensten Widerstand entgegenzusetzen. Dann trat im Namen der Fabrikanten John Bright auf. Er machte den Gedanken lächerlich, daß irgend ein Bedürfniß für ein neues Fabrikgesetz vorliege; er bestritt die Angaben Lord Ashley's über die Gesundheitsschädlichkeit und sonstigen Mißstände der Fabrikbezirke; er griff heftig die ganze Masse der Arbeiter an, welche die Zehnstundenbill unterstützten, und behauptete, daß hohe Löhne und allgemeines Wohlbefinden unter den Arbeitern herrsche. Und dann griff er zu der üblichen Waffe, zu der Lage der ländlichen Arbeiter in Dorsetshire u. s. w., ja er ließ sich so weit hinreißen, daß er genöthigt war, seine Ausdrücke vor dem Hause zu widerrufen.

Das Ministerium Peel suchte Ashley durch gemeinsame Freunde zurückzuhalten. Man machte ihn darauf aufmerksam, daß ein Erfolg der Zehnstundenbill gegen die Regierung zugleich einen Erfolg im Sinne der Aufhebung der Kornschutzgesetze bedeuten würde, gegen welchen das Ministerium Peel sich damals noch sträubte. Nicht so Ashley. Er war längst aus den Kinderschuhen des ererbten Torythums heraus und damit aus den bornirten Vorstellungen des Agrarschutzes. Er war auch eine zu wahrhaft aristokratische Natur, um im Banne solcher Interessenpolitik zu verharren, während er im Dienste der arbeitenden Klassen und im Dienste des Ganzen Reformen der Gesetzgebung anstrebte. Seine Antwort an den Unterhändler war daher deutlich: „Wenn mein Festhalten an der Zehnstundenbill die Abschaffung von zehntausend Korngesetzen und den Rücktritt von ebenso vielen Ministerien zur Folge haben sollte, so würde ich doch mit aller mir zur Verfügung stehenden Kraft vorgehen ... So weit wie ich nach langjähriger Anstrengung in dieser Sache einmal mich engagirt habe, kann ich nicht mehr zurück, ohne Pflicht und Gewissen zu verletzen, und man würde mich mit Recht als den ärgsten Heuchler betrachten."

Das genügte noch nicht. Es kam eine Gegenvorstellung aus dem Ministerium von Lord Stanley (dem späteren Earl Derby): Ashley könne ja seine Stellung wahren, indem er seinen Standpunkt festhalte, aber doch sich schlagen lassen! Ashley war empört über diese Insulte[1]). Er antwortete: Der Unterschied sei nur, ob er ein offener oder heimlicher Schurke sein sollte, und fügte hinzu, er werde alle rechtschaffenen Mittel zu seinem Zwecke erschöpfen, und werde, wenn geschlagen, niemals aufhören, durch die Sympathie des Landes getragen, weiter zu wirken.

Im Unterhause wurde die Debatte am 18. März fortgesetzt und mit gesteigerter Lebhaftigkeit. Sir Robert Peel griff in die Debatte ein und bediente

[1]) Tagebuch vom 18. März 1844: „And yet allow himself to be beaten." If ever insult was put on an individual, here it was with a vengeance.

sich eines öfter gebrauchten Mittels: viele andere Gewerbe seien des verlangten gesetzlichen Schutzes weit bedürftiger als die Textilfabriken — ob das Haus für alle diese Leute Schutzmaßregeln erlassen wolle? Ein mächtiger Beifall und ein Jaruf erfolgte darauf. Erstaunt über diese Antwort ging Peel weiter und replicirte: „Dann sehe ich nicht, warum wir den Schutz der Arbeiter nicht auf den Ackerbau ausdehnen sollen" — in der Meinung, den stärksten Trumpf zur Widerlegung auszuspielen. Aber ein neuer Beifallssturm folgte aus den Reihen der ländlichen Mitglieder des Hauses, welcher Sir Robert Peel außer Fassung brachte. Er schloß seine Rede und sagte, er könne und wolle nicht dem Vorschlage Lord Ashley's zustimmen. Darauf erhob sich Lord John Russell, um Ashley zu unterstützen. Die Abstimmung ergab 179 Stimmen für Ashley, 170 für die Regierung.

Im Tagebuch vom 19. März finden sich Bemerkungen über Peel's Verhalten, ganz von der Art, wie wir sie kennen. „Für Peel wie für Graham," schreibt er, „gibt es nichts als geschäftliche Erwägungen; vor Gott und den Menschen hat Peel der Aufgabe jeder Regierung entsagt, der Schutz der Schwachen zu sein." Sehr Viele unter denen, die für Ashley gestimmt, waren Vertreter von großen industriellen Wählerschaften. Der Erfolg blieb für diesmal indeß ein platonischer, weil bei der Abstimmung über die einzelnen Paragraphen sich das Stimmenverhältniß wieder etwas verschob, Dank der List des Ministeriums bei dem Modus der Abstimmung. Aber doch war der Erfolg so groß, daß Peel sich bemühte, Ashley zu entwaffnen, indem er ihm die Stelle als Lordstatthalter von Irland anbot, „mit fast unbegrenzter Gewalt, zumal hinsichtlich der Kirche". Niemand sei so vorzüglich geeignet dafür wie er. Ashley war keinen Augenblick im Zweifel: er war und blieb fest entschlossen, nichts zu thun oder anzunehmen, was ihn im mindesten bei seiner Thätigkeit für die Zehnstundenbill hemmen könnte.

Bei Wiederaufnahme der Bill nach den Osterferien durch Ashley stellte Peel die Cabinetsfrage. Ashley protestirte gegen dieses Verfahren: das ganze System der Repräsentativregierung stehe auf dem Spiel; der Premierminister erkläre seinen Parteifreunden, sie dürften niemals eine Stimme abgeben, anders als nach dem Willen des Ministers; dies sei Despotismus in der Form verfassungsmäßiger Regierung. Und es werde damit bloß ein gefährlicher Präcedenzfall aufgestellt, ohne daß es am Ende dem Ministerium etwas helfen werde. Das Gefühl des Landes sei erweckt, und inmitten aller Ungerechtigkeit und Verleumdung sei solch' ein Licht in England angezündet, daß es mit Gottes Hülfe niemals erlöschen werde. Dennoch hatte Peel's Losungswort am 13. Mai die beabsichtigte Wirkung. Mit großer Majorität beschwor das Unterhaus die Gefahr eines Rücktrittes, darunter viele Stimmen, welche zuvor für Ashley abgegeben waren.

Unter solchen Umständen mußten für dieses Mal Ashley und seine Anhänger zufrieden sein, daß die Bill der Regierung Gesetz wurde, welche wenigstens einiges Gute brachte. Eine indirecte Genugthuung empfing Ashley sehr bald: am 17. Juni bereits sah sich Peel abermals — bei Anlaß der Zuckerzoll-Vorlage — genöthigt, mit seinem Rücktritt zu drohen, nachdem er am 14. Juni eine Nieder-

lage erlitten. Disraeli hielt ihm das Unwürdige dieses Verfahrens vor: er verdiene eine bessere Stellung als eine solche, welche bloß durch Bedrohung seiner Freunde und Umschmeichelung seiner Gegner behauptet werden könne. Ashley aber schrieb ihm einen Brief, in welchem er ihm, wie zuvor schon in seiner Rede, das Verfassungswidrige dieses Verhaltens vor die Seele führte: es sei der Weg zur Dictatur unter dem Schein einer freien Regierung. Peel antwortete in freundlicher Form und nahm den Brief für eine generelle Absage, was er nicht sein sollte. Ashley freute sich, daß Peel augenscheinlich Werth auf seine Warnung legte und seinen Einfluß anerkannte. Und trotz aller inneren Antipathie erhielt sich das äußere Verhältniß weiter.

Die Wirkung von Ashley's Persönlichkeit im damaligen Parlament spiegelt sich in den Worten eines leitenden Unterhausmitgliedes aus Irland, die gelegentlich einer von Ashley angeregten Debatte über die Pflege der Geisteskranken gesprochen wurden. „Man sagt wohl von manchen Menschen, daß es den Augen wohl thut, sie zu sehen; ich möchte ebenso von Andern sagen, daß es dem Herzen wohl thut, sie zu hören; einer von diesen ist der edle Lord. Es ist ein sursum corda in allem, was er sagt. Was wir auch von manchen seiner Anschauungen denken mögen, es ist ein Punkt, in dem wir Alle übereinstimmen — nämlich daß seine Gesinnung die allergrößte Achtung verdient. Es ist mehr als wohlthuend, einen Mann von hohem Range zu sehen, der nicht herabsteigt, nein, nur sich niederbeugt von seiner erhabenen Stellung, um mit solchen Angelegenheiten sich zu befassen, der sich den standesgemäßen Lebensgenuß und Ehrgeiz nicht gönnt, sondern ausschließlich erfüllt ist von dem edlen Triebe, Gutes zu thun. Man darf wohl sagen, er hat Adel hinzugethan selbst zu dem Namen Ashley und hat die Humanität gemacht zu einem der „Charakterzüge Shaftesbury's".

Ihn freute solche Ermunterung; aber er überschätzte seinen Erfolg nicht, im Gegentheil. Zu Beginn des Jahres 1845 hält er eine Rückschau über das Vergangene und wirft einen Blick in die Zukunft. „Sollte ich heute," schreibt er, „ins Oberhaus versetzt werden, so würde ich in eine Versammlung treten, wo es vergeblich wäre, meine Reformmaßregeln vorzuschlagen, und ich weiß Niemanden, der im Unterhause meine Arbeit fortsetzen würde. Zwölf Jahre voll Arbeit, Aufregung und Verantwortlichkeit, davon acht Jahre scheinbarer Unterstützung und innerer Antipathie auf Seiten der Conservativen, so lange sie in der Opposition; dann drei Jahre Kälte und ein Jahr entschiedenen Widerstandes von denselben als Inhabern der Regierung. Fielden, Brotherton und Inglis ausgenommen, kann ich auf Niemanden rechnen. Ich habe Summen, die im Verhältniß zu meinem Einkommen enorm sind, geborgt und ausgegeben und bin ausgeschlossen von jeder Aussicht auf äußere Vortheile. Meine eigenen nächsten Verwandten mißbilligen meine Ansichten, und einige verfolgen mich; aus meines Vaters Hause bin ich ausgeschlossen, nicht zum Wenigsten deshalb, weil ich die Sache des ländlichen Arbeiters vertreten habe... Niemand als ich selber kann die Menge der Mühe bei Tag und Nacht, die Furcht und Enttäuschung, die Gebete und Thränen ermessen, die es mich gekostet hat."

Und dennoch war von allen solchen Betrachtungen und stillen Klagen, die er in sein Tagebuch versenkte, jede Bitterkeit fern, die ihn etwa gereizt hätte,

von seinem Beginnen abzulassen. Ihm war dieses Verhalten unwandelbare Lebensaufgabe, entsprossen aus den Wurzeln seiner Persönlichkeit. Und so wollte er, daß seine Söhne zu gleicher Gesinnung erzogen würden. Als sein ältester Sohn auf die Lateinschule soll, zieht er Rugby, das er einst selbst besucht, dem eleganten Eton vor: „Ich fürchte die Nähe von Windsor," sagt er, „mit allen seinen Verlockungen, fürchte den Geist und die Atmosphäre der Schule; sie macht bewundernswerthe Gentlemen, erzieht vorzügliche Leute für den Salon, den Club und alle die Mysterien der eleganten Gesellschaft; aber sie erzieht nicht den Mann, welchen die kommende Generation braucht: wir müssen edlere, tiefere und kräftigere Charaktere haben, weniger Verfeinerung und mehr Wahrheit, mehr von dem inneren, weniger von dem äußeren Gentleman; ein strenges Pflichtgefühl, nicht ein delicates Ehrgefühl; eine richtige Würdigung von Rang und Vermögen, nicht als Mittel persönlichen Genusses, sondern als Gaben von Gott verliehen, auf denen eine schwere Verpflichtung haftet; Verachtung, nicht Furcht vor dem Gespötte der Welt, und Muth zum Kampfe für jede gute Sache.

(Schlußartikel im nächsten Heft.)

Zum neunten December.

Von

Ludwig von Sybel.

Am Geburtstage Winckelmann's darf jeder Deutsche den ehrwürdigen, liebevoll in Druck und Vignettenschmuck ausgestatteten Quartband in die Hand nehmen, welcher im Jahre 1764 unserer Nationalliteratur ein unsterbliches Meisterwerk, einen vollwichtigen Classiker schenkte, indem er die Wissenschaft um einen neuen Zweig, die Kunstgeschichte, bereicherte.

Am Geburtstage Winckelmann's legt jeder Freund des im höchsten Ausdrucke des Schönen sich vollendenden Alterthums einen Kranz nieder vor dem Bilde des Meisters Derer, die da forschen. Wie aber jede der vielen Gemeinden dieses humanen Cultus den Tag in festlichem Gedenken begeht, so wird er insbesondere dem Jünger zum Anlaß der Sammlung, daß er auf die geschehene Arbeit prüfend zurückblicke und überdenke, was noch übrig ist.

Winckelmann's Verdienst ist, die Kunst der Griechen auf das ihr zukommende Fußgestell gehoben, ihr Wesen im Innersten erfaßt, und historisch, das heißt in ihren geschichtlichen Gründen und Wandlungen erforscht zu haben. Seine Ausbildung der Kunstgeschichte zur Stilgeschichte ist die bleibende Grundlage aller folgenden und künftigen kunstgeschichtlichen Forschung.

In allerlei Versuchen hatte man ganz natürlicher Weise gleich zu Anfang den Rahmen weit gespannt, die orientalische Kunst ebenso einbezogen wie die etruskische. Man construirte in jugendlichem Umfassen des Universums (des Universums der alten Culturwelt, ist selbstredend gemeint) einen Stammbaum der Kunstüberlieferung von Volk zu Volk; von den Aegyptern sei sie etwa wie ein Erbe an die damals überschätzten Etrusker gekommen, weiter an die Griechen und Römer. Winckelmann, durchdrungen von der Ueberlegenheit, ja Einzigkeit der griechischen Kunstblüthe, erhob diese zum Hauptgegenstand und machte ihren Anspruch auf völlig originalen Ursprung geltend. Wohl läßt er in seiner Ge-

schichte der Kunst des Alterthums der „Kunst unter den Aegyptern, Phöniziern, und Persern", welcher sich die Kunst der Etrusker und anderer Italiker anschließt, den Vortritt, aber es ist der Vortritt im Gefolge der Königin, der Griechenkunst; in den letzten Büchern sind die Römer nur dazu da, ihr die Schleppe zu tragen.

Das Licht, welches Winckelmann aufgesteckt hatte, leuchtete weithin; an ihm entzündete sich allenthalben die Flamme eindringender Kunstbetrachtung. Gleichsam ein Enkelschüler des Meisters war Heinrich Meyer, der Schweizer Maler, welchen Goethe in Rom aus einer Schar junger Künstler als den einzig Urtheilsgeübten herausgriff und später nach Weimar zog, der wohlbekannte „Kunstmeyer"; von Goethe auf die Bahn planmäßiger Kunstforschung und ausgedehnter Kunstschriftstellerei gebracht, steuerte er zur Ausgabe von Winckelmann's Werken stilkritische Anmerkungen, deren Gehalt auf seinen in Italien gesammelten tüchtigen Beobachtungen beruhte. Aus seiner Feder brachten Schiller's Horen von 1795 „Ideen zu einer künftigen Geschichte der Kunst"; 1823 erschien seine „Geschichte der bildenden Künste bei den Griechen von ihrem Ursprunge bis zu ihrem höchsten Flor". Ganz der treuen Fortarbeit an Winckelmann's Predigt von der Griechenkunst hingegeben, hat er den Rahmen ins Enge gezogen.

Dafür waren neue Vertreter der universalhistorischen Geschichtsbetrachtung auf den Plan getreten. Aloys Hirt, noch ein Angehöriger der Goethe'schen Zeit, welcher die Aufgabe der Kunst in der Wiedergabe des Charakteristischen fand und die Formen der antiken Baukunst aus Nachbildung früherer Holzconstruction erklärte, folgte in seiner Geschichtsauffassung[1]) einem Gedanken, welcher ebenso sich bewährt hat wie jene zwei erstgenannten, sofern man sie nur ihrer Einseitigkeit entkleidet. Die literarische Ueberlieferung der Griechen selbst weiß erst etwa mit dem siebenten Jahrhundert vor Christi Geburt von Künstlern zu erzählen. Die Erklärung suchte Hirt, unter dem Einflusse der alten Vorstellung einer Abhängigkeit der griechischen von der ägyptischen Kunst, in der Eröffnung Aegyptens für die Griechen durch Psammetich. Es ist auch einleuchtend, daß damit eine intensivere Anschauung der ägyptischen Kunstwelt eintreten und auf die griechischen Künstler zurückwirken mußte, wie denn auch die vorurtheilslose Betrachtung der Thatsachen dies bestätigt.

Anders der geistvolle, das Alterthum lebendig erfassende Philologe und Philhellene Friedrich Thiersch. Er schob die Anfänge der griechischen Kunst um ein halbes Jahrtausend hinauf bis in die sogenannte Heroenzeit, in welche die griechische Mythologie, Poesie und Geschichtsconstruction Ereignisse wie den thebanischen und trojanischen Krieg setzt; das glänzende Licht aber, in welchem das Epos die Heroencultur erscheinen läßt, beweise auch für das Vorhandensein eines nicht unbedeutenden Kunstbetriebes. Als Träger der Ueberleitung vom Orient nach Hellas in jener Zeit setzt Thiersch gewisse mythische Einwanderer in Rechnung. Wie aber das Dunkel jenes halben Jahrtausends erklären, darin die Kunst wie in ihren Windeln stecken blieb, bis sie im siebenten Jahrhunderte

[1]) Abschließend dargestellt erst 1833 in seiner „Geschichte der bildenden Künste bei den Griechen".

zu neuem und erst wahrem Leben erwachte? Thiersch nimmt hieratische Einflüsse zur Erklärung der langen Starre an.

In Meyer und Thiersch standen sich zwei widersprechende Geschichtsauffassungen entgegen. Es ist nun interessant und erfreuend zu beobachten, wie ein bedeutender Historiker sich zu dem Widerstreite stellt. Es ist Karl Otfried Müller, ein Markstein in der historischen Erkenntniß des Alterthums. In einer meisterhaften und mustergültigen Recension der zwei Werke aus dem Jahre 1826, welche sich nicht kleinlich an Außendinge hält, sondern auf das große wissenschaftliche Motiv jedes der besprochenen Werke eingeht, gelingt es ihm in sorgfältigem Abwägen der streitenden Gründe und in prüfendem Ausscheiden des Brauchbaren, indem er zugleich seine eigenen schweren Gewichte in die Wagschale legt, nicht auf die triviale Mittelstraße, aber wohl zu einer das Werthvolle beider Parteien vereinigenden höheren Ansicht zu gelangen. Von Winckelmann und Meyer übernimmt er den Glauben an die griechische Originalität und gibt ihm so scharfen Ausdruck, daß in seiner, wenige Jahre später verfaßten eigenen Darstellung (im „Handbuch der Archäologie") die Völker des Orients aus der führenden Stelle in den „Anhang" versetzt werden. Doch mit Thiersch erhebt er sich zu dem weiteren historischen Blick und erkennt das höhere Alter der griechischen Kunst, ihr bedeutsames Regen in der Heroenzeit nicht bloß an, sondern wirft noch, wiederhole ich, das gewichtigste Argument in die Wagschale, die Monumente. In diesem Zusammenhang auf die imponirenden Ruinen von Tiryns, Mykene und Orchomenos, sowie ihre merkwürdigen Decorationen zuerst hingewiesen zu haben, ist ein großes Verdienst Müller's. Da wir nun so ehrwürdige Zeugen griechischer Cultur aus dem Ende des zweiten vorchristlichen Jahrtausends vor Augen sehen, wird die unausgefüllte Kluft zwischen ihnen und dem siebenten Jahrhundert doppelt fühlbar. An die Stelle von Thiersch's Gedanken einer Fesselung der Kunst durch Priesterdruck setzt Müller einen weit glücklicheren, welcher Alles aus den Kunstzuständen selbst erklärt und in seiner Wahrheit durch die neueren Forschungen immer mehr bestätigt wird. Jene frühere Periode nämlich konnte sich wohl eines gedeihenden Handwerks, modern zu sprechen, Kunsthandwerks rühmen, aber nicht einer von namhaften Künstlerpersönlichkeiten getragenen freien Kunst. Solche treten erst mit dem siebenten Jahrhundert auf; in diesen Zeitpunkt fallen die Anfänge der genialen Entdeckungen und Schöpfungen, welche die literarische Ueberlieferung zu berichten weiß.

Unterdessen war viel geschehen, um den Arbeitern am Schreibtisch neue Stoffmassen zuzuführen. Winckelmann war fast allein auf die römischen Museen angewiesen, und man muß bewundern, wie er nahezu divinatorisch aus den meist späten Werken die wenigen gutgriechischen ausfand, und ohne die Fülle griechischer Arbeiten mit Augen gesehen zu haben, einen so richtigen Begriff von den griechischen Stilarten sich zu bilden wußte. Meyer war auch darin sein treuester Jünger, daß er sich innerhalb derselben Schranken hielt, von den inzwischen gemachten Entdeckungen und Forschungen nicht den entsprechenden Vortheil zog.

Denn es war nun wirklich eine Fülle griechischer Arbeiten bekannt geworden. Noch im vorigen Jahrhundert begann die englische Gesellschaft der Kunstfreunde (Society of dilettantics) die in den griechischen Ländergebieten vorfindlichen Baudenkmäler von geübten und sachverständigen Zeichnern aufnehmen zu lassen und zu veröffentlichen, so daß recht gute Anschauung z. B. von der perikleischen Baukunst sich verbreiten konnte. Sodann war es Lord Elgin's großartiger Kunstraub an den Marmorwerken der Akropolis von Athen (sie kamen 1816 ins British Museum), welcher zum ersten Male eine Masse griechischer Sculpturen ersten Ranges nach Europa warf, zur unerschöpflichen Bewunderung aller Künstler, Kunstfreunde und Kunstforscher. Man kann sich denken, wie sehr der überwältigende Anblick den Glauben an die Einzigkeit und Eigenwüchsigkeit der hellenischen Kunst stärken mußte.

Nun aber, und zwar erst nach Otfried Müller's zu frühem Tode, begann auch die Zeit der großen Ausgrabungen. Pompeji und Herculaneum waren ja längst im Anbruch; zunächst gaben dann die etruskischen Gräber ihre reichen Schätze her. Mit ganz anderen Ansprüchen aber traten nunmehr die Monumente der Königspaläste Assyriens auf. Hatte Bonaparte's Expedition Aegypten für die Wissenschaft eigentlich erst erschlossen und bedeutend mitgewirkt, der Ansicht von der Machtstellung Aegyptens auch in der Kunstgeschichte neuen Halt zu geben, so trat nun ein zweiter Kunstbezirk in die Schranken, eine Kunstwelt, deren erstgefundene Reste zwar entfernt nicht in die Zeit der älteren Pharaonen, ihrer Pyramiden oder auch nur ihrer Tempel hinanreichten, die aber doch die reifste Vollendung ihres Stiles zu einer Zeit aufwiesen, da die Griechenkunst noch in Versuchen tappte. Fand sich nun obendrein zwischen den assyrischen und den ältergriechischen Formen manche Verwandtschaft, so gewann hier die Discussion der Frage, aus welcher Quelle die letztere abzuleiten sei, neue Anregung.

Zugleich begann man die Bindeglieder zwischen Orient und Hellas schärfer ins Auge zu fassen. Schon Winckelmann entgegnete den Verfechtern des Ursprungs der griechischen Kunst aus Aegypten sehr treffend, weit begründeteren Anspruch auf den Ruhm, den Griechen die Kunst zugebracht zu haben, könnten die Phönicier erheben, welche ihnen den wichtigen Culturfactor des Alphabets vermittelt haben. Dieses Gedankens bemächtigten sich Andere mit so übertriebenem Eifer und so überschwänglichen Vorstellungen von phönicischer Kunst, daß Eduard Gerhard sich veranlaßt sah, in seinen Abhandlungen „Ueber die Kunst der Phönicier" 1846 diesen Scheinbau zu zerstören und an Stelle dessen auf die natürliche Völkerbrücke zwischen Asien und Hellas hinzuweisen, auf Kleinasien, welches auch nicht säumte, reiche Denkmäler zu spenden.

So kam es, daß den verödeten Länderstrecken das alte Leben neu entwuchs und seine Stelle in der Universalhistorie heischte. Auf umfassendem Plane entwarf da 1856 Julius Braun seine „Geschichte der Kunst in ihrem Entwicklungsgange durch alle Völker der alten Welt hindurch, auf dem Boden der Ortskunde nachgewiesen". Das Buch fand wenig Boden; denn allzu direct frischte es die alte Stammbaumtheorie wieder auf, indem es, jetzt freilich auf einem weiteren und vielgewundenen Wege, die Kunst von Aegypten nach Babylonien und Assyrien, ferner nach Syrien und Kleinasien, endlich zu den Griechen

fortpflanzen ließ. Wohl bildet die geographische Lage eine Grundlage der Culturgeschichte gerade auch für die Verkehrsverhältnisse; aber es ist doch nicht bloß Eine Straße, welche die vielen Völker verbindet, die in so breiter Gruppe auf der Weltkarte sich lagern, sondern ein ganzes und oft schwer zu entwirrendes Straßennetz.

Hier ist der Ort, der „Allgemeinen Kunstgeschichte" mit einigen Worten zu gedenken. Als ihren Hauptvertreter heben wir billig Karl Schnaase hervor und sein großartiges Meisterwerk, wahrhaft eine Schöpfung, die „Geschichte der bildenden Künste", seit 1842 erschienen. Der Verfasser, in dessen von Geist, feinem Sinn und Herzenswärme durchleuchtetes Auge geblickt zu haben mir eine der erhebendsten Erinnerungen ist, unternimmt, den Entwickelungsgang der Kunst durch alle Zeiten darzustellen. Das ist ja nun auch Universalhistorie auf breiter Basis; der Orient und die classischen Völker des Alterthums werden in den zwei ersten Bänden behandelt. Doch so große Vorzüge letzteren auch eignet, nicht in ihnen liegt der Werth des Werkes; er liegt doch auf einem anderen Felde, auf dem Gebiete der mittelalterlichen, der romanisch-gothischen Kunst. „Hier trat Schnaase als selbständiger Forscher in die Reihe der Mitstrebenden," sagt die dem achten Bande seines Werkes vorgesetzte Biographie, hier, nicht im Gebiete des Alterthums. Eine Darstellung überdies, welche von Indien über Babylonien und Assyrien nach Aegypten führt, zeichnet nicht den Gang der Weltgeschichte, wenn sie auch in dieser oder jener gelegentlichen Bemerkung auf internationale Beziehungen hinweist. Im Ganzen (nicht in allen Theilen) richtig ist es ja, die genannten Völker im Rahmen einer Vorgeschichte der Kunst zusammenzufassen, denn „ihr voller Tag geht erst bei den Griechen auf", wie Schnaase es so schön gesagt hat.

Um nun die Kette der wichtigeren Darstellungen der Kunstgeschichte des Alterthums mit einem großen und neuesten Schriftgebäude zu beschließen, so hat George Perrot, durch archäologische Reisen in Kleinasien und seine ernsthaften Versuche, die Eigenart der altkleinasiatischen Kunst in Begriff zu fassen, für die universalhistorische Bearbeitung der alten Kunst wohl vorbereitet, begonnen, auf Grund der neuesten Entdeckungen und Forschungen Volk für Volk in seiner Kunstart darzustellen und zu charakterisiren. Aegypten (erschienen 1881), Babylonien und Assyrien, Phönizien und Cypern, Palästina, Kleinasien liegen vor; neben Anderem steht die Hauptsache noch aus, Hellas und Rom. Man sieht, die alte Welt ist hier in ihren vielen Gliedern vollständiger vertreten, als in irgend einer der früheren Darstellungen. Perrot hat auch den gehörigen Begriff von dem regen Verkehr, welcher zwischen den Völkern bestand. Soweit könnte man geneigt sein, die Aufgabe universalhistorischer Kunstbetrachtung in diesem Werke als für den Augenblick gelöst anzusehen.

Jeder Stoff läßt sich unter verschiedenen Gesichtspunkten betrachten. Den kunstgeschichtlichen Stoff kann man, auch abgesehen vom technologischen oder sonst einem Interesse, immer rein geschichtlich, doch in verschiedener Weise bearbeiten. Man kann die „allgemeine Geschichte" in eine Reihe von „Einzeldarstellungen"

zerlegen, in welchen je ein Volk zu erschöpfender Darstellung gelangt. Diese völkerweise, ethnographische Gliederung ist die in der kunstgeschichtlichen Literatur übliche; sie befriedigt ein berechtigtes wissenschaftliches Interesse, indem sie die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Volkseinheiten in je einem sauberen Bilde deutlich vor Augen führt, Aegypter für sich, Assyrer für sich u. s. f. Sie ist auch die nothwendige Voraussetzung jeder wissenschaftlichen Universalgeschichte; denn wer die Einzelcharaktere nicht gründlich kennt, kann auch ihr Auftreten im Welttheater nicht beurtheilen.

Oder man kann die Kunstgattungen zum Eintheilungsgrunde nehmen, in eidographischer Behandlung Specialgeschichten der Architektur, der Plastik, der Malerei schreiben. Auch dies ist Wissenschaft, ebenfalls unerläßliche Vorbedingung für gründliche Lösung der universaleren Aufgabe, daß man nämlich die Fortbildung sowohl der künstlerischen Techniken wie der künstlerischen Formen innerhalb der verschiedenen Kunstzweige kritisch verfolgt habe. Den Schulzusammenhängen nachzugehen ist eine der wichtigsten Obliegenheiten des Kunstforschers, etwa der peloponnesischen Erzbildnerei oder der attischen Marmorsculptur.

Der Aufgaben sind mancherlei; keine schließt die andere aus, und es finden sich zur rechten Zeit Bearbeiter für alle. So berechtigt und wichtig die genannten Bearbeitungsweisen der Kunst sind, so hat doch auch die universalhistorische die Pflicht, nicht etwa den Schwestern das Dasein zu verbieten, wohl aber „neben" ihnen sich Bewegungsraum zu schaffen. Denn sie ist begrifflich wohlbegründet und ist gehalten, ihre aus dem Begriffe fließenden Gesetze zu befolgen, falls sie ihre eigenthümliche Aufgabe zu erfüllen gedenkt. Andernfalls bleibt sie immer nur ein vielleicht gedankenreiches, aber von keinem Gedanken gezeugtes Conglomerat ethnographischer „Einzeldarstellungen". Da wird wohl von den internationalen Beziehungen hie und da gesprochen, aber sie werden nicht erzählt. Denn im besten Falle erzählt ein solches Werk die innere Entwickelung der ägyptischen Kunst, oder der babylonisch-assyrischen, aber eben hierdurch schneidet es sich selbst die Möglichkeit ab, die Weltgeschichte zu erzählen. „Erzählen" meine ich nicht, wie man einen Roman erzählt, sondern wie das Wort hier allein gemeint sein kann, von der unmittelbaren Darstellung des Fortganges der Weltgeschichte. Wie soll der Leser von ihm unmittelbare Anschauung gewinnen, wenn der erste Band von den Pyramidenerbauern bis etwa zu Psammetich herabführt, der zweite wieder mit der Urzeit Mesopotamiens beginnt, und der den Griechen gewidmete uns zum dritten Male, etwa zu Kadmos, zurückwirft.

Im besten Falle, sagten wir, pflegt die innere Entwicklung je eines Volkes wirklich erzählt zu werden. Meist aber wird statt dessen eine eidographische Betrachtung nach der althergebrachten, aber ungenügenden und unhistorischen Eintheilung in Architektur, Plastik und Malerei geboten. Erst als unterster Eintheilungsgrund pflegt die wahrhaft geschichtliche, dem Wechsel der Zeiten folgende, periodologische Gliederung zur Geltung zu kommen; man wird nun aber genöthigt, etwa die Geschichte der Aegypter dreimal zu durchlaufen, zuerst in Betrachtung der Architektur, dann von Neuem anhebend in derjenigen der

Plastik, zum dritten Male in der Malerei. Es ist, wie wenn man mehrere Briefwechsel desselben Mannes hintereinander durchliest; man durchläuft dabei sein Leben in immer erneuter Wiederholung, von früh an bis zum Ende, und verläßt die Lectüre mit einem Gefühle theils der Abspannung durch die Wiederholungen, theils der Unbefriedigung, dem lebhaften Verlangen nach einer die Einheit jenes Lebens erfassenden und darstellenden Biographie.

Eine Lebensbeschreibung der Kunst des Alterthums als einer Einheit ist die universalhistorische Aufgabe. Der Begriff des Organismus und des organischen Wachsthums, wie ihn Karl Otfried Müller bezüglich der hellenischen Kunst lehrt, gilt ebenso von der Kunst des ganzen Alterthums, der alten Zeit der Mittelmeercultur; man hat ihn ja mit Recht auch noch weiter ausgedehnt auf die ganze alte und neue Zeit derselben Cultur. Wer in diesem universalhistorischen Sinne die Geschichte der alten Kunst schreiben will, wird also die Weltgeschichte der Kunst im Alterthum schreiben[1]), und er wird seinen Leitfaden für die Disposition nicht in den inneren Entwicklungen der Kunstschulen suchen, sondern in deren Höhepunkten, da die Schule ihrer Wiege entwächst und weltgeschichtliche Bedeutung gewinnt. Nicht auf die Eigengeschichten der Weltglieder, sondern auf ihre Eingliederung in die Weltgeschichte geht hier das wissenschaftliche Interesse; die Knotenpunkte der weltgeschichtlichen Verknüpfungen bilden für die Kunstgeschichte ebensosehr die Meilensteine des geschichtlichen Fortganges, wie für die Weltgeschichte der Politik die politischen Conflicte der nebenher ihre innere Entwickelung still für sich verfolgenden Staaten.

Ich will hier nur zwei Hauptknotenpunkte der Weltgeschichte der Kunst im Alterthum hervorheben, das zweite Jahrtausend vor Christi Geburt und das Zeitalter des Hellenismus. In ersterem erhob sich der Weltverkehr, welcher zuvor und seit Urzeit immer schon leise aber stetig im Gange war, zu weltgeschichtlich epochemachender Bedeutung; in der ersten Hälfte jenes Jahrtausends sehen wir Aegypten mit Asien, in der zweiten den Orient mit Hellas in regeren Verkehr und Austausch treten, gerade auch in Beziehung auf Kunstformen. Mir hat die „Kritik des ägyptischen Ornaments" das Verständniß jenes Weltverkehrs für die Kunstgeschichte erschlossen. Das unvorbereitete Erscheinen asiatischer Ornamente im System der ägyptischen Decoration, und zwar im Gefolge der höchsten Ausdehnung ägyptischer Macht, bewies die eine, die merkwürdigste Wiederkehr orientalischer Kunstformen im Kreise jener von Karl Otfried Müller zuerst richtig beurtheilten, nunmehr von Heinrich Schliemann zuerst mehr ans Licht gezogenen „Mykenae-Cultur" bewies die andere Verknüpfung. Für das Zeitalter des Hellenismus aber, in welchem die Griechenkunst ihren Siegeslauf nach Ost und West vollendet, können die Lücken in der monumentalen Ueberlieferung der Hauptherde hellenistischer Cultur (Alexandria bietet noch zu wenig, Pergamon Vieles, aber mehr für die Spätzeit der Epoche) in etwas ausgefüllt werden durch die Denkmäler der entlegeneren Länder, vorzüglich Italiens: hier wird das durch Richard Schöne und Heinrich Nissen als historische Quelle

[1]) Der für mein Buch gewählte Titel „Weltgeschichte der Kunst bis zur Erbauung der Sophienkirche" besagt genau dasselbe.

erst erschlossene Pompeji ebenso wichtig, wie manches römische Monument aus der Zeit der Republik, die Via Appia, der Sarkophag des Scipio, die Ficoronische Ciste.

Während nun die im alten Geleise verharrende Kunstschriftstellerei das Zusammengehörige zerreißt, z. B. die ägyptischen Denkmäler des zweiten Jahrtausends im ersten Bande unter Aegypten, die entsprechenden Monumente des mykenischen Kreises in einem viel späteren Bande unter Hellas bespricht, zwingt mich die Logik der Thatsachen, dies Beides in seiner natürlichen Zusammengehörigkeit zu belassen und die fraglichen, mit ihren Wurzeln und Verästelungen Asien, Aegypten und Hellas verflechtenden Kunsttypen als Hauptkennzeichen eines bedeutenden Knotenpunktes der Weltgeschichte recht in die Mitte zu stellen. So sind auch jene weit zerstreuten Denkmäler des hellenistischen Zeitalters Kinder Eines Geistes, die Weltgeschichte der Kunst muß sie im Rahmen der Einen Epoche behandeln, welcher sie angehören.

Das Ziel ins Auge gefaßt, der Weg tracirt, bleiben noch Schwierigkeiten genug zu überwinden. Da ist die so unzuverlässige antike Chronologie und der Mangel an ziffernmäßig bestimmten Daten; indessen der Fachmann kennt ausreichende Ersatzmethoden. Da ist der hypothetische Charakter des ganzen Aufbaues der alten Kunstgeschichte; nur die Fachleute wissen, wie fast Alles darin hypothetisch ist. Unsere Wissenschaft ist im vollsten Flusse, eine Freude für die Forschung, eine Verzweiflung für die doch nothwendige Darstellung. Doch auch sie wird ihre Aufgabe lösen, wenn sie ihr Hauptziel unbeirrt im Auge behält. Wir vertrauen auch, recht im Sinne Winckelmann's, des allzeit ringenden Forschers, zu handeln, wenn wir zur Einheit verschmelzen, was er getrennt darstellte, die Stilanalyse und Stilgeschichte einerseits, die „Erzählung der Kunst nach den äußeren Umständen" andererseits. Man vergesse nicht seinen eigenen Entwickelungsgang, wie er gar nicht von Haus aus eine Geschichtschreibung vorhatte, sondern von anderen Ausgangspunkten her durch allerlei Zwischenstufen erst auf die kunstgeschichtliche Bahn gekommen ist. Er hat seine Mission erfüllt, vor Allem das „Wesen" der griechischen Kunst zu begreifen und uns Anderen begreiflich zu machen. Zu ihrem Wesen gehört ihre Originalität, die auch wir behaupten, ungeachtet der von uns anerkannten Herübernahme orientalischer Techniken und Typen. Beides haben sie angenommen, wie auch das Alphabet und den Aphroditecultus, all' das aber haben sie gräcisirt. Man verfolge nur, um ein schlagendes Beispiel herauszugreifen, wie das Ornament des Palmettenfrieses, ein gewiß orientalisches Motiv, im Laufe der Zeit unter den griechischen Händen sich umgewandelt hat in das Akanthusrankenwerk. Darin bricht die griechische Originalität unbezwinglich durch; ohne das überkommene Grundschema ganz abzuwerfen, tilgt sie in der Auszeichnung jede Spur des alten Formcharakters hinweg und entfaltet eine wucherische Fülle anmuthig geistvoller, rein hellenischer Formgedanken. Wir wollen die griechische Originalität nicht durch eine chinesische Mauer behüten, sondern lassen sie in den Kampf der Welt eintreten und siegreich darin bestehen. Solche Geschichtsauffassung ist doch sicher die schönste Bestätigung der Lehre Winckelmann's.

So verstehen wir unsere Aufgabe. Die Ausführung des Programms mit der vollendeten Durchbildung aller Einzelheiten erfordert mehr als ein Menschenleben. Vor Allem gilt es, das Bauprogramm verständig aufzustellen und den Grundriß in den Hauptzügen richtig zu entwerfen.

Wer das Leben Winckelmann's etwa an der Hand Karl Justi's einmal mit durchlebt, sein Ringen, Verwerfen und Neuwagen mitempfunden, die elementare Gewalt gefühlt hat, welche ihn über Klippen und Spalten hinweg unwiderstehlich zum Gipfel, zur Hauptsache riß, der citirt getrost, wenn er an die archäologische und kunstgeschichtliche Arbeit tritt, die Manen Winckelmann's. In demüthigem Aufblick zu seiner Größe gewinnt er nicht bloß Einsicht in die Aufgabe, welche der Meister den Epigonen übrig gelassen hat, sondern auch den Muth, ohne Scheu vor Schrammen die Hände an den Marmorblock zu legen, welchen nur einmal aus dem Bruche zu heben unser Erstes sein muß. Die praxitelischen Meißel finden sich auch noch.

Von Sonnenfels zu Sonnenthal.

Zur Eröffnung des neuen Burgtheaters.

Von

Sigmund Schlesinger.

Machen Kleider wirklich Leute, oder sind die Leute innerlich schon Andere geworden, wenn sie das Bedürfniß fühlen, in die neuen Kleider zu schlüpfen, oder, schließlich, bleiben sie die Alten auch im neuen Gewande? — — Mein Großvater, eine schöne, hochgeschwungene Greisengestalt, trug jahraus, jahrein den nämlichen langen, kaffeebraunen Rock, d. h. er glaubte ihn zu tragen, denn eine sich stets wiederholende unschuldige Familienlist vertauschte den abgetragenen Rock, sobald derselbe nicht mehr haltbar erschien, mit einem neuen von gleicher Façon und Farbe, der des Abends an den gleichen Kleiderhaken hingehängt wurde, und in den des Morgens alsdann der alte Herr hineinfuhr, ohne den vorgenommenen Austausch zu merken. Woraus sich unzweifelhaft der Satz ergibt, daß dasjenige neue Kleid das beste ist, in welchem der Mensch der alte bleibt und als der alte erscheinen kann.

Wenn man durch das trauliche Abenddunkel der Wiener Ringstraße dahinschreitet — denn, ach, sie ist an ihren corsohaft belebtesten Stellen ziemlich dunkel! — wenn man vom Opernhause weg, welches gleichfalls von der strahlenden Beleuchtung seines Innern keinen Gratisschimmer für die Leute, die das Entrée nicht bezahlt haben, hinausgleiten läßt, nach rechts, am Burgthor vorbei, längs des Volksgartens gegen den Franzensring zulenkt, taucht man plötzlich in einen See von Licht, dessen glitzernde Wellen das breite Straßenbett durchfluthen und den grünen Saum des Rathhausparkes und die Façade der Universität umspülen. Wien sieht zum ersten Male einen Platz mit wirklicher Abendbeleuchtung, mit einer die Straße und die Mauern und die nächtigen Baumschatten belebenden Lichtfülle, und die kommt ihm von dem neuen Burgtheater, dessen anmuthig leuchtende Schönheit, gleich der einer schönen Frau in farbenheller Toilette, nicht nur selbst strahlend erscheint, sondern Alles ringsum strahlen macht. Darüber ist auch in diesem, an sich selbst so gerne herumkrittelnden Wien alle Welt einig,

daß Hasenauer's Bauwerk wirklich schön ist, außen wie innen, und das einzige Bedenken, welches sich bei den Gläubigen des alten Burgtheaters dagegen geltend macht, ist, ob es nicht zu schön sei — zu weltlich schön, um dieses Bedenken genau zu präcisiren, so barock auch der Einwurf bei einem Baue klingen mag, der keine Kirche, sondern ein Theater ist. Denn auffälliger, und in schärferem Contraste sich aneinanderdrängend, ist in dem Theatersinne der Wiener jene eigenthümliche Mischung vorhanden, die mehr oder minder dem Theaterpublicum aller großen Städte gemeinsam ist, die Mischung von genußfreudiger Sinnlichkeit und jener läuterungsbedürftigen Andacht, welche das sinnbildliche Wort „Kunsttempel" durchaus ernsthaft und buchstäblich nimmt. Es ähnelt das dem Compromiß, welchen schöne Weltkinder, die „belles mondaines", gerne mit ihrem Gewissen abschließen, indem sie, den Fächer in der einen, das Gebetbuch in der anderen Hand, zwischen Boudoir und Capelle, zwischen den Bedürfnissen eines eleganten Lebens und einer frommen Seele dahinschweben. Das alte Burgtheater nun, das war und sein Begriff ist heute noch „die Theaterkirche" der Wiener; in dem dunklen, stellenweise in der That wie altes Kirchengemäuer einwirkenden, von den erhabensten Kunsttraditionen durchschauerten Hause empfanden sie wirklich etwas von einer, nach dem Höchsten emporlangenden Seeleninbrunst, und sie fürchten nun, der sinnberückende Prunk des neuen Hauses werde auch hier die Weltlichkeit wecken und jene andächtig lauschende und andächtig empfangende Stimmung nicht aufkommen lassen. Zwei sehr bezeichnende Worte — bezeichnend für jene Besorgnisse, nicht die Richtigkeit derselben bestätigend — hörte ich am Eröffnungsabende. „Das alte Haus hatte Physiognomie und Haltung der großen Dame, das neue hat etwas von der galanten Dame" — sprach, völlig wehmüthig, ein feinblickender interessanter Graukopf, dem man's ansah, daß seine Haare in dem Hause am Michaelerplatze drüben auf einem Parketsitz oder in einer Loge grau geworden sein mußten. Ein viel böseres, keckeres und sträflicheres Wort schnellte ein junger Witzbold vor sich hin: „Etablissement Burg" sagte er — auf das elektrisch beleuchtete Vergnügungslocal anspielend, welches den Platz des ausgebrannten Stadttheaters eingenommen hat. Ein unzulässig frivoler Scherz, aber charakteristisch für die Stimmung und Meinung, welche in ihm reflektirt oder an dem Abend wenigstens reflectirte. Man ängstigt sich um den „Geist des alten Burgtheaters" und um den „alten Geist des Burgtheaters", und als einige Tage nach der Eröffnung ein Sicherheitswachmann des Morgens unter der historischen Sitzbank des Theatervorsprunges am Michaelerplatz einen Mann aufrüttelte, der übernächtig dort eingeschlafen war und auf die Frage, wer er sei, mit lallender Zunge antwortete: „Ich bin der Geist des alten Hauses" — da flogen beim Lesen der bezüglichen Zeitungsnotiz wieder die losen Witze über das ernste Grundthema hin und her: „Der Geist des alten Hauses geräth in einen gefährlichen Taumel hinein; er berauscht sich an dem neuen Hause." Das Alles, ich wiederhole es, sind hoffentlich übertriebene Befürchtungen, aber sie kommen aus dem tiefinnersten Herzensgrunde, in welchem die idealste Liebe der Wiener wurzelt: die Liebe zum Burgtheater, das ihnen ein Geistesasyl gewesen in den Zeiten, als der öffentliche Geist in Oesterreich ein Geächteter und Heimathloser war.

* * *

Denn unleugbar ist es, wenn auch eine vielverkannte und allerdings unter den mancherlei Masken nicht leicht erkennbare Thatsache, daß das Burgtheater von den ersten Tagen seines Werdens an und durch alle Hindernisse und Hemmnisse seiner späteren Jahre in steter Fühlung geblieben ist mit dem nationalen Leben des deutschen Volkes und die Wiener in Contact mit demselben hielt; daß es seine Hände nie so gebunden, seinen Fuß nie so gefesselt fühlte, um nicht von Zeit zu Zeit mit einem geschickten Ruck Band und Fessel abstreifen und an der literarischen Bewegung der Nation theilnehmen und ihr folgen zu können, bewußt oder unbewußt des unvermeidlichen und unlöslichen Zusammenhangs, welcher zwischen der literarischen und der politischen Entwicklung eines Volkes besteht. Ja, wie paradox es klingen, wie sehr es allen üblichen und gleichsam historisch sanctionirten Vorstellungen von dem Oesterreich des Kaisers Franz und Metternich's, von dem, durch eine „chinesische Mauer" gegen das übrige Deutschland abgeschlossenen und im Innern niedergehaltenen Oesterreich widerstreiten mag — der liberale Gedanke hatte doch eine Zufluchtsstätte, wo er dem Druck des Absolutismus und der Censur nicht nur unzugänglich war, sondern wo Absolutismus und Censur ihn gar nicht ahnten, ihn noch weniger suchten, unter dem Dache der Kaiserburg selbst, im Burgtheater. Hier fielen doch Worte in die Menge, hier wurden Ideen in ihr angeregt, hier wurde sie mit geschichtlichen und gesellschaftlichen Vorgängen bekannt gemacht, welche die politische Fiber in dem Volke in Schwingung bringen und wenigstens unbestimmte Ahnungen in demselben wecken mußten, wie im jugendlichsten Mädchengemüth beim Anhören zärtlicher Verse Liebesahnungen sich regen, auch wenn das kindlich unwissende Herz sich noch gar keine Rechenschaft darüber geben kann und nichts von dem versteht, was in ihm vorgeht. In einer der zahlreichen Gedenkblätter an das alte Burgtheater, welche in der jüngsten Zeit erschienen sind, ist die Bemerkung gemacht, daß zwischen dem Publicum und der Censur eine Art stillen Einverständnisses obwaltete, daß das Publikum die Zwangslage würdigte und die Nothwendigkeiten begriff, denen die Censur Rechnung tragen mußte, während diese hingegen ihres Amtes mit der nicht zu bemäntelnden Ueberzeugung waltete, daß den Zuschauern kein X für ein U vorgemacht werden konnte und diese doch überall das Richtige herauszuhören vermochten, wenn sie es nicht schon aus den gedruckten Büchern wußten. Und in der That, wer in der schrecklichen Zeit des Preßzwanges der fünfziger und selbst noch zu Beginn der sechziger Jahre Gelegenheit hatte, die unvergleichliche Meisterschaft der Wiener in dem „Lesen zwischen den Zeilen" zu beobachten, ihre scharfe und feine Witterung im Errathen des kaum angedeuteten Gedankens, der wird jene Bemerkung verstehen und sich eine Vorstellung davon machen können, mit wie verständnißvollem Ohr die Wiener auch „zwischen den Strichen" zu hören wußten, und daß die Censur ihnen nichts zu verheimlichen hatte, weil sie ihnen nicht erst Alles zu sagen brauchte. Daß Ferdinand in „Kabale und Liebe" der „Neffe" des Präsidenten sein mußte, weil die Rebellion eines Sohnes gegen den Vater nicht statthaft sei, daß er emphatisch ausrufen mußte: „Es gibt eine Stelle in meinem Herzen, wohin der Name „Onkel" noch nicht gedrungen ist!" — daß der Präsident gar kein Präsident, sondern nur ein „Vicedom" und Hofmarschall

Kalb nur ein „Obergarderobemeister" sein durfte — daß der „Patriarch" im „Nathan" ein „Comthur", der „Klosterbruder" ein undefinirbares Ding in räthselhafter Gewandung war und das Märchen von den drei Ringen nicht um den „Glauben" ging, sondern um die „Wahrheit" — daß eine sinnreiche Correctur im „Don Carlos" in der Scene zwischen dem König und Domingo den Ruf des Königs: „Schützt mich vor diesem Priester!" in „Schützt mich vor diesem Teufel!" abänderte, aus Ehrfurcht vor dem „Priester" — daß Agnes Sorel aus Carl's des Siebenten Geliebten in sein eheliches Gemahl verwandelt wurde: das Alles beeinträchtigte die Wirkung der also censurirten Dichtungen nicht im Geringsten, weil das Publicum aus Eigenem die Wiederherstellungen des Urtextes vornahm und nicht das hörte, was auf der Bühne gesprochen wurde, sondern was der Dichter in Wirklichkeit geschrieben hatte. Doch abgesehen selbst von diesem stillschweigenden Compromiß zwischen Censur und Publicum, kamen Erscheinungen vor, welche hierin absolut nicht ihre Erklärung finden, sondern nur auf eine unbegreifliche Naivetät der löblichen Amtsstelle zurückzuführen sein konnten, da ihr doch sicherlich keine oppositionelle Absichtlichkeit zuzumuthen war.

Man hätte es, um den in der Zeit zunächstliegenden und eclatantesten Fall herauszugreifen, für nicht möglich halten sollen, daß unter Metternich's Augen und mit Bewilligung einer hohen Censur im kaiserlichen Hoftheater ein Lustspiel aufgeführt werden konnte, aus welchem der einfachste Theaterbesucher, ohne viel grübelnden und nachforschenden Scharfsinn, die Auflehnung gegen die Metternich'sche Bevormundung und die nahende Beseitigung derselben heraushören mußte — ein entschieden politisches Lustspiel, ein Vorläufer der Märzrevolution, welches dieselbe, mit dem nöthigen Verkleinerungsmaßstabe natürlich gemessen, genau so vorherverkündete, wie Beaumarchais' Figaro die große Revolution. Allerdings wurde „Figaro's Hochzeit" auch von den „Schauspielern des Königs" vor dem ganzen Hof und einem hohen Adel dargestellt, aber die Lustspielmaske war doch in dieser Revolutionscomödie täuschender, und der, den alten Gesellschaftsbau umstürzende Gedanke trat darin verkappter und künstlerisch mehr verhüllt auf, als in diesem zweiactigen Bauernfeld'schen Stücke „Großjährig", dessen Personen sich gar keine Mühe gaben, zu verbergen, was sie beabsichtigten und was sie vorzustellen hatten. Sie trugen die unverhüllten politischen Züge, und jubelnd wurden sie von den Wienern erkannt und begrüßt. Blase, der absolutistische Vormund, der keinen anderen Willen als den seinen im Hause aufkommen läßt, der den schon erwachsenen und bereits majorenn gewordenen, eigentlichen Herrn des Hauses in der Abhängigkeit eines Unmündigen hält, der nichts ohne seine Unterschrift passiren läßt und in diese seine eigene Unterschrift so verliebt ist, daß er immer mit den Fingern ins Leere schreibt und entzückt vor sich hinspricht: „Blase, Blase!" — das war Metternich. Sein treuer Gehülfe Spitz mit dem beständigen Wahlspruche im Munde: „Spitz läßt sich zu Allem brauchen" — das war das, schon durch den Namen gekennzeichnete, „Spitzelthum" der Polizei. Und der jugendliche Held des Lustspieles selbst, der tüchtige, aber unbeholfene, linkische, zaghafte, sich schüchtern in Alles fügende und die permanente Vormundschaft über sich ergehen lassende Hermann, welcher durch die Liebe eines resoluten Mädchens zur Selbstkenntniß, zur Selbständigkeit und zum Abschütteln

des erniedrigenden Joches getrieben wird — das war das österreichische Volk. Allerdings wurde auch die Opposition in der Figur des, von Beckmann gespielten, ruhelosen Krakehlers Schmerl persifflirt, der fortwährend in der Luft herumficht mit dem Kriegsrufe: „Opposition! Opposition um jeden Preis!" — aber diese Figur mit ihrem offenen Gepräge gab erst recht dem Ganzen den Charakter der politischen Comödie oder Tragicomödie. Die Tragicomödie des österreichischen Volkes — keine andere Bühne hätte das Stück der Censur auch nur einzureichen gewagt — wurde in dem Haustheater des Kaisers gespielt, und zwar nicht etwa unmittelbar schon unter den ersten Vorstößen des Märzsturmes, sondern volle anderthalb Jahre vorher, im November 1846, zu einer Zeit also, da die Metternich'sche Repressionspolitik vielleicht schon einige leise Vorzeichen herannahender Gewitter verspüren mochte, aber dadurch doch nur zu einem strafferen Anziehen der Zügel sich getrieben fühlen konnte. Man drängte sich zu Bauernfeld's Stück, welches, die Merkwürdigkeit des ganzen Vorganges noch merkwürdiger zu machen, nicht etwa, nachdem die Tragweite desselben klar geworden war, von der Bühne verschwand, sondern im Repertoire verblieb.

Durfte sich hier die Tendenz einer politischen Umwälzung auf die Bretter der Hofbühne wagen, so fand zwei Jahre vorher, im December 1844, in einem anderen Stücke Bauernfeld's, in dem Schauspiele „Ein deutscher Krieger", der deutsch-nationale Gedanke kräftigen und aufregenden dramatischen Ausdruck. In dem Rahmen einer Episode aus dem dreißigjährigen Kriege und in der Tracht jener Epoche traten da Personen mit ganz modernen Gesichtszügen vor das Wiener Publicum, und es wurde die Sprache gesprochen, welche das deutsche Volksgemüth bewegte. Man sah förmlich das schwarz-roth-goldene Banner über den Häuptern der handelnden Personen wehen, und in der Rede schlug etwas von den Accenten des „Jungen Deutschland" durch, dessen kosmopolitisch liberales Programm auch in dem Schlußaccord des Bauernfeld'schen Schauspieles seine Verdolmetschung und Versinnlichung fand. Und wiederum ein Jahr vorher, im März 1843, hatte das „Junge Deutschland" in eigenster Person, das heißt in der Person seines markigsten und prononcirtesten dramatischen Vertreters, Heinrich Laube's, mit dem Trauerspiel „Monaldeschi" den Zutritt zu der Wiener Hofbühne gefunden, nachdem Gutzkow mit „Werner oder Herz und Welt" im Jahre 1840 bereits vorangeschritten war.

Es war das immer ein wunderlicher Zwiespalt der Natur, ein Kämpfen in sich selber und mit sich selber, ein Ringen des geistigen Beweglichkeitsdranges mit der als Staatsnothwendigkeit erscheinenden Zurückdämmung und Beschränkung, was in das Repertoire des Burgtheaters die überraschenden Contrastsprünge von zaghafter Enthaltsamkeit zu unerwarteten Wagnissen brachte, es aber dadurch eben nie in eine völlige Stagnirung hineingerathen ließ. Bis zu den höchsten Persönlichkeiten hinauf, welche über das Theater zu entscheiden hatten, reichte diese Zwiespältigkeit zwischen dem Impulse natürlichen Sinnes und conventioneller Befangenheit, und höchst drastische und ergötzliche Curiosa ergaben sich daraus. Es ist bekannt, daß Kaiser Franz, als an ihn gegen das Verbot eines Stückes appellirt und ihm von einflußreicher Seite die Ungerechtigkeit und Grundlosigkeit der betreffenden Censurverfügung dargelegt wurde, sich

bewegen ließ, die Aufhebung des Verbotes und die Zulässigkeit des Stückes für das Burgtheater bei der Censur zu erwirken, mit der beigefügten Bemerkung jedoch: „Sie werden aber sehen, wir richten nix aus." Der Kaiser setzte die Möglichkeit voraus, daß er bei dem besten Willen, den gesunden Menschenverstand walten zu lassen, den etwaigen Einwendungen der Censurstelle „zur Aufrechthaltung des Principes" sich werde fügen müssen. Und ebenso bekannt ist das Schicksal von Grillparzer's dynastischem Schauspiel „König Ottokar's Glück und Ende", der Glorification des Gründers der Dynastie, Rudolf's von Habsburg. Der Grundsatz, kein Mitglied des Kaiserhauses, auch nicht den allerersten Ahnen desselben, auf dem „Haustheater des Kaisers" erscheinen zu lassen, hatte das Stück in das Censurarchiv verwiesen, wo es verschollen ruhte. Die Gemahlin des Kaisers Franz aber, Carolina Auguste, liebte es, die Manuscripte der unaufgeführt gebliebenen Stücke kennen zu lernen und ließ sich von Zeit zu Zeit eine Anzahl derselben aus der Theaterbibliothek bringen. So gerieth sie auch auf das Grillparzer'sche Manuscript und fand mit Staunen, daß die Censur ein kraftvolles, von einem idealen Patriotismus beseeltes, das Kaiserhaus mit künstlerischem Maße verherrlichendes Stück der Bühne entzogen hatte. Geistiger Unwille und auch etwas von beleidigter Familienempfindung regte sich in der fürstlichen Frau; es kam ihr wie eine Bevormundung des Hofes vor, was das Staatsbureaukratenthum hier gewagt, und erregt eilte sie zu ihrem kaiserlichen Gemahl, ihm ihre Entdeckung mitzutheilen, die an dem Dichter und an dem Herrscherhause verübte Unbill auseinanderzusetzen und darauf zu dringen, daß das begangene Unrecht gutgemacht und das Stück sofort aufgeführt werde. Kaiser Franz hörte ihr beredtes Plaidoyer ruhig an und resolvirte darauf: „Wenn meine Herren in dem Stuck was g'fund'n hab'n, was nit in der Ordnung is, so is was drin; aber wenn Du manst, daß es gegeben werden muß, na, so lassen wir's meinetwegen aufführen." Und so war Grillparzer's Habsburg-Drama gerettet. Allerdings nicht für lange Zeit. Die „Chronik des Burgtheaters" von Eduard Wlassak, dem gegenwärtigen Kanzleidirektor der Hoftheaterintendanz — ein treffliches Quellenwerk, nicht statistisch trocken, sondern von charakteristischen Commentaren belebt — macht die, unter den heutigen Verhältnissen besonders interessante Bemerkung, daß das Stück damals schon „durch den Einfluß czechischer Größen" nach einiger Zeit vom Repertoire verschwand, und von demselben Schicksal wurde es nach seiner Wiederbelebung durch Laube getroffen, und heute vollends gehört es für das Burgtheater zu den unmöglichsten Unmöglichkeiten. Jedenfalls aber erwies sich auch da wieder die Macht des beweglichen und bewegenden Gedankens gegen den Halt gebietenden Stillstand in der Repertoirebildung des Burgtheaters. Selbst das Princip der Unnahbarkeit der Gestalten des Kaiserhauses war für den dramatischen Dichter kein unübersteigliches Hinderniß, und in der That konnte es denn auch später unter Dingelstedt geschehen, daß nicht nur in einem Festschauspiel, „Prinz Eugen" von Martin Greif, ein der Zeit nach viel näher gerückter Ahnherr der Regentenfamilie, Kaiser Karl VI., der Vater Maria Theresia's, die Bühne beschritt, sondern auch in Grillparzer's „Bruderzwist im Hause Habsburg," sogar scharfgeschnittene und nichts weniger als idealisch gemilderte Charakterköpfe aus dem kaiserlichen Hause,

wie der des in alchymistische Grübeleien versunkenen, bizarren Rudolf II., des doppelzüngigen Mathias, des religiösen Eiferers Ferdinand II. auf dem Hoftheater gezeigt werden durften. So wußte das Burgtheaterrepertoire die Einschränkungen der Censur und der Hofetiquette immer nach Maß und Möglichkeit zu lockern.

Wie auch sonst wäre es möglich und zu erklären gewesen, daß in dem Concordat-Oesterreich, in den Tagen der noch unerschütterten Herrschaft des Vertrages mit Rom, Laube es wagen konnte, mit einer Rede seines „Montrose" im Burgtheater eine stürmische, nicht mißzuverstehende Demonstration zu entfesseln und später, wohl schon in der constitutionellen Aera, immerhin aber doch im Hoftheater, ein so entschieden anticlericales Stück, wie Augier's „Pelikan" (Le fils de Giboyer) zu geben! Oder daß Dingelstedt in „Heinrich VI." den Cardinal Wincheſter erscheinen und einen verbrecherischen Kirchenfürsten auf der Bühne unter den Folterqualen der Gewissensbisse enden lassen konnte! Allerdings kamen auch entgegengesetzte Wunderlichkeiten vor. „Die Räuber" zum Beispiel blieben dem Burgtheaterpublicum bis zum Jahre 1850 vorenthalten; ihre Aufführung war das erste Wagniß Laube's, der das Schiller'sche Sturmdrama, noch dazu an einem besonders markanten Tage, am 18. October, dem Jahrestage der Schlacht bei Leipzig, der im Burgtheater alljährlich mit einer Vorstellung zum Besten des Invalidenfonds begangen wird, aufführen ließ — vielleicht weil diese Vorstellung gewöhnlich bei aufgehobenem Abonnement stattfindet, und er deshalb an dem Abend nicht so sehr die Empfindlichkeiten und Abneigungen der vornehmen Stammabonnenten gegen das verpönte Stück zu befürchten hatte.

Blieben „die Räuber" also im vormärzlichen Oesterreich vom Burgtheater verbannt, so war dafür schon im vorigen Jahrhundert, am 1. December 1787, auf demselben „Fiesko, ein republikanisches Trauerspiel", erschienen, und in den folgenden Jahrzehnten gliederten sich alle Schiller'schen Stücke dem Repertoire ein, sogar der „Wilhelm Tell", der „Don Carlos", der „Wallenstein" — und was auch die Censur daran verkleben und übertuschen mochte, der Geist des Dichters und seiner Werke drang doch mit ungebrochener Gewalt auf das Publicum ein und wühlte die Gedanken und Empfindungen desselben auf. Ebenso finden wir Goethe's „Egmont" mit seinen gleichfalls doch nicht gänzlich verhüllbaren Freiheitsgedanken schon im Jahre 1810, nachdem Wien den dramatischen Goethe schon 1786 aus seinem „Clavigo" kennen gelernt hatte, und unmittelbar nach des Dichters Tode wurden einige „Faust"-Scenen gewagt, denen im Jahre 1839 die erste Wiener Bühneneinrichtung des „Faust" von Deinhardstein folgte. Lessing vollends hat dem Burgtheater gewissermaßen die geistige Weihe gegeben; ja, er war vor diesem schon den Wienern durch eine Hofbühne bekannt gemacht worden. Als das kleine Schauspielhaus am Michaelerplatz noch der französischen Comödie und der italienischen Oper eingeräumt war und in dem Kärnthnertheater, wohin die Oper später gänzlich übersiedeln sollte, die deutschen Schauspieler unter der Verwaltung einer, beiden Theatern gemeinsamen Hofdirection ihre Vorstellungen gaben, wurde von ihnen das Trauerspiel „Miß Sarah Sampson" aufgeführt. Allerdings konnte das nur geschehen, indem man dem herrschenden Geschmacke die Concession machte, daß an der Stelle des, in

dem Lessing'schen Original vorkommenden, Dieners des Helden Hanswurst auftrat und einem verehrungswürdigen Publicum seine Späße vormachte; andererseits aber darf es doch als kein übles Zeugniß für die Richtung, welche das Theater in Wien genommen hatte, gelten, daß neben dem Hanswurst Lessing'sche Gestalten auftreten und Eindruck üben konnten. Als aber das Burgtheater auch die deutschen Schauspieler aufgenommen hatte, erschien am Ostermontag 1775 Lessing in demselben persönlich zu Gaste, und wurde einige Tage darauf, seiner Anwesenheit zu Ehren, „Emilia Galotti" aufgeführt, gleichfalls kein besonders „höfisches" und den Höflingen erwünschtes Stück — und nachdem am 8. April 1776 das Burgtheater, welches diesen Tag als seinen eigentlichen Geburtstag feiert und deshalb im Jahre 1876 das Centennarium desselben beging, von Joseph II. zum „Hof- und Nationaltheater" erklärt wurde, treffen wir alsbald „Emilia Galotti" wieder im Repertoire. Der „Nathan" kam freilich erst im Jahre 1819 an die Reihe, aber schließlich kam er doch. Ob mit oder ohne Willen seiner Leiter, ein Zug des unhemmbaren Vorwärts ist vom Anbeginn an im Repertoire des Burgtheaters wahrnehmbar gewesen und zwar, wie gesagt, nicht bloß des literarischen, sondern auch des politischen Vorwärts — die Gedanken waren nicht abzuweisen, die zündenden Worte nicht alle zu streichen. Gönnte man sich doch sogar mitunter den kleinen Luxus eines original-österreichischen Freiheitsstückes, welches natürlich nicht auf österreichischem Boden spielen durfte, und in welchem zwar nur, wie im „Sampiero" von Halm, der Freiheitskampf der Corsen gegen Frankreich dargestellt oder, wie im „Czerny Georg", die Unabhängigkeit vom Türkenjoch proclamirt ward, aber doch genau nach den Sprachformeln des westeuropäischen Freiheitslexikons. Es waren im Grunde recht harmlose Leute, diese tragischen Freiheitshelden in der Wiener Originalfactur, aber sie leiteten doch ihre Existenzberechtigung von dem unwillkürlich empfundenen und erfaßten Bedürfnisse her, dem Publicum „Schlagworte" zu geben, die eines sympathischen Echo's sicher sein konnten. Den Stempel seiner Geburt verleugnet kein Mensch und kein Staat und kein Theater — und dem Burgtheater haben Joseph II. und der berühmte „Officiöse" des josephinischen Liberalismus, der „Hoftheatercensor", welcher den freien Gedanken überall hineincensurirte, Sonnenfels, diesen unverwischbaren Geburtsstempel aufgeprägt.

* * *

Im Vestibule des neuen Schauspielhauses wird man von den steinernen Bildern Sonnenfels', Schreyvogel's, Laube's und Dingelstedt's begrüßt — es ist die in Stein gehauene Geschichte des Burgtheaters. Diese vier Männer, so weit auseinandergerückt sie durch die Zwischenräume der Zeit erscheinen, gehören doch zu einander; sie reichen sich über die Klüfte der Jahre die Hände; sie schließen sich zu einer Kette zusammen und sind miteinander denkende und gestaltende Mitarbeiter, die nur zufällig nacheinander an dem gemeinsamen Werke gearbeitet haben, Einer immer fortsetzend und sich genau anfügend, wo der Andere aufgehört, und sich gegenseitig ergänzend und miteinander verschmelzend. Gab Sonnenfels im vorigen Jahrhundert die ersten und bleibenden Impulse, so schuf Schreyvogel in den Jahren von 1814 bis 1832 die erste literarisch-künstlerische Organisation und bildete das erste planfeste Reper-

toiregefüge, so vollzog Laube zu Beginn der zweiten Hälfte des Jahrhunderts die von der Zeit bedingte Umwandlung des Theaters mit Wahrung seines unversehrten Grundcharakters, und Dingelstedt stellte das Ganze in den reichen, stilschönen Rahmen seiner malerisch und plastisch arbeitenden Bühnenphantasie. Immer schoben sich dazwischen störende oder wenigstens hemmende Perioden, Zwischenregierungen von einem Jahrzehnt und länger oft, welche das Werk entweder unterbrachen, es theilweise durch unpassende Zuthat verdarben, oder es wenigstens nicht weiterführten — immer aber wirkte der empfangene Anstoß, eine Zeit wenigstens doch, von selber fort, und die innere Triebkraft arbeitete eine Weile von selbst, auch ohne leitungskundige Hand, und manchmal sogar gegen die leitungsunkundige. Und dann brachte das Glück des Theaters — „sein Genius", wie die Theatergläubigkeit des Herzens gerne sagt — genau zur rechten Zeit immer den rechten Nachfolger mit dem scharf schauenden Blick und dem starken Arm, der die Schäden rasch ausbesserte und die unterbrochene Arbeit, als hätte er sie direct aus den Händen des lange vor ihm dagewesenen, gleichbürtigen Vorgängers überkommen, wieder aufnahm und weiterführte. So stellte sich trotz aller Detailstörungen und Detailverschiedenheiten die literarische und künstlerische Continuität des Burgtheaters her.

Zwei Momente ergeben sich da beim Ueberschauen der innerlich zusammenhängenden Thätigkeit dieser vier Männer — das eine, bloß ein interessantes und bemerkenswerthes Aperçu, dem keine principielle und tendenziöse Bedeutung beigelegt werden soll, das andere dagegen von entscheidender und bleibender Wichtigkeit. Die Viere, welche das Burgtheater geistig formten und bestimmend auf die Entwicklung und Gestaltung desselben einwirkten, sie waren Alle „bürgerliche Schriftsteller" — denn mit der Baronie Dingelstedt's und seinen aristokratischen Neigungen sah es auch lange nicht so schlimm aus, wie man es ihm gerne nachsagte, und sein „Bürgerthum" in der Republik der Künste und Wissenschaften wurde dadurch nicht im Mindesten beeinträchtigt. Die Hofcavaliere, welche seit dem Entstehen der beiden Hoftheater, während der mannigfachen administrativen und finanziellen Phasen unter den verschiedensten Titeln als amtlich bestellte oder freiwillige Functionäre dabei thätig waren und viel Verständniß, viel Eifer und zuweilen auch viele materielle Opfer darauf wendeten, alle diese vornehmen Gönner und Würdenträger des Burgtheaters haben gewiß ihre nicht zu bestreitenden Verdienste um dasselbe gehabt, und selbst, wo sie durch einen Mißgriff einen schädigenden Bruch verursachten, wie Graf Czernin durch die Entlassung Schreyvogel's, wie Fürst Vincenz Auersperg durch das Hinausdrängen Laube's, selbst da handelten sie sicher mit bestem Wollen und in der redlichsten Ueberzeugung von der Ersprießlichkeit ihrer Maßnahmen und Verfügungen. Aber der gedeihlichste Theil ihrer Thätigkeit war es doch stets, wenn sie sich darauf beschränkten, die Rathschläge ihrer artistischen Beiräthe anzunehmen und dieselben ungehindert walten zu lassen. Immerhin soll, wie gesagt, auf dieses Moment kein weiterer Nachdruck gelegt, sondern dasselbe nur, weil es sich eben dem Blick aufdrängt, hervorgehoben sein. Worauf aber unbedingtes Hauptgewicht fällt, von wo Ausgangspunkte zu gewinnen und Richtungen zu nehmen sind, das ist der Umstand, daß die Viere sammt und sonders Schriftsteller waren, daß

die „Literaten" das Burgtheater gemacht haben, nicht bloß literarisch, sondern sozusagen auch schauspielerisch, denn sie zumeist haben die großen Schauspieler gesucht und gefunden, welche als Feldherren und als Truppe die Generalstabspläne des Dramaturgen auf dem Felde der Bühne lebendig zu machen und auszuführen berufen waren. Es ist eine ganz eigenthümliche und doch vielleicht auf recht natürliche Weise zu erklärende Wahrnehmung, daß der Schauspieler den Schauspieler, mit seltenen Ausnahmen, weit weniger richtig zu beurtheilen und seinen wirklichen Werth und die Tragweite seines Talents zu bemessen im Stande ist, als der Schriftsteller, der kritische, wie der dramatische und dramaturgische. Thatsache ist, daß alle die schauspielerischen Größen des Burgtheaters, zu denen die weitest zurückgreifende Erinnerung reicht, eben so gut wie die von frischestem Gedächtnisse, durch die schriftstellerischen und dramaturgischen Leiter des Burgtheaters demselben zugeführt worden sind. Anschütz, Löwe, Fichtner, Wilhelmi, Costenoble, Sophie Schröder, Julie Rettich, Sophie und Caroline Müller, das allererste Erscheinen der Haitzinger in Wien, welches einige Jahre später zu ihrem und ihrer Tochter Louise Neumann Engagement führte — sie Alle, die dem Burgtheater den aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts noch zu uns herüberschimmernden Glanz verliehen, datiren in Schreyvogel's Epoche zurück und sind von diesem „Laube dem Ersten" dem Burgtheater gegeben worden. Laroche auch, der erst wenige Monate nach ihm sein Wiener Gastspiel eröffnete, war doch ihm schon in Sicht erschienen, und sogar der einige Jahre vor seinem Amtsantritte bereits engagirte Korn, die „männliche Grazie", fand unter ihm erst das eigentliche Gebiet für seinen künstlerischen Ruhm im Conversationsstücke. In den ganzen achtzehn Jahren, von Schreyvogel's Entlassung bis zum Directionsantritte Laube's, erwarb das Burgtheater nur vier Künstler von hervorragender Bedeutung: Beckmann, Dawison, Lucas und Fräulein Wildauer, da Frau Haitzinger und Fräulein Neumann nach Gebühr noch auf Schreyvogel's Rechnung zu stellen sind. Und all der Stolz des heutigen Burgtheaters, Sonnenthal und die Wolter und Baumeister und die Gabillons und die Hartmanns und Kraftel, sie wurden von Laube „entdeckt", der ja auch die Goßmann und die Baudius und die Bognar fand, und der sogar Robert und die Schratt dem Burgtheater als sein und des Stadttheaters Vermächtniß hinterlassen hat. Die Hohenfels und Thimig aber hat Dingelstedt ins Burgtheater gebracht. In den jeweiligen Zwischenregierungen der Regisseure und Schauspieler und der Theaterbureaukraten ist selten oder nie ein bedeutsames Engagement zu Stande gebracht worden. So hat die Führung der „Literaten" sich nicht bloß im Repertoire, sondern auch schauspielerisch als die ergiebigste erwiesen.

Die eine Gerechtigkeit aber muß man den hochgeborenen Herren der aufeinanderfolgenden obersten Theaterleitungen widerfahren lassen, daß sie den vorwiegenden Einfluß des Literatenthums auf die Bühne niemals verkannten und sich, wie's nur immer anging, mit schriftstellerischen Hülfskräften zu verstärken suchten. Darum wurde Kotzebue für eine Zeit lang als Theatersecretär herangezogen — allerdings ein gegen die Lessings und Sonnenfels contrastirender Berather, der es immerhin aber doch nur auf Grund seines Schriftstellertitels wurde — darum

engagirte man Theodor Körner als Theaterdichter, darum suchte man sich den Nachfolger Schreyvogel's wiederum in einem Literaten, in Deinhardstein, der, wie Schreyvogel Laube ähnelte, so einen Zug wenigstens von Laube's Nachfolger, von Dingelstedt hatte: den Sinn für feingenießendes Lebensbehagen, und die leichte Art, mit dem Ernst der Geschäfte umzuspringen. Nur daß Dingelstedt dabei sein festgeformtes Directionsprogramm hatte, an welchem alle scheinbare Frivolität in Aeußerlichkeiten nichts änderte, und daß er es auch wirklich ins Werk setzte, während Deinhardstein vollständig programmlos die Direction übernahm, sie auf gut Glück, von heute auf morgen, sozusagen, führte und sich damit begnügte, die ohnehin im Gange befindliche Maschine mit einer nicht allzu mühsamen Handbewegung nur so weit immer zu treiben, daß sie nicht etwa stille stehen blieb. Ein Amtsmensch des Theaterbureaus, der sich gleichfalls ein bischen als Autor umgethan hatte, Franz Holbein, übernahm nach ihm die Direction, um „Ordnung" ins Theater zu bringen und um das Schicksal so manchen politischen „Ordnungsmachers" zu erfahren, daß die „wiederhergestellte Ordnung" nämlich allmälig in ein Verzögern alles geistigen Pulsschlages überging — bis die Märzrevolution den Puls fieberhaft erhöhte und die geschickte Hand Laube's ihn endlich in kraftvoll regelmäßigen Gang brachte. Von da an war der Schriftsteller in der Directionskanzlei in Permanenz; denn als nach siebzehn Jahren Laube dem neucreirten Intendanten wich, da war's auch nicht der Baron Münch, den man ihm als solchen entgegengestellt hatte, sondern Friedrich Halm, der Dichter, dessen ganze Thätigkeit sich freilich schon damit so gut wie erschöpft hatte, daß Laube durch ihn beseitigt wurde. Dann kamen Dingelstedt und Wilbrandt — — — — —

Die literarische Führung hat das Burgtheater gemacht!

* * *

Das auf Wilbrandt folgende Zwischenreich Sonnenthal's war nur ein Beleg mehr für die Unmöglichkeit einer schauspielerischen oder überhaupt einer nur den täglichen Bühnenbedarf im Auge habenden und nicht weiter ausschauenden Führung. Dieser bedeutende Schauspieler, welcher im Mittelpunkte des Bühnenlebens auf dem Burgtheater steht, sich aber auch darüber genugsam emporzuheben weiß, um das Ganze des Theaterbedürfnisses zu überschauen, hatte sich schon nach dem Tode Dingelstedt's vor der Versuchung befunden, entweder als Director oder als Oberregisseur die Direction zu übernehmen, hatte diese Versuchung aber damals energisch abgewehrt und dem in ihn dringenden Generalintendanten Baron Hofmann geantwortet: „Excellenz, ich halte mich für einen viel besseren Schauspieler, als ich je ein Director werden könnte, und ich glaube, das Burgtheater würde bei diesem Tausche nur verlieren." An die Möglichkeit einer Vereinigung der beiden Thätigkeiten glaubte er absolut nicht, und nur dem Wunsche des gegenwärtigen Intendanten, Baron Bezecny, nachgebend, hatte er sich im vorigen Jahre, als Wilbrandt ging, zum Director-Stellvertreter machen lassen, in dem einen Jahre aber vollauf Gelegenheit gehabt, sich von der Richtigkeit seiner Ansicht zu überzeugen. Es wurde unter ihm wahrlich gewissenhaft genug gearbeitet, es wurde manche interessante Novität zu Tage gebracht, aber die Gestaltung eines sicher abgesteckten

Planes und irgend ein Unternehmen von künstlerischer Initiative konnte gar nicht gefordert werden, um so weniger, als die Vorbereitungen zur Uebersiedlung ins neue Haus alle sonstige Thätigkeit außerhalb des Tagesdienstes absorbirte. Auch Sonnenthal hatte sich zwar sofort nach einem literarischen Beirath umgethan und denselben in der Person des Freiherrn Alfred von Berger gefunden. Dieser, ein Sohn des verstorbenen Mitgliedes weiland des Bürgerministeriums, brachte den Ruf eines Mannes von umfassenden Kenntnissen, von selbständigen Ansichten, von feinem Theatergeschmack und praktischem Theaterverständniß mit und hat sich auch schon schriftstellerisch und dramatisch bethätigt — die prekäre Zwitterstellung aber, welche er als „Directionssecretär" einnahm, konnte ihm weder die nöthige Autorität noch den erforderlichen Spielraum zur Erprobung seiner Unternehmungslust und seines Directionstalentes geben. So blieb denn der Charakter des Provisoriums, welches dem damit Belasteten für alle Mühe nicht einmal die Befriedigung eines des Ziels bewußten künstlerischen Schaffens geben konnte. Wenige Tage nach geschehener Eröffnung des neuen Hauses überreichte Sonnenthal sein Demissionsgesuch und drang auf die Ernennung eines definitiven Directors, welcher denn auch in Dr. August Förster gefunden wurde. Dieser einstige Gehülfe Laube's, ein erprobter Theatermann, steht mit einem Fuße wenigstens in der Literatur, und wehrt dadurch der Besorgniß, daß er das literarische Moment nicht genugsam bethätigen und das Theater allzu ausschließlich vom Standpunkt des bloßen „Bühnenpraktikers" aus leiten könne. Auch hat er, zur Betonung dieses Moments, den literarischen Adlatus, Baron Berger, an seiner Seite behalten.....

* * *

Als dem vom Burgtheater scheidenden Wilbrandt ein Freund die Bemerkung machte, er hätte doch wenigstens bis nach dem Umzuge in das neue Haus bleiben sollen, um das interessante und epochemachende Datum als Director mitzuerleben, antwortete er: „Was ist daran Epochemachendes? Es ist kein neues Theater, das eröffnet wird, sondern nur ein neues Theaterhaus!" Er meinte also damit, daß das Burgtheater auch im neuen Gewande das alte bleiben, daß es mit dem alten Rock nicht den alten Menschen ausziehen werde, daß neue Kleider nicht neue Leute schaffen müssen. Möge er Recht behalten! Und die zwei Namen, welche die Anfänge des alten und die des neuen Burgtheaterhauses bezeichnen, Sonnenfels und Sonnenthal, von ihnen gelte das alte Wort: „Nomen sit omen!" Die Sonne der Kunst, wie die Sonne des freien Geistes leuchte dem Hause immerdar!

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte November.

Der ausgeprägt friedliche Charakter der Regierung Kaiser Wilhelm's II. findet trotz ihrer bisherigen kurzen Dauer auch im Auslande bei allen unbefangenen Beurtheilern rückhaltlose Anerkennung. Welchen Tactes bedurfte es, innerhalb einer kurzen Spanne Zeit die officiellen Kreise Rußlands nicht minder als diejenigen Oesterreich-Ungarns und Italiens, sowie die Bevölkerungen dieser Länder zu überzeugen, daß die auswärtige Politik Deutschlands in keinem Punkte von den friedlichen Ueberlieferungen der Kaiser Wilhelm I. und Friedrich III. abweichen wird. Es bedurfte der ganzen Verblendung gewisser vaticanischer Coterien, wenn von diesen angenommen wurde, die Anwesenheit Wilhelm's II. in Rom könnte die am 20. September 1870 endgültig gelöste „römische Frage" in irgend welcher Form künstlich wiederbeleben. Hatten diese „Coterien" ein Interesse daran, den zwischen der deutschen Regierung und der römischen Curie geschlossenen Frieden zu stören, indem sie bei Papst Leo XIII. weitgehende Hoffnungen zu erwecken suchten, deren Verwirklichung dem Nachfolger Pius' IX. selbst als eine Utopie erscheinen muß, so verbürgt andererseits das bei aller zielbewußten Entschiedenheit maßvolle Verhalten Kaiser Wilhelm's II., daß er gemäß den feierlichen Versicherungen, welche er in seiner ersten Thronrede zur Eröffnung des preußischen Landtages ertheilte, dem Vorbilde seiner Ahnherren folgend, es jederzeit als eine Pflicht erachten wird, sämmtlichen religiösen Bekenntnissen bei der freien Ausübung ihres Glaubens seinen Schutz angedeihen zu lassen. Auch darf gegenüber allen anderen Auffassungen daran erinnert werden, wie Kaiser Wilhelm II. damals mit besonderer Befriedigung betonte, daß die neuere kirchenpolitische Gesetzgebung dazu geführt habe, die Beziehungen des Staates zu der katholischen Kirche und deren geistlichem Oberhaupte in einer für beide Theile annehmbaren Weise zu gestalten.

Trugen die Reisen des deutschen Kaisers ins Ausland wesentlich dazu bei, die friedlichen Aspecten der auswärtigen Politik noch günstiger erscheinen zu lassen, so wurden die kurzen Ausflüge nach Hamburg bei Gelegenheit des Anschlusses dieser Stadt an das deutsche Zollgebiet, sowie nach Leipzig aus Anlaß der Grundsteinlegung zum Reichsgerichtsgebäude zu bedeutsamen Vorgängen der inneren Politik. Konnte Kaiser Wilhelm II. bei dem Festmahle in Hamburg mit Fug darauf hinweisen, daß er seine Reisen ins Ausland auch in der Absicht unternommen habe, durch den Frieden, den er für Deutschland befestigen würde, die Industrie und den Handel und die Wohlfahrt des Vaterlandes zu fördern, so erkannte er zugleich den großen Dienst an, welchen die Stadt Hamburg leistete; ist sie es doch, die in hervorragender Weise mitwirkt, Deutschland mit unsichtbaren Banden an die fernen Welttheile anzuknüpfen. Zu einer nicht minder patriotischen Kundgebung gestaltete sich die Grundsteinlegung in Leipzig, bei welcher in der verlesenen kaiserlichen Urkunde an erster Stelle hervorgehoben wurde,

wie die Bemühungen der maßgebenden Factoren seit Herstellung des Deutschen Reichs unausgesetzt darauf gerichtet gewesen seien, die Rechtsgesetzgebung und Rechtspflege in einer dem Staats- und Volkswohle entsprechenden Weise zu gestalten, sowie dem langjährigen Verlangen des deutschen Volkes nach Einheitlichkeit des Rechts Befriedigung zu gewähren. Sicherlich war es allen Patrioten aus dem Herzen gesprochen, wenn zugleich der Hoffnung Ausdruck gegeben wurde, daß die Schaffung eines gemeinsamen Rechts ihrer Vollendung mit dem deutschen bürgerlichen Gesetzbuche entgegengehe, dessen Zustandekommen in naher Zukunft erwartet werde. Wie das Reichsgericht berufen ist, der unabhängige Hüter des in Deutschland geltenden Rechts zu sein, durfte in diesem Zusammenhange auch die Erwartung geäußert werden, daß in den Herzen des gesammten Volkes der echte Sinn für Recht und Gesetz allezeit lebendig sein möge, welcher die gesicherte Grundlage für Deutschlands Macht und Größe bildet. Gewissermaßen symbolisch trat dann die Solidarität der deutschen Stämme in die Erscheinung, wenn der bayerische Bevollmächtigte zum Bundesrathe, Graf Lerchenfeld, in seiner Ansprache erwähnte, daß, um der bedeutsamen Feier die Weihe zu geben, der deutsche Kaiser an der Seite seines Bundesgenossen, des Königs von Sachsen, erschienen sei, und als Oberhaupt des Reiches in Gemeinschaft mit dem Fürsten des Landes, in dessen Grenzen der höchste Gerichtshof seines Amtes walte, den ersten Stein zum Reichsgerichtsgebäude legen wolle. Alle Anhänger der deutschen Einheit stimmen denn auch in dem Wunsche überein, daß Stein auf Stein zu stattlichem Gebäude sich fügen möge, wie auf dem festen Boden der Reichsverfassung das deutsche Recht seinem Ausbau entgegengeht.

Wie sehr müssen gegenüber solchen erfreulichen Ereignissen, durch welche die Einheit Deutschlands befestigt wird, bei unbefangener Betrachtung die Unterschiede der Parteien in den Hintergrund treten! Die Freude am geeinten Vaterlande sollte sicherlich alle Empfindlichkeiten zurückdrängen. Von diesem Gesichtspunkt aus darf mit Zuversicht erwartet werden, daß das am 6. November d. J. neugewählte preußische Abgeordnetenhaus die Wohlfahrt des Landes als Richtschnur seiner Beschlüsse gelten lassen wird, wie vielgestaltig auch die Parteien wiederum auf dem Plane erscheinen, von denen die Conservativen 131, die Freiconservativen 67, die Nationalliberalen 87, die Deutschfreisinnigen 29, die keiner bestimmten Fraction angehörenden Liberalen 3, das Centrum 99, die Polen 15 und die Dänen 2 Sitze aufweisen. Die Aufgaben, welche dem auf den 22. November einberufenen deutschen Reichstage und den parlamentarischen Körperschaften der einzelnen Staaten gestellt werden, sind im Hinblicke auf die gesammte politische Entwicklung so mannigfach, daß Parteizwistigkeiten auch dann, wenn sie im Wahlkampfe nicht vermieden werden konnten, hinter der das Volkswohl wirklich fördernden Gesetzgebung zurückstehen müssen.

Daß in einem großen Staatswesen neben den Licht- die Schattenseiten nicht fehlen, wird durch die letzten Vorgänge an der ostafrikanischen Küste erhärtet. Der vom „Reichsanzeiger" veröffentlichte Bericht des deutschen Generalconsuls in Zanzibar, Michahelles, entwirft ein trübes Bild der dortigen Verhältnisse. Wie bedauernswerth auch bereits der Untergang deutscher Landsleute im Kampfe mit den Eingeborenen jener Districte sein mag, muß doch aus dem amtlichen Berichte geschlossen werden, daß in Ostafrika noch ernstere Ereignisse sich vorbereiten. Die in den südlichen Häfen der deutschen Interessensphäre Ostafrika's entfesselte Bewegung wird als keine örtliche, auf persönlichem Uebelwollen gegen die deutsche Verwaltung beruhende bezeichnet; vielmehr soll sie ihren Ausgangspunkt hinter den portugiesischen Provinzen in Ostafrika genommen haben. Daran anknüpfend, daß die betheiligten Stämme zum Theil nicht in der deutschen Interessensphäre wohnen, hebt der Bericht hervor, daß, wenn jene in Wanderung geriethen und nach der Küste strömten, dies auf ganz anderen Ursachen beruhen mußte. Schon seit mehreren Monaten war es in der Umgegend des Nyassa-Sees unruhig, woselbst eine große Anzahl arabischer Sclavenhändler ansässig ist, die zunächst die englischen Missionsstationen am See angriff und zum Theil belagerte. Diese arabischen Elemente sollen, wie man annimmt, von Zanzibar

aus angestiftet worden sein, so daß sie gewissermaßen einer Losung folgten, als sie ihren für mehrere Angestellte der ostafrikanischen Gesellschaft verhängnißvollen Andrang nach der Küste ins Werk setzten. Daß die jüngsten Ruhestörungen in Ostafrika, zum Theil wenigstens, den Sklavenhändlern zugeschrieben werden müssen, wurde auch von Lord Salisbury in der Sitzung des englischen Oberhauses vom 7. November anerkannt. Der englische Premierminister erklärte, daß vom Nyassasee im fernen Süden bis Suakim im Norden der Sklavenhandel die Ursache des ersten Angriffes auf den europäischen Einfluß bildete. Allerdings will Salisbury diesen Sklavenhandel nicht als die einzige Ursache der Katastrophe an der ostafrikanischen Küste gelten lassen; vielmehr hält er dafür, daß auch die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft ernste Fehler begangen habe, eine Auffassung, welche der englische Premierminister in der Oberhaussitzung keineswegs näher begründete. Dagegen erscheint sehr bedeutsam, was der englische Staatsmann über ein geplantes gemeinschaftliches Vorgehen Englands und Deutschlands gegenüber dem Sklavenhandel und der Waffeneinfuhr in Ostafrika mittheilte.

Als die deutsche Regierung zu dem Entschlusse gelangt war, Maßregeln gegen diese Einfuhr sowie gegen den Sklavenhandel zu ergreifen, wendete sie sich an England mit der Anfrage, ob es ein gleiches Verfahren einschlagen würde. Da die englische Regierung gegenwärtig bereits die Einfuhr von Waffen zu verhindern sucht und eine allgemeine Maßregel zu diesem Zwecke in Erwägung gezogen, überdies der Kongostaat einen entscheidenden Schritt in derselben Richtung gethan hat, lag für die englische Regierung um so mehr Grund vor, die Mitwirkung Deutschlands für rein maritime Maßnahmen anzunehmen, als sie auch in Bezug auf die Sklavenausfuhr genau derselben Auffassung huldigt. Sehr bemerkenswerth war der Hinweis Lord Salisbury's auf eine besondere Schwierigkeit in der Bekämpfung des Sklavenhandels. Der leitende englische Minister erklärte: „Wir besitzen unanfechtbare Beweise dafür, daß ein sehr lebhafter Sklavenhandel unter der französischen Flagge betrieben wird, den zu unterdrücken wir völlig außer Stande sind, weil wir kein Durchsuchungsrecht haben. Wir brachten diese Anschauung Deutschland gegenüber zum Ausdruck und nahmen Veranlassung, uns der französischen Regierung zu nähern. Dieselbe antwortete, sie wolle, obwohl sie nicht geneigt sei, von ihrer traditionellen Politik abzuweichen, die von uns ins Werk zu setzende Blockade als einen jener Zwischenfälle ansehen, welche das Recht der Durchsuchung eines jeden Schiffes, gleichviel unter welcher Flagge es segele, in sich schließe. Wir erlangen mithin durch dieses Abkommen mit Deutschland zum ersten Male etwas, was von unschätzbarem Werthe ist — nämlich die Befugniß, alle Schiffe anzuhalten, unter welcher Flagge sie auch segeln mögen, und ich konstatire mit Genugthuung, daß die französische Regierung noch einen Schritt weiter geht und ein Schiff entsendet, das sich an den geplanten Flottenoperationen betheiligen soll." Hiernach würde man also von einem Zusammenwirken Deutschlands, Englands und Frankreichs gegenüber der Sklavenausfuhr sprechen können. In diesem Zusammenhange verdient auch ein Schreiben hervorgehoben zu werden, welches Fürst Bismarck am 6. November an den Vorsitzenden einer in Köln gehaltenen Versammlung im Sinne der Unterdrückung des Sklavenhandels und zum Schutze der deutschen Culturarbeit in Afrika gerichtet hat. Der deutsche Reichskanzler erklärt, daß die kaiserliche Regierung schon längst bemüht sei, eine Verständigung der betheiligten Mächte behufs Ergreifung wirksamer Maßregeln gegen den Sklavenhandel vorzubereiten, und darauf gerichtete Verhandlungen zunächst mit der englischen Regierung führe. Fürst Bismarck äußert zugleich die Hoffnung, daß die Verhandlungen in Kurzem die Grundlage bieten werden, um mit den an der Ostküste von Afrika interessierten Regierungen von Italien und Portugal sowie mit den an den Kongogebieten befindlichen Mächten in Unterhandlung zu treten.

Im Interesse der Civilisation am Kampfe gegen die Barbarei darf um so lebhafter ein voller Erfolg der Bemühungen des Fürsten Bismarck gewünscht werden, als sich dann von neuem zeigen würde, wie in gewissen Fragen die Interessen aller europäischen Staaten solidarisch sind. Inzwischen ist auch bereits das italienische

Schiff „Dogali" nach Zanzibar abgegangen, um gemäß dem Einvernehmen der Mächte an den Maßregeln zur Unterdrückung des Sklavenhandels theilzunehmen. Allerdings darf nicht verschwiegen werden, daß selbst die afrikanische Angelegenheit den Panslawisten in Rußland sowie den Orléanisten für den hoffnungslosen Versuch, Zwietracht zu säen, geeignet erschien, indem in einem vom „Soleil" abgedruckten Petersburger Telegramm der „Agence Havas" mitgetheilt wird, die „Nowosti" brächten aus „guter Quelle" die Nachricht, daß die Zanzibar-Angelegenheit das Einvernehmen zwischen Deutschland und England zu beeinträchtigen drohe. Fürst Bismarck sollte nach derselben „guten Quelle" den britischen Agenten in Zanzibar beschuldigen, gegen die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft intriguirt und den Aufstand gegen dieselbe gefördert zu haben, während auf Seiten des englischen Premierministers das Mißtrauen gegen die Colonialpolitik des deutschen Reichskanzlers einer Verständigung im Wege wäre. Wenn jemals eine Fälschung der öffentlichen Meinung ohne Weiteres erkannt werden konnte, so war es hier der Fall, da die Erklärungen Lord Salisbury's im englischen Oberhause durch das erwähnte Schreiben des Fürsten Bismarck in vollem Maße bestätigt wurden. Man würde übrigens bei der Annahme fehlgehen, daß die officiellen Kreise Rußlands das panslawistische Treiben billigen. Vielmehr sind die auf die Erhaltung des Friedens gerichteten Bestrebungen des Zaren so allgemein bekannt, daß alle Anhänger des Friedens es mit freudigster Genugthuung begrüßten, als bei dem beklagenswerthen Eisenbahnunfalle, von welchem der Zug Kaiser Alexander's III. unlängst betroffen wurde, dieser selbst ohne ernste Beschädigung blieb. Haben doch die Vorgänge der letzten Jahre deutlich genug gezeigt, in welcher Selbsttäuschung die chauvinistischen Elemente sich befanden, welche dem Zaren kriegerische Absichten zuschrieben; vielmehr bürgt gerade die Persönlichkeit des gegenwärtigen russischen Herrschers am sichersten dafür, daß die Bestrebungen der Panslawisten, deren Erfolge jenseits der Vogesen bereits escomptirt wurden, sich als vergeblich erweisen werden.

So bereitete auch die Verlobung der Schwester des deutschen Kaisers, Sophie, mit dem Kronprinzen von Griechenland den berufsmäßigen Friedensstörern verschiedener Länder eine arge Enttäuschung. Hatte die sympathische Aufnahme, welche Wilhelm II. bei seinem Besuche in Kopenhagen fand, bereits bekundet, daß Dänemark mit Deutschland freundnachbarliche Beziehungen bewahren will, so kann das verwandtschaftliche Verhältniß, in welches die preußische Prinzessin zu dem dänischen Königs- und dem russischen Kaiserhause tritt, indem sie dem Sohne des Königs von Griechenland, des ehemaligen dänischen Prinzen, und einer früheren russischen Großfürstin die Hand zur Ehe reicht, lediglich diese Beziehungen kräftigen. Ohne den Familienverbindungen der Herrscherhäuser eine übermäßige Bedeutung beizulegen, darf man doch überzeugt sein, daß die Verlobung der Schwester unseres Kaisers mit dem griechischen Thronfolger Konstantin, Herzog von Sparta, ein weiteres friedliches Symptom ist. Kaiser Wilhelm II. beabsichtigt denn auch, den Vermählungsfeierlichkeiten in Griechenland beizuwohnen. Wie sehr aber die griechische Bevölkerung mit ihrer Dynastie sich eins fühlt, erhellte deutlich bei Gelegenheit des vor wenigen Wochen unter allgemeiner Theilnahme gefeierten fünfundzwanzigjährigen Regierungsjubiläums des Königs Georg. Als dieser am 30. October 1863 seinen Einzug in Athen hielt, nachdem er bereits am 30. März desselben Jahres einstimmig zum Könige von Griechenland gewählt und am 5. Juni von den Schutzmächten anerkannt worden war, ahnte wohl kaum Jemand, wie segensreich für das Land die Regierung des dänischen Prinzen sich gestalten würde. Die Fortschritte, welche Griechenland seit jenem bedeutsamen Tage gemacht hat, rechtfertigen deshalb in vollem Maße den Enthusiasmus, mit welchem der Ehrentag des Königs Georg festlich begangen wurde. In Deutschland darf es nicht minder mit Freuden begrüßt werden, daß eine Prinzessin von Preußen unter so günstigen Auspicien auf classischem Boden eine neue Heimath finden wird. Nur den Franzosen blieb es in jüngster Zeit wieder vorbehalten, einige Dissonanzen in dem europäischen Friedenskonzerte vernehmen zu lassen. Seltsamerweise war es diesmal nicht General Boulanger, der sonst mit unfehlbarer Sicherheit über das Rezept der

Inscenirung solcher Zwischenfälle verfügt, sondern einer seiner Widersacher, General Miribel, der als neuernannter Commandeur des 6. Armeecorps in Nancy die chauvinistische Note anschlug. Daß der neue Befehlshaber in dem Grenzdepartement in dem bei der Uebernahme seines Commandos erlassenen Tagesbefehle versicherte, er zähle auf seine Truppen, damit sie am Tage der Gefahr die glänzende Vorhut der jungen Armee Frankreichs bilden, darf dem General nicht allzusehr verübelt werden, da im französischen Heere wohl überhaupt Niemand daran zweifelt, daß der nächste große Krieg gegen Deutschland, also mit dem 6. Corps als „Vorhut", geführt werden würde. Bedenklicher war eine Rede des Generals Miribel, in welcher er andeutete, er hoffe, noch dabei mitwirken zu können, daß das Departement, in welchem er commandire, aufhöre, Grenzdepartement zu sein. Zugleich spielte der General darauf an, „daß den Weg, den einst der Vater fand, auch der Sohn wohl finden werde".

Empfiehlt es sich im Allgemeinen, die „kanfaronnades" französischer Generale nicht zu überschätzen, so hat man doch im vorliegenden Falle auf französischer Seite selbst die Nothwendigkeit verspürt, den Wortlaut der Rede abzuschwächen, indem die Wiedergabe als ungenau bezeichnet wurde. Der französische Minister des Auswärtigen, Goblet, fühlte sich auch veranlaßt, bei einem Banket der „Union franco-américaine" die friedlichen Bestrebungen Frankreichs zu betonen, als die Mitglieder der erwähnten Union sowie die Delegirten, welche sich nach den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika zur Einweihung der von Frankreich übermittelten Statue der Freiheit begeben hatten, jüngst den zweiten Jahrestag jenes internationalen Festes feierten. Unter den Ehrengästen befand sich neben dem amerikanischen Gesandten Mac-Lane der französische Minister des Auswärtigen, der in seiner Ansprache im Widerspruche mit allen Ueberlieferungen seines Landes versicherte, Frankreich habe auf den Ruhm der Eroberungen verzichtet und wolle nur noch für die Verbesserung des Loses seiner Bevölkerung sowie für die Entwicklung der socialen Gerechtigkeit leben. Als Beweis für das Bestreben, Frieden zu halten, wies Goblet auf die großen Vorbereitungen hin, die im Hinblick auf die im Jahre 1889 bevorstehende Weltausstellung getroffen werden. Freilich mußte er zugleich zugestehen, daß Frankreich einen großen Theil seiner Einnahmen für Kriegsrüstungen verwende, eine Thatsache, welche Goblet damit rechtfertigte, daß Frankreich mit „furchtbaren Nachbarn" rechnen müsse. Eine charakteristische Ergänzung erhielten die friedlichen Versicherungen, welche der französische Minister des Auswärtigen bei dem Verbrüderungsbanket der „Union franco-américaine" ertheilte, durch die Erklärungen des Kriegsministers de Freycinet in der Sitzung der Deputirtenkammer vom 10. November. Als der Abgeordnete der Rechten, Keller, beklagte, daß der Effektivbestand der Compagnien unzulänglich wäre, erwiderte Freycinet, die Stärke der einzelnen Compagnien würde bereits im Jahr 1889 auf beinahe 125 Mann gebracht werden, um dann im Jahre 1890 die erwähnte Ziffer voll zu erreichen. Der französische Kriegsminister fügte hinzu, daß noch andere Ausgaben im Budget seines Ressorts dringend nothwendig, und daß es eitle Hoffnung wäre, das Kriegsbudget könnte herabgesetzt werden; vielmehr müßte man sich sogar auf eine ganz außerordentliche Anstrengung vorbereiten, um die Vertheidigung des Landes zu sichern. So lange die allgemeine Lage sich nicht ändere, könne man, wie Freycinet weiter hervorhob, nicht hoffen, daß das französische Kriegsbudget unter 550 Millionen Francs hinabgehe. Außerdem kommt das außerordentliche Kriegsbudget in Betracht, dessen Höhe auf nicht weniger als eine volle Milliarde beziffert wurde. Freycinet führte nun in der Deputirtenkammer aus, daß die genaue Ziffer des außerordentlichen Kriegsbudgets erheblich geringer wäre, da, wenn in Abzug gebracht würde, was bereits bewilligt, aber noch nicht ausgegeben worden ist, die Ausgaben sich etwa auf weitere 500 Millionen Francs belaufen würden. Wenn der französische Kriegsminister noch hervorheben zu müssen glaubte, wie Niemand erstaunen werde, daß Frankreich seine Unabhängigkeit vor ganz Europa sicher stellen wolle, so ist er jedenfalls jede Andeutung schuldig geblieben, daß diese Unabhängigkeit überhaupt von irgendwelcher Seite auch nur im Geringsten bedroht ist. Ja, dürfte man den mots sonores Glauben schenken,

mit denen der Gesandte der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, Mac-Lane, bei dem am 29. October in Paris veranstalteten „Verbrüderungsbanket" den Trinkspruch des französischen Ministers des Auswärtigen beantwortete, so würde nicht bloß die Zukunft der Demokratie gehören, sondern man könnte behaupten, daß die moderne Welt ihren Schwerpunkt in der politischen Kreisbahn finde, welche durch Frankreich und Amerika vorgezeichnet worden sei.

Die französischen Monarchisten werden in der schwülstigen Rede Mac-Lane's sicherlich nicht eine Einmischung in die innere Politik Frankreichs finden, wie es der Präsident der Vereinigten Staaten, Cleveland, in Bezug auf den diplomatischen Vertreter Englands, Lord Sackville, that, als dieser während des jüngsten Wahlfeldzuges sich verleiten ließ, an einen in Californien wohnenden Bürger englischer Abstammung einen Brief zu schreiben, dessen Inhalt von der Regierung der Vereinigten Staaten als eine unzulässige Einmischung angesehen wurde. Der Staatssecretär des Auswärtigen, Bayard, benachrichtigte denn auch auf Anweisung des Präsidenten der Republik Cleveland den englischen Gesandten, Lord Sackville, daß dessen Verbleiben auf seinem bisherigen Posten aus Gründen, die der Regierung in London bereits mitgetheilt wären, für die Vereinigten Staaten nicht mehr zulässig erschiene, so daß es den Interessen beider Länder nachtheilig sein würde. Die Abberufung des gegenwärtigen englischen Gesandten mußte hiernach als unvermeidlich gelten, wie wenig auch das Verhalten des Staatssecretärs Bayard im Einklange mit den diplomatischen Gepflogenheiten stehen mag. Andererseits mußte der ganze Vorgang in England verstimmen. Immerhin kann auch von englischer Seite nicht in Abrede gestellt werden, daß Lord Sackville als Diplomat tragisch schuldig wurde, als er sich von dem naturalisirten Bürger Murchison zu Wahlzwecken im Interesse der republikanischen Partei in die Falle locken ließ. So ist er denn auch durch eigene Schuld das erste Opfer des jüngsten Wahlfeldzuges geworden, der allerdings vor Allem dem Präsidenten der Republik, Cleveland, selbst verhängnißvoll werden sollte.

Cleveland ist bei den am 6. November vollzogenen Wahlen der Wahlmänner, denen die Ernennung des Präsidenten und des Vicepräsidenten der Vereinigten Staaten obliegt, von seinem republikanischen Mitbewerber Harrison aus dem Felde geschlagen worden. Da Letzterer 233 Stimmen erzielen soll, während auf den Candidaten der demokratischen Partei im Ganzen nur 168 Stimmen sich vereinigen würden, darf der Wahlsieg der republikanischen Partei als überraschend groß bezeichnet werden. Ohne zu befürchten, daß Verwicklungen mit dem Auslande aus der jüngsten Wendung in den Vereinigten Staaten sich ergeben werden, muß doch von deutscher Seite betont werden, daß von der republikanischen Regierung eine freiere Gestaltung des amerikanischen Zolltarifs im Verkehre mit Deutschland und den übrigen europäischen Staaten nicht erhofft werden darf. Der Nachfolger Cleveland's bei der bevorstehenden Wahl des Präsidenten der Vereinigten Staaten von Nordamerika ist ein Enkel William Henry Harrison's, der am 4. März 1841 die Präsidentschaft der Republik übernahm, um wenige Wochen später, am 4. April 1841, jäh vom Tode hingerafft zu werden. Hervorgehoben zu werden verdient, daß William Henry Harrison, der Sohn eines der Unterzeichner der Unabhängigkeitserklärung, ehe er zum Präsidenten der Vereinigten Staaten gewählt wurde, in einer bescheidenen Stellung als Kanzlist für sich und seine Familie den Lebensunterhalt verdienen mußte, nachdem er sich vorher in militärischen und administrativen Aemtern ausgezeichnet hatte. Sein Enkel, der gegenwärtige Candidat für die Präsidentenschaft, ist am 20. August 1833 geboren. Im Secessionskriege zum General befördert, wurde er im Jahre 1880 in den Senat gewählt, wo er sehr bald den Ruf eines tüchtigen Juristen und gediegenen Redners erlangte. Wie bei den Wahlen der Wahlmänner die Republikaner als Sieger aus dem Kampfe hervorgingen, sind die Demokraten auch bei den Wahlen für die Repräsentantenkammer unterlegen, in welcher nach den vorliegenden Berichten die Republikaner über eine Mehrheit von fünfzehn Stimmen verfügen werden.

Literarische Rundschau.

Suphan's Herder-Ausgabe.

Herder's Sämmtliche Werke. Herausgegeben von Bernhard Suphan. Fünfzehnter Band. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1888.

Die Bände der Herder-Ausgabe erscheinen nicht der Zahlenreihe nach, und es fehlen nur noch wenige bis zum Schlusse. Bekannt ist, daß es sich bei dieser Ausgabe nicht um den Neudruck fest vorliegenden und geordneten Materials handelt, sondern daß Herder's Schriften wie neu ins Leben gerufen worden sind. Nicht nur das gedruckt bereits Vorliegende ist jetzt in der echten Form, sondern aus den Manuscripten heraus eine augenfällige Entstehungsgeschichte der Werke zugleich geliefert worden. Was die Gesinnung der Herausgeber anlangt — denn Suphan steht nicht allein, sondern fand Genossen, denen seine Uneigennützigkeit, wenn es überhaupt eines Beispieles für dergleichen bedarf, ein leuchtendes Vorbild war — was die Beständigkeit der lange Jahre hindurch aufgewandten Energie, was den wachsenden Erfolg der Unternehmung anbetrifft: diese Herder-Edition ist eines der schönsten Zeichen deutschen Fleißes und wissenschaftlicher Treue, und die Aufopferung der Mitarbeiter wie der Buchhandlung werden einst als Ruhmestitel gelten, wenn das Ganze dem deutschen Volke in die Hände gelegt sein wird. Denn wir dürfen diese Aeußerlichkeiten hinterher nicht zu gering anschlagen. Ein tüchtiger Arbeiter, der, für die Sache begeistert, einmal von allem Gewinne absehend, seine Thätigkeit einem idealen Zwecke zum Opfer bringt: dergleichen Fälle finden wir ja alle Tage in Deutschland, und davon spricht man nicht; bei einer Lebensarbeit aber, wo zwanzig Jahre männlicher bester Kraft in Anschlag kommen, von vornherein jeden Gewinn außer Rechnung stellen und immer frisch und unentwegt fortschreiten, dazu bedarf es einer Ausdauer, von der wohl die Rede sein darf. Es ist ein Segen für Deutschland, Männer, wie Herder hervorgebracht zu haben, die so viel Hingebung herausfordern und ihrer werth sind. Die neue Weimaraner Goethe-Ausgabe sehen wir durch die edelste Freigiebigkeit gleich bei den ersten Schritten so sichergestellt, daß nach dieser Richtung mit keinem Gedanken gesorgt zu werden brauchte; bei der Herausgabe der Monumenta Germaniae hat Mangel an Mitteln und Männern nie gefürchtet werden dürfen, mit welchen Mühen und Sorgen aber hat trotz gewährter Unterstützung bei Herder's Werken gekämpft werden müssen! Wie oft standen die Dinge auf dem Punkte, aufgegeben zu werden, weil die materielle Existenz der Ausgabe nicht zu beschaffen war. Alle die, welche die innere Geschichte dieser Unternehmung kennen, wissen, daß, wenn eines Tages Hans Reimer's Hand nicht fest zugegriffen, wenn nicht er mit der ihm eigenen großartigen Gesinnung bei voller Erkenntniß dessen, was damit gewagt war, die Herder-Ausgabe übernommen hätte, sie vielleicht in den ersten Bänden stecken geblieben wäre. Dieser Förderer wissenschaftlicher Arbeit, dem es immer mehr um die gute Sache

als um den Gewinn zu thun war, soll, zu früh hinweggenommen, den Abschluß des Werkes nun nicht mehr erleben.

Der vorliegende Band ist Redlich's Arbeit wieder zu verdanken, demjenigen, auf dessen Schultern so Vieles abgeladen werden durfte, was Suphan allein nicht so rasch zu vollenden vermocht hätte. Mit wahrer Freude überfliegt man zuerst und liest man dann Bogen auf Bogen diese kleinen Schriften des großen, so kann man ihn hier nennen, Journalisten, denn Herder ist der eigentliche Vorläufer der deutschen Journalschriftsteller, zu denen wir Goethe, Schiller und Andere gleicher Gesinnung rechnen. Man fühlt Herder an, wie er sich in seinen Gedanken ganz Deutschland mittheilen möchte. Jedermann hätte seinem Sinne nach diese Auslassungen lesen müssen, die schließlich doch nur Wenigen zu Gesichte kamen. Dem Tone nach redet Herder zur deutschen Nation wie Rousseau zur französischen. Ein Accent von Volkstribunenberedtsamkeit liegt zuweilen auf seinen Sätzen. Goethe, wenn er spricht, scheint sich immer nur zu Einem zu wenden, der mit ihm in einer gewissen Abgeschlossenheit allein ist; er unterscheidet sich darin von Schiller, der sich wie an ein gefülltes Auditorium wendet, aus Solchen aber zusammengesetzt, denen er mehr beweisen möchte, was er mittheilt, als daß er es ihnen aufdrängt: alle Abhandlungen Schiller's sind in diesem an die denkende Kraft der Leser appellirenden Tone geschrieben; Herder aber redet eine Menge an, die er beherrscht, und wer ihm nicht folgen will, der mag davongehen. Von den ersten Schriften an macht sich dies Beherrschende geltend, in seinem persönlichen Auftreten zeigt es sich, bis zuletzt hat er aus diesem Gefühle heraus wirken wollen. Vielen seiner Schriften wohnt es jetzt noch lebendig inne, anderen freilich, deren Wirkung nun schon zu weit zurückliegt, gereicht es zum Nachtheil, denn der Eindruck des Persönlichen muß vom Reichthume und von der Schönheit der Form getragen werden, um über den entscheidenden Augenblick hinaus die Wirkung zu bewahren.

Am schönsten beobachten wir im vorliegenden Bande diese Dauer der augenblicklichen Wirkung bei dem Nachrufe auf Winckelmann und den beiden Lessing gewidmeten[1]) werthvollsten Stücken darin, wenn wir Abrundung des Aeußeren und Inneren gleichmäßig in Betracht ziehen. Herder schichtet ihnen mit seinen Worten gleichsam Monumente auf. Von wie großartigen Gesichtspunkten geht er aus, um beide Männer zu charakterisiren. Wie stellt er sie gleichsam dem gesammten deutschen Volke gegenüber. Der „Deutsche Merkur", in dem sie zuerst erschienen sind, war damals das von aller Welt gelesene, einflußreiche Blatt, aber wir müssen uns diese Welt als sehr enge vorstellen. Wer außer Herder hätte so volltönend zum Lobe der beiden Hinweggenommenen zu reden vermocht? Ehe wir diese Ausgabe sämmtlicher Schriften Herder's besaßen, erschienen die aus dem Zusammenhang mit den übrigen herausfallenden Stücke oft zu oratorisch bewegt, zu sehr Predigten: nun, wo wir den ganzen Mann vor uns haben, erscheint diese Art, in bestem Sinne sei es gesagt, den Mund vollzunehmen, natürlich. Weder Lessing noch Winckelmann hätten bessere Grabredner gefunden. Eben erst sind sie fortgegangen und schon gibt Herder mit sicherer Hand ihnen ihre historische Stellung. Goethe, wenn er hier zu schreiben gehabt, würde vielmehr als Privatmann den Verlust beider Männer bedauert, vielleicht nur das hervorgehoben haben, was er selbst zumeist in ihnen verloren hätte: Herder spricht im Namen Deutschlands, wie der Prediger auch im Namen der Gemeinde selbst gleichsam zur Gemeinde redet. Diesen Gedenkreden wünschen wir Verbreitung, und wenn beim öffentlichen Unterrichte künftig von Herder die Rede ist, dürfen sie als Blätter deutscher Geschichtschreibung den jungen Leuten vorgelegt werden. Wie ist auf den kaum drei Seiten jenes ersten kürzeren Nachrufs Lessing's ganzes Wesen zusammengefaßt worden! Wie wird in dem längeren Nachrufe auf Winckelmann der Werth und die Arbeit des Mannes uns vor die Blicke gestellt! Die ersten Sätze dieses Stückes sind von classischer Wucht. Von solchen Schriften muß die Rede sein, wenn man Vergleichungen zwischen den classischen Sprachen und der deutschen aufstellen will.

[1]) Dem ersten, kürzer gehaltenen, sowie dem später erscheinenden, ausführlicheren.

Unsere Aufgabe kann nicht sein — obgleich wir uns ihr gern unterzögen — diesen fünfzehnten Band hier anzuzeigen wie ein neues Buch. Deshalb sei nur noch gesagt, daß seinen Hauptinhalt die drei ersten von der Mitte der achtziger Jahre an erschienenen Sammlungen der „Zerstreuten Blätter" ausmachen, aus denen Herder's Entwicklungsgang in der Weimarer Periode am anschaulichsten verständlich wird. Auch die letzten Jahre, wo der Gegensatz Herder's zu Goethe und Schiller der Gefahr einseitiger Beurtheilung so oft unterlegen ist, treten uns als natürlich und nothwendig entgegen, wenn wir, wie hier möglich wird, den Zusammenhang mit den früheren Gedanken im Auge behalten. Schiller und Goethe durfte dieses Sichabwenden von der Gegenwart, diese hartnäckige Rückkehr zu den älteren Jahrzehnten der deutschen Literatur bedauerlich und sogar beleidigend erscheinen; wir aber erkennen, wenn wir uns neben Herder stellen, wie die Einsamkeit ihn zuletzt erbitterte, in der er sich fand, weil von Anfang an der Boden, auf den er vom Schicksal gestellt worden, zu beschränkt gewesen war. Seine Arme waren dafür geschaffen, in großen Verhältnissen zu walten und zu wirken, und in Sehnsucht danach verzehrte er sich.

B. K. F.

Neuere Belletristik.

Zwei Seelen. Roman von Rudolph Lindau. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1888.

Rudolph Lindau's neuer Roman behandelt das alte Thema, das schon der Medeamythus ausführt, das Schwanken eines Mannes zwischen zwei Frauengestalten, einer gereiften Schönheit und einer jungen, im Aufblühen begriffenen Mädchenknospe. Ein deutscher Freiherr, Günther von Wildenhagen, fällt in Paris in das Netz einer verwittweten italienischen Marquise, die überaus schön, aber kalt und herzlos ist. Seine Liebe geräth in Conflict mit seinen Pflichten gegen das Vaterland, indem der drohende Ausbruch des Krieges von 1866 ihn von der Seite der Geliebten ruft, die seinen Patriotismus, freilich ohne Erfolg, auf die Probe zu stellen sucht. Nach einem vergeblichen Annäherungsversuch, den er nach Beendigung des Feldzuges wagt, unternimmt er, um seine Liebe zu vergessen, eine Reise um die Welt. Auf dieser Fahrt lernt er in San Francisko eine junge Amerikanerin kennen, deren willig sich hingebendes Herz er im Sturme gewinnt. Um das Einverständniß seines Vaters mit dieser Heirath zu erhalten, reist er nach Europa zurück. In Paris, das er auf der Rückreise berührt, und an das ihn immer noch selige, in der Tiefe des Herzens schlummernde Erinnerungen fesseln, trifft er die Marquise. Die frühere Liebe erfaßt ihn mit verzehrender Gluth. Er wird ihr völliger Sklave und entsagt der eben gewonnenen Braut in aller Form. Aber die von vornherein schmerzliche, ihn wehmüthig beglückende Liebe ist nicht von Dauer. Der schwere deutsche Freiherr ist der leichtlebigen Italienerin bald nicht mehr amüsant genug. Erst nach Monaten, in einem Moment plötzlicher Aufwallung, wendet sie sich ihm in neu erwachter Leidenschaft wieder zu. Er erwidert die Liebe mit Unbehagen und nur widerwillig. Er hat das Vertrauen zu seinem Glück verloren und empfindet die Zuneigung „wie ein Almosen, das ihn schmerzte und doch zu seinem Leben nothwendig war". Diesem qualvollen und unwürdigen Zustande macht der Ausbruch des deutsch-französischen Krieges ein Ende. Günther, der in seine Herzensangelegenheit verstrickt, nicht merkt, was um ihn vorgeht, erhält von seinem Vater die Aufforderung, ungesäumt nach Berlin zurückzukehren. Er verläßt die französische Hauptstadt und damit für immer die Geliebte. Stimmungsvoll endet der Roman. Viele Jahre sind verflossen und Günther seit lange Gutsherr von Wildenhagen. Einsam lebt er, zurückgezogen von der Welt, unbekümmert um die Gegenwart, in stetem Gedenken an die Vergangenheit, die sein sinnender Blick wieder und wieder zu suchen scheint. Schwer lastet auf ihm die Schuld seiner Jugend, und immer hört er die mahnende Stimme des einstigen Frevels. In dieser Schilderung des späteren Lebens Günther's und seiner Behausung knüpft der Dichter an ein

viel bewundertes Gemälde der Berliner Jubiläums-Kunst-Ausstellung vom vorigen Jahre an, an das Bild des alten Jägers von Knaus, wie es scheint. Dadurch überrascht er den Leser zum Schluß nicht nur, er entläßt ihn auch mit einer fruchtbaren Anregung. Denn für den Einen bindet er damit gleichsam seinen Helden stärker an die Wirklichkeit, für den Anderen zeigt er, wo er die Anregung zu der Dichtung gefunden hat.

Es ist bemerkenswerth, wie der Dichter diesen Stoff, dessen Handlung sich über zwei Jahrzehnte erstreckt, für die Composition zurechtlegt. Er gliedert ihn dreifach, indem er den ersten Abschnitt dem Aufenthalt in Paris, den zweiten dem in Amerika, den dritten seiner Rückkehr nach Europa und der sich daran schließenden Begegnung mit der Marquise widmet. Aber die Erzählung selbst beginnt er nicht mit der Darstellung des ersten Pariser Aufenthalts, sondern mit dem letzten Drittel der Handlung, indem er uns den Helden vorführt, wie er, aus New-York in Paris angelangt, in dumpf-trüber Stimmung seines früheren Erlebnisses in der Stadt und des in Amerika gefundenen Liebesglückes gedenkt. Es gelingt dem Dichter dadurch, die weit auseinander liegenden Begebenheiten geistig näher zusammenzurücken und vor Allem dem Hauptconflict auch die Hauptwirkung zu sichern. Indem er den ersten Aufenthalt in Paris und das in Amerika Erlebte gleichsam aus der Erinnerung des Helden heraufholt, wird es ihm möglich, diese Partie mehr kühl referierend als in eingehender Darstellung zu behandeln und die ganze Spannung des Lesers auf den einen Punkt zu concentriren: den Abfall Günther's von der anmuthig-naiven Florence zu der sinnlich-berauschenden Irene. Hier liegt der Gipfel der Erzählung, und hier gibt der Dichter auch sein Bestes. Er stellt das Geschehniß selbst in seinem ganzen Verlaufe dar. Vortrefflich ist, wie mehrere Male gleich einem Schatten das Bild der lieblichen Florence sanft mahnend erscheint, bald aber vor dem helleren Glanz der gegenwärtigen Liebe verschwindet. Vortrefflich und ergreifend auch, wie Günther, dieser Vertreter der Mannesehre und Wahrheitsliebe, sich selbst erniedrigt und da zu leeren Ausflüchten greift, wo er aufrichtig zu sein nicht den Muth hat. Tief begründet ist dieses sich selbst Verlieren in der Art seiner Leidenschaft, die ihn wie eine Naturgewalt erfaßt hat und der gegenüber es keinen Widerstand gibt. Wie anders war seine Liebe zu Florence! Sie wirkte wie die mild erwärmende Sonne, unter deren Strahlen Günther's erstarrtes Daseinsgefühl zu neuem Leben erwachte.

Aber, so wird sich Jeder fragen, wie ist es nur möglich, daß der Mann, der eben noch an dem klaren Wesen der Einen sich erfrischt hat, der dumpfen Gewalt der Anderen verfällt? Die sorgsam berechnende Psychologie des Dichters bleibt die Antwort darauf nicht schuldig. In dem Helden ist eine Stimmung vorbereitet, aus der heraus sich die Wandlung erklärt, und der Charakter der Frau ist so angelegt, daß ihre dämonische Gewalt völlig begreiflich wird. Sie ist eine von jenen interessanten Frauengestalten, die auf die Männer vornehmlich durch die Gegensätze wirken, die in ihnen sich vereinigen: sie ist kokett, dabei aber echter Liebe nicht nur fähig, sondern von ihr auch erfüllt; sie ist kalt und leidenschaftlich zugleich. Günther selbst ist wenig individualisirt. Er ist nichts als der Typus eines deutschen Ehrenmannes und in der Dichtung nur die Verkörperung jenes von Goethe endgültig formulirten Gedankens, daß in dem Menschen zwei Seelen wohnen, von denen die eine ihn an die irdische Niedrigkeit fesselt, die andere dahin weist, wo die edleren Eigenschaften ihre Bethätigung finden. Daher auch der Titel „Zwei Seelen". Er scheint uns nicht glücklich gewählt. Indem er mehr verspricht, als später erfüllt wird, wirkt er irreführend, enttäuschend, nicht aber aufklärend. Liest man ihn und erblickt als Motto des Romans jene bekannten Verse aus dem Faust, dann erwartet man etwa eine Darstellung des Kampfes, den ein den höchsten Dingen zugewandter Mann mit den irdischen Anforderungen seiner Natur zu bestehen hat, nicht aber diese doch blasse Anwendung des Satzes auf einen Fall, wo ein Mann in dem Schwanken zwischen zwei Frauengestalten sich schließlich von den mehr niederen Trieben seiner Natur leiten läßt.

Otto Pniower.

Zu den Denkwürdigkeiten Sr. Hoheit des Herzogs Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha.

In dem eben erschienenen zweiten Bande des Werkes Sr. Hoheit des Herzogs von Sachsen-Coburg-Gotha, auf welchen wir demnächst in ausführlicher Besprechung zurückkommen werden, findet sich auf S. 325 eine Aenderung des im Octoberheft der „Deutschen Rundschau", S. 40 veröffentlichten Textes. Wir nehmen daraus Anlaß, zu bemerken, daß, nach einer Mittheilung der Familie von Moritz Hartmann, der Letztere thatsächlich nicht, wie damals in allen europäischen Zeitungen zu lesen war, von den Oesterreichern gefangen genommen wurde, sondern noch Gelegenheit fand, einer Verhaftung durch die Flucht sich zu entziehen. Auch wurde, wie gleichfalls aus der citirten Stelle hervorgeht, Moritz Hartmann erst 1867 in Oesterreich amnestirt. — Wir glaubten, diese Berichtigung schon hier zur Kenntniß unserer Leser bringen zu sollen. Die Redaction der „Deutschen Rundschau".

Weihnachtliche Rundschau.

Illustrirte Hausbibel. Nach der deutschen Uebersetzung von Dr. Martin Luther. Mit über tausend Abbildungen und Karten, Erläuterungen und einer Familien-Chronik. Berlin, Friedrich Pfeilstücker. 1888.

Eine neue illustrirte Bibel, welche, was ihren künstlerischen Schmuck anbelangt, vollständig von den übrigen Prachtbibeln abweicht und ihre eigenen Wege geht. Während bei den bekannten großen Bibelausgaben mit den Kunstblättern eines Doré, Schnorr von Carolsfeld ꝛc., der hauptsächliche Werth in der freien Phantasie-Schöpfung der genannten Meister liegt, welche Scenen und Ereignisse der Bibel in ihrer Weise wiedergeben, ist es hier vornehmlich darauf abgesehen, das Verständniß der Heiligen Schrift durch Darstellung von Gegenständen, Stätten und Plätzen, durch Karten sowie durch Abbildungen von Pflanzen, Thieren, Alterthümern ꝛc. nach möglichst authentischen Quellen zu unterstützen. Diese Absicht, welche zu ihrer Ausführung eine ungewöhnliche Summe von Fleiß, Umsicht und Gelehrsamkeit erforderte, darf als durchaus gelungen bezeichnet werden. Die Illustrationen sind sorgfältig ausgewählt und bilden ein wirksames, oft scharf erläuterndes Relief zu dem Text der Bibel; sie werden für den Unterricht in der Schule wie daheim von belebendem und anregendem Einfluß sein. Papier und Druck (dieser in neuer Rechtschreibung) sowie ein handliches Format gesellen sich zu den übrigen Vorzügen, von denen auch schließlich noch der mäßige Preis zu erwähnen ist. Sind die weiter oben angeführten Prachtbibeln mehr für den Salon berechnet, so ist diese neue illustrirte Bibel recht eigentlich für den Haus- und Familiengebrauch bestimmt und geeignet.

Kaiser Wilhelm und seine Zeit. Von Professor Dr. Bernhard Kugler. München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft, vormals Fr. Bruckmann. 1888.

Ein vaterländisches Prachtwerk in der besten Bedeutung des Wortes. Der Text entrollt in kurzen, aber dennoch lebensvollen Zügen das Bild des unvergeßlichen Monarchen, der in seiner Person gewissermaßen ein ganzes, ereignißreiches Zeitalter repräsentirt. Prof. Kugler beherrscht das umfassende Quellenmaterial vortrefflich; seine Darstellung wird von einem warmen patriotischen Hauche getragen, der gesammte historische Hintergrund ist sicher und anschaulich gezeichnet. Dem Charakter des Buches entsprach es, daß ein besonderes Gewicht auf die künstlerischen Beigaben gelegt wurde. Dieselben sind mit glücklichster Hand ausgewählt und erregen vielfach tieferes Interesse, namentlich wo es sich um die technisch äußerst gelungenen Facsimile-Nachbildungen — zeitgenössische Placate, Titel von Büchern und Brochüren, Zeitungsnummern, Autographen etc. — handelt. Unter den Illustratoren finden wir Menzel, Hünten, Bleibtreu, Grot Johann, Röhling, Rocholl, Langhammer und Andere; das äußere Gewand des schönen Werkes ist, wie dies von der Verlagshandlung nicht anders zu erwarten war, ein durchaus gediegenes.

Die Königsphantasien. Eine Wanderung zu den Schlössern König Ludwig's II. von Bayern. Von Arthur Mennell. Mit der erstmaligen privilegirten Abbildung in Buchform: naturgetreu nach den photographischen Aufnahmen Josef Albert's. Dritte Auflage. Leipzig, Verlag der Literarischen Gesellschaft (Ph. Vorhauer). 1888.

Die vorliegende, splendid ausgestattete Abtheilung behandelt das Inselschloß Herrenchiemsee; die weiteren Hefte werden sich mit den übrigen Schlössern beschäftigen. Wohlthuend berührt von Anfang an, daß der Verfasser den Legendenkreis, der sich um den unglücklichen Herrscher gebildet, nicht beachtet hat, daß er die Person des Königs überhaupt nur dann in den Kreis seiner Darstellung zieht, wenn dies unumgänglich nöthig ist. Mennell ist ein aufmerksamer und gewandter Führer; der märchenhafte Charakter einzelner Theile des Schlosses kommt in seiner Beschreibung zu vollem Ausdruck; ohne durch zahlreiche Details ermüdet zu werden, erhalten wir ein deutliches Bild von dem Schlosse, seiner Entstehung, Bedeutung ꝛc. Die Illustrationen sind von großer Schönheit und geben die Wirklichkeit treu wieder; sie sind fast ausschließlich nach Photographien gefertigt, wodurch freilich hier und da eine gewisse Monotonie entsteht. Das Werk wird übrigens nicht nur für die Besucher der Schlösser eine angenehme Erinnerung sein, es wird auch in Künstler- und noch mehr in kunstgewerblichen Kreisen Beachtung finden.

Immergrün. Neue Lieder von Julius Sturm. Illustrirt von Paul Thumann. Zweite Auflage. Leipzig, C. F. Amelang's Verlag.

Nach längerer Pause schenkt uns der bejahrte Dichter einen neuen Band innig und herzlich empfundener Lieder und Balladen, die überall ein freundliches Willkommen finden werden. Sturm's Poesie schlägt keine neuen Bahnen ein; er ist der Lyriker des Herzens, und seine tiefe Liebe zu Gott, den Menschen und der Natur spiegelt sich warm und wohlthuend in seinen Versen wider. In manchen der kleineren Gedichte hat er gut und sangbar den Volkston getroffen; die Componisten werden ihm dafür dankbar sein. Was uns in dem Buche besonders angenehm auffällt, ist eine an vielen Stellen zu Tage tretende innere Genügsamkeit und Anspruchslosigkeit des Dichters — Eigenschaften, welche gewisse jüngere Kraftgenies oft recht sehr vermissen lassen. Die Zeichnungen von P. Thu-

mann stempeln das Buch zu einem kleinen hübschen Prachtwerke, das seinen wohlverdienten Platz auf manchem Weihnachtstische finden wird.

Träumereien eines Junggesellen oder ein Buch des Herzens von Jk. Marvel. Mit vier Lichtdruckbildern und zahlreichen Text-Illustrationen von F. Jüttner. Berlin, A. Hofmann & Co.

Dies köstliche Buch des amerikanischen Schriftstellers zählt auch in Deutschland seine Freunde nach Tausenden. Wer einmal diese Phantasien gelesen, wer sich einmal in diese sinnigen, bald wehmüthig-ernsten, bald sonnig-heiteren Herzensergüsse vertieft hat, der greift in stillen Stunden gewiß immer wieder gern nach diesem eigenartigen Werke, das nun schon seit vierzig Jahren seinen Platz in der Literatur behauptet hat und ihn auch noch ferner behaupten wird. Es war daher ein glücklicher Gedanke, Marvel's Träumereien in einer vornehm-einfachen illustrirten Ausgabe neu herauszugeben; die Illustrationen Jüttner's, eines begabten jungen Berliner Künstlers, sind von großer Anmuth, einzelne von wirklicher Originalität; sie sind im Geiste des Verfassers gezeichnet und passen trefflich in den Rahmen der zart empfundenen Prosadichtung. Kein schöneres Werk zum Fest als dieses für „Junggesellen" und Solche, die es waren, vor Allem aber für die, die es — nicht mehr bleiben sollten!

Aus A. Hendschel's Skizzenbuch. Dritter Band. Frankfurt a. M. M. Hendschel.

Ein neuer Band, der schalkhaften Hendschel'schen Skizzen darf auf die beste Aufnahme rechnen. Er enthält dreißig allerliebste Bildchen in Lichtdruck, welche sich zum größten Theil ebenbürtig ihren Vorgängern anreihen und uns wieder durch ihren aus dem vollen Leben gegriffenen natürlichen und liebenswürdigen Humor erfreuen. Trotz der skizzenhaften Anlage sind diese Blätter kleine Kunstleistungen; sie sprechen in ihrer ergötzlichen Harmlosigkeit, in der treuen Nachbildung der Wirklichkeit für sich und bedürfen keiner Erklärung. Zu den Genrebildchen aus der Kinderwelt fügen sich Scenen aus dem Leben der Erwachsenen, welche eine erwünschte Mannigfaltigkeit herstellen. Die Wiedergabe in Lichtdruck ist täuschend; der Band, wenn auch der dritte der Sammlungen, ist als Werk ganz selbständig.

In Luft und Sonne. Künstler- und Selbstschriften-Album. Im Einverständniß mit der Centralstelle der deutschen Vereinigungen für Feriencolonieen und Sommerpflegen herausgegeben von Schorer's Familienblatt. Berlin, J. H. Schorer.

Schon des guten Zweckes wegen muß man diesem Werk, dessen Reinertrag für die Feriencolonieen und Sommerpflegen Deutschlands bestimmt ist, die weiteste Verbreitung wünschen, aber auch wegen seines reichen und werthvollen Inhaltes verdient es warme Empfehlung. Nach dem Vorbilde des in gleichem Verlage erschienenen, vielverbreiteten „In Sturm und Noth" enthält es die Nachbildungen der Autographen zahlreicher fürstlicher Persönlichkeiten, Militärs und Diplomaten, dann Gedichte, Sprüche, Bemerkungen ꝛc. der bekanntesten deutschen Dichter, Schriftsteller und Gelehrten, sowie künstlerische Beiträge der angesehensten Meister von der Palette und dem Meißel. Dieses bunte Durcheinander ist von großem Reiz und täuscht in angenehmster Weise über eine müßige Stunde hinweg. Ein allerliebstes billiges Prachtwerk, das als literarische Weihnachtsgabe Vielen eine Freude bereiten wird.

Aus Studienmappen deutscher Meister. Herausgegeben von Julius Lohmeyer. Breslau, C. F. Wiskott. 1888.

Das weitangelegte Unternehmen bezweckt die Herausgabe von Studienmappen der ersten lebenden Künstler Deutschlands, welche in einer Reihe selbstausgewählter Originalstudien und Bilderskizzen charakterisirt werden sollen. Bisher sind zwei Mappen erschienen, von denen die eine Ludwig Knaus, die andere Franz von Defregger gewidmet ist. Während der letztere aus dem reichen Schatze seiner männlichen und weiblichen Tyroler Studienköpfe eine Anzahl besonders gelungener, scharf umrissener Typen herausgesucht hat, läßt uns Ludw. Knaus in den ebenso anmuthigen wie lebensvollen Bleistiftskizzen einen interessanten Blick in seine Schaffensthätigkeit werfen; denn diese biederen Bauerngestalten, diese lieblichen Mädchenköpfe und drolligen Kinderfiguren bilden das Studienmaterial für größere Schöpfungen. Jede Mappe enthält zehn Blätter, die in so ausgezeichneten Lichtdrucken reproducirt sind, daß man sie nur schwer von Originalen unterscheiden kann; ein kurzer Text schildert das Leben des Künstlers und seine bisherige Thätigkeit. Den Gaben der beiden obigen Maler werden sich in bestimmten Zwischenräumen die eines Menzel, P. Meyerheim, A. v. Werner, W. Gentz, H. Kaulbach, Ed. Grützner, F. Keller, W. Dietz, F. Geselschap ꝛc. anschließen. Der Preis jeder äußerst splendid ausgestatteten Lieferung ist in Hinsicht auf das Gebotene ein bescheidener.

Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek. Salon-Ausgabe. Stuttgart, J. Engelhorn. 1888.

Die seit mehreren Jahren bestehende „Allgemeine Romanbibliothet", welche zu minimalen Preisen die belletristischen Werke guter deutscher und auswärtiger Autoren bietet, hat sich schnell weite Geltung und einen zahlreichen Leserkreis verschafft. Die Verlagshandlung hat nun von einer Reihe besonders gern gelesener Romane und Novellen eine Salon-Ausgabe herstellen lassen, welche trotz ihrer würdigen Ausstattung — gutes Papier, deutlicher sauberer Druck und origineller Einband — noch immerhin sehr preiswerth ist und gerade zur Festzeit großen Anklang finden wird. In dieser besseren Ausgabe sind bisher erschienen: G. Ohnet's „Hüttenbesitzer", P. Lindau's „Helene Jung", Rich. Voß' „Kinder des Südens", H. Conway's „Eine Familiengeschichte", F. H. Burnett's „Der kleine Lord" und B. M. Crooker's „Die hübsche Miß Neville".

Aus Berlin. Straßenbilder von E. Henseler, Text von Paul Lindenberg. Berlin, W. Hermes.

Aus dem frisch pulsirenden Straßenleben

der jüngsten Weltstadt hat E. Henseler eine Anzahl charakteristischer Typen herausgegriffen und mit großer Lebenswahrheit, in origineller Auffassung dargestellt. Was diese Gestalten, diese Scenen auszeichnet, ist der unverfälschte „Berliner Localton", den wir oft genug auf ähnlichen modernen Berliner Bildern vermissen. Henseler's Zeichnungen sind durch und durch „echt", ein Stück wirklichen Berliner Lebens erscheint in ihnen und wird auch auf den Beschauer seines Eindrucks nicht verfehlen. In Lichtdruck hergestellt und in einer stattlichen Mappe vereinigt, dürfen diese Blätter als eine eigenartige Gabe des Weihnachtsbüchertisches gelten. Berlin, welches ja bereits in unserer modernen Literatur eine bedeutsame Rolle spielt, scheint sich nun auch seine ihm gebührende Stellung in der Kunst zu erobern.

Edwin Bormann's Liederhort in Sang und Klang, in Lied und Wort. Ein Hausschatz und Festfreund für fröhliche Menschenherzen. Dichtungen von Edwin Bormann, Bilderschmuck von F. Flinzer, C. Gehrts, E. Ille, Erdmann Wagner, C. Röhling u. a. Singweisen von alten und neuen Meistern. Leipzig, Edwin Bormann's Selbstverlag. 1888.

Der Verfasser ist durch seine Beiträge zu verschiedenen humoristischen Zeitschrtften nicht minder bekannt, als durch seine Reime in sächsischer Mundart, welche zumal bei festlichen Gelegenheiten, wenn eine fröhliche Tafelrunde die Willkommensgrüße des „alden Leipzg'ers" anstimmte, stets ein dankbares Publicum fanden. Was also bisher vielfach zerstreut war, hat nun E. Bormann hier in einem Bande gesammelt und damit seinem Freundeskreise sicherlich eine Freude bereitet. In einem Theile der Gedichte waltet ein liebenswürdiger, hier und da an Scheffel erinnernder, manchmal freilich auch etwas gezwungener Humor ob, wie denn auch die Gelegenheitsgedichte ein wenig mehr hätten gesichtet werden können. Von glücklichster Wahl zeugt der reiche Bilderschmuck; derselbe weist eine ganze Reihe köstlicher Blätter auf, unter denen wir wiederum den kecken und frischen, wahrhaft schalkhaften Zeichnungen F. Flinzer's den Preis ertheilen möchten. Von dem „Liederhort" ist auch eine billige, nicht illustrirte Ausgabe erschienen, die gewiß vielen geselligen Vereinen als eine Art „Commersbuch" erwünscht sein wird.

Vorlagen zur Wappen-Stickerei auf Cannevas. Eine Sammlung von fertigen Stickmustern heraldischer Figuren und ganzer Wappen für beliebige Zusammenstellungen. Gezeichnet und herausgegeben von Ludwig Clericus und Richard von Grumbkow. Dresden, R. von Grumbkow.

In geschmackvoller Mappe wird hier der Damenwelt eine Reihe von Vorlagen für heraldische Cannevasstickerei in Wolle, Seide oder Perlen geboten. Da derartige Muster, in sorgfältiger Zusammenstellung und auf ihre Richtigkeit hin von einem Fachmanne geprüft, noch nicht existirten, so eröffnet sich hiermit für fleißige Hände ein neues, sicherlich gern willkommen geheißenes Arbeitsgebiet. Die über fünfhundert einzelne heraldische Figuren enthaltenden Vorlagen sind derart eingerichtet, daß selbst Laien ohne Schwierigkeit jedes gewünschte Wappen aus den zum Absticken fertigen, auf Netzpapier in Farben ausgeführten Musterbildern zusammenstellen können. Eine übersichtlich gehaltene Einleitung erleichtert wesentlich das Verständniß der häufig schwierigen Wappenkunde.

Kinder- und Jugendschriften.

In den letzten Jahren ist wiederholt ein Streit darüber entstanden, welche Bilderbücher für „unsere Jüngsten" am geeignetsten seien, die mit wirklich künstlerischen Illustrationen, „damit das Kind schon früh seinen Geschmack bilde," oder die in etwas grellen, aber klaren Farben ausgeführten Tafeln, damit „der Anschauungssinn der Kleinen geweckt und gefördert werde". Der seit Decennien in der Jugendschriften-Literatur bewährte Verlag von A. Hofmann & Comp. in Berlin trägt beiden Ansichten Rechnung; die farbigen Blätter von E. Elias zu den „Lustigen Geschichten aus der Kinderwelt" sind die Gaben einer reichtalentirten Künstlerin, die sich ein wenig im Geschmack der Kate Greenway gefällt, die F. Reinhardt'schen Bilderbücher dagegen: „Sprechende Thiere" und „Durch Feld und Wald" sind von erfrischender Einfachheit und köstlicher Komik; wieviel eigene schöne Jugenderinnerungen werden bei den Erwachsenen wach beim Anblick dieser alten, bewährten Kinderfreunde, deren Humor, in Bild wie Wort, ein so echter, gesunder, herzerquickender ist. Die hohen Auflagen sprechen dafür, daß auch die „moderne Jugend" Gefallen daran findet. — In kleinen abgeschlossenen Bändchen liegen vier Bilderbücher von Carl Röhling vor, zu denen Heinrich Seidel einen allerliebsten poetischen Text geliefert hat (Verlag von Müller & Lohse in Dresden); frisch und farbenreich, zuweilen mit einem gut angebrachten Stich in die Carricatur, sind die sauber wiedergegebenen Illustrationen, die ihren Platz trotz der großen Zahl neuer Erscheinungen behaupten werden; die vier Einzelbändchen sind auch zu einem hübschen Ganzen vereinigt. — Weiten Anklang werden zwei andere stattliche Bilderbücher finden; „Unterricht im Thierreiche für unsere Kleinen" von Anna Liebold, mit Bildern von Hans W. Schmidt (Leipzig, E. Twietmeyer) und „Nesthäkchens Zeitvertreib", mit 50 bunten Bildern von B. P. Mohn und 45 Liedern und Reimen von G. Chr. Dieffenbach (Bremen, M. Heinsius), beides Bücher, die sich den besten ihrer Art zugesellen. — Originelle und lustige Schriften, für die Kleinen wie für die Erwachsenen, edirt stets der Verlag von Braun & Schneider in München. L. Meggendorf's Ziehbilderbuch „Allerlei Thiere" und desselben „Zoologischer Garten" werden jubelnde Aufnahme finden; letzteres Buch zeichnet sich noch besonders durch seine praktische und haltbare Einrichtung aus. Für Groß und Klein passen der neueste (40.) Band der „Münchener Bilderbogen" und der 6. Theil des „Oberländer-Albums"; die

geistvolle Satire und überwältigende Komik des genialen Künstlers wird freilich häufig nicht einmal von den Großen verstanden.

Die im letztgenannten Verlage erschienenen „Jugendblätter für Unterhaltung und Belehrung", gegründet von Isabella Braun, herausgegeben von Isab. Hummel, sind mehr für die Heranwachsenden bestimmt; der umfangreiche Band enthält eine Fülle des mannigfachsten, sorgfältig ausgewählten Materials, welches Jedem in der jungen Gesellschaft Etwas bringen wird. In ähnlicher Weise ist das „Buch der Jugend" (Stuttgart, K. Thienemann's Verlag, Gebrüder Hoffmann) zusammengestellt; das warme Lob, welches wir dem vorigen Jahrgange zollen durften, können wir auch dem neuen spenden. Er bringt Erzählungen, geschichtliche und culturgeschichtliche Skizzen, Bilder aus der Thierwelt und dem Pflanzenreich, Belehrungen über Sammlungen, Sport und Spiel im Freien, Experimente 2c. Diese Beiträge der besten Jugendschriftsteller und der vorzügliche Illustrationsschmuck machen dies Werk zu einem der empfehlenswerthesten Bücher für unsere Knabenwelt, die in demselben einen wahrhaften, ebenso unterhaltenden wie belehrenden Freund finden wird.

Der gleiche Verlag hat auch noch in anderer Weise für die Jugend gesorgt, für Knaben und Mädchen in jeglichem Alter; wir müssen es uns versagen, auf jedes Werk näher einzugehen: die Namen der Verleger wie Verfasser verbürgen einen gediegenen und gesunden Inhalt. Eine Auswahl der schönsten Märchen bietet Julius Hoffmann's „Märchenwelt", eine von Peter Diehl besorgte Auslese der sinnigsten und anmuthigsten Erzählungen Johann Peter Hebel's das „Schatzkästlein für die Jugend". M. Jacobi hat sodann Frau Beecher-Stowe's „Onkel Tom's Hütte" und Paul Moritz Cooper's „Wildtödter" bearbeitet; Max Barack gibt eine fesselnde geschichtliche Erzählung: „Wallenstein", und E. von Barfus schildert unter dem Titel: „Vom Kap nach Deutsch-Afrika" die spannenden, an Jagdabenteuern und Kämpfen reichen Streifzüge nach einem Verschollenen. Alle diese Jugendschriften, deren Preis durchgängig ein billiger ist, sind mit prächtigen Farbendruckbildern geschmückt. „Unsere jungen Damen" sind von dem Verlage in zwei Büchern speciell berücksichtigt worden, in Emma Biller's „Musterwirtschaft" für kleine, und in Eva Hartner's „Versuche und Erfolge" für junge Mädchen berechnet.

An solche Leserinnen wendet sich auch Marie Silling's Erzählung „Die Familie Schrötter" (Berlin, Herm. J. Meidinger), in welcher in ansprechender Darstellung die wechselnden Schicksale einer angesehenen Bürgerfamilie, sowie der Entwickelungsgang ihrer Kinder von der Geburt bis zur erreichten Selbstständigkeit berichtet werden. Das (von Maxim. Schaefer) illustrirte Buch ist geeignet, manche phantastische Gebilde junger Mädchen zu zerstören und ihren Sinn mehr auf das reale Leben zu lenken, welches nicht stets mit „romantischem Schimmer" umkleidet ist. Die Verfasserin, eine Novize in der Jugendliteratur, führt sich mit diesem Werk brav ein. — Eine Lieblingsautorin der jungen Mädchen ist Brigitte Augusti, die es unternommen hat, in einer „An deutschem Herd" betitelten Sammlung von abgeschlossenen Erzählungen, von deren jeder ein wichtiger Culturabschnitt zu Grunde liegt, das Leben und Wirken unserer deutschen Frauen der Jugend vorzuführen. Der letzte Band: „Die Erben von Scharfeneck" (Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn) spielt zur Zeit der Königin Luise und stellt das Bild der hehren Herrscherin in den Vordergrund der Erzählung, welche durch bewegte Handlung und moralischen, von wärmster Vaterlandsliebe durchwehten Gehalt die Leserinnen bis zur letzten Zeile fesseln wird. Aehnlich wie der Cyclus „An deutschem Herd" ist von Oscar Höcker im gleichen Verlage eine Reihe militär- und culturgeschichtlicher Bilder unter dem Namen: „Preußens Heer — Preußens Ehr" herausgegeben worden. Auch diese Reihe schließt mit einer Erzählung aus den Jahren 1864 bis 1871: „Im Rock des Königs", welche in Form einer ansprechenden Geschichte die glorreichen Waffenthaten des preußischen und deutschen Heeres schildert und in den Herzen unserer Knaben ein inniges Gefühl für den Ruhm und die Größe des Vaterlandes erwecken und fördern wird. — Eine Abenteurergeschichte im besten Sinne dieser Bezeichnung ist die Erzählung von Julius Pederzani-Weber: „Der Einsiedler von Sanct-Michael", zu welcher die Erlebnisse eines Deutschen an der Nordwestküste von Amerika den Stoff geliefert haben; der ethnographische wie geographische Hintergrund der Geschichte ist nach authentischen Quellen bearbeitet und bietet viel des Interessanten. — In letzter Stunde, leider zu spät, um uns noch näher damit beschäftigen zu können, gingen uns zwei Jugendbücher aus dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig zu: „Sturmhaken. Franz Sturm's Abenteuer im Bismarck-Archipel" von E. Falkenhorst, und: „Die Goldgräber von Angra-Pequena" von O. Elster. Beide Bände, sorgfältig ausgestattet, wenden sich an reifere Knaben.

Als ein gutes deutsches Geschichtswerk für die reifere Jugend empfehlen wir schließlich Wilhelm Müller's „Deutsche Geschichte" (Stuttgart, Carl Krabbe), welche in einer preiswerthen illustrirten Volksausgabe vorliegt. Das Werk, mit vielen guten historischen Porträts versehen, ist lebhaft und anregend in echt deutschem Sinne geschrieben und geeignet, die Leser mit warmer Begeisterung für die Männer, welche Deutschland auf seine jetzige Höhe gebracht, zu erfüllen. Die neuere Zeit findet eine eingehende, verständnißvolle Behandlung: ein besonderer Vorzug ist es, daß das Buch bis auf die jüngsten, tiefeinschneidenden Ereignisse, d. h. bis zum Hinscheiden Kaiser Wilhelm's, fortgeführt worden ist.

ϱ **Spruchschrein für Haus und Hausrath** von Rob. Falck. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1889.

Dieses Büchlein ist aus dem löblichen Bestreben hervorgegangen, den mannigfachen, aus den Anregungen und im Sinn alter Kunstübung neugeschaffenen Gegenständen häuslichen Gebrauchs den gleichwerthigen Schmuck der Poesie hinzuzufügen. Mit Recht bemerkt der Verfasser im Vorwort, daß der Neubildung alter Kunstformen zu Darstellungen, welche dem Gefühle der Gegenwart entsprechen, auch die Inschrift sich anzupassen habe. Demgemäß unternimmt er es, mit der derben Volksmäßigkeit „altsprochener Weisheit" wohlvertraut, diese gleichsam in unsere moderne Anschauung und Sprache zu übersetzen, wobei er jedoch mit Glück nicht selten eine altväterische Reminiscenz im Ausdruck festhält, so daß sein kleines Werk sich als eine Sammlung von Sprüchen und Sinngedichten darstellt, die durch Prägnanz und saubere Fassung nicht nur höchst geeignet erscheinen, ihrem nächsten Zwecke zu dienen, sondern auch, selbständig betrachtet, als ein werthvoller Beitrag zu dieser bei uns nicht eben besonders gepflegten Literaturgattung gelten dürfen. Wir lassen einige wenige Beispiele folgen:

Für's Haus.

Ob Dein Werk gelinge, oder nicht gelinge,
Sieh' nur darauf, daß es Dir Frieden bringe.

Für die Waschküche.

Waschen ist leicht,
Reinhalten schwer.

Für Gläser und Pokale.

Beim Küssen zwei,
Beim Trinken drei,
Beim Singen vier,
Das lob' ich mir.

Für Schüsseln und Teller.

Fürchte nie das Schlimmste, hoffe nie das Beste,
Soviel Tage Du dann hast, soviel hast Du Feste.

Auf einen Tischläufer.

Die zum Essen Erbötigen
Soll man nicht nöthigen.

Der Spruch:

„Denk, wenn Dir warm ist,
An den, der arm ist."

findet sich zweimal: S. 13 u. 49. Dies Versehen wäre zu berichtigen.

α. **Nordwest-Geschichten** von Wilhelm Fischer, Mathilde Lammers, Philipp Kniest, Gräfin Fr. z. L.-W., Wilhelm Bode. Herausgegeben von A. Lammers. Bremen, Verlag des „Nordwest" (C. H. Meierdierks). 1889.

Nordwest-Geschichten? warum sind die sechzehn hier zusammengestellten Erzählungen so genannt? Doch wohl nicht allein, weil sie aus Bremen kommen, und auch nicht, daß Charakterzüge und heimische Art unseres deutschen Nordwestens darin besonders stark hervortreten! Kein Vorwort ertheilt auf diese Frage Bescheid; einigen nur eine Schlußanzeige, die aber ebenfalls wieder etwas wie ein Räthsel aufgibt, nämlich daß diese Erzählungen „Tendenznovellen" seien. Nehmen wir hierzu aber das, was in der unpersönlichen Angabe des Verlegers liegt, so gelangen wir auf die Spur. In Bremen erscheint seit zehn oder elf Jahren eine Wochenschrift „gemeinnützig-unterhaltenden" Inhalts, welche sich „Nordwest" nennt, ohne sich auf ihre Landschaft eigentlich beschränkt zu haben, vielmehr nach der Stellung des Herausgebers eifrig und eingreifend betheiligt an verschiedenen der neueren Bewegungen nach gemeinnützigen Zielen hin, beispielsweise der Sorge für arme schwächliche Kinder in allerlei Gestalt, der erzieherisch wirkenden Knabenhandarbeit, welche jetzt den weiblichen Handarbeiten an die Seite tritt, der Ablenkung unseres Volkes von einer Art langsamen Selbstmordes durch das Gift Alkohol, und dergleichen. Nun findet man beim Lesen zwar keineswegs, daß die hier gesammelten kleinen Novellen für diese oder jene der genannten oder für gleichartige andere Bestrebungen geschrieben seien. Die meisten berühren sich mit diesen nicht einmal. Sie sind alle nur eben so erfunden und gehalten, daß sie passend erscheinen können unter allerhand ernstem, parteilos-wohlthätigem oder gemeinnützigem Stoffe. Man sehe sich dann weiter etwa an „Klaus Hartjens Gast" (von Mathilde Lammers), der als einer der jugendlichen Ferienkolonisten der Gegenwart Ergreifendes durchlebt, — oder lese von Wilhelm Fischer hintereinander „Die Kuh", „Erst lesen, dann schreiben", und „Unmündig", in welchen Erzählungen gutbeobachtete Wuchergeschäfte vom Lande vorkommen, die an unserer Westgrenze spielen, — oder werfe mit Gräfin Fr. zu L.-W. einen „Blick in die Armenkinderpflege der großen Stadt", d. h. Berlins: so hat man Lebensscenen vor sich, welche mitten hinein in die angedeuteten Massenfälle von Noth und Hülfe versetzen. Kurz, wir erhalten hier echt moderne Schilderungen, nur nicht so sehr von den Hochebenen der Gesellschaft oder den Sümpfen und Morästen, welche es ja auch auf ihnen gibt, ja die in der Phantasieliteratur sogar fast noch den beliebtesten Schauplatz ausmachen, — vielmehr aus jenen breiten endlosen Niederungen, wo die Menschheit unter den Antrieben thatkräftiger Nächstenliebe sich langsam, aber doch wirksam emporarbeitet. Damit ist das unterscheidende Wesen dieser kleinen Sammlung bezeichnet, und es sind keine schlechten Schriftsteller, die zu ihr beigetragen haben.

λ **Getrennte Herzen.** Novelle von Eugen Zabel. Berlin, Gebrüder Paetel. 1888.

Der Verfasser, durch anziehende Studien über die moderne russische und französische Literatur in weiteren Kreisen bekannt, tritt uns hier zum ersten Male als Erzähler entgegen und zwar, wie wir gleich erwähnen wollen, mit großem Glück. Die Vorzüge, die sich in seinen Essays geltend machen: den fein ausgebildeten Sinn für die Individualität der Erscheinung und ein sorgfältiges reines Deutsch, finden wir auch in seiner Novelle, die uns mit ihrem eigenartigen Petersburger Hintergrunde und der psychologischen Vertiefung in das Seelenleben der Hauptfiguren lebhaft fesselt und sich weit von sogenannter Unterhaltungs-Lectüre abhebt. Jeder Seite der Erzählung merkt man an, mit welch' inniger eigener Freude der Autor an seiner Schöpfung gearbeitet hat, und wie sehr er be-

strebt war, in einzelnen Gestalten ganze Classen der Petersburger Gesellschaft zu charakterisiren; dies ist ihm denn auch vortrefflich gelungen, und das Buch darf als ein interessantes Spiegelbild russischer Lebensverhältnisse und Sitten bezeichnet werden, um so interessanter, als in die spannende Handlung die Schicksale eines jungen Deutschen verflochten sind, mit dessen oder vielmehr durch dessen Augen wir die geschilderten Vorgänge und die Eigenthümlichkeiten russischer Anschauungen sehen.

ss. **Aus dem Burgtheater.** 1818—1837. Tagebuchblätter des weil. k. k. Hofschauspielers und Regisseurs Carl Ludwig Costenoble. Herausgegeben von Dr. Carl Glossy und Jakob Zeidler. Wien, Karl Konegen. 1888.

Ein heller Blick, ein gerades Herz, ein unbefangener Kopf und zwar, was noch mehr sagen will, ein unbefangener Schauspielerkopf. Eine Unparteilichkeit der Selbstkritik und der Kritik Anderer, die geradezu einzig dastehen dürfte und dabei eine Sicherheit des Urtheils, nicht bloß über fertige Leistungen, sondern auch über die Zukunft und die Entwickelungsfähigkeit neuer Erscheinungen, die gleichfalls bei einem Schauspieler geradezu überrascht. Costenoble hat alle die bedeutenden Darsteller des Burgtheaters, welche bis in die fünfziger Jahre hin den künstlerischen Ruhm desselben bildeten, debütiren sehen, und wie richtig sagt er von Jedem sowohl, was sein augenblicklicher Werth, als was sich aus ihm später gestalten müsse. Alle diese Diagnosen und Prognosen sind von der Zeit bestätigt worden. Von dem für Intriguants engagirten Wilhelmi z. B. behauptet er im ersten Augenblick, daß derselbe ein ausgezeichneter gutmüthig polternder Vater werden müsse, was in der That geschah. Ueber das erste Auftreten La Roche's, seines präsumtiven Rivalen, schreibt Costenoble: „Sein Spiel ist durchaus wahr, klar, seelenvoll, herzerschütternd und frei von aller Effecthascherei. Mir ist seit Iffland's Zeiten so etwas Wahres und Tiefes noch nicht vorgekommen. . . . Im Fall er für Wien gewonnen wird, müssen wir uns tüchtig zusammennehmen." Und seine eigenen Leistungen, als Schauspieler wie als Theaterschriftsteller — denn er hat mancherlei für die Bühne geschrieben — kritisirt er in der gleichen unbefangenen Weise, aufrichtig lobend, wenn er mit sich zufrieden ist, und tadelnd, wenn er Mißlungenes geboten hat. Aber das gleiche, natürliche Urtheil hat er — und das eben gibt dem Buche einen erweiterten Charakter — für die Dinge außerhalb des Theaters, für die Zeit und die gesellschaftlichen Verhältnisse, so daß, Alles in Allem, das Buch als einer der interessantesten und ehrlichsten Beiträge zur Theater- und überhaupt zur Geschichte jener doch noch nicht genug gekannten und häufig mißkannten Periode Wiens bezeichnet werden darf.

λ. **Meyer's Hand-Lexikon des allgemeinen Wissens.** Vierte Auflage. Mit über 100 Illustrationstafeln, Karten, statistischen Tabellen und erläuternden Textbeilagen. Leipzig, Verlag des Bibliographischen Institutes. 1888.

Die Gediegenheit und Vorzüglichkeit des Meyer'schen Hand-Lexikons haben wir schon wiederholt an dieser Stelle hervorgehoben; es gibt kaum ein anderes Buch, welches im täglichen Gebrauch sich derart nützlich erwiese, wie gerade dieses. Reichhaltig, genau, knapp und dennoch erschöpfend zu sein, — das sind die Vorzüge, denen dieses Werk seinen außerordentlichen und sich immer steigernden Erfolg zu danken hat. Auch die neue, vierte, Auflage weist eine beträchtliche Vermehrung und gründliche Neubearbeitung der Artikel auf, die jetzt schon die Zahl von 70,000 erreicht haben. In der Ausstattung zeichnet diese Auflage vor den früheren sich dadurch aus, daß der illustrative Theil des Lexikons noch verschönt und bereichert, das Format vergrößert und zum Druck eine scharfe deutsche Schrift gewählt wurde.

μ. **Loewe redivivus.** Von Dr. Max Runze, Vorsitzenden des Loewe-Vereins in Berlin. Mit einem Porträt Loewe's und einem Bilde, Loewe's Geburtshaus darstellend. (2. Theil von: Schriften zur Balladen-Forschung und Charakteristik Loewe's. Herausgeg. von Dr. M. Runze.) Berlin, Carl Duncker. 1888.

Der Verfasser ist ein eifriger Apostel des Componisten Carl Loewe, nur gar zu redselig. Schwerlich wird ein noch so aufrichtiger Verehrer Loewe's — es gibt deren mehr, als der Verf. annimmt! — den 435 Seiten füllenden Band ganz durchlesen. Es ist zu viel Unwichtiges darin, zu viel Privates, das weitere Kreise unmöglich interessiren kann. Ein guter Zeitungsartikel ist noch kein guter Buchartikel! Kann der Verfasser, wie es den Anschein hat, das biographische Material über Loewe vervollständigen, so darf er auf Dank rechnen; ein solch unterschiedsloses Lobpreisen seiner Werke aber, das nicht Superlative genug finden kann, ermüdet den Leser, anstatt ihn zu überzeugen. Gewiß ist, daß Loewe von der jüngeren Generation theilweise unterschätzt wird; als ebenso gewiß aber darf man annehmen, daß auch sein „Echtes" der Nachwelt unverloren bleibe. Wir glauben, daß dazu — mehr als alle noch so gut gemeinten Verherrlichungen Loewe's — die billigen Ausgaben seiner Gesänge und Balladen beitragen werden.

μα. **Janka Wohl.** François Liszt, Souvenirs d'une compatriote. Paris, Paul Ollendorff. 1887.

Franz Liszt. Erinnerungen einer Landsmännin, von Janka Wohl. Deutsche Originalausgabe. Jena, Hermann Costenoble. 1887.

Die Verfasserin will Liszt, den sie nur in den letzten beiden Jahrzehnten seines Lebens gekannt hat, nicht so sehr von der künstlerischen, wie von der menschlichen Seite schildern. Bei aller schwärmerischen Bewunderung für den außerordentlichen Mann sucht sie die Objectivität des Urtheils nicht zu verlieren. Das Buch ist recht unterhaltend geschrieben und bringt manche Einzelheiten von biographischem Interesse. Neu war uns, daß die Fürstin Wittgenstein, Liszt's Freundin, die letzten dreißig Jahre ihres Lebens mit der Abfassung eines philosophisch-religiösen Werkes beschäftigt war, das aus fünfundzwanzig Bänden besteht.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 15. Novbr. zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Ador. — Jeschua von Nazara. Roman auf die Ergebnisse der historischen Forschung begründet von Saul Ador. München, Fr. Bassermann. 1888.

Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen. Unter Mitwirkung von Felix Bamberg, F. v. Bezold, Alex. Brückner, Const. Bulle, F. Dahn, G. Droysen ꝛc. ꝛc. Herausgegeben von Wilhelm Oncken. 149. Abthlg. Berlin, G. Grote'sche Verlagshandlung. 1888.

Amor und Psyche. Ein Märchen des Apulejus. Aus dem Lateinischen frei übersetzt in Versen von Otto Siebert. Cassel, Ernst Hühn. 1889.

Arnold. — Der Umzug und andere Novellen. Von Hans Arnold. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 1888.

Bauermeister. — Zur Philosophie des bewussten Geistes. Eine Entwickelung des Gottesbegriffes aus der Geschichte der Religion und Philosophie von Wilhelm Bauermeister. Abthlg. I: Die Hypothese. Zweite Auflage. Hannover, Helwing'sche Verlagsbuchhandlung (Th. Mierzinsky). 1888.

Baumbach. — Kaiser Max und seine Jäger. Dichtung von Rudolf Baumbach. Leipzig, A. G. Liebeskind. 1888.

Bellermann. — Schiller's Dramen. Beiträge zu ihrem Verständniß von Dr. Ludwig Bellermann. Erster Theil. Berlin, Waidmann'sche Buchhandlung. 1888.

Benkard. — Marina. Ein Lied vom Nordseestrand in 12 Gesängen. Von Christian Benkard. Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei, A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1889.

Bleibtreu. — Zur Jahrhundertfeier der großen Revolution. Von Karl Bleibtreu. Berlin, S. Fischer's Verlag. 1889.

Böhtlingk. — Die beiden ersten deutschen Kaiser. Eine akademische Gedächtnißrede von Arthur Böhtlingk. Karlsruhe, A. Bielefeld's Hofbuchhandlung (Liebermann & Cie.) 1888.

Brinckmann. — Kunst und Handwerk in Japan von Dr. Justus Brinckmann. I. Band. Berlin, R. Wagner. 1888.

Burns. — Robert Burns' Gedichte in Auswahl. Deutsch von Gustav Lagerholy. Leipzig, Otto Spamer. 1889.

Cantoni. — Il Demonio dello Stile. Tre novelle del Alberto Cantoni. Firenze, G. Barbèra.

Carriere. — Jesus Christus und die Wissenschaft der Gegenwart. Von Moritz Carriere. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1888.

Champagner-Geist. Lieder und Lustspiele französischer Meister. Uebertragen von Sigmar Mehring. Berlin, Sigmar Mehring.

Chrusen. — Zwei Kaiser-Gräber. Ein Weihe-Lied von Chrusen. Heidelberg, Karl Winter's Universitätsbuchhandlung. 1888.

Concerning men and other papers. By the author of „John Halifax, Gentleman". London, Macmillan and Co. 1888.

Das Recht und die Staatsraison im Prozeß Geffcken. Von einem deutschen Richter. Hannover, Helwing'sche Verlagsbuchhandlung (Th. Mierzinsky). 1888.

Des Freiherrn Carl Ernst Wilhelm von Canitz und Dallwitz, Königl. Preuß. General-Lieutenant und General-Adjutant König Friedrich Wilhelms IV., Staats- und Cabinets-Minister und Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Denkschriften. Aus dem Nachlaß herausgegeben von seinen Kindern. 2 Bde. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1888.

Dewall. — Manöver- und Kriegsbilder von Johannes v. Dewall. Illustrirt von H. Albrecht. Stuttgart, Karl Krabbe.

Die Bekenntnisse des heiligen Augustinus. Aus dem Lateinischen übertragen von Georg Rapp. Achte neu durchgesehene Auflage. Bremen, M. Heinsius. 1889.

Döllinger. — Akademische Vorträge von J. von Döllinger. Zweiter Band. Nördlingen, C. H. Beck'sche Buchhandlung. 1889.

Dombrowski. — Ungereimte Wald-Poesie von Raoul R. von Dombrowski. Klagenfurt, Joh. Leon sen. 1888.

Drewes. — Judas Iskariot. Eine Dichtung von Arthur Drewes. Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei, A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1889.

Druskowitz. — Eugen Dühring. Eine Studie zu seiner Würdigung von Dr. H. Druskowitz. Heidelberg, Georg Weiß. 1889.

Eckart. — Lieder und Bilder vom deutschen Meer. Herausgegeben von Rudolf Eckart. Norden, Hinricus Fischer Nachfolger. 1889.

Ehlers. — Kornähren der Poesie von Otto E. Ehlers. Dritte Auflage. Norden, H. Fischer's Nachf. 1888.

Ernst. — Gedichte von Otto Ernst. Norden, H. Fischer's Nachfolger. 1889.

Ernst II., Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha. — Aus meinem Leben und aus meiner Zeit. Von Ernst II., Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha. II. Bd. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1888.

Ferdinand. — Zur Psychologie der Liebe von Max Alfred Ferdinand. Berlin, R. Eckstein-Nachfolger (Hammer & Runge).

Ferschke. — In Reih und Glied. Soldatenbilder von Hermann Ferschke. Mit Illustrationen von G. Albrecht. Stuttgart, Karl Krabbe.

Flach. — Die Reform der Universitäten von Johannes Flach. Hamburg Verlagsanstalt und Druckerei. A.-G. (vormals J. F. Richter). 1888.

Fontane. — Fünf Schlösser. Altes und Neues aus der Mark Brandenburg. Von Theodor Fontane. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1888.

Frank. — Der Kampf ums Glück. Roman von Ulrich Frank. Berlin, Freund & Jeckel (Carl Freund). 1888.

Friedrichs. — Gestalten und Leidenschaften. Dichtungen von Hermann Friedrichs. Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei, A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1889.

Genschen. — Jungbrunnen. Gedichte von Otto Franz Genschen Berlin, Gebrüder Paetel. 1889.

Gesundheits-Kalender für Freunde der Naturheilkunde für das Jahr 1889. Berlin, W. Ißleib (Gustav Schuhr).

Gilm. — Ausgewählte Dichtungen von Hermann von Gilm. Herausgegeben von Arnold v. d. Passer. Leipzig, A. G. Liebeskind. 1889.

Gizycki. — Moralphilosophie, gemeinverständlich dargestellt von Georg von Gizycki. Leipzig, W. Friedrich.

Goldschmidt. — Schiller's Weltanschauung und die Bibel. Erläuterungen über „Kassandra" und „Das Ideal und das Leben" von Dr. J. Goldschmidt. Berlin, Rosenbaum & Hart. 1888.

Gubernatis. — Il Purgatorio di Dante. Dichiarato ai Giovani da Angelo de Gubernatis. Firenze, Luigi Niccolai. 1889.

Hackländer. — Der Tannhäuser. Eine Künstlergeschichte von F. W. Hackländer. Mit Illustrationen von A. Langhammer. Stuttgart, Karl Krabbe. 1889.

Hagebutten („Hetschepetsch"). Eine Sammlung lustiger Balladen und Romanzen, Lieder und Gedichte aus dem Rosengarten der Fliegenden Blätter. München, Braun & Schneider.

Heller. — Paula. Roman von O. Heller. Berlin, A. Deubner. 1888.

Herma. — Rösselsprünge aus deutschen Dichtern gesammelt und herausgegeben von A. Herma. Frankfurt a. M., August Osterrieth. 1889.

Hutton. — Literary essays by Richard Holt Hutton. London, Macmillan and Co. 1888.

Hutton. — Theological essays by Richard Holt Hutton. Third edition. London, Macmillan and Co. 1888.

Hygieinischer Volkskalender für Anhänger der naturgemässen Gesundheitspflege und arzneilosen Heilkunde auf das Jahr 1889. Herausgegeben von Dr. med. Max Böhm. Chemnitz, Tetzner & Zimmer.

James. — The Aspern papers. Louisa Pallang. The modern warning. By Henry James. 2 vols. London, Macmillan and Co. 1888.

Jerusalem. — Lehrbuch der empirischen Psychologie für Gymnasien und höhere Lehranstalten, sowie zur Selbstbelehrung. Von Prof. Dr. Wilhelm Jerusalem. Wien, A. Pichler's Wittwe & Sohn. 1888.

Jonge. — Rudolf von Jhering. Eine Skizze nach seinen Werken gezeichnet. Von Dr. jur. M. de Jonge. Berlin, Siemenroth & Worms. 1888.

Jullien. — Hector Berlioz, sa vie et ses œuvres. Par Adolphe Jullien. Ouvrage orné de quatorze lithographies originales par M. Fantin-Latour, de douze portraits de Hector Berlioz, de 122 gravures etc. Paris A la librairie de l'art. 1888.

Kaiser, Drei, von Gottes Gnaden. Ein Vermächtniß an das deutsche Volk von einem deutschen Theologen. Berlin, C. O. Knorr's Verlag.

Kant. — Immanuel Kant's Vorlesungen über Psychologie. Mit einer Einleitung: „Kant's mystische Weltanschauung" herausgegeben von Dr. Carl du Prel. Leipzig, Ernst Günther's Verlag. 1889.

Keller. — Johann von Staupitz und die Anfänge der Reformation. Nach den Quellen dargestellt von Dr. Ludwig Keller. Leipzig, S. Hirzel. 1888.

Kolb. — Die Offenbarung betrachtet vom Standpunkte der Weltanschauung und des Gottbegriffs der Kabbala von Franz Kolb. Leipzig, Gustav Fock. 1889.

Kruse. — Arabella Stuart. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Heinrich Kruse. Leipzig, S. Hirzel. 1888.

Kurz. — Gedichte von Isolde Kurz. Frauenfeld, J. Huber.

Lahmann. — Auf den Tod des Kaiser Friedrich's. Eine Dichtung von Johann Friedrich Lahmann. Bremen, H. W. Silomon. 1888.

Laotsee. — Taotekking von Laotsee. Aus dem Chinesischen von Friedr. Wilh. Noak. Berlin, Carl Duncker's Verlag (G. Heymons). 1888.

Leporin. — Die Kunst des Pflanzenlebens. Eine Blumengabe von V. Leporin. 4°. Berlin, W. Issleib (G. Schuhr).

Lindau. — Spitzen. Roman von Paul Lindau. 2 Bde. Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

Macdowall. — Facts about Ireland. A curve-history of recent years. By Alex B. Macdowall. London, Edward Stanford. 1888.

Meyer. — Die Entstehung der Erde und des Irdischen. Betrachtungen und Studien in den diesseitigen Grenzgebieten unserer Naturerkenntniß. Von Dr M. Wilhelm Meyer. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 1888.

Niemann. — Eulen und Krebse. Roman von August Niemann. Gotha, C. F. Windaus' Buchhandlung (J. Goetsch). 1888.

Niemann. — Die Erziehung des Menschengeschlechts. Philosophische Betrachtung von August Niemann. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1889.

Nordau. — Vom Kreml zur Alhambra. Kulturstudien von Max Nordau. Dritte verbesserte Auflage. 2 Bde. Leipzig, B. Elischer Nachfolger (Bruno Winckler). 1889.

Oscar II. — Gedichte und Gedanken von Oscar II., König von Schweden und Norwegen. Mit allerhöchster Autorisation übersetzt von Emil Jonas. Berlin, E. Fischer Verlag. 1889.

Pasig. — Am Nil. Bilder und Skizzen aus dem Pharaonenlande von Paul R. Pasig. Zürich, Schröter & Meyer. 1888.

Passer. — Hermann von Gilm, sein Leben und seine Dichtungen von Arnold v. d. Passer. Mit Benutzung der Arbeiten von P. Schraffl. Leipzig, A. G. Liebeskind. 1889.

Pecht. — Geschichte der Münchener Kunst im neunzehnten Jahrhundert. Von Friedrich Pecht. Mit 40 Bilderbeilagen und zahlreichen Abbildungen im Text. München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft, vorm. Friedr. Bruckmann. 1888

Philippi. — Schiller's lyrische Gedankendichtung in ihrem ideellen Zusammenhange beleuchtet von Dr. E. Philippi. Augsburg, Albert Votsch. 1888.

Port. — Gedichte von Frieda Port. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1888.

Preser. — Ulrich von Hutten. Heldengedicht von Carl Preser. Kassel, Ernst Hühn. 1889.

Price. — The construction and types of Shakespeare's Verse as seen in the Othello. By Thomas R. Price. New York, Press of the New York Shakespeare Society. 1888.

Redwitz. — Ost und West. Novellen von Marie von Redwitz. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1888.

Rethwisch. — Letzte Jugendlieder von Ernst Rethwisch. Norden, H. Fischer's Nachfolger. 1888.

Riehl. — Lebensräthsel. Fünf Novellen von W. H. Riehl. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1888.

Rosenthal-Bonin — Die Schlange im Paradiese. Novellenkranz von H. Rosenthal-Bonin. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1888.

Rubin. — Geschichte des Aberglaubens. Von Dr. S. Rubin. Deutsch von J. Stern. Leipzig, E. Thiele.

Rülf. — Wissenschaft des Weltgedankens und der Gedankenwelt. System einer neuen Metaphysik von Dr. J. Rülf. Erster Theil: Wissenschaft des Weltgedankens. Zweiter Theil: Wissenschaft der Gedankenwelt. Leipzig, W. Friedrich. 1888.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von R. Virchow u. Fr. v. Holtzendorff. Neue Folge. Dritte Serie. Hft. 59: Leiden und Thaten der Frauen im Kriege. Von H. Hetzel. Hft. 60: Entstehung des Volkes Israel und seiner nationalen Organisation. Von Carl Heinrich Cornill. Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei, A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1888.

Schanz. — Licht. Ein Märchengedicht von Frida Schanz. Gießen, Emil Roth.

Schanz. — Brasilianische Reiseskizzen aus dem Jahre 1887. Von Moritz Schanz. Leipzig, Roßberg'sche Buchhandlung. 1889.

Scharling. — Sverre der Priester. Eine norwegische Königsgeschichte aus alter Zeit von Henrik Scharling (Nicolai). Deutsch von P. J. Willatzen. Einzige vom Verfasser autorisirte Ausgabe. Bremen, M. Heinsius. 1889.

Scheffel. — Gedichte aus dem Nachlaß von Joseph Victor von Scheffel. Zweite Auflage. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1889.

Schmidt. — Dr. Karl Schmidt's Geschichte der Pädagogik, dargestellt in weltgeschichtlicher Entwicklung und im organischen Zusammenhange mit dem Kulturleben der Völker. Neu bearbeitet von Dr. Friedrich Dittes und Dr. Emanuel Hanak in Wien. Erster Band: Die Geschichte der Pädagogik in der vorchristlichen Zeit, 4. Auflage, auf Grund der neuesten Forschungen und Quellenstudien bearbeitet, vielfach vermehrt und verbessert von Dr. Em. Hannak. Erster Halbband. Cöthen, Paul Schettler's Erben.

Schmitz. — Carmen Sylva (Königin Elisabeth von Rumänien) und ihre Werke. Von Oberlehrer Dr. Max Schmitz. Neuwied a. Rh., Heuser's Verlag (Louis Heuser). 1889.

Schmoller. — Zur Litteraturgeschichte der Staats- und Socialwissenschaften. Von Gustav Schmoller. Leipzig, Duncker & Humblot. 1888.

Shorthouse. — The countess eve. By J. H. Shorthouse. London, Macmillan and Co. 1888.

Sturmhöfel. — Vergessene Lieder von Nahida Sturmhöfel. Leipzig, Gustav Fock. 1888.

Szczepanski. — Die Falzgräfin. Ein Berliner Roman von Paul von Szczepanski. Leipzig, Carl Reißner. 1889.

Tausend und eine Nacht. Arabische Märchen. Aus dem Urtext vollständig und treu übersetzt von Dr. Gustav Weil. Dritte Auflage. 1. u. 2. Lfg. Stuttgart, Rieger'sche Verlagshandlung. 1888.

Wichert. — Suum cuique. Roman von Ernst Wichert. 2 Bde. Leipzig, Carl Reißner. 1888.

Widmann. — Jenseits des Gotthard. Menschen, Städte und Landschaften in Ober- und Mittel-Italien. Von J. V. Widmann. Frauenfeld, J. Huber's Verlag. 1888.

Wildenradt. — Ubbo, der Friese. Erzählung aus deutscher Vergangenheit von Johann von Wildenradt. Leipzig, Leipziger Verlagshaus (Greuell u. Francke). 1888.

Wulckow. — Pädagogische Briefe an eine Mutter. Von Richard Wulckow. Leipzig, H. Haessel. 1888.

Zeit- und Streit-Fragen, Deutsche. Herausgegeben von Franz von Holtzendorff. Neue Folge. Dritter Jahrgang: Hft. 39: Kurze Darstellung der neueren deutschen Kolonialgeschichte. Von Dr. Wilh. Breitenbach. Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei, A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1888.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Elwin Paetel in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

BINDING LIST APR 1 1935

AP
30
D4
Bd.57

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY